Lenz, Max, 1850-
Geschichte der k niglichen
R.W.B. JACKSON LIBRARY
OISE CIR
3 0005 02004 5012

Max Lenz

Geschichte der Universität Berlin

Erster Band

THE LIBRARY

The Ontario Institute

for Studies in Education

Toronto, Canada

LIBRARY
THE CARNEGIE INSTITUTE
FOR SUPPLEMENTARY
LEARNING
FEB 25 1913

GESCHICHTE

DER

KÖNIGLICHEN

FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT

ZU BERLIN

GESCHICHTE

DER

KÖNIGLICHEN

FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT

ZU BERLIN

VON

MAX LENZ

ERSTER BAND:
GRÜNDUNG UND AUSBAU

HALLE A. D. S.
VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES
1910

VORWORT.

Nicht aus eigenem Antrieb habe ich es gewagt, unserer Universität zu ihrer Säkularfeier eine Bearbeitung ihrer Geschichte in dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens darzubieten: ich erfülle damit einen Auftrag, den der Senat der Universität im Januar 1902 mir erteilte. So wenig ich mich nun dieser ehrenvollen Aufforderung entziehen durfte, und so gern ich die Aufgabe übernahm, ließen mich doch amtliche Verpflichtungen, sowie ältere literarische Pläne, für die ich mich bereits gebunden hatte, oder welche unaufschiebbar waren, zunächst wenig dazu kommen. Erst nachdem ich, im Herbst 1905, meine Biographie Napoleons abgeschlossen hatte, kamen die Vorarbeiten rascher in Fluß, so daß die Ausarbeitung des ersten Bandes (abgesehen von der Einleitung, die bereits früher skizziert war) im Oktober 1907 begonnen werden konnte. Dieser ist im Manuskript im Oktober 1909 abgeschlossen worden und liegt seit Neujahr im Druck vor. Während ich bis dahin auch für die Vorarbeit auf mich selbst angewiesen war, habe ich mich bei dem zweiten Bande der Darstellung ausgiebiger Hülfe erfreuen können. Im August 1909 gewährte der Herr Minister mir die Anstellung eines Hülfsarbeiters, den ich in Herrn Otto Unholtz gewann. Zugleich mit ihm bot Herr Professor Markull seine freiwillige Hülfe an. Beide Herren haben mir bei den gedruckten Quellen, insbesondere durch Herbeischaffen des biographischen Stoffes, die Vorarbeiten für den zweiten Band wesentlich erleichtert, daneben aber auch einen Teil der Aktenarbeit auf sich genommen. Nicht geringeren Dank schulde ich Herrn Dr. August Roloff, dem ich den größten Teil des Manuskriptes diktiert habe, der mir aber auch durch literarische Nachweise mannigfach geholfen hat. Durch die unermüdliche, treue und verständnisvolle Hülfe dieser Herren ist es möglich geworden, das vorgesteckte Ziel, wenn nicht ganz, so doch nahezu zu erreichen; auch für den noch ausstehenden Halbband, der den Schluß der Darstellung und das Register dazu umfassen wird, sind die Vorarbeiten so weit gefördert, daß sein Erscheinen um Ostern künftigen Jahres erwartet werden kann.

Denn daß ein Werk, welches den Anspruch macht, das Leben unserer Universität in seinem ganzen Umfange — Persönliches und Allgemeines, Wissenschaft und Politik, Lehrer und Lernende, Regierende und Regierte — mit dem Streben nach allseitiger Gerechtigkeit zu umspannen, nicht bis an die Gegenwart heran,

bis in den Kreis der Lebenden hinein geführt werden konnte, versteht sich von selbst und stand von vornherein fest. Auch der Geschichtsschreiber unserer Akademie hat seine Darstellung in der Hauptsache mit Johannes Müller und seinen Zeitgenossen abgeschlossen. Ich konnte etwas weiter herabgehen, da wir ja seitdem weiter gekommen sind; aber über das fünfte Jahrzehnt der Universität durfte auch ich eine Darstellung, welche jede Wendung der Entwicklung und jede Persönlichkeit berücksichtigen will, nicht wesentlich hinausführen, weil wir damit bereits die Jahre erreichen, in denen unsere Veteranen in den Lehrkörper der Universität eingetreten sind. Nur in wenigen großen Zügen soll es versucht werden, auch von der Folgezeit, die schon zur Gegenwart wird, ein Bild zu entwerfen.

Zum Glück wird die unvermeidliche Lücke gutenteils ausgefüllt durch den Inhalt des dritten Bandes, der seiner Natur nach ganz unpersönlich gehalten werden mußte. Er umfaßt die Berichte über die Entwicklung der wissenschaftlichen Anstalten, welche ich ihren Vorstehern verdanke, ferner eine Geschichte der juristischen Fakultät als Spruchkollegium von unserm Kollegen Seckel, und drittens die Statistik der Universität von der Hand meines Sohnes, Dr. jur. Friedrich Lenz. Mein Anteil an diesem Bande beschränkt sich, abgesehen von dem Bericht über das eigene Seminar, auf den Plan und die Anordnung. Schon Köpke hat seiner Geschichte der Gründung unserer Universität historische Berichte über die zu seiner Zeit vorhandenen Institute aus der Feder ihrer Vorsteher als Anhang beigefügt, sowie ein Verzeichnis der Rektoren und Dekane und Tabellen der Lehrer, der Studierenden und der Graduierten in den ersten fünf Jahrzehnten. Durch nichts aber kann das Wachstum unserer Universität in dem letzten halben Jahrhundert anschaulicher gemacht werden, sowohl die Entfaltung der Wissenschaften, wie der Zudrang und die Arbeitsleistung der Studenten und ihrer Lehrer, wie auch — nicht zu vergessen — die rastlos gesteigerte Fürsorge der Regierung, als durch die Geschichte unserer Institute und die Zahlen der Statistik. Köpke konnte 21 solcher Berichte in seinem Anhang vereinigen, während heute unsere Universität unter Einrechnung der Bibliothek (die aber auf besonderen Wunsch des Verfassers ihrer zum Fest erscheinenden Geschichte nicht unter unsere Berichte aufgenommen worden ist) 82 wissenschaftliche Institute umfaßt. Im Jahre 1860 dienten den Geisteswissenschaften im ganzen 4 Anstalten: das theologische Seminar, das philologische Seminar, das christlich-archäologische Kunstmuseum und der archäologische Apparat. Heute werden die Geisteswissenschaften an der Universität durch nicht weniger als 26 Seminare und Sammlungen repräsentiert, während die den Naturwissenschaften in weiterem Sinne gewidmeten Institute auf 55 angewachsen sind, von denen die medizinischen Institute allein 33 gegenüber 13 im Jahre 1860 betragen.

Die Urkunden, Akten und Briefe, welche den vierten Band füllen, sollten ursprünglich dem Werke nicht beigefügt werden; und was davon mitgeteilt wird, ist nur ein Bruchteil dessen, was zur Verarbeitung gelangte. Ich verdanke

es dem Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung, welche überhaupt jeden meiner Wünsche erfüllte, daß der Abdruck dieser Quellen erfolgen konnte. Bei ihrer Auslese wurde der Gesichtspunkt festgehalten, nur dasjenige zu geben, was um seiner selbst willen die Veröffentlichung verdient, sei es wegen der Persönlichkeit der Verfasser oder wegen der sachlichen Bedeutung für die Geschichte der Universität. Auch so mußte, um das Werk nicht ins Unabsehbare anschwellen zu lassen, vieles fortgelassen werden, was wohl unter jene Rubriken gehören würde. Ich finde vielleicht andere Gelegenheiten, diese Materialien, die mir zum großen Teil in Abschriften vorliegen, zu veröffentlichen, und stelle jedenfalls die letzteren der Forschung schon jetzt zur Verfügung. Daß dabei die Gründungszeit, obgleich hier die wertvollsten Stücke schon Köpke publizierte, und daneben Altensteins Epoche besonders berücksichtigt worden sind, liegt in der Natur der Sache.

Besondere Aufmerksamkeit erforderte bei der Vielgestaltigkeit des Stoffes die Ausarbeitung der Register für den darstellenden Teil. Hierfür trat, nachdem Herr Unholtz schon damit begonnen, im Mai d. J. als neuer Mitarbeiter Herr Studiosus Wegner ein, der in der Anlegung eines ausführlichen Sach- und Personenregisters seine Hauptaufgabe erhielt, aber auch bei anderen Arbeiten geholfen hat. Herr Unholtz hat ferner, von Herrn Wegner unterstützt, das Register des Urkundenbandes gemacht, dessen Drucklegung er ganz überwachte. Für den dritten Band schien kein Register nötig zu sein, da die Namen, welche man hier sucht, gewiß mit wenigen Ausnahmen in den Berichten über die Institute zu finden sind, denen ihre Träger angehören.

Auch bei den Korrekturen bin ich vielfach unterstützt worden. Unser Kollege, Herr Dr. Ernst Heidrich, hatte die Güte, die Darstellung und den Urkundenband mit zu lesen. An der Korrektur des ersten Bandes war Herr Oberlehrer Professor Ulrich in Halle, an der des zweiten wieder Herr Unholtz beteiligt. Die im dritten Bande vereinigten Stücke sind von ihren Verfassern korrigiert worden.

Eine Verarbeitung sämtlicher erreichbarer Quellen ist nicht angestrebt worden; die Arbeit hätte sonst kein Ende gefunden. Für das gedruckte Material mag vielleicht eine annähernde Vollständigkeit erreicht sein. In bezug auf die handschriftlichen Quellen mußte ich mich im wesentlichen auf die Berliner Archive beschränken, d. h. auf das Geheime Staatsarchiv, das Königliche Hausarchiv und die Registraturen der Universität und des Kultusministeriums.[1] An allen Orten wurde mir der freieste Zutritt zu den Akten gewährt. Für die Hülfe, welche mir dabei geleistet worden ist, schulde ich besonderen Dank den Herren Archivrat Dr. Arnold und Archivar Dr. von Caemmerer, der mir auch die Kollation der

1) Im Buch abgekürzt zitiert: Geh. St.-A., H.-A., U.-A., K.-M. Die Akten des K.-M. stammen meist aus der Repositur „Berlin, Universität“ und sind daher soweit nur nach den Repositurangaben zitiert worden.

aus dem Königlichen Hausarchiv abgeschriebenen Urkunden besorgt hat, sowie den Herren Rechnungsrat Skopnik und Rechnungsrat Schröder. Die von mir benutzten Akten des Geheimen Staatsarchivs stammen zum guten Teil aus der Registratur des Kultusministeriums selbst; daneben wurden die Bestände anderer Behörden und ferner die sehr reichhaltige Repositur über die „Nachlässe“ herangezogen, in der eine Menge mehr oder weniger privater Korrespondenzen aufbewahrt ist. Außerhalb der Archive habe ich nur für wenige Persönlichkeiten handschriftliche Quellen benutzt. Von besonderem Wert war die Erlaubnis, den Nachlaß Beymes, der bereits Köpke vorlag, bearbeiten zu dürfen. Auch mir hat der jetzige Besitzer, Beymes Urenkel, Herr von Gerlach-Parsow, diese Papiere in ihrem ganzen Umfang zugänglich gemacht; ich durfte sie in meinem eigenen Hause monatelang benutzen, darunter 33 Jahrgänge Familienbriefe, besonders Briefe des Ministers an seine Tochter, Frau von Gerlach. Gleichen Dank schulde ich Herrn Landrichter Dr. Boeckh, der mir den reichen Nachlaß seines Großvaters ebenfalls zur freien Verfügung anvertraut hat. Ferner habe ich die Schleiermacherschen Papiere, zunächst in den Kopien und Exzerpten der Sammlung Wilhelm Diltheys, danach in den Originalen auf der Königlichen Bibliothek, wo sie jetzt liegen, benutzen dürfen; auch die dort aufbewahrten handschriftlichen Nachlässe Fichtes, Wolfs, Varnhagens und anderer haben mir vorgelegen.

Zum Schluß ist es mir Pflicht und Freude, dem vorgeordneten Ministerium, das die Ausarbeitung des Werkes von Anfang an mit regster Teilnahme begleitet und gefördert und mir jede Freiheit in der Forschung gewährt hat, meinen ehrerbietigen Dank zu erstatten. Ich empfinde es schmerzlich, daß derjenige, der die einleitenden Verhandlungen mit mir geführt, Friedrich Althoff, die Vollendung des Werkes nicht mehr gesehen hat, in dem er einen Teil seiner eigenen Lebensarbeit wiedergefunden haben würde. An seine Stelle trat Herr Ministerialdirektor Dr. Naumann. Ihm darf ich für die liberale und verständnisvolle Unterstützung, welche ich jederzeit bei ihm gefunden habe, meinen besonderen Dank aussprechen.

Berlin, im September 1910.

Max Lenz.

INHALT

Erstes Buch.

Gründung und Ausbau.

Seite

Zur Einleitung: Der preußische Geist in den Jahren vor Jena . . . 3

Preußens Stellung im Reich seit dem Frieden von Basel 3. Politische Reformtendenzen 8. Krone und Bureaukratie 9. Unterschied zwischen dem Staate der Hohenzollern und dem der Bourbonen 11. Zuversicht des Volkes zum König und seiner Regierung 13. Aufklärung und Protestantismus 14. Religiöse Reformtendenzen 18. Abwandlungen in der religiösen und politischen Welt 19.

Erstes Kapitel: Erste Gedanken und Entwürfe 24

Karl Friedrich Beyme 24.

Beymes erster Plan 1802 35. Reformideen des Ministers v. Massow 36.

Das Collegium medico-chirurgicum 39. Pensionärchirurgen 43. Görcke als Stifter der Pepiniere 44. Reils Gutachten für Massow über eine Reform des Collegium medico-chirurgicum und der medizinischen Fakultäten 46. Ansichten des Grafen v. d. Schulenburg-Kehnert 50. Gutachten Hufelands 51. Reils Persönlichkeit und wissenschaftliche Stellung 53. Hufelands Persönlichkeit und wissenschaftliche Stellung 61.

Die Reformen bleiben unausgeführt 62. Neuausstattung der medizinischen Fakultät in Halle; Beymes Einfluß dabei 63. Ziele Beymes bei seinem Berliner Plan 65. Privater Charakter des Planes 69.

Zweites Kapitel: Beymes Plan und Auftrag 1807 71

Zusammenbruch des Staates; Verlust Halles und der meisten anderen Universitäten 71. Das Bedürfnis nach einer Universität in Berlin wird allgemein empfunden 72. F. A. Wolf trägt es Beyme vor 73. Wolfs Vorschläge 74. Die Hallenser wünschen die Verlegung ihrer Universität nach Berlin 75. Senden Schmalz und Froriep nach Memel 76. Ankunft der Deputierten in Memel 77. Audienz beim König 77. Das Königswort von Memel 78. Allerhand Bedenken 80. Beyme wird mit der Einrichtung der neuen Universität beauftragt 80. Verabschiedung der Deputierten 80.

Die Ersterwählten 81. Beyme beauftragt Nolte, mit den Theologen zu unterhandeln 81. Ersucht Schmalz, Froriep, Wolf, Fichte und Nolte um Mitteilung ihrer Ansichten 81.

Wolfs neue Vorschläge 85. Wolfs Indiskretionen 90.

Johannes Müllers Untreue, Schwanken und Entlassung; sein Verhältnis zu Fichte 92. Beymes Antwort auf Fichtes Plan 99.

Wehklagen in Halle nach der Rückkehr der Deputierten 100. Die Erwählten danken und senden ihre Gutachten ein 101.

Inhalt der Gutachten von Reil, Schütz, Hufeland, Schmalz, Wolf, Loder 102. Sonderstellung Fichtes 111. Sein Erlanger Plan 112. Fichtes Plan für die Berliner Universität 114.

Seite

Schleiermachers Glaube an Preußen 122. Seine Berufung 123. Seine „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne“ 124.

Weshalb Beymes Plan scheiterte 130. Herstellung der Universität in Halle 132.

Wolf fordert seine Entlassung 136. Wird zum Bleiben bestimmt 137. Schmalz, Schleiermacher und Fichte bleiben treu und eröffnen ihre Vorlesungen 138. Schütz, Ersch und Reil bleiben in Halle 140. Froriep geht nach Tübingen 141. Loder kommt nicht 142. Auch Bernstein bleibt in Halle 142. Letzte Amtshandlungen Beymes 143. Wolf und Schmalz werden belohnt, Fichte und Schleiermacher gehen leer aus 143. Literarische Fehde zwischen Schmalz und den Frankfurter Professoren 145.

Drittes Kapitel: Humboldt 148

Die Franzosen verlassen Berlin 148. Der Hof verschiebt abermals seine Rückkehr; die Petersburger Reise 148. Schmalz und Schleiermacher vor Davoust 149. Steins Ächtung 149. Seine Neuordnung der Verwaltung 149. Das Departement für Kultus und Unterricht 150. Beyme wird Justizminister, Dohna Minister des Innern 151. Humboldts Wahl zum Chef von Kultus und Unterricht 151. Humboldt verläßt Rom 151. Erfährt seine Ernennung 152. Versucht, das Amt abzulehnen; Gründe hierfür 153. Wird zur Annahme genötigt 156. Nimmt nur zögernd den Berliner Plan auf 156. Läßt Schmalz und Fichte fallen 157. Zurückhaltend gegen Schleiermacher 157. Verbindet sich mit Wolf 157. Wolf schon durch Stein und Dohna gefesselt 157. Anträge Humboldts für Wolf 158. Abschluß der Verhandlungen mit Wolf 159. Humboldt tritt für Berlin ein; will Frankfurt zunächst erhalten 160. Vorverhandlungen mit J. Chr. E. Schmidt und mit Savigny 161. Eintritt Uhdens in die Sektion 162. Dohna will Humboldt in Berlin zurückhalten 163. Humboldt trägt auf seine Berufung nach Königsberg an 164. Reist dorthin 166. Gewinnt die Führung gegenüber Dohna und Altenstein 166. Unsicherheit der allgemeinen Lage; Mannhaftigkeit Humboldts 167. Anträge für Fichte und Zelter 168. Erster Entwurf des Antrages auf die Errichtung der Universität 169. Konferenzen mit Altenstein 173. Neue Bedenken 174. Altensteins Abänderungsvorschläge 174. Zweite Redaktion des Antrages 175. Verwandtschaft und Differenz mit den Plänen von 1807 176.

Die Denkschrift Humboldts über die innere und äußere Organisation der wissenschaftlichen höheren Anstalten in Berlin 179. Ihre Abfassungszeit 179. Ihr Zusammenhang mit den allgemeinen Anschauungen Humboldts über den Staat und die nationale Erziehung 180. Ihr Inhalt 186. Unterschied gegenüber Schleiermachers „Gelegentlichen Gedanken“ 187. Anwendung dieser Ideen auf die Abgrenzung von Akademie und Universität 188. Humboldt nimmt der Akademie ihre Institute und Sammlungen 190. Die Stiftungsurkunde vom 16. August 1809 191. Ministerialkonferenz vom 28. August 191. Die Kabinettsordre an die Akademie vom 22. September; Antwort derselben 194. Die Summe 194.

Rückkehr aus Königsberg. Weiterführung der Verhandlungen mit Schmidt, Savigny und Reil 195. Humboldt übernimmt das Medizinalwesen; sein Entwurf einer Neuordnung desselben 197. Verwandtschaft mit Reilschen Ideen 199. Humboldt will Reil die leitende Stellung geben 200. Antrag für Reil, 5. Februar 1810 201. Besprechungen in Halle; Horkel und Graefe werden gewonnen 201. Steffens' Berufung scheitert 201.

Reil wird berufen und nimmt an 202. Antrag auf Berufung Rudolphis und Horkels 203. Graf Hoffmannsegg bietet seine zoologische Sammlung zum Geschenk an 203. Gewinnung Illigers 204. Anträge an Gauß und Oltmanns 205. Der Antrag auf Eröffnung der Universität zu Michaelis 1810 in dem Generalbericht vom 23. Mai. Weitere Anträge: Bekker, Klaproth, Willdenow und andere Berliner 206. Gehaltserhöhung für Fichte 207. Wolf entzieht sich jeder festen Anstellung 208. Humboldt stellt den Antrag an den König, die Universität zu Michaelis zu eröffnen

Seite

(23. Mai 1810) 210. Die bestätigende Kabinettsordre vom 30. Mai 211. Einsetzung der Einrichtungskommission 211.

Humboldts Entlassung 211. Humboldt behält zunächst den Auftrag, die Universität einzurichten 219.

Die Arbeiten der Einrichtungskommission 220

a) Zusammenstellung des Lehrkörpers 220

Uhden Präsident, Schleiermacher Stellvertreter. Humboldts Teilnahme. Werbungsreisen 220.

Die Werbungen. — 1. Die theologische Fakultät: Entwürfe Schleiermachers für die Bildung der Fakultät und für einen akademischen Gottesdienst 221. Anträge und Berufungen: Planck 224. De Wette 224. Schleusner 224. Marheineke 224. Münscher 225. Ammon 227. 2. Juristen: Hugo 227. Bucher 229. Biener 229. Haubold 229. Goßler 230. 3. Mediziner: Kielmeyer 230. Hochstetter 232. Jäger 232. Graefe 232. Nasse 233. Übergehung beider Walter 233. Knape 234. Bernstein. 234. Reich 235. Wolfart 236. Flemming 237. Friedländer 238. Kohlrausch und Horn 238. 4. Philosophische Fakultät: a. Mathematisch-naturwissenschaftliche Gruppe: Karsten 239. Weiß 239. Klaproth 241. Hermbstädt 241. Sigwart 242. Daniel Tourte und Paul Erman 242. Tralles, Eytelwein, Gruson und Burja 243. Bode 245. Illiger will nicht lesen und Lichtenstein tritt für ihn ein 246. Willdenow 247. Zeune 249. b. Histor.-philolog. Gruppe: Hoffmanns Denkschrift über die Professur der Staatswissenschaften 250. Antrag an Sartorius 254. Wahl Hoffmanns 256. Thaer 256. G. L. Hartig 257. Woltmann, Bredow, Dippold, Wilken, Heeren 258. Rühs 259. Stein 261. Ancillon 261. Niebuhr 262. Hirt 262. Gottfried Hermann 264. Spalding, Bernhardi, L. Ideler 265. Böckh, Heindorf 266. Weiterungen mit Wolf 267. Bellermann 269. v. d. Hagen 270. Lektoren der neueren Sprachen 271. Himly 273. Allgemeines Ergebnis der Werbungen 273.

b) Organisierung des Unterrichts und der Verwaltung 276

Provisorisches Reglement 276. Schmalz zum Rektor designiert 278. Designierung der Dekane 279. Gesetze für die Studierenden, Matrikeln, Fakultätszeugnisse, Ferienordnung 279. Eine Bestimmung über die Habilitation der Mediziner 280. Akademische Gerichtsbarkeit 280. Gebührenordnung 282. Verschiebung des Inaugurationstermins 283. Akademischer Gottesdienst 283. Amtstrachten 283. Die Siegel der Universität und der Fakultäten 284. Titulatur des Königs 284. Universitätsbezirk, Studentenquartiere, Mittagstische 286. Honorarwesen 286. Schlußbericht an den König 287. Bestätigungen durch den König 287. Erste Senatssitzung; Senatsreglement; erste Immatrikulationen 287.

Das Haus der Universität 290

Geschichte des Palais bis 1809 291. Zustand des Schlosses beim Tode des Prinzen (1802) 291. Beyme wählt das Palais zur Universität 296. Nolte für das Ansbachsche Palais 296. Humboldt nimmt Beymes Idee auf, die der König bestätigt. Uhden mit der Übernahme und Einrichtung eines Auditoriums für Wolf, Schleiermacher, Fichte und Schmalz beauftragt 297. Widerstand der Insassen des Palais 298. Wahl der Auditorien und der Räume für die Sammlungen 300. Gedicht Achim von Arnims und Kantate Clemens Brentanos auf die Eröffnung der Universität 301.

Viertes Kapitel: Schuckmann 305

1. Der neue Chef 305

Scharfe Wendung 305. Herkommen und frühere Stellungen Schuckmanns 306. Persönlichkeit und Stellung zu den Problemen der Epoche 308. Grundsätze seiner Geschäftsführung 313. Beseitigung der Einrichtungskommission und der Dotation 314. Schroffheit Schuckmanns im Verkehr mit seinen Räten 316.

Seite

2. Konflikte des ersten Rektors mit der Regierung 317
Schmalz' grundsätzlicher Gegensatz gegen die Organisation 317. Zwist über die außerakademischen Vorträge 318. Zwist über die Immatrikulation 319 Zwist des Departements mit Rektor und Senat über den Anfang der Sommervorlesungen und die Publikationsbefugnis der Universität 323. Mißgriff des Rektors 323. Wird vom Departement desavouiert und erhält ein Strafmandat 324. Droht mit Abdankung 325. Sucht bei Hardenberg Schutz 325. Hardenberg entscheidet nach Schuckmanns Antrag 327. Schmalz reicht seine Entlassung ein und beauftragt Fichte mit seiner Vertretung 327. Haltung des Senats gegen Schmalz 327. Zwischenstellung Schleiermachers 329. Schuckmanns Replik an den Senat 330. Abänderung des Reglements (§ 23) über die Zensurfreiheit der Universität 331. Der Rektor läßt sich besänftigen 333. Lehnt den Ruf nach Dorpat zum drittenmal ab, erhält einen Zuschuß 333. Letzter Konflikt zwischen Rektor und Departement wegen der Privatfechtböden 334. Der Zwist zwischen Departement und Senat beigelegt 335. Die Ferienordnung neu geregelt 336.

3. Allerhand Reibungen nach außen und innen 336
Ärger des Königs über den burschikosen Ton in der Studentenschaft. Verbot der Kokarden 336. Kampf des Gouverneurs Graf Kalckreuth gegen Kokarden und bunte Jacken 338. Der König beanstandet die Courfähigkeit der Dekane 340. Bestätigt die Schenkungsurkunde für das Pr. Heinrichsche Palais 340. Kämpfe mit den fremden Insassen des Universitätsgebäudes 342. Zwistigkeiten der medizinischen Institutsdirektoren unter sich 342. Mißstimmung Schleiermachers und anderer 343.

4. Die Vorlesungen des ersten und zweiten Semesters 344
Glückliche Stimmung Niebuhrs 344. Seine Vorlesungen 345. Freundschaft mit Savigny. Die Graeca 345. Alleinstehen Fichtes 346. Fichte auf dem Katheder 347. Sein Einfluß auf die Studenten. Beurteilung durch Twesten; Abwandlung in dessen Ansichten über Fichte, Niebuhr und Schleiermacher 347. Wolf als Lehrer, hervorragend über die andern Philologen 352. Gerät in neuen Zwist mit Universität und Departement über seine Amtsstellung 354. Gerechte Entscheidung Schuckmanns 355. Wachsender Groll und Isolierung Wolfs 355. Vorlesungszahlen 356.

5. Regelung des Promotionswesens 358
Die Verfügung des Departements vom 4. Nov. 1810, verf. von Schleiermacher, ein Kapitel seiner „Gelegentlichen Gedanken“ 359. Das Gutachten der theologischen Fakultät 361. Das Gutachten der philosophischen Fakultät. Fichte voller Gegensatz gegen Schleiermachers Verfügung 362. Das Gutachten der juristischen Fakultät 371. Das Gutachten der medizinischen Fakultät 373.

6. Ergänzungen und Wechsel im Lehrkörper 382
Theologische Fakultät: Gedanke an Augusti und Martini 382. — Juristische Fakultät: Mehring, Reinicke, Verhandlung mit Heise 383. Goeschen 384. Eichhorn 384. — Medizinische Fakultät: Wolfart, Nasse, Troxler 388. Antrag der Fakultät auf Berufung Wenzels 389. — Philosophische Fakultät: Böckh kommt 390. Heindorf geht nach Breslau 390. Spalding stirbt 391. v. d. Hagen geht nach Breslau 391. Willdenow von der Reise zurück, stirbt. Hermbstädt Ordinarius 392. Die 2. philosophische Professur; Kandidatur von Steffens und Fries 392. Solger 394. Sparsystem der Regierung 396.

7. Die ersten Wahlen des Rektors und der Dekane 397
Ansetzung der Wahlen und Ordnung des Wahlverfahrens 397. Die Abstimmung bei der Rektorwahl 399. Wahl der Dekane 401. Königsgeburtstag 401.

8. Fichtes Kämpfe 402
Rektorwechsel. Fichtes Antrittsrede; warnt vor dem Pennalismus 402. Wahrt die Würde seines Amtes gegenüber anderen Behörden 403. Die Studentenschaft nach

Seite

Herkunft und Bildung 404. Reibereien zwischen den Studenten der Medizin und den Zöglingen der militärärztlichen Bildungsanstalten. Fall Niesar 407. Fall Melzer-Brogi 410. Fall Klaatsch-Brogi 412. Fichte im Konflikt mit dem Syndikus Eichhorn 413. Eichhorn erhält im Senat Recht 415. Fichte reicht sein Entlassungsgesuch ein 415. Senats- und Ehrengericht über Klaatsch und Brogi 416. Der Senat will Fichte bei dem Rektorat festhalten 418. Erregung in der Studentenschaft; Petitionen der Fichteaner vom Dezember und 29. Februar 418. Fichte überreicht die Bittschrift vom 29. Februar dem Departement; Entrüstung der Gegner 421. Senat und Rektor verklagen sich gegenseitig bei dem Departement 422. Das Departement schiebt die Entscheidung hinaus und fordert die Voten der Senatoren über bestimmte Punkte in den Akten ein 424. Der Schiedsspruch des Departements 427. Niederlage der Majorität 428. Entlassung Fichtes und Ernennung Savignys zu seinem Nachfolger 429.

9. Die Ausarbeitung der Statuten 431

Einsetzung einer Viererkommission zur Beratung des Uhdenschen Entwurfes: Schleiermacher, Savigny, Rudolphi, Böckh 431. Ihr Gegenentwurf, mehrfach revidiert, verdrängt den Uhdens 432. Verzögerung des Abschlusses im Departement 433. Vergleichende Analyse der beiden Entwürfe und ihrer Revisionen 434.

10. Unter dem Bündnis mit dem Feinde 468

Untergang der Großen Armee 481. Furcht und Hoffnung in Berlin 482. Neuer Zank Fichtes mit dem Senat und spez. mit Rudolphi 483. Stimmungen der Gleichgültigkeit vor dem Ausbruch der Krisis 486. Schleiermachers lodernder Patriotismus 487. Seine Predigt vom 3. Januar 1813. Wird von der Regierung überwacht und verwarnt 488.

11. Im Freiheitskriege 489

Ausbruch des Kampfes 489. Aufbruch der Studentenschaft 490. Anteil der Professoren an den Rüstungen 491. Abmarsch der Franzosen. Einzug der Russen, Yorks und des Königs 492. Stimmung dieser Tage 493. Fichtes Abschiedsrede 494. Schleiermachers Rede von der Kanzel, 28. März 495. Verödung der Universität 496. Solgers und Niebuhrs Wunsch, mit zu kämpfen 496. Niebuhr und Schleiermacher gründen den „Preußischen Correspondenten“ 497. Schmalz bietet sich Hardenberg als Publizisten an 498. Fichte will Feldprediger werden 498. Niebuhr und Hoffmann von dem Staatskanzler berufen 500. Die Mediziner in den Lazaretten 500. Bildung des Landsturms 500. Des französischen Kaisers Kriegsplan 501. Ernst der Lage 501. Ausbau der Landsturmorganisation 502. Die Franzosen diesseits der Elbe 502. Allgemeines Flüchten 503. Die Professoren bleiben und treten in den Heerbann 503. Verschanzungen 505. Größe der Gefahr 506. Abmarsch Neys 507. Schlacht bei Bautzen 507. Trauer der Professoren über den Waffenstillstand 508 Kleinmut und Opposition des Magistrats und der Behörden gegen die Patriotenpartei 509. Der Polizeipräsident denunziert Savigny und den Universitätssyndikus Eichhorn 512. Kampf um den Landsturm im Hauptquartier 513. Der König in Berlin; hebt den Landsturm auf 513. Unermüdlichkeit Schleiermachers 514. Übernimmt die Redaktion des Correspondenten 515. Schreibt gegen die Friedensfreunde 515. Erhält zwei Verwarnungen 516. Legt die Redaktion nieder und denkt an Auswanderung 520. Weitere Schicksale des Correspondenten 520. Die Kriegstaten beider Eichhorn 520. Königsgeburtstag 521. Rektorwahl 521. Ausnutzung des Hauses und des Gartens der Universität durch die Militärbehörden 521. Abenteuer Chamissos 522. Halle wird restituiert 523. Der Finanzminister Graf v. Bülow beantragt die Aufhebung der Berliner Universität zugunsten Halles 524. Studentenmangel im Winter 1813/14 525. Tod Reils 525. Tod Fichtes 526. Böckhs Prooemium zum Katalog für das Sommersemester 1814 527. Heimkehr der

Seite

Krieger 527. Böckhs Rede am 3. August 1814 527. Ehrenpromotionen Hardenbergs und der Heerführer 528. Herbeiströmen der Studenten 528. Anträge der Universität auf baldige Inauguration und Verleihung der Statuten, auf neue Institute und Professuren 529. Bescheidung durch den Minister 531. Gedächtnisfeier der Erhebung, 9. Februar 1815 532. Neuer Krieg 532. Kleinmütiger Antrag des Senats an den Minister 533. Separatvoten Böckhs, De Wettes und Goeschens 534. Entgegenkommen der Regierung 536. Die Jugend drängt sich zum Kriege 537.

12. Nach dem Kriege 539

Schmalzens Pamphlet und sein Federkampf mit Niebuhr, Rühs und Schleiermacher 539. Schleiermacher wird aus dem Departement gedrängt; zum Rektor gewählt 542. Kämpfe um den Alleinbesitz des Hauses der Universität und ihres Gartens 542.

13. Ergänzungen und Wechsel im Lehrkörper bis 1817 545

A. Medizinische Fakultät 545. — Antrag an Brandis d. Ä. 545. Berufung von Berends 545. Berufung Ad. El. v. Siebolds 546. Berufung Links 547. Adepten des Magnetismus 550. Kluge 550. Wolfart 551. Koreff; Herkommen und Jugend 552. Koreff in Paris 553. Seine Schwindeleien 553. Kommt im Frühjahr 1814 nach Wien, wird Freund Humboldts und seiner Frau 556. Tritt in den Dienst des Staatskanzlers 557. Seine Wünsche 557. Wird Hardenbergs Leibarzt und Ordinarius an der Berliner Universität 559. Wolfart zum Ordinarius befördert 559. Friedländer wird von der Fakultät abgelehnt 561. Hufelands Zwischenstellung 561. Aufnahme Koreffs in den Lehrkörper 563.

B. Juristische Fakultät 564. — Verhandlungen mit Anselm Feuerbach 564. Abgang Eichhorns 565. Allgemeine Mißstimmung. Klage Humboldts 566. Anträge an Heise und Hasse 568. Berufung Sprickmanns 568. Antrag an Falk in Kiel 570. Barkow habilitiert sich 570.

C. Philosophische Fakultät 570. — Klaproth stirbt. Anträge an Berzelius und andere Chemiker 570. Hoffmann scheidet aus 571. Beratungen und Kämpfe in den Fakultäten und im Senat über die Nachfolge Hoffmanns und Fichtes 571. Der Antrag an Hegel kommt zu spät 578. Neue Vorschläge der Universität lehnt der Minister ab 583. Tölken übernimmt philosophische Vorlesungen 586. Schad 586. Calker 587. Anträge an Ewers und Dahlmann 588. Berufung Wilkens 590.

Erste Promotionen und Habilitationen in der philosophischen Fakultät 594: Habilitation Lachmanns 596. Wernickes Habilitation und Tod 597. Stuhr 597. Bothe 599. Zimmermann 600. Lehmus 601. Flörke 603. Hayne 603. Tölken 605. Brandis 606. Heinr. Ritter 607. Joh. Frdr. Eiselen 607. Stenzel 609. — Siegwart, Bernhardi, Eytelwein und Himly scheiden aus 609. Gruson Extraordinarius. L. Ideler 610. Neuere Sprachen 610.

D. Theologische Fakultät 611. — Gegensätze 611. Marheineke 612. Neander 614. Friedrich Lücke und sein Göttinger Kreis 626. Lücke habilitiert sich; vermittelt zwischen Schleiermacher, De Wette und Neander 628. Schleiermacher und De Wette werden Freunde 629. Anträge der Majorität für Lückes Beförderung 630. Lücke geht nach Bonn 632.

14. Abschluß der Statuten. Reformationsfest. Abgang Schuckmanns 632

Die Regierung zögert den Abschluß jahrelang hin 632. Die Feier der Übergabe der Statuten am 26. April 1817 635. Krisis in der Regierung 639. Die Gedächtnisfeier der Reformation, 3. November 1817 639. Schleiermachers Festrede 641. Schuckmann muß sein Amt mit dem Berg- und Hütten-Departement vertauschen 643.

Berichtigungen.

S. 11, A. 1: Nicht Ferdinand, sondern Gottlieb Delbrück war Kleins Schwiegersohn.
S. 20, Z. 23 lies: doch eben nicht statt: doch nicht mehr ganz.
S. 34, Z. 7 lies: Geschäfte.
S. 34, Z. 17: Tralles war Hamburger.
S. 156, Z. 12 lies: in ihr Studium.
S. 222, Z. 3 lies: in einer zweiten Denkschrift.
S. 234, A. 2 lies: Chamisso.
S. 238, A. 1 lies: an Zeunes Blindeninstitut.
S. 247, Z. 16 lies: Zwei Jahre.
S. 258, Z. 28 lies: Ersteres.
S. 308, Z. 20 lies: Nicolai.
S. 365, Z. 6 lies: 16. Dezember.
S. 477, A. 1 lies: Oltmanns.
S. 478, Z. 39 lies: Tzschirner.
S 559, Z. 21 lies: Generalchirurgenstelle.

Zu S. 497 ff. Über den „Preußischen Correspondenten“ konnte ich eine erst im Manuskript vorliegende Arbeit meines Schülers, des Herrn Max von Lettow-Vorbeck, benutzen, welche demnächst im Druck herauskommen wird.

Erstes Buch.

Gründung und Ausbau.

Zur Einleitung.

Der preußische Geist in den Jahren vor Jena.

Die Politik Preußens in der Epoche des Friedens von Basel pflegt von der Nachwelt nicht mit Wohlwollen beurteilt zu werden. Denn für uns verknüpft sich mit den Jahren des Friedens, den der Staat Friedrichs des Großen in Basel für sich und die ihm verbundenen Reichsstände erwarb und länger als ein Jahrzehnt aufrecht hielt, die Erinnerung an die Jahre der Schmach und der Knechtschaft, die ihnen folgten. Und wie man auch immer über den Rücktritt Preußens aus dem Kriege gegen die französische Republik denken mag, ob man darin einen Verrat sehen will an den vaterländischen Interessen oder das Ergebnis eines unerträglichen Zwanges, so läßt es sich doch nicht bestreiten, daß der Untergang des Reiches und die Übermacht Frankreichs auf dem deutschen Boden, die Zerreißung und Knechtung der Nation in den Verhandlungen zu Basel ihren Ursprung und Anfang gehabt haben.

Preußens Stellung im R seit dem Frie von Basel

Den Zeitgenossen selbst erschienen die Dinge, solange jener Friede währte, in einem wesentlich anderen Lichte. Die Anklagen gegen Preußen, an denen es nicht fehlte, drangen doch kaum über die Kreise der Wiener Hofburg und der mit ihnen verbündeten Regierungen hinaus; im Reiche selbst dienten ihnen meist besoldete Federn, oder sie wurden bei den von Österreich abhängigen geistlichen und kleinen weltlichen Ständen laut, die sich von den größeren deutschen Höfen fast mehr bedrängt sahen als von den Franzosen. Und auch hier verstummten sie allgemach, als nach schweren Kriegsjahren endlich der Reichsfriede geschlossen wurde, den Preußen bei seinem Sonderabkommen sogleich ins Auge gefaßt und immer angestrebt hatte. Die Sympathien für den Berliner Hof aber waren nicht bloß innerhalb der Stände lebendig, die von der Demarkationslinie eingeschlossen waren, d. h. in Nord- und Mitteldeutschland bis südlich vom Main, sondern kaum weniger in den oberen Reichskreisen. Vor allem im Südwesten, an den protestantischen Höfen, in Darmstadt, in Karlsruhe und in Stuttgart, dort wo das Feuer am nächsten brannte, aber zugleich die Hoffnung bestand, aus dem allgemeinen Brande mit geschicktem Zugreifen ein paar Balken retten zu können, um damit das eigene Haus fester und geräumiger zu machen.

Es waren die Fürsten, welche im deutschen Fürstenbund die Hand Friedrichs des Großen mit besonderem Eifer ergriffen hatten. Indem Preußen zurücktrat, gerieten sie zwischen Frankreich, mit dem sie von jeher freundnachbarliche Beziehungen unterhalten hatten, und Österreich, zu dem sie in kaum verhülltem Gegensatz gestanden hatten, in eine unerträgliche Pressung. Was Wunder, daß sie bald, noch während des Krieges, nach den westlichen Nachbarn hinüberschielten, die sich nicht nur als die Stärkeren erwiesen, sondern auch bereitwillig die Entschädigungen aus dem Reichsgut versprachen, welche der Kaiser nach allen Traditionen seines Hauses niemals bewilligt hätte. Wie die Regierungen, so waren aber auch im wesentlichen ihre Untertanen gesinnt. Wenn einmal die Bauern des Breisgaus oder des Odenwalds über die plündernden und geschlagenen Franzosen herfielen, so waren das eben Zugewandte Habsburgs oder der geistlichen und reichsgräflichen Herren, die, wie ein süddeutscher Diplomat vom Reichstage nach Hause schrieb, alles aufs Spiel setzten, um alles zu behalten; und es war noch mehr die Wut über die Ausschreitungen der zuchtlosen Soldateska, was ihnen Gewehr und Dreschflegel in die Hand drückte, als Anhänglichkeit an ihre Herren oder gar der Wunsch, sich für die Erhaltung des Reichsverbandes aufzuopfern. Mit dem nationalen Empfinden von heute hatten jene Wallungen nichts zu schaffen; dies hat sich erst ausbilden können, nachdem die Formen des alten Reiches zerschlagen waren, und steht eher im Gegensatz zu dem Reichspatriotismus jener Tage, als daß es ihm verwandt wäre. Auch waren es nicht bloß die Protestanten, die den Gegnern Österreichs zuneigten. In Bayern wenigstens stellte sich die Bevölkerung schon bei dem ersten Einbruch Moreaus 1796 unverhohlen auf die Seite der Eroberer: die Stände waren es, welche hier den Waffenstillstand von Pfaffenhofen abschlossen, und nirgends waren die Österreicher verhaßter als in den altbayrischen Bezirken an der Isar und dem Inn. War doch in der Tat die Selbständigkeit Bayerns von keiner Seite mehr gefährdet als von Wien her, wo man noch immer nicht die Annexionsgedanken aufgegeben hatte und eine Zeitlang sogar die Franzosen dafür zu gewinnen hoffte. Nichts brachte dem neuen Kurfürsten Max Joseph die Herzen seiner Untertanen näher, als daß er, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, schon von Zweibrücken her ein Freund Frankreichs und des Friedens war. In den Krieg ließen sich diese Regierungen von dem Kaiser und seinen Verbündeten nur hineinreißen, weil sie sich von Preußen verlassen sahen. Aber sie rechneten es diesem nicht an, sondern sahen voll Neid auf die behaglichen Zustände innerhalb der Demarkationslinie; und wenn Österreichs Siege ihre Sympathien für Frankreich einen Moment zurücktreten ließen, so erwachten diese mit neuer Stärke, sobald sich der Sieg endgültig auf die Seite Frankreichs neigte. Als Moreau im Herbst 1800 abermals siegreich gegen den Inn vordrang, waren auch die Katholischen fast alle für die fränkische Republik

und ihren jungen Herrscher, der die zerbrochenen Altäre wieder aufrichtete und den Frieden in die Welt zurückführte, gewonnen.

Eingeleitet wurde freilich dieser Friede durch die Zertrümmerung des alten Deutschlands. Die geistlichen Fürstentümer, auf denen das alte Reich in seiner großen Zeit recht eigentlich geruht, die freien Städte, in denen das wirtschaftliche wie das geistige Leben in den späteren Jahrhunderten am kraftvollsten pulsiert hatte, und so viele andere Reste geistlicher und weltlicher Herrschaften wurden beseitigt und aufgeteilt. Was alle Revolutionen und Bürgerkriege nicht erreicht hatten, ward wie zur Feier und Bekräftigung eines Friedens vollzogen, der sich als der Weltfriede ausgab und wenigstens für Preußen und das Reich zunächst bestehen blieb, als der Westen und der Osten Europas schon wieder gegeneinander und in einen neuen Krieg hineingetrieben wurden: unter dem Druck, es ist wahr, der fremden Gewalt, die sich an die Stelle der beiden deutschen Vormächte im Westen und Süden des Reiches gesetzt hatte, aber zugleich doch unter der Mitwirkung aller der Stände, die nach Lage, Überlieferung und Interesse davon Gewinn erhofften. Es war ein neuer Sieg des Staatsprinzips der Reformation, und der umfassendste von allen. Denn den protestantischen Häusern fiel der größte Teil des Raubes zu; und wenn Bayern und am Ende auch der Kaiser selbst daran teilnahmen, so unterwarfen sie sich damit eben dem Geiste der Zeit und trieben unwiderstehlich in eine Strömung hinein, die sie von ihren Traditionen weit hinweg führte.

Preußen aber profitierte bei dem leichten Spiel am meisten, und nicht bloß durch den Erwerb an Untertanen und Einkünften, sondern auch durch Gewinnung allgemeiner Sympathien in der Nation. Um so mehr, als der junge König, der seit dem November 1797 den preußischen Thron einnahm, keinen höheren Ehrgeiz kannte, als den Frieden für Preußen und die befreundeten Stände zu erhalten, und alle Versuche, die von Paris oder von Petersburg, Wien und London gemacht wurden, ihn zur Aktion zu vermögen, von sich wies. So wahrte Preußen die Stellung, welche ihm Friedrich der Große durch seine Annäherung an die mittleren und kleineren deutschen Staaten in Deutschland erworben hatte, noch im Zerfall des Reiches selbst. Niemals hat der Name des großen Königs heller geglänzt. Man bewunderte aber in ihm schon nicht mehr den Helden, der seinen Staat in heroischen Kämpfen zur Großmacht erhoben hatte, sondern den weisen Regenten, welcher Macht und Intelligenz miteinander vermählt und in der Glückseligkeit seiner Untertanen das höchste Ziel der Staatskunst erblickt habe; und man beglückwünschte den jungen Monarchen, der im Sinne Friedrichs „des Einzigen“ Preußen mitten unter den Stürmen der Epoche zu einem Hort des Friedens, der Aufklärung und des vernünftigen Fortschritts zu machen strebe.

Wie ehedem die militärischen Institutionen, so waren es jetzt die bürgerlichen Ordnungen Preußens, welche die Bewunderung der deutschen Welt erregten

und zur Nachahmung reizten. In diesen Jahren konnte Pütter der Hoffnung Ausdruck geben, daß das preußische Landrecht sich zu einem allgemeinen deutschen Gesetzbuch auswachsen möge, und ein Schüler des großen Göttinger Juristen, Reitemeier, damals Professor in Frankfurt a. O., jedoch ein geborener Göttinger, einen Versuch dieser Art unternehmen. Noch lebendiger war der Widerhall, den die Bemühungen der preußischen Regierung in dem protestantischen Deutschland, ja selbst über dessen Grenzen hinweg in den katholischen Gebieten bei dem Versuch fanden, die Schranken zu beseitigen, welche die Konfessionen zwischen sich aufgerichtet hatten, und im Geiste der Zeit die evangelische Religion, ihren Kultus und ihre Verfassung wie das Dogma selbst neu zu beleben. Die Anziehungskraft, welche der Staat der Hohenzollern seit mehr als einem Jahrhundert auf hervorragende Deutsche ausgeübt hatte, wurde jetzt um so stärker, je eifriger die Berliner Regierung war, auf allen Gebieten des Staatsdienstes, zumal des geistigen Lebens, die führenden Männer der Nation anzuwerben. In Berlin fand 1799 Fichte, den Goethes Universität nicht hatte ertragen können, Zuflucht und Stellung. Die Anklage auf Atheismus, die dem großen Philosophen die sächsischen Universitäten verschlossen hatte, berührte das Ohr des Königs nicht. Ihm genügte die Gewißheit, daß Fichte ein ruhiger Bürger und entfernt von allen gefährlichen Verbindungen sei, um ihm den Aufenthalt in seinen Staaten zu gestatten: „Ist es wahr“, so sprach er, „daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir tut das nichts“. Man werde es sich zur Ehre und zum Vergnügen schätzen, wenn er mit seiner Familie in Berlin Aufenthalt nehmen wolle, so versicherte des Königs Kabinettschef dem Verbannten. Ungescheut durfte Fichte nun in Preußens Hauptstadt reden und schreiben und seine Blitze gegen die Beherrscher des berlinischen Geistes schleudern, gegen alle seine Gegner, die der Überkühne täglich vermehrte; um sein Katheder, das er zuerst in seiner Wohnung und zuletzt in dem runden Saal der Akademie aufstellte, versammelte er Jahr um Jahr die geistige und gesellschaftliche Elite der Residenz, bis er im Mai 1805 in Erlangen eine ordentliche Professur erhielt. Aus Jena kam 1801, in dem gleichen Jahr, das uns Scharnhorst schenkte, auch Hufeland nach Preußen, den der König bei einem Besuch in Weimar persönlich angeworben hatte; als Direktor des Collegium medico-chirurgicum trat er an die Spitze einer Lehranstalt, welche an Ausstattung ihrer Institute, an Tüchtigkeit ihrer Lehrer und an Frequenz ihrer Schüler alle anderen deutschen Universitäten übertraf. Zwei Jahre nach ihm vertauschte Loder seine Jenenser Professur mit der in Halle, wo schon Johann Christoph Reil seit Jahren wirkte; in ihnen besaß Preußen die drei hervorragendsten Mediziner des damaligen Deutschlands. Längst hatte Albrecht Thaer, wie Loder ein Zögling der medizinischen Schule Göttingens, nach Preußen als der „Vormauer Deutschlands“

geblickt, wo er für seine genialen Ideen freien Spielraum erhoffte, als ihm im März 1804 die Einladung des Königs zukam, auf einem märkischen Gut eine landwirtschaftliche Lehranstalt nach seinen Plänen zu errichten. Um dieselbe Zeit erhielten Schiller und Johannes Müller unter den glänzendsten Bedingungen Anträge, in Berlin zu leben und zu wirken. Man weiß, daß es nicht an der preußischen Regierung gelegen hat, wenn Schiller sich nicht entschließen konnte, sein Asyl an der Ilm zu verlassen; er zog unter dem Einflusse seines Hofes und der Freunde Zusagen zurück, die er schon gegeben hatte. Johannes Müller aber nahm an, und er hat es nicht bereut, sich an Preußen fesseln zu lassen, wenigstens so lange nicht, als es noch in Macht und Blüte stand. Er brauchte sich nur zu zeigen, nur seine Geneigtheit, zu bleiben, auszusprechen, so sah er sich schon umworben. Er nennt die Männer, deren Bekanntschaft er machte, die ihn in ihre Häuser, ihre Kränzchen und das Kasino einführten: unter den Gelehrten Teller, den jüngeren Spalding, den „vielerfahrenen“ Nicolai, Merian, Sack, Trembley; dazu von den Ministern, unter denen die schönste Kultur und Artigkeit herrsche, Hardenberg, Struensee, Graf Rehden, Freiherr v. Schrötter. Besonders der letztere tat es ihm an: nichts Gutes, Großes und Schönes in der Literatur, so rühmt er von ihm, sei ihm fremd. Der König selbst empfing ihn, „mit Offenheit und Güte“, wie der Beglückte schreibt, „und seine Rede war Verstand“. Als geheimer Rat und Mitglied der Akademie, mit 3000 Talern Gehalt und der gleichen Summe für den Transport seiner Sachen, für Reise und Einrichtung, mit der Aussicht auf das Sekretariat der Akademie und dem Titel eines Historiographen des Königlichen Hauses ward er angestellt; keine andere Verpflichtung übernahm er, als die Geschichte Friedrichs des Großen zu schreiben und als Zensor tätig zu sein; ihm selbst aber ward volle Freiheit für seine Schriften bewilligt. So begrüßt und aufgenommen fühlte sich Müller, er selbst sagt es, seit dem ersten Eintritt auf preußischen Boden wie neu belebt, in die Jugendzeit, da Friedrich sein Held war, zurückversetzt, wie ein aus der Fremde heimgekehrter Sohn. Das Land der Kasernen und des Absolutismus erschien ihm, dem auf die Freiheit seiner Berge stolzen Republikaner, als ein Land der Freiheit und der Deutschheit, der Ordnung und Zufriedenheit. „Die Tendenz des Königs“, so schreibt er seinem Bruder, „ist, Berlin zu einer Freistätte und einem Mittelpunkte deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen; auch sah ich von letzterer nicht die mindeste üble Folge, hörte keine Klagen, sah keine mißvergnügten, revolutionsschwangeren Gesichter, sah Liebe für das Haus und niemand an Preußens Erhaltung verzweifelnd“. Es war das aber keine vorübergehende Stimmung seines beweglichen und leicht schwankenden Herzens. Noch im Herbst des Jahres schreibt er dem Bruder im Hinblick auf die kirchlichen Unionspläne und die administrativen Reformen in den polnischen Provinzen: „Es ist in dieser Monarchie für alles Gute eine

große Tendenz. Mit vieler Schonung und Weisheit werden die Polen teutonisch zivilisiert. Friede gebe Gott, und unser Preußenreich soll der herrlichsten eines werden".

ohnische ntendenzen.

Aussprüche wie diese fügen sich abermals wenig zu dem Bilde, welches die Nachwelt sich von dem Wesen der alten preußischen Monarchie in der Epoche vor Jena gemacht hat, und das von derselben Ungunst gefärbt ist, welche ihre auswärtige Politik erfuhr. Jedermann kennt die Züge, welche in der Überlieferung das Bild des alten Preußens entstellen: die Bureaukratie verfallen und verrottet, die administrativen und militärischen Organe erschlafft oder verknöchert, die Gesellschaft bis in die tieferen Schichten hinab angesteckt von der sittlichen Fäulnis der höfischen Kreise, in widrigem Kontrast mit süßlicher Empfindsamkeit und einer trivialen und weichlichen, im Utilitarismus vertrockneten Tugend- und Glückseligkeitslehre. Aber die Eindrücke, welche Johannes Müller von den Tendenzen der preußischen Regierung und ihrer Träger erhielt, stimmen nicht nur mit den Vorstellungen seiner Zeitgenossen überein, sondern sie werden auch durch die unbefangene Forschung unserer Tage mehr und mehr bestätigt. Mit wachsender Deutlichkeit nehmen wir wahr, daß die dunkeln Schatten, welche das überlieferte Bild des preußischen Ancien régime bedecken, im wesentlichen erst durch die Parteien, die liberalen sowohl wie die reaktionären, hineingetragen sind, welche nach der Katastrophe mit dem Umbau des Staates und der Erhebung unserer Nation selbst emporkamen; daß die Kluft zwischen dem Alten und dem Neuen in Wirklichkeit gar nicht so groß war, als jene es sich dachten, und die Ähnlichkeiten jedenfalls größer als die Gegensätze; daß auch hier also die Entwickelung keine Sprünge kennt, und daß nur zu häufig als Gegensatz empfunden wurde, was in der Tat eine Abwandlung und Fortbildung der in der voraufgehenden Periode bereits im Keim oder gar in Entwickelung begriffenen Triebe war.

Die Männer, welche Preußen aus dem Abgrunde, in den es der Welteroberer stürzte, herausgehoben haben, dienten bereits vor der Katastrophe ihrem König; und keineswegs bloß in den niederen Rängen, sondern, wie das Beispiel eines Blücher, Stein und Scharnhorst zeigt, zum guten Teil schon in leitenden Stellungen. Niemand verkannte die Schäden in der Verwaltung und allen Regionen des öffentlichen Dienstes, noch auch die Notwendigkeit, helfend und fördernd einzugreifen. Die Mittel und Ziele aber, die man dabei ins Auge faßte, lagen auf den Wegen, welche die Reformatoren Preußens verfolgt haben; wie sie ja von ihnen selbst und ihren Freunden längst ausgesprochen und öffentlich diskutiert waren. Ja nicht bloß das, sondern sie sind zum guten Teil schon vor 1806 begonnen und hier und da ein gutes Stück vorwärts gebracht worden. Sogar in der Armee hat es, wie man weiß, an Versuchen in dieser Richtung nicht gefehlt. Einschneidender freilich und tiefer rüttelten an den Grundlagen

der alten Ordnung die reformatorischen Gedanken, welche sich auf dem Felde der Verwaltung wie der wirtschaftlichen und sozialen Hebung der Gesellschaft hervorwagten. Und wenn solche Pläne, wie die Aufhebung der Binnenzölle, die Scheidung der Grenzzölle von den Konsumtionssteuern und deren Ausdehnung auf die ländlichen Bevölkerungsschichten, die Heranziehung des Adels zur Grundsteuer, oder die Umgestaltung der Zentralbehörde, die Bildung eines Conseils von Fachministern unter Beseitigung der Provinzialdepartements, scheiterten oder nur unvollkommen zur Ausführung kamen, so ist doch die größte Tat der Steinschen Reformgesetzgebung, die Aufhebung der Erbuntertänigkeit für den gesamten Domänenbesitz des Staates, zur guten Hälfte schon in den Jahren 1799 bis 1805 ins Leben getreten; über 50000 spannfähige Bauern sind damals zu freien Eigentümern gemacht worden. Auch den Privatbauern war dieselbe Wohltat zugedacht; seit dem Juli 1798 verfolgte der König diesen Plan, und es hat nicht an ihm gelegen, wenn er nur in beschränktem Maße, durch privates Vorgehen des grundbesitzenden Adels, wie der Dohnas in Ostpreußen, realisiert wurde. Beseitigung der aus der Feudalzeit herrührenden ständischen Schranken, Befreiung jeder persönlichen Kraft, Vereinigung der Verwaltungszweige in zentrale Instanzen unter voller Wahrung, ja Erhöhung der Selbständigkeit und Verantwortung der untergeordneten Behörden, das waren die Grundsätze, nach denen alles geordnet werden sollte, Sicherheit und Einheit, Schnelligkeit und Energie in der Ausführung das Ziel, dem alles zustrebte. Es sind die Ideen, die Steins stürmische Kraft ins Leben geführt hat. Er war nicht ihr Entdecker, aber freilich der Vollbringer. Er wurde damit der Schöpfer des neuen Preußens, aber den Boden, in den er die Grundmauern des Staates senken konnte, fand er vorbereitet.

Krone und Bureaukratie.

Statt also von Verrottung der Bureaukratie zu sprechen, darf man jene Jahre vielmehr als die Epoche bezeichnen, in der die bureaukratische Verfassung Preußens sich recht eigentlich herausgebildet hat.[1] Die alte Autokratie in ihrer Vermischung dynastischen und feudalen Wesens trat zurück vor dem Beamtenstaat, in dem nicht mehr „königliche Bediente“, sondern „Staatsdiener“ mit einer fester begrenzten Verantwortlichkeit und höherem Selbstgefühl dem Träger der Krone gegenüberstanden. Der Begriff des Staates begann sich zu lösen von dem des regierenden Hauses, das die Macht ererbt und gesammelt hatte; der König selbst betrachtete sich, wie sehr er im übrigen von seinem angeborenen Recht durchdrungen war, als den ersten Diener des Staates, als das Haupt des Beamtenkörpers, dem er das Staatswohl anvertraut hatte. Ihren sozialen Ausdruck fand diese Wandlung in dem Eindringen der bürgerlich Geborenen in die höheren Staatsämter. Noch immer war es den Nichtadligen schwer, in die Präsidentenstellen zu gelangen, aber es kam doch schon vor, wenn auch meist unter Nobi-

1) So Hintze, Hist. Zeitschr., 76. Bd., S. 439.

litierung der Beförderten: und jedenfalls drang der Grundsatz immer weiter durch, daß nicht Geburt und Privilegium, sondern Ausbildung, Befähigung und Tüchtigkeit die beste Anwartschaft zu den ersten Stellen im Staatsdienst gewähren müßten. Das Unglück des Staates war, daß er von der Katastrophe in dem Moment ereilt wurde, als allerlei begonnen, aber noch nichts durchgeführt war, und er also im wesentlichen noch auf den Fundamenten ruhte, die dem durch die französische Revolution, wohin sie immer gedrungen war, beseitigten Zeitalter angehörten. In den ersten Jahren der neuen Regierung jedoch ahnte in Preußen niemand die Nähe der Gefahr, welche bald sturmgleich emporstieg. Daß in Frankreich verwandte Tendenzen zum Umsturz der alten Monarchie geführt hatten, erweckte keine Sorge. Man fühlte sich allzuwohl gesichert und bemerkte wohl gar mit Sympathie und mit Genugtuung, daß die Reformen, welche jenseits des Rheins nur durch die Revolution erreicht worden waren, in Preußen durch den freien Willen des Königs und ohne jede Erschütterung zur Durchführung gebracht würden.

In der Tat war für die preußische Monarchie nichts weniger zu befürchten als Widersetzlichkeit und Zerrüttung. Viel zu stark war die Krone, viel zu tief war sie in dem Boden der Nation verankert, als daß ihr um ihre Existenz hätte bange zu werden brauchen, oder auch nur, daß ihrem Willen ein Widerstand entgegentreten konnte, den sie nicht hätte besiegen können. Vor dem Befehl des Königs verstummte jeder Widerspruch. Es gab kein Mittel ihn zu beugen. Sogar der Rücktritt vom Amt hätte in solchem Falle als Gehorsamsverweigerung gegolten. Wie seine Bedienten hatte Friedrich Wilhelm II. seine bewährtesten Räte behandelt; und man weiß, was sich noch von dem Sohne sogar ein Freiherr vom Stein hat bieten lassen müssen. Auf die Entschlüsse des Monarchen konnte man einwirken; und nur zu leicht ließen sich die beiden Nachfolger Friedrichs des Großen von anderen bestimmen: aber zuletzt galt doch allein ihr Wort, und auf ihre Macht waren beide so eifersüchtig wie nur einer ihrer Vorfahren. Unter Friedrich Wilhelm II. hatte es nicht an höfischen Koterien gefehlt; doch waren Armee und Beamtenschaft dadurch nur leicht infiziert worden, und selbst der König hatte im wesentlichen sein privates Leben so ziemlich von dem Dienst im Staat zu trennen gewußt. Unter dem Sohne traten solche Einflüsse vollends zurück; er ordnete nach echter Hohenzollernsitte persönliche Neigungen den Regentenpflichten unter. In der Beamtenschaft gab es jederzeit Eifersucht und Ehrgeiz, Cliquenwesen und Intrigue genug, weit mehr, als aus dem glättenden Kanzleistil der Akten sichtbar wird, aber im ganzen herrschte doch in ihr ein tiefes Gemeingefühl und eine Staatsgesinnung von seltener Einheitlichkeit und Kraft. Sie war wirklich jene neue „Aristokratie“ geworden, „in deren Obhut das heilige Feuer der Staatsidee war“, wie der große König selbst von ihr gesagt hatte. Pflichttreue und Gehorsam, Hingabe an den Monarchen und an die Monarchie

fielen für sie zusammen. Ihre Führer waren zum guten Teil aus dem Kammergericht hervorgegangen, jenem Kreise von Männern, deren „philosophische Denkungsart und edle Freimütigkeit“ der junge Wilhelm von Humboldt bewunderte, und für welche, wie es ihr Direktor Friedrich Leopold Kircheisen, als es galt für das Recht gegen den Machtwillen des Königs selbst zu streiten, aussprach, „Menschenfurcht ein Wort war, das ihrem Eide und ihrer Denkungsart zuwider war“.[1]

Unterschied zwischen dem Staate der Hohenzollern und dem der Bourbonen.

An diesem Orte nehmen wir den tiefen Unterschied wahr zwischen dem Staate der Hohenzollern und dem der Bourbonen. Auch in Frankreich ging der Katastrophe des alten Staates eine Epoche von Reformversuchen voraus. Auch dort erkannte man allgemein die Schäden in der Verwaltung, und daß sie in der Tiefe, in der Konstruktion des Staates selbst lagen. Auch fehlte es den Reformministern Ludwigs XVI. so wenig an Patriotismus wie an der Einsicht, wo der Hebel anzusetzen sei. Der König selbst wollte redlich das Beste seines Volkes. Die Wege, die sie versuchten, sind nachher von der Revolution eingeschlagen worden, als sie über ihre Gräber hinweg ihren blutigen Gang vollendete. Von außen hatte Frankreich in den Jahren vor der Revolution kaum etwas zu fürchten; niemals war sein Horizont weniger bewölkt gewesen als um das Jahr 1789; das Unwetter, das im Südosten des Erdteils stand, berührte es weniger als andere Staaten, und feste Allianzen sicherten es gegen feindliche Konstellationen. Aber von dem Moment ab, wo sich die Reformabsichten der Regierung hervorwagten, stieß diese auf den zähen und unbesieglichen Widerstand der Klassen und Korporationen, deren Privilegien sie dem allgemeinen Wohle opfern wollte, und auf das dumpfe Grollen des revolutionären Geistes. Dennoch begann sie, von dem Sturmatem der Revolution selbst schon vorwärts getrieben, mehr fast als aus eigenem Entschluß und Bedürfnis, das unabsehbare Werk. Daß sie dem Abgrunde zutrieb, ahnten anfangs weder sie noch ihre Gegner. Diese selbst wußten noch kaum, ob sie die Krone fürchten oder verachten durften, als schon die Flammen aus dem unterwühlten Boden hervorbrachen und mit den Privilegien und Korporationen die alte Monarchie selbst ergriffen und vertilgten. Denn die führenden Klassen waren es, die in Frankreich zerspalten waren: von oben her hatte bereits die Zersetzung den nationalen Körper ganz ergriffen. Der Sinn des alten Staates und seine Macht deckten

1) Ein ergreifendes Zeugnis für diesen Geist hat Ferdinand Delbrück aufbewahrt in der Grabrede, die er einem der liebenswürdigsten, klarsten und tapfersten von ihnen, dem Kriminalisten Ernst Ferdinand Klein, seinem Freund und Schwiegervater, gehalten hat. Als Klein auf dem Sterbebette gelegen, das Auge wie weltentrückt nach oben gerichtet, habe der Arzt des Hauses ihn gefragt: „Woran denken Sie, mein lieber Freund?“ Und die Antwort des Sterbenden sei gewesen: „An den Staat“. „Gleich als ob er“, fügte Delbrück hinzu, „habe sagen wollen: »Woran sollte ich sonst wohl denken!«“ — Aus einem Brief Beymes an seine Tochter, Frau von Gerlach-Parsow, nach Delbrücks eigener Mitteilung (Mskr. in Beymes Nachlaß).

sich nicht mehr mit dem Gemeingefühl und dem Ehrgeiz des lebensvollen und hochstrebenden Volkes, das er umschloß und vertreten wollte. Und so wichen und fielen seine Elemente auseinander, gerade als die Krone Fühlung mit der Nation und dem neuen Geiste in ihr suchte; in dem Zwiespalt zwischen den reaktionären Mächten, von denen sie sich befreien wollte, und der Wucht, mit der die von ihr gelösten popularen Tendenzen auf jene Gegner eindrangen, verlor sie selbst den Grund unter ihren Füßen: der Versuch, sich zu retten, wurde ihr Verderben. Preußen hingegen ruhte auf Substruktionen, welche soeben erst zwei seiner großen Monarchen aufs festeste gegründet, und die der größere unter ihnen in heroischen Kämpfen gegen eine Allianz von Großmächten behauptet hatte. Diese Krone stand im Zeichen des Sieges über ihre inneren und äußeren Gegner. Sie schien nicht nur, sie war noch von dem Genius ihres großen Königs getragen; ja erst jetzt durchdrang recht eigentlich Friedrichs Geist, der im Leben einsam und kaum verstanden geblieben war, sein Volk.[1] Hier gab es keinen Adel, der wie in Frankreich in Recht, Verwaltung und Waffenführung den Staat durchsetzte und den Willen der Krone lähmte, und noch weniger eine Kirche, die wie die französische sich neben der Monarchie als eine geschlossene Korporation, höher und heiliger noch an Alter und Würde als jene, aufstellte und sich zwischen sie und das Herz des Volkes drängte. Beide Stände waren der Krone der Hohenzollern längst unterworfen: der Adel eingeschmolzen in den „Felsen von Erz", den jene errichtet hatte, und nur Vollstrecker ihres Willens; die Kirche aber von jeder Tendenz zur Selbstherrlichkeit befreit, und ihr Glaube, der den Verzicht auf die Gewalt des Schwertes zur Voraussetzung hatte, der Lebensodem des Staates selbst: beide waren ihm wesensgleich geworden und wetteiferten miteinander in Vaterlandsliebe und Königstreue. Auch in Preußen ging der Wiedergeburt die Katastrophe des Staates voraus. Aber nur eine fremde Gewalt konnte sie herbeiführen, und unmittelbar an die Niederlage schloß sich, von dem König und seinen Beamten begonnen und durchgeführt, die Reform, deren Bahnen längst vorgezeichnet waren. Wie das Unglück des Königs von jedem seiner Untertanen als eigenes Leid empfunden wurde, so verknüpfte ihre Herzen ihm und seinem Hause nichts fester als dieser Wille, den Staat auf neue Grundlagen zu stellen, höhere moralische Kräfte in ihm zu erwecken; und nichts bestätigte die Mission seines Hauses und den Zusammenhang Preußens mit den Quellen des nationalen Lebens mehr als der Gang, den die Reformen nahmen, der Anteil und Beifall, den die Besten der Nation ihnen

1) Vgl. Svarez in den Vorträgen an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, Stölzel 306: „Friedrich II. war im Frieden gewiß noch größer als im Kriege; gleichwohl haben seine Zeitgenossen ihn mehr im Lichte des Helden als im Lichte des weisen Regenten, des Vaters seiner Untertanen verehrt. Dieser letzte verehrungswürdigste Teil seines Charakters ist erst in späteren Jahren, eigentlich gar erst nach seinem Tode aus dem richtigen Gesichtspunkt betrachtet worden".

widmeten, und die schöpferische Kraft, die sich aus ihnen entwickelte — also daß, von ihrem Geiste befruchtet, Preußen nicht nur die eigene Wiedergeburt und die Befreiung von dem fremden Joche erreichte, sondern stark genug wurde, um auch die Einigung des gemeinsamen Vaterlandes herbeizuführen und der Grundpfeiler des nationalen Staates selbst zu werden.

Zuversicht des Volkes zum König und seiner Regierung.

Der Gegensatz zwischen beiden Monarchien tritt uns besonders nahe, wenn wir die Äußerungen des öffentlichen Geistes in ihnen vor der Katastrophe miteinander vergleichen. In Frankreich war der Niedergang des alten Staates von einer alles benagenden und zersetzenden Kritik und Skepsis begleitet. Für Preußen aber hat es niemals eine Epoche gegeben, in der eine solche Stimmung des Behagens, der Zufriedenheit und der Zuversicht geherrscht hätte wie in den Jahren vor Jena. Die tieferen Schichten, die in Frankreich bereits lange vor 1789, und je näher die Krisis kam um so leidenschaftlicher erregt waren, schieden in Preußen überhaupt aus dem öffentlichen Leben so gut wie aus; wie sie kein Organ besaßen, um ihren Willen oder auch nur ihre Ansichten zur Geltung zu bringen, so hatten sie auch kaum die Neigung, sich um die Fragen, welche die hohe Welt des Hofes und der Regierung beschäftigten, um die Konflikte, Kabalen und gelegentlich auch Skandale dort oben viel zu kümmern. „Quid hoc ad nos? Mögen die oberen Götter dafür sorgen“ — dies Wort, das der Oheim Schleiermachers, Stubenrauch, der treffliche Pfarrherr von Drossen, in einem Brief an den Neffen mit Bezug auf das Treiben am Hofe Friedrich Wilhelms II. gebraucht, bezeichnet die Stimmung, die in weiten Klassen der Bevölkerung herrschte. Im ganzen hatte man doch, und jedenfalls unter der Regierung des jungen Friedrich Wilhelm III., das Zuvertrauen, daß das eigene Wohl bei dem König und seinen Dienern in guten Händen sei, daß mit Gerechtigkeit und Wohlwollen regiert und der liebe Friede geschützt und erhalten werde; und das galt, wie das Beispiel Stubenrauchs zeigt — der, obgleich nun auf dem Dorfe lebend, ein geborener Berliner war, Sohn eines Hofpredigers —, nicht bloß von den erwerbenden und arbeitenden Klassen in der Stadt und auf dem Lande, sondern reichte bis in die studierten Stände hinauf. Die soziale Schicht, welche die öffentlichen Angelegenheiten mit lebendigem Anteil verfolgte, in der sich auch Kritik und gelegentlich Opposition regten, waren in Preußen die Regierenden, die akademisch gebildete Beamtenschaft selbst.[1] Eigentliche Parteien gab es nicht, so wenig es auch, wie bemerkt, an Meinungsverschiedenheiten und persönlichen Differenzen fehlte; man darf höchstens von Gruppen oder Schulen unter ihnen sprechen. Und auch sie hatten, wie wir sahen, weder das Recht noch die Möglichkeit, sich dem einmal erklärten Willen des Königs zu widersetzen oder gar die öffentliche Meinung gegen ihn ins Feld zu führen. Sie hatten sich lediglich fügen müssen, als unter Wöllners

1: Vgl. Hintze, a. a. O. 440 f.

Einfluß die Zensur verschärft, das neue kaum fertig gestellte Gesetzbuch, worin der unter ihnen lebende Geist seinen klassischen Ausdruck gefunden hatte, suspendiert und das Urteil des höchsten Gerichtshofes in dem Prozeß gegen den neologischen Pfarrer von Gielsdorf durch einen bloßen Machtspruch des Königs umgestoßen wurde; die Edikte, gegen welche sie umsonst gekämpft hatten, mußten sie selbst unterschreiben, und ein Svarez seine Feder zu den Reskripten herleihen, die dem königlichen Unwillen gegen seine Amtsgenossen den stärksten Ausdruck gaben.

Aufklärung und rotéstantismus.

Aber gerade diese Episode der inneren preußischen Politik brachte es an den Tag, wie stark trotz der absoluten Krone, und wie allgemein der in der preußischen Bureaukratie vorwaltende Geist im Lande war. Denn auch die Räte der geistlichen Kollegien beider Konfessionen dachten und handelten ganz so wie ihre weltlichen Kollegen. In feierlichen und mannhaften Worten protestierten sie gegen das Religionsedikt und den in ihm herrschenden Geist.[1] Auch sie hatten ihrem absoluten König gegenüber keine Waffen als ihr Bekenntnis. Aber niemals hat sich die Macht sittlicher Überzeugung herrlicher bewährt als in diesem waffenlosen Kampfe. Der einzige Sieg, den Wöllner mit

1) So der Hofprediger Friedrich Samuel Gottfried Sack, das angesehenste Mitglied des reformierten Kirchendirektoriums, der Lehrer des Kronprinzen, in einem Promemoria, das er gleich nach Empfang des schlimmen Erlasses (Juli 1788) dem Departementsminister Freiherrn von Dörnberg einreichte: Der Zwang durch obrigkeitliche Gewalt würde unvermeidlich, Heuchelei, Neid und Unruhe, Mißtrauen und Argwohn würden erweckt werden. „Menschen ohne Gewissen ergreifen in solchen Umständen sehr bald ihre Partei; sie hängen den Mantel nach dem Winde und lügen ohne Scheu eine Überzeugung, die sie nicht im Herzen haben; sie sprechen nicht, wie sie denken, sondern wie es ihrem zeitlichen Glück vorteilhaft ist, und wie man will, daß sie sprechen sollen; die aber Gott fürchten, müssen einen harten Kampf ausstehen und wissen nicht, wie sie Gehorsam gegen die Obrigkeit mit dem Gehorsam gegen ihr Gewissen und das, was sie ihrem Amte schuldig sind, mit der Pflicht der Sorge für die Ihrigen vereinigen können und dürfen. Auch ich habe unter diesem Kampfe gelitten, aber ich habe keinen Ausweg, mich selbst zu beruhigen, finden können, als den, meine Denkungsart und Gesinnung ehrerbietigst und ohne alle Zurückhaltung anzuzeigen, als welches ich auch dem gnädigen und mir unschätzbaren Vertrauen, dessen Se. Majestät mich besonders gewürdigt haben, schuldig zu sein glaube.“ Ähnlich, und vielleicht noch schärfer die Räte vom lutherischen Oberkonsistorium, Spalding, Dieterich, Büsching, Teller, in ihrer Replik (September 1788), die Sack mit unterschrieben hat. „Die symbolischen Bücher“, so heißt es darin, „sind nach protestantischen Grundsätzen nicht feststehende Norm und Vorschrift christlicher Lehre und biblischer Wahrheit. Sie sind nichts weiter als Bekenntnisse dieser und jener Menschen, die zu der Zeit, da sie abgelegt wurden, nötig und nützlich waren. Wie viel Wahrheit sie auch enthalten mögen, so können sie doch nie, ohne den Gewissenszwang, der zum Wesen der päpstlichen Hierarchie gehört, zu billigen, zur Richtschnur des Glaubens und Lehrens gemacht werden. Die bleibt allein das Wort Gottes, wie es in der H. Schrift enthalten ist“. Auch sie warnen davor, die Lehrer der Religion „zu dem abscheulichen Laster der Heuchelei“ zu verleiten: „Wir besorgen, daß ein Befehl, nicht von den symbolischen Büchern abzuweichen, wider die gnädige Absicht Gottes der Erkenntnis und Ausbreitung der Wahrheit Eintrag tun und den Hauptgrundsatz der protestantischen Kirche über den Haufen werfen würde, nach welchem sie keinen unfehlbaren menschlichen Richter erkennt, der in Glaubenssachen zu entscheiden das Recht hätte“. Bei Er. Foerster, Die Entstehung der preußischen Landeskirche I, 62.

seinem Edikt errang, war wirklich nur die Kassierung des neologischen Pastors in Gielsdorf; der aber konnte nur durch einen Willkürakt der Krone erlangt werden und glich eher einer Niederlage. Wie ungewiß Wöllner selbst seiner Sache war, bewies er, als er dem König die Irrlehren des Pastors denunzierte. „Ich für meine Person", schreibt er, „würde ganz sanfte verfahren, damit man nicht über Intoleranz schreie". Deshalb dachte der kluge Mann, der seine Laufbahn selbst von der Dorfpfarre aus gemacht hatte, dem Ketzer die Gerichte über den Hals zu schicken. Als aber das Kammergericht die Frage über die Lehre des Angeklagten dem Oberkonsistorium unterbreitete, da es am sittlichen Lebenswandel des Denunzierten keinen Makel finde, über theologische Dissense aber nicht urteilen könne, ließ sich dieses keine andere Erklärung abpressen, als die, „daß Schulz zwar für keinen protestantisch-lutherischen, aber für einen christlichen Prediger zu halten sei." Und der König selbst, der nun dem Inkulpaten den Charakter eines „christlichen Predigers" absprach, erklärte dennoch seine Geneigtheit, den seines geistlichen Amtes Entsetzten in einem bürgerlichen Amt zu verwenden.

Erst mit diesem Fall — vier Jahre nachdem es erlassen — wurde das Religionsedikt praktisch, in dem Moment, da der Krieg gegen das revolutionäre Frankreich ausbrach, und offenbar im Zusammenhang mit der allgemeinen Abwandlung der preußischen Politik. Vorher war es so wenig beachtet worden, daß gerade damals das Allgemeine Gesetzbuch ausgearbeitet werden konnte und sein genialer Schöpfer, Carl Gottlieb Svarez, dem Erben des Thrones als Lehrer in der Rechtswissenschaft Ideen vortragen durfte, die im strikten Gegensatz zu dem Religionsedikt standen. Auch dann aber, wie ohnmächtig waren doch alle Versuche der Reaktion! Das Gesetzbuch mochte auf ein paar Jahre suspendiert und die Wahlen Svarez' und Biesters in die Akademie unbestätigt bleiben, die Preßfreiheit bedrängt, die Allgemeine Monatsschrift zur Auswanderung nach Hamburg gezwungen werden — der Geist der Epoche ließ sich darum nicht dämpfen. Das Oberkonsistorium weigerte sich, den königlichen Befehlen zum Trotz, bei der Kassation neologischer Prediger mitzuwirken, und versagte, hierin dem Beispiel des Kirchendirektoriums folgend, auch den von den Reaktionären eingeführten Lehrbüchern seine Zustimmung.[1] Außer den Konsistorialräten Hilmer und Hermes fand sich in beiden Konfessionen kein höherer Geistlicher, der mit der Regierung gegangen wäre, und auch die Pfarrer in Stadt und Dorf blieben fest. Auch ließ die Schärfe der Verfolgung schon unter dem alten König nach, sobald die allgemeine Politik wieder umschlug. Und als dann der Schüler Joh. Jakob Engels, Sacks und Svarez' den Thron bestieg, war es mit dem Regiment Wöllners vollends zu Ende; ohne eigentlich aufgehoben zu werden,

1) Foerster 65f.

war das Edikt beseitigt, und wie eine Siegesfanfare des neuen Geistes, von tausend Herzen froh und dankbar begrüßt, drangen vom Thron her die Worte der Kabinettsordre vom 12. Januar 1798 in das Land, das Bekenntnis des jungen Königs, worin er das Religionsedikt als ein Werk der Heuchelei brandmarkte, Vernunft und Philosophie hingegen die unzertrennlichen Gefährten echter Religion nannte, einer Religion des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung.

Denn an diesen religiösen Fragen nahmen auch die Schichten der Bevölkerung teil, die sich sonst von dem öffentlichen Leben ausgeschlossen sahen. Es war der Kreis der Empfindungen, den der preußische Staat seinem Wesen und Prinzip gemäß frei gelassen hatte. Indem die alte Regierung darin störend und gewaltsam eingegriffen hatte, war sie dem Genius des Staates selbst zu nahe getreten, und eine Rückkehr zu dem Geist protestantischer Freiheit als dem Lebensodem seines Staates war es, als der neue König jenen Erlaß vollzog. Daß er der Stimmung der Besten seines Volkes und des ganzen protestantischen Deutschlands genug tat, zeigte der Jubel, der ihm zuteil wurde; niemals ist ein preußischer König mit solcher Freude, solchen Hoffnungen auf den Thron geleitet worden. Nur weil sie von der allgemeinen Stimmung getragen wurde, war die Opposition gegen die absolute Krone selbst siegreich geblieben; von Anfang an war das Religionsedikt ein Fehlschlag, eine Beleidigung des Zeitgeistes gewesen.

Auch hier ist das Urteil der Nachwelt durch das der nächsten Generation, der Gerlach, Hengstenberg und Tholuck, beeinflußt worden, deren Anklagen gegen die religiösen Plattheiten und die sittliche Libertinage der Berliner Aufklärung man mit den von unsern großen Dichtern und Denkern gegen sie gerichteten Angriffen kritiklos konfundiert hat. In der Tat aber ruht unsere klassische Dichtung und Philosophie auf demselben Grunde wie die bei allem Optimismus tiefernste und gewissenhafte Welt- und Staatsauffassung eines Spalding und Teller, eines Svarez und Biester, sowie sie zu der Denk- und Empfindungsweise, die in der nächsten Generation zum Durchbruch kam, in dem gleichen Gegensatze und in der gleichen Verdammnis steht. Nichts ist falscher als die Berliner Aufklärung nach den Zerrbildern zu schildern, welche die Großen von Weimar in den Xenien entworfen haben, die von ihrer Höhe her gelegentlich über die ganze Masse ihrer Landsleute ebenso verächtlich, und nicht weniger ungerecht geurteilt haben.[1] In Wahrheit herrschte der Geist, der in Berlin lebte, ebenso in Königsberg, in Frankfurt und Halle, in Pommern und in Schlesien:

1) „Die Deutschen", so schreibt Schiller am 30. Januar 1798 an Goethe, „wollen Empfindungen, und je platter diese sind, desto allgemeiner willkommen." Worauf Goethe in seiner Antwort: Für den Humor habe der Deutsche so selten Sinn, weil ihn seine Philisterhaftigkeit jede Albernheit nur ästimieren lasse, die einen Schein von Empfindung oder Menschenverstand an sich trage.

es war der Geist der preußischen Monarchie, ja mehr als das: des protestantischen Deutschlands und aller Kreise, die verehrend am Staate Friedrichs des Großen hingen.[1] Es war die auf dem Grunde der Reformation erwachsene, unter den Fittichen des preußischen Adlers ruhende norddeutsche Aufklärung, „die segensreichste historische Macht“ nach Diltheys treffendem Ausdruck, welche jetzt, nach ein paar Jahren der Unruhe und Verwirrung, zur vollen Herrschaft gelangt war: jene auf humaner Basis und innerlichster Anteilnahme ruhende religiös-ethische Weltansicht, welche sich zu der gottverleugnenden und die sittliche Welt zersetzenden Skepsis der französischen Aufklärung gerade so verhielt, wie das starke, in sich selbst ruhende Gefüge des preußischen Staates zu dem zwischen Reaktion und Revolution schwankenden Reiche der Bourbonen. Der deutsche Genius war es, der ans Licht drang und in der Monarchie Friedrichs des Großen, in der protestantischen Vormacht Deutschlands seine Wohnung suchte. Auf allen Gebieten des öffentlichen wie des privaten Lebens nehmen wir sein Aufblühen wahr: in der Verdeutschung der Akademie, welche der alte, selbst noch in der französischen Bildung wurzelnde Hertzberg im Verein mit Zöllner, Moritz, Teller, Gedike betrieb, in ihrem Plan einer „deutschen Deputation“, deren Mitglieder ein Svarez und ein Biester werden und die eine deutsche Grammatik, ein deutsches Lexikon nach Leibniz' Vermächtnis schaffen sollte, in der Auflösung der französischen Kolonie, in der ernsthaft betriebenen Absicht der Berliner Judenschaft, insgesamt zum Protestantismus überzutreten — ebenso wie in dem Einströmen der bürgerlichen Elemente in das Beamtentum, in der Neuauffassung des Staates und in allen reformatorischen Plänen, deren wir gedachten. Will man dem Geist, der seit den achtziger Jahren in der Monarchie Friedrichs des Großen zum Durchbruch kam, einen Führer geben, so kann man viel eher an den hohen Namen Kants denken als an den Nicolais. Freilich würde der Königsberger Weise die Identität seiner herben Sittenlehre und der Berliner Popularphilosophie schwerlich anerkannt haben. Aber in diesem Sinne wäre seine Gemeinde überhaupt klein genug gewesen, wie groß immer die Zahl seiner Leser und Bewunderer in dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts sein mochte. Der Kern seiner Gedanken wurde zunächst nur von

1) Und die nun auch in das katholische Deutschland eingedrungen waren. Lessings oft wiederholte Anklage gegen die ihm von Nicolai gerühmte „berlinische Freiheit zu denken und zu schreiben“, die, wie er sagt, sich einzig und allein auf die Freiheit reduziere, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man wolle, ist lange vor unserer Epoche geschrieben (1769). Und wenn sein herbes Urteil für das Jahrzehnt nach dem Hubertsburger Frieden, in dem unter dem Vorgang des Königs und der vornehmen Gesellschaft die französische Bildung in Berlin dominierte, vielleicht noch gelten mag, so war dieser Geist spottsüchtiger Neuerung in den achtziger und neunziger Jahren jedenfalls längst überwunden, und nicht am wenigsten unter der Mitwirkung eben des Mannes, an den jener Brief gerichtet war, und den Lessing immer als seinen Gesinnungsgenossen betrachtet hat, Friedrich Nicolais und seiner oft gescholtenen und kaum noch gekannten bändereichen Allgemeinen Bibliothek.

einem engen Kreise begriffen, und von den persönlichen Schülern oder auch Außenstehenden vielleicht besser als von den Fachgenossen, den Kollegen selbst. Der Mehrzahl der Mitlebenden war ihre Gegensätzlichkeit gegen die rivalisierenden Systeme kaum so klar, wie es uns das vertiefte historische Studium ermöglicht hat. Jenen galten die Meinungen der Philosophen nicht sogleich als Dogmen. Der Geist der Zeit war nun einmal den Dogmen feind und den Parteiungen abgeneigt. Den Philosophen erging es darin nicht viel anders als den Theologen, deren „spekulative Meinungen", wie man wohl ihre Bekenntnisse nannte, auch nichts anderes als Duldung und, je nach Wahl, freie Annahme erwarten durften. Aber dieser Indifferentismus bedeutete nicht Gleichgültigkeit, noch entsprang er der Sucht, sich mit der Kritik und Skepsis ins Bodenlose zu verlieren. Sondern, wie bei den Religionen, so suchte man auch in den „Modesystemen" der Philosophen das Wesensverwandte, jenseits der Parteien Liegende, das positive, gemeinsame Ideal auf. Den sittlich-praktischen Zielen trachtete man hier wie dort mehr nach als den spekulativen: hinter den Grenzen der Erkenntnis Art und Wesen der höchsten Zwecke zu erkunden und das Gewonnene mit inniger Verehrung festzuhalten, dahin ging der Eifer der Besten. Deshalb ergriff die Philosophie, welche dafür die Gewähr zu geben schien, ohne sich in die Schranken von Dogma und Konfession einzuschließen, die deutschen Herzen. Was das grundlegende Werk Kants kaum vermocht hätte, erreichte er durch seine Kritik der praktischen Vernunft.[1] Mit dem Jahr ihres Erscheinens begann sein Siegeslauf, der bis gegen das Ende des Jahrhunderts währte. Weil er der Religion einen Platz innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft gab, ward Kant der Führer der Epoche. Die Tapferkeit und Zuversicht, das Frohgefühl der Zeit fanden hier den Anker, den sie suchten.

Religiöse Reformtendenzen.

Nirgends ward darum die religiöse Gleichgültigkeit, die sich allerdings mit dem Abflauen des Pietismus der Bevölkerung zu bemächtigen drohte, mehr beklagt als in diesen Kreisen. Und von ihnen haben — man hat es nur allzusehr vergessen — die Bemühungen ihren Ausgang genommen, um die Entfremdeten der Kirche zurückzugewinnen. Wenn manches darin den spezifischen Charakter der Aufklärung, jenen vielgescholtenen Geist trivialer Moralität und platter Nutzanwendung an sich trägt, so weist anderes direkt auf Ziele hin, denen die Kirche bei ihrem Wiederaufbau im 19. Jahrhundert, nun freilich mit einer ganz anderen Tendenz, nachgestrebt hat. Längere Studienzeit, strengere Prüfungen, bessere Auswahl für die Ämter, Ausmerzung der unsittlichen und trägen Elemente aus dem Predigerstande, Berufung von Predigersynoden, und besonders auch eine würdigere und feierlichere Ausstattung des in seiner Eintönigkeit und Unsinn-

1) „Man kannte und las ihn zu Anfang der Revolution selbst in Deutschland noch wenig". So Niemeyer in seinen „Beobachtungen auf einer Deportationsreise nach Frankreich im Jahre 1807", I² (1825), 389f. Bericht über seine Audienz bei dem Grafen Beugnot, Paris, August 1807.

lichkeit ermüdenden Gottesdienstes durch eine reichere Liturgie, Einführung neuer Feste, Zeremonien und Symbole — das waren Forderungen, welche die Führer beider Landeskirchen, wiederum in vollem Einklang mit den in der politischen Beamtenschaft vorwaltenden Intentionen, erhoben und mit vollem Nachdruck, amtlich und literarisch vertreten haben. Schon 1787, noch bevor Wöllners Regiment begonnen, hatte das Reformierte Kirchendirektorium um die Einführung einer neuen Agende gebeten; die Anregung dazu war aus der Stadt Kants gekommen. Dieser Antrag war vom König abgelehnt worden, und zwar, merkwürdig genug, aus Sorge „vor dem ansteckenden Gift der sogenannten Aufklärer in jetzigen für die reine christliche Religion so äußerst gefährlichen Zeiten“: gerade die Reaktion sträubte sich gegen eine neue Liturgie; nichts als „einige Ausdrücke der alten, damals noch nicht kultivierten deutschen Sprache“ wollte sie abgeändert sehen.[1] Dem entsprach es, daß nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. unmittelbar mit der die Beseitigung des Religionsediktes entscheidenden Kabinettsordre auch die Wiederaufnahme jener Reformen angeordnet wurde: Teller sollte die neue Liturgie, Zöllner ein Regulativ für die Tentamina und Examina wie über die Ausarbeitung und Einführung eines neuen Landeskatechismus entwerfen; Spalding und Sack halfen mit, und von Berufenen und Unberufenen wurden der Regierung und den geistlichen Räten Eingaben und Vorschläge unterbreitet.[2]

Abwandlungen in der religiösen und politischen Welt.

So wenig darf man sagen, daß Schleiermacher mit seiner Klage über den Verfall der Religion und seinem Mahnruf an die Gebildeten unter ihren Verächtern allein gestanden habe. Seine Stimme war nicht die Stimme eines Predigers in der Wüste, sondern eine unter vielen; und nur der Ton, die Klangfarbe, die er ihr gab, war das Neue. Ja selbst darin war der Unterschied nicht so groß, als es ihm und seinen Freunden, und der Nachwelt, die jene andern Stimmen nicht mehr hörte, erscheinen mochte. Denn so wenig der König und seine geistlichen Berater daran dachten, den Boden der Aufklärung, eines „vernünftigen Christentums“ zu verlassen, tritt doch in den von ihnen beherrschten Kreisen unverkennbar in eben diesen Jahren eine leise Abwandlung der Zuversicht ein, welche der Zeitgeist entwickelt hatte, als Kant noch auf der Höhe seines Einflusses stand; von dem Moment ab, wo das Gestirn des Königsberger Philosophen zu erbleichen begann und das Fichtes sich erhob, können wir dies wahrnehmen und an den Trägern des Zeitgeistes, an Männern wie Sack und Spalding, und an dem König selbst es beobachten. Schon sprachen sie von dem „geschändeten“ Namen der Aufklärung, von dem Eindringen der neuen philosophischen Systeme und der Grundsätze der französischen Revolution in die christlichen Vorstellungen; auch Teller und Zöllner haben die Eingabe zur Einführung einer für beide Konfessionen gemeinsamen Liturgie vom 13. März 1804

1) Foerster, a. a. O. 71.
2) Foerster 104 f.

mit unterzeichnet, worin über den ausgearteten Zeitgeist und seine Gleichgültigkeit gegen den öffentlichen Kultus und sogar gegen wirkliche Religiosität und Sittlichkeit ernste Klage geführt wurde.[1] Im Herbst dieses Jahres starben, kurz nacheinander, jene beiden „Heroen der Aufklärung", wie ein bewundernder Zeitgenosse sie nannte, und an ihren Nachfolgern, dem steifen, vornehmtuenden Ribbeck, den die Königin Luise zu ihrem Beichtvater nahm, und dem weltgewandten, salbungsvollen Hanstein und ihrem Einfluß zeigte sich deutlich der Umschlag der Stimmung. Johannes von Müller mit seinem allen Eindrücken offenen Herzen ist auch hier wieder ein unverdächtiger Zeuge. „Sonntags", so schreibt er im April 1805, „habe ich bei Ancillon kommuniziert; da sah ich nach langem auch wieder einmal in der Kirche weinen. Er ist ein vortrefflicher Redner, sein Vortrag sehr eindringend. Alles aber übertrifft nun das Hindringen zu der Petrikirche, wo Tellers Nachfolger, Hanstein, nach alter Art predigt; noch hörte ich ihn nicht: wohl aber, daß er nichts wissen will von einer Religion, die mit dem Zeitalter fortrücke, und also nicht immer die nämliche sei. Das Volk liebt die kapitulierenden Prediger nirgends." Besonders dieser letzte Zusatz ist von hohem Interesse. Denn er zeigt, was ja auch in der Konstruktion des Staates, dessen Träger die akademisch gebildete Beamtenschaft war, begründet liegt, daß die breiteren Schichten niemals eigentlich von dem in ihr herrschenden Geist voll ergriffen gewesen, sondern nur höherer Leitung gefolgt sind. Die Bildung der Aufklärung entsprach, so lebenskräftig sie im tiefsten Grunde war und so eng sie mit dem Wesen, den Postulaten lutherischer Religiosität zusammenhing, doch nicht mehr ganz den Antrieben und Bedürfnissen der Masse.

Man geht aber wohl nicht fehl, wenn man das allmähliche Anschwellen einer Gegenströmung gegen die dominierende Weltanschauung mit der Abwandlung in Beziehung bringt, die auch in dem Bilde der politischen Welt zu eben dieser Zeit sichtbar wird. Der Weltfriede, der mit so allseitigem Entzücken begrüßt worden, war ins Wanken geraten. Der Mann, in dem man den Begründer einer neuen Ordnung der politischen, und in weiten Kreisen auch der religiösen Welt gesehen, hatte soeben bewiesen, daß mit der Kraft auch der Geist der Revolution nicht von ihm gewichen war: am 20. März 1804 hatte er in dem Schloßgraben von Vincennes das Blut eines Bourbonenprinzen vergießen lassen, und zwei Monate darauf hatten Senat und Volk von Frankreich ihm, der sich jener Tat des blutigen Verrats und seiner Gemeinschaft mit der Revolution offen rühmte, das erbliche Kaisertum übertragen. Im September erschien er am Rhein, wie ein neuer Karl der Große auch von Deutschlands Volk und Fürsten in den alten Kaiserstädten empfangen; und am 2. Dezember kam von Rom her Papst Pius VII. herbei, um persönlich an dem Nachfolger der französischen Könige die

1) Foerster 119.

heilige Salbung zu vollziehen. Schon war der neue Cäsar längst wieder mit England im Krieg, und von Monat zu Monat rückte die Gefahr näher, daß Deutschland aufs neue die feindlichen Kriegsheere in seinen Grenzen haben, ja daß nun auch Preußen und seine Bundesverwandten in den allgemeinen Krieg hineingerissen werden möchten. Der Grund, auf dem man stand, begann zu erzittern, und dem entsprachen jene Stimmungen der Sorge und des Zweifels an der Sicherheit des sittlichen und religiösen Bodens, dem man so blind vertraut hatte, und eine sich ausbreitende Erregung der bis dahin unter der Leitung von oben so ruhig verharrten Masse.

Dennoch dürfen wir diese Stimmungen nicht überschätzen. Wie der preußische Staat noch unerschüttert, gefürchtet und von allen Seiten umworben war — noch immer dehnte er seine Grenzen, und nun gerade auf deutscher Erde aus, und niemals war seine geistige Verbindung mit dem deutschen Leben inniger gewesen —, so war auch die alte Zuversicht, der Wille, in der Welt der Politik und des Geistes vorwärts zu schreiten, nicht erlahmt. Auch die beiden neuen Berliner Pröpste wurzelten doch in der rationalistischen Theologie, und der Plan einer die Konfessionen einigenden Reform der evangelischen Kirche beschäftigte nach wie vor die Gemüter. Noch immer wurden die Lehrunterscheidungen als „vergebene," nun gottlob überwundene Meinungen zanksüchtiger Theologen aufgefaßt und die Trennung in die beiden Kirchen als eine unnötige Hemmung der wahren christlich-protestantischen Religiosität beklagt; eben um zu beweisen, daß man selbst über solche Differenzen hinausgekommen sei, wollte man von jedem Versuch, nach alter Weise eine Konkordanz der Bekenntnisse herzustellen, absehen und den Boden der Einigung zwischen den beiden „schon fast verschwisterten" Konfessionen lediglich in einer Umbildung des Gottesdienstes, in der Schaffung einer gemeinsamen Agende finden. Wie ungeneigt die vorwaltenden Kreise noch immer einer Änderung der Lage und einem Umschwung der Gesinnung waren, zeigt die Geringfügigkeit des Einflusses, den solche Gegner wie die Berliner Romantiker besaßen, die in diesem Zusammenhang als eine Teilerscheinung der reaktionären Strömung betrachtet werden können. Zusammengesetzt aus jüdischen und christlichen, auch vielfach zugewanderten und unpreußischen Elementen, waren diese mehr eine Clique als eine Partei und verrieten durch das Übermaß ihrer Angriffe und durch die Extravaganzen ihrer literarischen, historischen und sozialen Ansichten, wie ihrer Lebensführung selbst, mehr die Unsicherheit des eigenen Standpunktes als die Unhaltbarkeit der von ihnen bekämpften Gesinnungen. Ebenso war Fichtes Aufnahme in Berlin eher ein Zeugnis für die Stärke des alten Geistes, der ihn dulden durfte, ja mehr die Verwandtschaft als die Gegnerschaft bemerken wollte, wie ungebärdig auch der Zornmütige auf Nicolai und seine abgegriffenen Meinungen einschlagen mochte. Die Strenge seines Tugendbegriffes, sein Vertrauen zur Freiheit der sittlichen Per-

sönlichkeit und zur Macht der vernünftigen Erkenntnis gewannen ihm die Hochachtung derselben Kreise, in die er seine Reden und Schriften wie lauter Brandpfeile hineinwarf, und erschienen ihnen als eine Bürgschaft dafür, daß sein Geist sich mit dem Preußens verstehen werde; wie dies denn in der Tat Fichte selbst empfunden, bekannt und in der Zeit der Bedrängnis und des Kampfes handelnd bestätigt hat. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß seine Wahl zur Akademie, die der Trotzige von ihr forderte, nachdem er sie in ihrer Gesamtheit, und nicht bloß in zweien ihrer Mitglieder, wahrhaft blutig beleidigt hatte, am Ende nur mit einer Mehrheit von 2 Stimmen (15 gegen 13) abgelehnt wurde, und daß Männer wie Ernst Ferdinand Klein, Nicolais Freund und Verwandter, der bereits selbst mit Fichte Häkeleien gehabt hatte, Borgstede, Bernoulli, der greise Merian, alles Führer der älteren Generation, ihre Stimme für ihn abgaben! Die Toleranz, die sie den spekulativen Meinungen grundsätzlich gewährten, die Neutralität, die sie als Besitzer der gesunden Vernunft zwischen den philosophischen Modesystemen behaupteten, wollten sie an dem intolerantesten aller Philosophen selbst beweisen.

Woran lag es nun aber, so müssen wir schließlich fragen, daß alle die hohen Pläne und Entwürfe dieser Jahre in Staat und Kirche unvollendet blieben, und erst nach der Katastrophe des Staates, nun aber bereits in veränderter Richtung, zur Ausführung kamen? Die Antwort liegt in dem bereits Gesagten. Noch war alles in den Anfängen und mehr Gedanke als Tat. Die Grundlagen des Staates waren eben doch geblieben: das mechanistische System der Verwaltung, die strikte Unterordnung der Untertanen, auch der Höchstgestellten, unter den Willen des Königs und der wunschlose Gehorsam der Massen. Entwickelung der individuellen Kräfte, Verstärkung der Selbsttätigkeit und des Selbstgefühls der Beamten, Erfüllung des Volkes mit innerem Anteil und dem Anspruch auf Mitarbeit an dem Leben des Staates, Aufregung und Anspornung der Leidenschaften, der Interessen, der Ideale gehörten dazu, um die Wege zu öffnen, auf denen der preußische Staat allein einen neuen Inhalt und neues Leben gewinnen konnte: der Geist der Reform forderte Kampf und Parteiung. Dem aber stellten sich Schwierigkeiten allerart entgegen: die Lage des Staates, der Charakter des Königs, die Notwendigkeit, den Frieden zu erhalten, um nur die Neuerungen durchzuführen, die allgemeine Friedfertigkeit, die Zuversicht und das Behagen, dessen man genoß, und sogar die schon erreichte Vertiefung des Staatsbewußtseins in dem König und seinen Dienern, denen mit dem dynastischen Ehrgeiz der alten Monarchen auch die Entschlußfähigkeit abhanden gekommen war, für die Ausbreitung des Glanzes und der Macht des Königlichen Hauses die Existenz des Staates selbst aufs Spiel zu setzen. Auch hier bewährte sich das alte Wort, daß nur die Not beten lehrt. So hart klopfte dieser größte aller Lehrmeister noch nicht an das Tor. Man konnte sich Zeit lassen, eben weil die Macht

da und der Wille rein und allgemein genug zu sein schien, um die Reformen mit der Zeit ins Werk zu setzen. Ein rücksichtsloses Dreinfahren entsprach nicht den Grundsätzen, denen man huldigte. Als die geistlichen Räte beider Konfessionen auf des Königs Wunsch und Antrieb sich zusammentaten, um das Werk der kirchlichen Einigung und Besserung zu unternehmen, betonten sie doch in allen ihren Entwürfen und Erlassen, daß niemand gezwungen werden dürfe, und Friede, Duldung und Liebe die einzig möglichen Mittel der Einigkeit in Religionssachen seien.[1] Auch in den politischen Reformen machte man Halt, sobald man auf starken Widerspruch und auf Hemmungen irgendwelcher Art stieß. Die Domanialbauern wurden frei, weil der Wille der Krone hierbei sich ungestört entfalten konnte, während der Plan, diese Maßregel auf alle erbuntertänigen Leute auszudehnen, daran scheiterte, daß die ostpreußischen Stände nicht heranwollten und die königlichen Räte selbst, die zum Teil persönlich interessiert waren, sich über die Ausführung nicht einigen konnten. Immerhin gab es einzelne Edelleute, die auf privatem Wege durchsetzten, wovor die Regierung zurückscheute, und so konnte man wohl hoffen, daß allmählich das allgemeine Wohl und der klar erkannte eigene Nutzen die noch Zagenden zur Loslassung ihrer Bauern bringen werde.

Und nun bemerkte man allerdings im Fortschreiten, daß in dem Staate doch noch Elemente lagen, die sich nicht ohne weiteres beseitigen ließen und sich sofort zu Worte meldeten, als man an ihre Wurzeln rührte. Wenn z. B., wie es in Franken schon im Winter 1799 auf 1800 vorkam und in Berlin und Ostpreußen Nachahmung fand, Eltern die Taufe ihrer Kinder unterließen, so war es klar (und der Widerspruch der bürgerlichen Behörden wie die Entrüstung des Königs machten es sogleich deutlich), daß die Duldung solcher Vorgänge zu den schwersten Konflikten führen mußte, weil der Staat an die kirchlichen Institutionen und ihre dogmatisch bestimmten Formen viel enger gekettet war, als die Theorie es vorausgesehen und es der dogmenfeindlichen Zeit im Bewußtsein geblieben war. Und es ist sehr erklärlich, daß der König, als nun auch die neue Abwandlung in der allgemeinen Politik eintrat und alle Vorzeichen neuer großer Krisen sich kundtaten, davor zurückscheute, in die bestehenden Verhältnisse mit rauher Hand einzugreifen.

1) So in der Kabinettsordre vom 18. Juli 1798; Foerster 110.

Erstes Kapitel.

Erste Gedanken und Entwürfe.

Karl Friedrich Beyme.

Auf diesem Untergrunde der staatlichen Organe des alten Preußens und des in ihnen und durch sie entwickelten Geistes wird der Plan einer Berliner Universität in seinen ersten Umrissen sichtbar. Der Mann, der ihn als Erster vertreten und wohl auch erdacht hat, und dem darum vor anderen in der Vorhalle unserer Geschichte ein ehrendes Gedächtnis gestiftet werden muß, war der geheime Kabinettsrat und intime Vertraute König Friedrich Wilhelms III., Karl Friedrich Beyme.[1] Die Ungunst, mit der die Nachwelt Preußen in der Epoche des Friedens von Basel bedacht hat, ist auch seinem Andenken in reichem Maße zuteil geworden. Stand er doch an der Stelle, deren Einfluß Freiherr vom Stein beseitigen mußte, wenn er seinen Willen zum maßgebenden im Staate machen wollte, weil in ihr die absolute Macht der Krone sich konzentrierte und daher der Wille des Monarchen sich mit dem des Ministers kreuzte. Es war der Kampf zwischen dem absoluten Willen des Monarchen (an den die bisherigen Reformer, soweit sie auch in ihren Plänen gegangen und wie sehr sie von dem unpersönlichen Staatsbegriff durchdrungen waren, doch niemals gerührt hatten) und einem Regierungssystem, das, wie mit der Reform, so auch mit ihrer Auffassung des Staates Ernst machte und keinen Willen in der Nähe des Königs dulden wollte als den des verantwortlichen höchsten Ratgebers der Krone selbst. Beyme aber war der Träger des Systems geworden, welches Stein bekämpfte, und gegen ihn richtete sich darum in erster Linie der Zorn des Leidenschaftlichen, der alles nur persönlich aufzufassen vermochte. Er wollte in dem Chef des Zivilkabinetts nicht nur das willenlose Mundstück des Königs sehen, sondern auch den subalternen Einbläser einer schwächlichen und verderblichen Politik.

Über dem Versuch, den Mann und sein System zu beseitigen, war er selbst in dem Winter, der auf Jena folgte, zu Fall gekommen; mit Schimpf und Schande hatte ihn ein Kabinettsbefehl des Königs aus dem Dienst gejagt. Und so duldete

1) Für alles Folgende wurde in erster Linie der Nachlaß Beymes benutzt. Vgl. Preuß, Worte der Erinnerung, am Sarge des Großkanzlers v. Beyme gesprochen, 1838.

er nicht, als er nun nach Tilsit als der einzige Retter des Staats zurückberufen wurde, daß der Verhaßte an seiner Stelle blieb, obschon er die Institution selbst nicht ganz zu beseitigen vermochte.

Und doch war Beyme nichts weniger als ein Reaktionär. Vielmehr, wenn irgendeiner in dem alten Preußen die Reformpläne befördert und ihrem Geist sich hingegeben hat, so war es der Mann, den der junge König im Februar 1798 zum Nachfolger Anastasius Ludwig Menckens gemacht hatte, als diesen seine Kränklichkeit zwang, aus dem eben erst neu angetretenen Amte wieder zu scheiden. Noch sind wir nicht imstande, den Einfluß Beymes in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms III. auf die innere Regierung Preußens ganz zu überblicken; aber wir werden nicht irren, wenn wir ihn ungemein hoch einschätzen. Die Kabinettsordres aus dieser Zeit stammen wohl ausnahmslos aus seiner Feder. Nach seinem eigenen Zeugnis stak er so tief in den Geschäften, daß er die Erlasse, ohne erst den Entwurf zu machen, gleich zu Papier brachte, und die Kabinettsakten des Geheimen Staatsarchivs bestätigen diese Angabe. Und keineswegs hat er bloß niedergeschrieben, was andere erdacht, sondern ohne Zweifel vieles selbst inspiriert — so, um nur eins zu nennen, den Plan, die Erbuntertänigkeit der Bauern aufzuheben; der Vortrag, den er darüber dem König am 23. Juli 1798 hielt, war schon auf den Grundgedanken des Edikts vom 9. Oktober 1807 gestimmt, die Aufhebung der Institution ohne Rücksicht auf Dienstablösung und Verbesserung des Besitzrechtes.[1] Man darf ihn unbedingt unter die Führer der Reformbewegung vor Jena rechnen.

Gehörte er doch eben dem Kreise an, in dem diese Ideen lebendig waren, den Räten des Kammergerichts, unter denen ihn Friedrich Wilhelm selbst ausgewählt hatte, um ihn an die zentralste Stelle des Staates zu setzen. Geboren am 10. Juli 1765 zu Königsberg in der Neumark als Sohn eines Regimentschirurgus, nach des Vaters frühem Tode in der Schule des Waisenhauses und an der Universität zu Halle erzogen und gebildet, war er schon mit 23 Jahren Assessor am Kammergericht geworden. Als Mitarbeiter am Landrecht und durch eine Schrift gegen jede Anwendung der Tortur machte er sich früh einen Namen. Eine Professur, die man ihm in Halle anbot, schlug er aus; Klein hat sie dann einige Jahre hindurch verwaltet. Nach dem Tode des alten Königs ward Beyme Mitglied des Senats, vor dem der Prozeß gegen die Gräfin Lichtenau geführt wurde, und dies mag ihm die Bekanntschaft mit dem jungen Monarchen verschafft haben, der, wie feststeht, ihn erst zu seinem Rate machte, nachdem er persönlich ihn im Kammergericht hatte plädieren hören. Wohl möglich, daß es noch Svarez selbst gewesen ist, der seinen königlichen Schüler auf den jüngeren Kollegen aufmerksam gemacht hat; so wie wir annehmen dürfen, daß Beyme in

1) Hintze, a. a. O. 419, 1.

seiner neuen Stellung dazu mitgewirkt hat, daß dem unter der alten Regierung so übel Behandelten durch die Ernennung in das Direktorium der Akademie, von der ihn Wöllners Einfluß ausgeschlossen hatte, die ehrendste Genugtuung gegeben wurde[1], und daß er die Kabinettsordre entworfen hat, welche dem Schöpfer des Landrechts noch auf dem Sterbebett in ergreifenden Worten den Dank seines Königlichen Herrn aussprach.

Weniger revolutionär in seinen Taten, war Beyme seiner Gesinnung nach weit liberaler als Stein und empfand sicherlich preußischer als der stolze Reichsfreiherr, der den Dienst des großen Königs aufgesucht hatte, weil er ihm als der Beschützer der ständischen Freiheit im Reich erschienen war, und sich jederzeit weit mehr als Deutscher denn als Untertan des Hohenzollernkönigs fühlte. Der Geist der Initiative, die Wucht des Willens, womit Stein jeden Widerstand niederbrach, fehlte dem märkischen Beamtensohn, der ganz in der Luft der preußischen Disziplin aufgewachsen war und nichts anderes kannte als preußisches Staatsempfinden. Ihm war die Unterwerfung unter den Willen des Königs, der Gehorsam bis zur Selbstverleugnung selbstverständliche Pflicht; als Tugend sah er an, was dem Standesbewußtsein Steins als Feigheit und Knechtessinn erschien. Mag sein, daß Herkommen und Amt solche Eigenschaften in Beyme entwickelt haben, ja daß er vielleicht an seiner Stellung hartnäckiger festgehalten hat, als es sogar damals geboten war. Wenn aber seine Widersacher, die besonders im Zusammenbruch des Staates zahlreich auftauchten, ihm noch Schlimmeres nachsagten — daß er sich seine Gunst entgelten lasse —, so ist dafür niemals der Beweis erbracht worden; mir wenigstens ist aus den Akten nicht das geringste davon bekannt geworden, und der König hat den Gestürzten gegen jenes Geklätsch stets in Schutz genommen und ihm mit dem Amt sein Wohlwollen nicht entzogen. Daß es aber Beyme an männlichen Entschlüssen und festem Auftreten im Grunde nicht fehlte, hat er gerade in Momenten bewiesen, wo die meisten schwankten oder vorsichtig zurückblieben. Kein Geringerer als Feldmarschall von Boyen hat noch an seinem Grabe Zeugnis dafür abgelegt[2]: als die bei Jena geschlagene Armee in Auflösung und schreckensvoller Panik nach Osten zurückgeflutet, da sei es Beyme gewesen, der den mutigen Rat erteilt habe, Halt zu gebieten und bei Magdeburg Stellung zu nehmen. Es ist wahr, Beyme hat damals zu seinem nächsten Kollegen, dem Kabinettssekretär Lombard gehalten: es geschah, als dieser sich von jedermann verlassen und verleugnet sah. Ganz grundlos und ungerecht war der von der russischen Seite ausgesprengte Verdacht, daß er mit Lombard und Haugwitz im Interesse Frankreichs stände. Trat er doch bei den entscheidenden Beratungen in Osterode (21. November)

1) 19. April 1798 mit Borgstede; Harnack, Geschichte der K. Pr. Akad. d. Wiss. I, 646. Stölzel, Svarez 434, 437.

2) Denn nur auf ihn wird man diese von Preuß mitgeteilte Angabe beziehen können.

unumwunden auf die Seite Steins, als dieser gegen den von Napoleon angebotenen Waffenstillstand und für die Fortsetzung des Kampfes an Rußlands Seite sprach.[1] Unter allen Dienern Friedrich Wilhelms III. ist ihm in diesen, den schwersten Tagen seines Lebens niemand treuer geblieben als der Chef seines Zivilkabinetts. Seine pedantische Art und der ihm anerzogene altpreußische Grundsatz bedingungsloser Unterordnung unter den einmal ausgesprochenen Willen des Königs kontrastierten allzusehr mit der selbstherrlichen Natur des Ministers, als daß er sich für ihn hätte einsetzen mögen und Forderungen unterstützen, die in seiner eigenen Entfernung aus seinem Amt gipfelten; schwerlich wird er widerstrebt haben, als Friedrich Wilhelm dem stolzen Freiherrn seine Rücksichtslosigkeiten vergalt und ihm den Stuhl vor die Türe setzte. Und dennoch hat Beyme schon in den Tagen von Osterode Stein das Auswärtige Portefeuille überliefern wollen; zweimal hat er ihm im Namen des Königs den Antrag überbracht; Stein selbst lehnte ihn ab. Und als dann im Juli alle Welt nach dem Retter rief, hat Beyme keineswegs dazu geschwiegen; auch er ist damals unumwunden für die Rückberufung des schwer Gekränkten tätig gewesen. Er konnte freilich nicht erwarten, daß Stein es seine erste Sorge sein lassen würde, auf seine Beseitigung zu dringen, nachdem er in dem Brief, mit dem er den Ruf annahm, ausdrücklich erklärt hatte, daß er alle Personalfragen ganz in den Willen des Königs stelle. Als aber ein Jahr darauf Stein abermals aus seinem Amt verdrängt wurde, hat selbst er keinen Bessern zu nennen gewußt, um sein Werk fortzusetzen, als Beyme — ein Schritt, der diesem zur höchsten Genugtuung und beiden zu gleicher Ehre gereichen mußte. Als Großkanzler und Justizminister trat Beyme in das neue Ministerium ein. Er hat den Erwartungen Steins nicht entsprochen. Die Reformen gerieten ins Stocken, und erst Hardenberg hat sie fortgeführt. Wie weit die Schuld daran Beyme selbst trifft, ob es der Mangel an Initiative gewesen, den Stein an ihm rügte, oder Neid und Kabale, zwischen denen er den Weg nicht finden konnte, oder der Haß des Adels gegen den bürgerlichen Emporkömmling oder der Druck der Weltverhältnisse, der in diesem Jahre stärker auf Preußen lastete als je, bleibe ungesagt; es möchte schwer sein, heute schon die Antwort darauf zu geben. Jedenfalls verdient er keinen stärkeren Tadel als seine Kollegen Dohna, Altenstein und Scharnhorst, welcher letztere ihm besonders nahe stand und bis ans Ende eng verbunden blieb.[2] Daß es ihm aber weder an organisatorischem Talent noch an

1) Lehmann, Stein, I S. 439. Mit ihm übrigens auch der alte Köckeritz, der Chef des Militärkabinetts, und Voß; 4 Stimmen gegen 11, die meist den Militärs angehörten. Der König aber entschied für die Minorität.

2) Briefe Scharnhorsts an Beyme in dessen Nachlaß, als letzter ein kurzer Zettel vom 3. Mai 1813, dem Tage nach der Schlacht, in der Scharnhorst die Todeswunde erhielt, noch von dem Schlachtfelde „bei Lützen“ selbst datiert.

charaktervoller Haltung gebrach, hat er in seinen späteren Stellungen, als Zivilgouverneur der Provinzen zwischen Oder und Weichsel in dem Jahre der Erhebung und in seinem zweiten Ministerium (1817 bis 1819) vollauf bewiesen. Das eiserne Kreuz, das ihm verliehen wurde, war wohl verdient; die pommersche Landwehr galt unter allen als die bestausgerüstete. Und in dem Kampf gegen Hardenberg und Wittgenstein hat Beyme Seite an Seite mit Humboldt und Boyen gestritten und ist mit ihnen gestürzt. Die konstitutionellen Theorien waren ihm anfangs unsympathisch. Die Ankündigung von Reichsständen im Mai 1815 erfüllte ihn mit Sorge: er erwarte, schreibt er seiner Tochter, davon weder Heil für die Gegenwart noch Dauer für die Zukunft. In der Folge hat er sich, unterstützt durch ein tief eindringendes Studium der englischen Verfassung und Politik, das ihn zu einem Bewunderer Cannings machte, der Notwendigkeit repräsentativer Verfassungsformen auch für Preußen nicht verschlossen. Aber er blieb dabei, daß der Einführung von Reichsständen unbedingt die Befestigung der Städteordnung, die Erteilung einer ländlichen Kommunalordnung und endlich eine zeitgemäße Verfassung für den Adel vorangehen müsse, und daß ihnen ohne diese Grundlage jede Gewähr der Festigkeit und Dauer fehlen würde.[1]

Denn die liberalen Überzeugungen, in denen er erzogen war, hat Beyme niemals vergessen oder verleugnet, so wenig wie seine streng monarchische hohenzollern-preußische Gesinnung.

Die Abtretung altpreußischer Provinzen, wie Ostfrieslands, durch die Wiener Verträge erfüllte ihn mit bitterem Schmerz. Denn die Stärke der Monarchie beruhe nicht auf ihrer geographischen Abrundung; sie habe sich nie rühmlicher geäußert als im Siebenjährigen und in dem soeben beendigten Kriege. „Aber die Abtretung auch nur eines einzigen von den Untertanen, die so herrlich für König und Vaterland aufgestanden sind und Gut und Blut dafür geopfert haben, ist ein entsetzliches Unglück.“[2] Dennoch müsse, so laut und allgemein auch der Zweifel sei, ob Preußen die Gelegenheit diesmal gehörig benutzen werde, jeder öffentliche Tadel unterlassen werden. Nur durch Unterdrückung solcher Zweifel seien die Anno 1813 und 14 vor unsern Augen geschehenen Wunder möglich geworden; und wie unsere Erniedrigung Anno 1806 nötig gewesen, um uns wieder erheben zu können, so sei vielleicht die ungerechte Herabwürdigung unserer Verdienste zu Wien die unerläßliche Bedingung der Vermehrung und Befestigung unserer Größe.[3] Solche Grundsätze bestimmten auch Beymes Haltung, als er am 1. Januar 1820 ohne alle Vorbereitung erfuhr, daß der König ihn seines Dienstes entlassen habe. Wie bitter er die Kränkung empfinden mochte, verriet er sich dennoch gegen niemand darüber.[4]

1) Steglitz, Januar 1831, an die Tochter. 2) 1815, März 20. 3) 1815, März 29.

4) Auch nicht gegen seine eigene Tochter. Er schreibt ihr wohl von der Freude, die ihm die allseitig bezeugte Anerkennung bereitet habe, zumal die Teilnahme, die man in den Rhein-

Nur über die Reaktion auf dem Gebiet des religiösen Lebens verbarg er keinen Augenblick und gegen niemand seine Empörung. Dies war ihm das Gebiet der Freiheit, das keine Einengung erlaubte. Seiner nüchternen Natur waren romantische Excitationen, ob sie sich politisch oder religiös, liberal oder reaktionär geben mochten, gleich zuwider. Als er 1818 in Köln im Dom dem Hochamt beiwohnte, mißfiel ihm das „priesterliche Gepränge“ so sehr, daß er sich vornahm, niemals wieder dergleichen mit anzusehen. Es war ihm unbegreiflich, daß ein Mann wie Friedrich Schlegel an dieser Stelle „unter so läppischen Zeremonien“ die Religion habe wechseln können: „Mich überfiel ein Fieberschauer, als man mir die Bemerkung machte, daß ich mich zufällig auf derselben Stelle befunden.“[1] Fast noch widerwärtiger aber war ihm die pietistische Orthodoxie auf der evangelischen Seite in ihrer Verbindung mit der politischen Reaktion, deren Wortführer, die jungen Gerlachs, durch die Heirat seiner Tochter mit ihrem Vetter ihm persönlich näher standen. Für diese Bewegung, deren um sich greifender Einfluß ihn mit schwerer Besorgnis erfüllte, ging ihm jedes Verständnis ab; er vermochte darin nur Heuchelei oder frömmelnden Zelotismus zu sehen. Schon das „Wortgepränge“ in den Predigten Ancillons war ihm unleidlich gewesen, und unausstehlich fand er das „seichte Geleier“ Ribbecks und Hansteins; Marezoll und Zollikofer, der würdige Bischof Borowsky, den er 1809 in Königsberg hörte, und in den späteren Jahren Schleiermacher waren die Männer, die ihm das Gotteswort nach dem Herzen auslegten. Sogar von des Königs Bemühungen um die Vereinigung der evangelischen Bekenntnisse mochte er nun, bei aller ungeminderten Verehrung für seinen Herrn, nichts mehr hören. Denn die Voraussetzung der kirchlichen Reform sei eine gemeinsame lebendige Überzeugung; in den Unionsformeln aber bemerke er statt dessen die sichtliche Scheu, an die Bekenntnisunterschiede zu rühren, und das Bestreben, durch leere, das Gefühl anregende, sinnlich wirkende Zeremonien darüber hinwegzutäuschen. Er aber blieb der Überzeugung seiner Jugend getreu, daß nur eine fortgesetzte Vernunfterkenntnis den Glauben der Offenbarung sichern könne. Er sah wohl ein, daß das Volk noch lange nicht reif sei für ein durch die Vernunft geläutertes Christentum: das lehre die fast zweitausendjährige Geschichte der christlichen Kirche;

landen für ihn äußere, und die viel größer sei, als er es beanspruchen dürfe; nun aber könne er froh sein, wenn er erfahre, daß auch ohne seine Teilnahme an den Staatsgeschäften solche zum wahren Wohle des Vaterlandes geführt würden: „Solange ich im Ministerium war, habe ich nach meiner Pflicht getan und, wo ich es mußte, meiner Überzeugung gemäß über die uns alle interessierenden Angelegenheiten geurteilt. Nun ich nicht mehr darin bin, suche ich mich zu bescheiden, daß mir kein Urteil mehr darüber zusteht. Daher schweige ich über die gestern in der Gesetzgebung erschienenen Verordnungen und erlaube mir nur den herzlichsten Wunsch, daß sie zum Guten gereichen mögen. Wollte ich sie kritisieren, so möchte ich besorgen, es dadurch nicht besser, sondern nur schlimmer zu machen“.

1) Köln, 1818, September 3.

Christus selbst sei es nicht gelungen, wie viel Mühe er sich auch mit seinen Aposteln gegeben habe; sie hätten nichts als Zeichen und Wunder von ihm sehen wollen, die, wenn wir über seine Lehren und Taten seinen eigenen Bericht hätten, uns wohl in einem viel wohltuenderen Licht erscheinen würden, denn als bloß äußerliche Zeichen von der inneren Wahrheit seiner Lehre. Dennoch ließ er nicht von dem Glauben, daß es dereinst gelingen werde, auch für das Volk ein Religionssystem und eine Gottesverehrung zu schaffen, worin allein die Liebe zu Gott und dem Nächsten herrschen und aller Zwiespalt und Feindschaft über die Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen ein Ende erreichen werde. Gott werde schon zu seiner Zeit einen andern Moses, Christus oder Luther erwecken. Bis dahin danke er ihm mit dem kleinen Häuflein Gleichgesinnter, daß er der Wunder entbehren könne, um ihn im Geist und in der Wahrheit anzubeten.[1]

In aller Verwirrung der Gegenwart hielt er den Blick vertrauensvoll auf seinen königlichen Herrn gerichtet: der werde das Rechte finden, denn er sehe in Politik und Religion klarer als alle seine Ratgeber. Dankbar und mit inniger Rührung spricht er von den Gunsterweisungen, mit denen sein alter Herr ihn zuweilen erfreute. Es war nichts weiter als etwa ein freundlicher Empfang und ein gnädiger Dank für Glückwünsche, die ihm der treue Diener bei der Genesung von Krankheit oder zu Neujahr dargebracht hatte. Sonst waren alle Beziehungen zwischen ihnen gelöst, nachdem Beyme auch den Vorsitz in der Kommission für Gesetzesrevision, der ihm in den ersten Jahren nach seiner Entlassung noch geblieben war, niedergelegt hatte; weder Geschenke noch Orden hat er seitdem jemals erhalten. Selbst vom Hof hielt er sich, so nah er ihm wohnte, zurück. Niemand war gleichgültiger gegen Titel und Orden als er. Wenn er im Jahr 1816 den Adel annahm, nachdem er ihn zweimal abgelehnt hatte, so geschah es seiner Tochter zuliebe, um ihrer neuen Verwandten willen. Das Ordenswesen erschien ihm so obsolet, daß er ihm nur noch ein paar Jahre des Bestehens prophezeien wollte: die Lächerlichkeit werde es töten; nur müsse der Spott erst die Eitelkeit überbieten.[2] Freilich mußte er einräumen, daß die Eitelkeit sich noch immer dadurch ködern lasse, und mit Empörung erfüllte es ihn, als er mit ansehen mußte, wie sogar die Geistlichen in der Agendensache (non propter Acta, sed propter Agenda, wie Schleiermacher spottete) sich durch einen Orden einfangen ließen.[3]

1) 1830, April 30. Beyme besorgte in dieser Zeit, daß seine Tochter von dem Pietismus in den Adelsfamilien Pommerns (sie war eine Freundin der aus Bismarcks Jugendgeschichte bekannten Frau von Mittelstädt in Stettin) berührt werden könne, und kam darum wiederholt in ähnlicher Weise auf diese Frage zurück.

2) 1834, Januar 23.

3) Er selbst erhielt seine letzte Dekoration, die Erste Klasse des Roten Adlerordens, als Justizminister bei der Ordensfeier am 6. Januar 1819. Interessant, wie er sich darüber gegen seine Tochter ausläßt: „Bei der heutigen Ordensfeier habe auch ich die erste Klasse des roten

In diesem Sinne wählte er auch seinen Verkehr: die Professoren Ideler, Stützer und Preuß, der Geheimrat Nolte und der kernige alte Zelter waren die Freunde, die seit seinem Abschied am häufigsten unter dem gastlichen Dach des Schlosses zu Steglitz weilten — alles tüchtige bürgerliche Naturen, wie der Schloßherr wurzelnd im preußischen Wesen, romantischem Wirrwarr abhold, doch von lebendigem Interesse für die Welt des Geistes und der Politik, wenn auch nicht eben Männer ersten Ranges. Auch Varnhagen sah Beyme nicht ungern bei sich; er schätzte seine Talente, sowie auch dieser scharf blickende Beobachter seiner Zeitgenossen an Beyme mit wirklicher Verehrung gehangen hat.[1] Vor allem aber waren es drei der besten Männer Preußens, denen er die größte Bewunderung und Verehrung gezollt hat und deren Freund er genannt zu sein wünschte. Der Älteste unter ihnen war der Obertribunalspräsident von Grolmann, mit dem zusammen er schon im Kammergericht gesessen und am Landrecht gearbeitet hatte, und der noch als Neunzigjähriger mit voller Kraft seines Amtes waltete.[2] Nächst ihm war dem

Adler-Ordens mit Eichenlaub erhalten. Mein Gefühl war gemischt, wie es bei meiner Mißbilligung des ausgearteten, sich überlebten [so] Ordenswesens auf der einen, und der Einsicht, daß das alleinige Zurückbleiben auch eine Zurücksetzung in den Augen der Welt zur Folge habe, auf der andern Seite, nicht anders sein konnte. Aber es wurde durch ein anderes überwältigt, das mich ergriff, als ich zum ersten Mal nach 9 Jahren unerwartet an derselben Stelle wieder einen Orden empfing, wo ich 9 Jahre früher dem Könige und der Königin unter dem Throne für die erste Ordensverleihung gehuldigt hatte. Die Königin ist dahin, und der König hat seitdem der Feier nie wieder beigewohnt. Ich auch nicht. Nun stand auf einmal die ganze Ewigkeit der verflossenen 9 Jahre vor mir. Der Blick zurück und vorwärts versetzte mich in eine sehr ernste Stimmung und tiefes Nachsinnen, so daß ich kaum meiner Herr werden konnte, als ich die Glückwünsche erst von den Prinzen, dann von den Übrigen erhielt. Ich machte, daß ich nach Hause kam, wo ich mich in den Geschäften der Sitzung meines Ministeriums zerstreute. Die wenige Muße zwischen dem Mittagsessen und einer Konferenz mit dem ganzen Ministerium, welche heute Abend stattfindet, benutze ich, meinem beklommenen Herzen gegen Dich Luft zu machen."

1) So widmete er ihm seine „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel" (1836). Er hatte seinen Namen ursprünglich der von ihm geplanten Doppelbiographie Hardenbergs und Steins vorsetzen wollen, die aber nicht zur Ausführung kam. „Der Name des verehrtesten Mannes", so schreibt er in dem Widmungsbrief, „der durch Tat und Gedanken stets das Rechte, Gute und Schöne gepflegt, und sich in treuester Anhänglichkeit an das bewährte Alte zugleich den freiesten Geistesblick für gedeihliche Entwicklungen der Zukunft offen erhalten hat, würde hier glücklich vorangestanden haben als Zeichen derjenigen Gesinnung und Denkart, denén ich jene Darstellung am meisten zur Aufnahme und zum Urteil hätte überliefern mögen."

2) Er starb fast hundertjährig (21. Dezember 1840). 1765 war er Kammergerichtsrat geworden; sein letztes Amt hat er erst 1833 niedergelegt. — Des Ministers Briefe an Frau v. Gerlach haben uns manche Züge von der unverwüstlichen Frische des prächtigen alten Herrn aufbewahrt. So schreibt er am 6. April 1830 von einem Mittagessen bei dem Präsidenten, zu dem er sich selbst eingeladen hatte: „Er kam erst halb 3 Uhr vom Tribunal und war von der Session so wenig angegriffen, daß er sich nach Tische nur unter der Bedingung von mir bereden ließ, seine Mittagsruhe zu halten, daß ich ihm versprach, ihn bald wieder zu besuchen und, wie er sich ausdrückte, so gut zu unterhalten, als es ihm lange nicht widerfahren wäre. Dies war durch Gespräche über die kurrentesten Gegenstände, welche jetzt die Gemüter bewegen, geschehen, woran er sehr lebendigen Antheil nahm. Bei Gelegenheit des Gesprächs über Ludwigs (v. Gerlach) Umtriebe sagte

Herzen Beymes der General von Boyen teuer, dem er erst als Kollege im Ministerium näher getreten ist. So wie er damals stets Schulter an Schulter mit ihm gestanden hatte, so suchte er auch nach dem Rücktritt vom Amt mit ihm Fühlung zu behalten; nichts stimmte ihn glücklicher, als wenn er sein Urteil durch das des Generals bestätigt fand. Endlich aber gehörte auch Schleiermacher, mit dessen Weltanschauung die des Ministers im Grunde doch wenig gemein hatte, und der in seinen früheren Jahren über den rationalistischen Kabinettschef sehr kühl und von oben her geurteilt hatte, seit den Befreiungskriegen zu den Freunden des Beymeschen Hauses. Seine Dogmatik konnte freilich dem auf begriffliche Klarheit dringenden Beyme nicht zusagen; dieser fand, daß Schleiermacher durch die Ableitung der Religion aus dem Abhängigkeitsgefühl von Gott mit seiner eigenen Sittenlehre im Gegensatz stehe, worin er ganz richtig das Gewissen — das Wissen von Recht und Unrecht im Handeln — zur Grundlage der Religiosität gemacht habe.[1] Aber gerade die Stärke im sittlichen Handeln, der Ernst und die Freimütigkeit, die der große Theologe im Streit mit der wachsenden Reaktion in der Kirche bewährte, gewannen ihm das Herz Beymes, der jetzt niemand lieber hörte als ihn, bei ihm kommunizierte und ihn zu allen kirchlichen Amtshandlungen in seiner Familie heranzog.

So hat der entlassene Minister die Muße der achtzehn Lebensjahre, die ihm noch blieben, auf die würdigste Weise ausgefüllt. Unermüdlich war er im Lernen und Fortschreiten. Ein Kenner der deutschen und fremden Literaturen wie wenige seiner Zeitgenossen. Die französische, englische und italienische Sprache beherrschte er schon in den früheren Jahren. Während der Befreiungskriege begann er Spanisch zu lernen: seit er den Don Quixote in der Ursprache lesen könne, so schreibt er seiner Tochter, befinde er sich wieder in einer ganz neuen Welt; jede freie Minute verwende er darauf. In seinem Nachlaß finden sich ganze Bände von Exzerpten, meist englischer Bücher, z. B. vieler Jahrgänge der Edinburgh Review. Zumal staatswissenschaftliche und historische Werke bildeten seine Lektüre — Gegenstände, die ihn schon auf der Universität beschäftigt hatten. Er las nicht nur Darstellungen von Hume, Bentham (den er ganz durchgearbeitet hat), Johannes Müller, sondern auch ihre Quellen, und bemerkte dann wohl bei den Historikern mit gerechtem Erstaunen, daß die Herren sich um

er, daß, als er diesem bei Vorstellung seiner jungen Frau Glück gewünscht hätte, mit dem Beifügen, daß solches nur von ihm abhangen würde, Ludwig geantwortet, solches hinge von Gott allein ab; worauf er denn erwidert habe: »Wenn Sie also Relationen machen, hängt das auch von dem lieben Gott ab? macht der Ihre Relationen? dann dürfen wir sie ja nicht abvotieren.«“

1) 1827 Juni 1: „Gerade das, daß Christi Lehre nur auf das Rechte und Gute im Handeln dringt, ist der Beweis der Göttlichkeit derselben, und die Kirchlichkeit, worin diese seine Lehre gefaßt worden, kann eben darum sich nicht länger halten, weil sie statt dieser sittlichen, praktischen Grundlage den Glauben an die selbstgeschaffenen Begriffe von dem Wesen und Eigenschaften Gottes und der göttlichen Dinge gesetzt und diese zur Bedingung der Religion gemacht hat.“

diese gar nicht gekümmert, sondern nur einer des andern Text ausgeschrieben hatten.[1] Sein politischer Held blieb Friedrich als Begründer der preußischen Größe. Von den Philosophen war ihm trotz seiner persönlichen Verehrung für Fichte Kant der teuerste, von den Alten Tacitus; aber auch Luthers heroische Gestalt fesselte diesen Rationalisten, der darin nur wieder dem Geist der Aufklärung getreu blieb, die ihres Zusammenhangs mit dem deutschen Reformator niemals vergessen hatte. Die Schriften dieser Männer hatten den Ehrenplatz in seiner Bibliothek; ihre Bilder blickten von den Wänden seines Arbeitszimmers herab.

Gewiß gehört Beyme nicht zu den ersten Geistern seiner Epoche, mit denen verglichen er in der Tat etwas Subalternes hat. Mit den Humboldts darf er nicht verglichen werden, und er selbst kannte sehr wohl die Kluft, die ihn von diesen Heroen des deutschen Geistes trennte. Auch sie gehörten übrigens zu seinem Verkehr und haben seinen freien und lebendigen Sinn, soweit sich sehen läßt, durchaus geschätzt, wenn sie auch (wenigstens von Wilhelm wissen wir es) über manche kleinbürgerlichen Züge seines Wesens die Nase rümpfen mochten. Ihm selbst waren an ihnen auch nicht alle Züge sympathisch: die leicht hervortretende Eitelkeit Alexanders und Wilhelms kühle, von der Höhe hellenischen Geistes herabblickende Schätzung der kirchlichen und staatlichen Probleme, die Beymes Gemüt ganz erfüllten, blieben ihm störend. Aber andererseits beugte er sich neidlos vor den überragenden Gestalten beider Brüder[2]; und wir dürfen hinzufügen, daß es sonst nicht viele unter seinen Zeitgenossen gab, vor denen er zurückzutreten brauchte.[3]

1) So ging es ihm mit Comines, dessen Memoiren er im Dezember 1814 ganz durchlas; als er dann die Geschichtswerke über jene Epoche selbst las, fand er, daß ihn außer „seinem“ Johannes Müller niemand benutzt habe; auch Woltmann habe ihn völlig ignoriert.

2) „Stelle Dir vor“, so schreibt er der Tochter am 18. April 1835 nach dem Tode Wilhelms, „daß Alexander v. Humboldt mir einen förmlichen Trostbrief über den Tod seines Bruders geschrieben hat. Ich vermute, daß etwas dahinter steckt, denn eine gemütliche Vereinigung bestand unter uns nicht. Ich bin selbst nicht blind gegen seine erheblichen Mängel; doch wer ist tadellos?! Auf ein Ehrendenkmal für ihn würde ich doch zur Inschrift vorschlagen: quem natum esse [Cicero, Lael. IV 15, schreibt: esse natum] et nos gaudemus, et civitas haec [Cicero: haec civitas], dum erit, gaudebit [Cicero: laetabitur], was Cicero dem Lälius über Scipio in den Mund legte. Welches Land und welche Zeit kann ein solches Brüderpaar aufweisen?! Unser Vaterland kann mit Recht stolz darauf sein. Nur noch einen oder den andren Mann unserer Blütenzeit darf uns der Tod rauben, und wir haben keinen Namen mehr, der dem Ruf des frömmelnden Mysticismus, welcher uns jetzt zum allgemeinen Gespötte in der aufgeklärten Welt macht, einigermaßen das Gleichgewicht halten könnte“.

3) Zum Schluß stehe noch ein Urteil des alten Zelter, der gegen Goethe oft des auch von diesem sehr geschätzten Mannes gedenkt (Briefwechsel V, 132. 1828): „Sehr erfreuend ist mir dabei [bei der Feier seines 70. Geburtstages] die Gegenwart alter edler Gönner gewesen, die keine persönlichen Mitglieder der Singakademie sind: Minister von Schuckmann, Großkanzler von Beyme, unser alter Stadtpräsident und erster Bürgermeister Büsching; mit ihnen, die in meinen Jahren sind, bin ich herangewachsen zu Freud und Leid und Erkenntnis der Würde des Landes, in dem wir zuerst das Licht der Sonne erblickten, uns [und?] an uns selber festhalten mußten, wenn der Fremde, der falsche Freund und Ratgeber die Bissen wegschnappte, die wir zusammenschleppten“.

Man verzeihe, daß wir der Persönlichkeit und dem Leben dieses Mannes, der mit den Anfängen unserer Universität so innig verknüpft ist, dann aber bald aus ihrem Gesichtskreise ganz hinweggerückt wird, so weit nachgegangen sind. Es mußte geschehen, weil das Bild Beymes bisher ganz im Schatten oder in falscher Beleuchtung gestanden hat, und weil wir nur dadurch einen Blick gewinnen für seine Bestrebungen in den Zeiten, als er noch im Mittelpunkt der Geschichte stand und bei Freunden wie Gegnern als der allmächtige Ratgeber und Günstling des Königs galt.

Denn schon damals gab es für ihn nichts Beglückenderes, als das wissenschaftliche Leben aus allen Kräften zu fördern, und kein höheres Ziel für seinen Ehrgeiz, als die Führer der deutschen Bildung seinem Staate zu gewinnen. Kein anderer als er hat alle die Männer für Preußen gewonnen, die wir nannten — Hufeland und Thaer, Fichte und Johannes Müller. Er war es, der auch Schillers Berufung vermittelte, der ihm jene glänzenden Anerbietungen seitens des Königs verschaffte; selbst Goethe hoffte er eine Zeitlang für Berlin zu gewinnen. Für Alexander von Humboldt erwirkte er noch kurz vor Jena ein Jahrgehalt von 3000 Talern.[1] Er brachte den Schweizer Tralles, der sich als Professor in Bern einen Namen in der mathematischen und astronomischen Wissenschaft gemacht hatte, nach Berlin an die Akademie und den jungen Schleiermacher aus seinem Stolpischen Winkel an die Universität nach Halle. Noch bei dem Tode desselben gedenkt er der Kämpfe mit den dortigen Theologen, die ihm gerade diese Berufung bereitet habe. War es doch das erste Mal, daß eine lutherisch-theologische Fakultät einen Gottesgelehrten reformierter Religion in ihre Mitte aufnahm. Nur einem Manne wie Beyme, der die Freundschaft und das Vertrauen der führenden Theologen, eines Noesselt, Knapp und Niemeyer, mit amtlichem Einfluß vereinigte, hatte es gelingen können.[2] Ja noch mehr — Beyme war es, der damals die Vermehrung der Fonds für Halle um das Doppelte bei dem König durchgesetzt hat. Ihm wohl vor anderen muß man die Berufung Loders und Frorieps, auch Steffens', sowie die Rückkehr der Philologen Chr. M. Schütz und Ersch und die Übersiedelung der von ihnen geleiteten Literaturzeitung aus Jena nach Halle zuschreiben: man wird ihn überhaupt als die Seele der Neuorganisation der Universität, die allen Fakultäten zugut kam, bezeichnen, ihn den eigentlichen Begründer ihrer letzten großen Blütezeit nennen dürfen.[3]

1) Beyme erinnerte sich wieder daran bei der Anstellung Humboldts als Kammerherr im Jahr 1826, wobei ihm jenes Gehalt verdoppelt wurde (1826, April 5).

2) An die Tochter 1834, Februar 14.

3) Der Anteil Beymes an der Einführung Schleiermachers in ein Universitätsamt, sowie an der Ausgestaltung der Fridericiana ist wieder vergessen worden, obgleich schon 1836 in der Hallenser Literaturzeitung gelegentlich der Rezension des Buches von Dieterici, „Gesch. u. stat.

Fast alle diese Bemühungen Beymes um die Hebung des geistigen Lebens in seinem Vaterlande fallen in das eine Jahr 1804. Lange vorher aber hat ihn bereits der Plan der Gründung einer hohen Schule, einer „Allgemeinen Lehranstalt“ in Berlin, beschäftigt. Er faßte ihn schon im ersten Jahr seiner amtlichen Wirksamkeit als Chef des Königlichen Zivilkabinetts. So hat er es am 5. September 1807 gegen die beiden Männer ausgesprochen, die er damals an erster Stelle als Lehrer dafür ins Auge gefaßt hatte, Friedrich August Wolf und Johann Gottlieb Fichte. „Ew. Wohlgeboren“, so schreibt er an jenen, „mir unterm 7. v. Mts. mitgeteilte Idee, in Berlin ein neues allgemeines Lehr-Institut zu errichten und mit der Akademie der Wissenschaften in angemessene Verbindung zu setzen, hat mir um desto mehr Freude verursacht, als ich diesen Gedanken schon vor 8 Jahren als sehr nützlich gefaßt, mit dem seligen Engel, der mir auch einen Plan dazu hinterlassen, oft mich darüber unterhalten, jetzt aber nach dem Frieden zu Tilse als eine Sache der ersten Notwendigkeit wieder hervorgesucht hatte“. Und an Fichte: „Eine solche Anstalt in Berlin war seit langer Zeit mein Lieblingsgedanke. Jetzt bringt ihn die Notwendigkeit zur Ausführung“. Beymes erster Plan 1802.

Dieser Plan liegt vor: Köpke brachte ihn zum Abdruck aus den Akten des Kultusministeriums, wo er noch heute als das erste Stück der Berliner Universitätsakten ruht, zugleich mit dem aus dem Nachlaß Beymes entnommenen, seine Datierung sichernden Begleitbrief Engels an Beyme selbst vom 13. März 1802.[1]

Nachrichten über die Universitäten im pr. Staate“ darüber Klage geführt worden, daß der Verfasser seiner Verdienste nicht darin gedacht habe; in Schraders Gesch. der Universität Halle sucht man sogar den Namen Beymes vergeblich.

1) Köpke hat diesen Schluß nicht gezogen. Er nimmt vielmehr an, daß Engel zwei Pläne ausgearbeitet habe, und daß Beyme in dem Brief an Wolf den ersten, den er danach in das Jahr 1799 oder auch 1800 setzte, im Auge gehabt habe. Dies also würde, meint er, in der Reihe der Urkunden der Berliner Universität die älteste sein (S. 20 f.). Zur Unterstützung seiner Folgerung führt K. noch vier weitere Äußerungen an. Eine von Beyme in einem Brief an den Oberkonsistorialrat Nolte von demselben Tage: „Ich habe einen solchen Plan von dem seligen Engel nach meiner Idee bearbeitet vor mir liegen, aber um Ihnen völlige Freiheit zu lassen, teile ich ihn nicht mit“. Die zweite von Nolte selbst, aus einem Vortrag, den er am 28. Juli 1808 in der philomathischen Gesellschaft hielt; worin es heißt: „Der verstorbene Professor Engel reichte schon einige Jahre vor seinem Tode (Engel starb 20. Juni 1802), mir ist unbekannt, ob aus eigenem Antriebe oder auf höhere Veranlassung, einen wohl durchdachten Plan zur Errichtung einer berlinischen höheren Lehranstalt ein. Ich habe denselben in der bei einem Freunde des Verewigten befindlichen eigenhändigen Urschrift des unsterblichen Verfassers gelesen; es würde indessen Verrat sein, denselben zur Kenntnis des größeren Publikums zu bringen, indem das auf der ersten Seite befindliche Veto: ‚Wird niemals gedruckt‘ zu deutlich den Willen unseres unvergeßlichen Philosophen ausspricht“. Drittens erwähnt Schleiermacher in seiner Schrift „Über Universitäten im deutschen Sinne“ (s. u.) Engels Plan, ohne jedoch den Verfasser direkt zu nennen, mit der unbestimmten Angabe, daß er schon unter der vorigen Regierung, zu einer Zeit, wo der preußische Staat durchaus kein Bedürfnis hatte zu einer großen, universitätsartigen Lehranstalt, gemacht worden sei (vgl. dazu Schleiermacher an Brinkmann, 1. März 1808, Aus Schleier-

Hierdurch können wir diese Idee Beymes in Beziehung bringen zu den Reformplänen, mit welchen sich die preußische Unterrichtsverwaltung gerade in jenen Monaten auf dem Gebiet des Universitätswesens trug.

Reformideen des Ministers v. Massow.

An der Spitze des geistlichen Departements, das auch die Unterrichtsverwaltung einschloß, stand seit Wöllners Abgang der Justizminister Julius Eberhard Wilhelm Ernst von Massow, der vordem lange Jahre hindurch als Vize-, später Chef-Präsident der pommerschen Regierung in Stettin vorgestanden hatte. Geboren 1750, gehörte Massow zu der älteren Generation der preußischen Beamten, die noch unter Friedrich dem Großen geschult waren.[1] Auch er, wie sich versteht, ein Gegner des muckerischen Wesens, das unter Wöllner eingerissen war, human

machers Leben IV, 149). Und endlich gedenkt noch ein Ungenannter in „Archenholtz' Minerva" vom Jahre 1811 Engels als eines Mannes, der oft und mit Wärme von einer Lehranstalt gesprochen habe, die Berlin zu dem Mittelpunkt deutscher Gelehrsamkeit und somit zu der geistigen Hauptstadt des nördlichen, vielleicht des ganzen Deutschlands, zum Mittelpunkt der Nation machen würde. Von diesen vier Stellen würde für Köpkes Behauptung höchstens die Aussage Noltes vom Januar 1808 in Betracht kommen; denn Schleiermachers ganz unrichtige Bemerkung von der „vorigen Regierung" zeigt, wie wenig dessen Zeugnis gelten kann, und die anonyme Erklärung in der Minerva stimmt mit Beymes Angabe in dem Brief an Wolf, daß er mit Nolte den Plan lange und oft besprochen habe, lediglich überein. Auch Noltes Angabe aber ist zu unbestimmt gehalten, um gegen Beymes, an demselben Tage dreimal wiederholte Aussage, die nur von einem Plane Engels weiß, aufzukommen. Ja Nolte selbst spricht nur von einem Plan, und die Differenz zu Beyme besteht bei ihm bloß in der Angabe, daß Engel denselben schon einige Jahre vor seinem Tode eingereicht habe, während es nach seinem eigenen Brief an Beyme nur wenige Monate vorher geschah. Auffallen muß es, daß Nolte so tut, als ob er von dem Plan keine amtliche Kenntnis habe, über den er doch kurz vorher von Beyme genau unterrichtet worden war; man darf wohl annehmen, daß dies bei ihm, als dem Vertrauensmann Beymes in der ganzen Angelegenheit, Absicht gewesen ist; während die Angabe über die Abfassungszeit auf bloßem Irrtum beruhte. Der Freund, bei dem er die Urschrift des unsterblichen Verfassers eingesehen hat, kann natürlich nicht Beyme sein (denn diesen hatte Nolte seit mehr als einem Jahr gar nicht gesehen) und das Schriftstück, das er sah, nicht identisch mit dem Exemplar Beymes, sondern nur das Konzept Engels selbst. Schließlich bestätigt der letztere in seinem Brief an Beyme vom 13. März 1802 unsere Auffassung, wenn er es darin ausdrücklich durch seine Krankheit entschuldigt, daß er den Aufsatz, dessen Abfassung der Herr Geheime Kabinettsrat ihm aufgetragen habe, so spät abliefere: „Ich bin mit dem, was ich endlich zu Papier gebracht, nichts weniger als zufrieden; aber teils, um nicht noch länger dem Verdacht der Nachlässigkeit bloßzustehn, teils, weil ich es doch so bald nicht besser machen würde, wage ich's Ew. Hochwohlgeboren den Aufsatz so, wie er da ist, zu überreichen". Hätte er, wie Köpke will, nur einen älteren Aufsatz umgearbeitet, so hätte er sich doch gewiß anders ausgedrückt; er hätte irgendwie darauf zurückgewiesen. Danach muß also jener angeblich erste Universitätsplan aus der Überlieferung, der er seit Köpkes Buch angehört, wieder ausgeschieden werden; man wird ihn niemals finden, weil er niemals existiert hat.

1) Allg. Deutsche Biographie (Friedländer). A. Heubaum, Die Geschichte des ersten preußischen Schulgesetzentwurfs (1798—1807), 2. Kap.: Das O. Sch. K. und die Mitarbeiter Massows, in R. Köpke und A. Matthias, Monatsschrift für höhere Schulen I, 111ff., 145ff. Derselbe, Die Reformbestrebungen unter dem preußischen Minister Julius von Massow (1798—1807) auf dem Gebiete des höheren Bildungswesens, in den Mitteilungen der Ges. für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Herausgegeben von K. Kehrbach, XIV (1904), Heft 3, S. 186ff.

und wohlwollend, aufgeklärt und reformeifrig.[1] Als Präsident der Pommerschen Regierung hatte er, da er zugleich Kurator des Marienstifts zu Stettin und Direktor des Pommerschen Konsistoriums gewesen war, zwar nichts mit dem Universitätswesen, denn eine Universität gab es ja in Preußisch-Pommern nicht, wohl aber mit den Schulen seiner Provinz zu tun gehabt und auf ihre Umgestaltung einzuwirken gesucht — immer in dem Sinn, an die Stelle der verwahrlosten Landschulen und der trümmerhaften Reste der althumanistischen Schuleinrichtungen in den Städten nach Beruf und Stand streng gegliederte, auf das Praktische, unmittelbar Nützliche gerichtete Organisationen zu setzen. Das Bedürfnis der Menge, und nicht die Befriedigung des Bildungstriebes einer kleinen Auslese der Gesellschaft, war der Hauptgesichtspunkt seiner Schulverwaltung, die er noch als Minister, sogar literarisch,[2] vertrat.[3] Zwischen einer breit durchgeführten Organisation der Gemeindeschulen in Dorf und Stadt und den für die Staatsbeamten und Kirchendiener bestimmten Anstalten wünschte er eine Reihe von Zwischenstufen: Industrieschulen, nach Handwerk und Gewerbe geordnet, und lateinlose Realschulen, in welche die meisten der alten Lateinschulen in den Städten umgewandelt werden sollten. Man begreift, daß ein Mann dieser Grundsätze nicht eben ein Gönner der Universitäten in ihrem gegenwärtigen Zustande war. Er sah auch in ihnen nur Ruinen von Institutionen, die sonst gerade jetzt in Staat und Kirche beseitigt würden und überwunden werden müßten. Auch für sie wollte er nichts als das Prinzip des Berufszweckes gelten lassen; sie waren ihm ein „monströser Zusammenwuchs mehrerer Schulen", und er wollte sie in eine Reihe von Fachschulen, Akademien sagte er, aufgelöst wissen. Er sah in ihnen wie in den Gymnasien nichts als zwei Gattungen von „Staatsbeamtenschulen", und wünschte, daß bereits die Gymnasien, d. h. die für die eigentlichen „Professionsschulen" vorbereitenden Anstalten, diesem Zwecke angepaßt und danach differenziert würden, so daß zwar das Lateinische für die

1) Sehr lebendig tritt er uns entgegen in einem Brief, den er, nach seiner Entlassung, am 1. März 1808 an A. H. Niemeyer schrieb (in dessen Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland, IV, 2. Hälfte, 566).

2) In den „Ideen zur Verbesserung des öffentlichen Schul- und Erziehungswesens, mit besonderer Rücksicht auf die Provinz Pommern"; geschrieben schon 1797, veröffentlicht, man darf wohl sagen als das Programm des Ministers, erst 1805 in Dr. Friedrich Gedikes „Annalen des Preußischen Schul- und Kirchenwesens". I 76 ff., 181 ff., 361 ff. Als Titelkupfer des Bandes das Porträt des Ministers, das sich auch in den Jahrbb. der preußischen Monarchie, Jahrgang 1798, Bd. 3, findet. Der Aufsatz schloß sich an eine Schrift des Konsistorialrats D. Heinrich Stephani, Grundriß der Staatserziehung (Weißenfels und Leipzig 1797), an, die darin referiert und mit Anmerkungen begleitet wird. Weitere Schriften Massows (eine Sammlung aller pommerschen Provinzialgesetze u. a.) nennt Friedländer a. a. O.

3) Ebd. S. 224: „Daß das System jeder Schule nach den Bedürfnissen der meisten Zöglinge, um derentwillen sie da ist, und nicht nach der Konvenienz der wenigen Kinder, die andere Gesichtspunkte ihrer Bildung haben, einzurichten sei."

Gymnasiasten (vielleicht mit Ausnahme der künftigen Offiziere) beibehalten bleiben, das Griechische und Hebräische aber wegfallen, und überhaupt der humanistische Betrieb, die Beschäftigung mit den „lateinischen Poeten und schweren Prosaisten“ zugunsten der juristischen Autoren und des „gemeinen Geschäftslateins“ ganz eingeschränkt werden sollte.[1]

Jedoch sah Massow wohl ein, daß eine so völlige Umwandlung der Universitäten Vorbereitungen und Schwierigkeiten erfordere, die zur Zeit nicht zu überwinden waren. „In den ersten fünfzig Jahren“, so schreibt er in dem genannten Aufsatz resigniert, „werden wir wohl die anormalen Universitäten noch dulden müssen“; und er will sich zufrieden geben, wenn zunächst die theoretische Ausbildung möglichst eingeschränkt und dafür wenigstens für die Juristen und Kameralisten praktische Vorbereitungskurse, mindestens bei den Regierungen selbst, unter der Anleitung des Präsidenten, Direktors oder eines dazu bestellten Rates eingeführt würden; so wie es bereits seit 1795 in dem „Referendariatsinstitut“ angeordnet sei.[2]

In diesem Sinne ging Massow als Minister vor. Von den Universitäten hielt er sich zunächst fern und sorgte, so wie er es als Präsident in Stettin getan hatte, mehr für die unteren und mittleren Schulen. Zwar wurde in der öffentlichen Diskussion, die sich sofort aller Gebiete des staatlichen Lebens, besonders auch der pädagogischen Fragen bemächtigte, auch die Reform der Universitäten allgemein und sehr lebhaft erörtert; in dem Organ, das sich die interessierten Kreise dafür schufen, den „Jahrbüchern der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten“[3], ist sogar die Begründung einer

1) Auch für die Theologen, so urteilte dieser Fanatiker der Nützlichkeit, seien die Ursprachen der Bibel wohl nützlich, notwendig aber doch nur für die künftigen Gelehrten unter ihnen, den Predigern, Juristen und Medizinern dagegen entbehrlich. Das Latein empfahl er auch im Hinblick auf die polnischen Provinzen, da es dort von den gebildeten Ständen meist verstanden würde; er rät aber auch neben dem Französischen die Pflege des Polnischen selbst an. Von den lateinischen Schriftstellern empfiehlt er besonders die Juristen, ferner zur kursorischen Lektüre historische und moralische Schriften, z. B. Ciceros Bücher von den Pflichten, etwa unter Zuziehung der Garveschen Betrachtungen; zur Übung des lateinischen Stils die Aufgabe von Briefen und anderen im Geschäftsleben vorkommenden Aufsätzen usw. Es sind, nur noch unverhüllter, die Grundsätze und Anschauungen, denen wir auch heute bei den Gegnern der humanistischen Bildung begegnen. Auch damals fand Massow manchen Beifall, doch auch viele Gegner — wenigstens unter den Schulmännern selbst: „gegen einen, der mir beistimmte, widersprachen mir mehrere und die meisten.“ Interessant sind die Gründe, die er bei ihnen für ihre Opposition voraussetzte, auch sie durchaus ähnlich denen, die man heute hört (245ff.).

2) S. 254. In der allgemeinen Gerichtsordnung für die preußischen Staaten. Bei der Magdeburgischen Regierung und dem Großgericht zu Soest waren, wie M. bemerkt, die entsprechenden Einrichtungen bereits getroffen worden. Er selbst habe einen Plan dafür entworfen in seiner „Anleitung zum praktischen Dienst“ und seinem „Handbuch der Literatur“. Er wünschte dazu eigene Fonds und die Verbindung von theoretischer Belehrung mit der Einführung in die Praxis.

3) So der umständliche, aber charakteristische Titel dieser ersten politischen Zeitschrift Preußens mit dem gleichfalls für sie bezeichnenden Motto: „Bescheidene Freimütigkeit ist die

Hochschule in Berlin wiederholt besprochen worden, unter dem auch später wiederkehrenden Gesichtspunkt, ob die Gründung einer Universität in der Hauptstadt sittliche Schäden für die dort studierende Jugend im Gefolge haben könne oder nicht.[1] Und so erklärt es sich, daß auch Beyme, dessen Neigungen ganz in diese Richtung gingen, sich mit jenen Plänen beschäftigt und sie mit seinen Freunden schon damals erwogen hat. Amtlich aber ist die Frage, soweit wir sehen können, in den ersten Jahren des Massowschen Ministeriums nicht zur Sprache gekommen. Die Universitäten standen damals gar nicht unter dessen direkter Leitung, sondern unter dem Oberschulkollegium, dem sie noch von Zedlitz 1787 untergeben waren.[2] Erst der Tod des betagten Präsidenten dieser Behörde, des Herrn v. Irwing, im Dezember 1801, führte eine Wendung herbei. Massow nahm nun die Verwaltung der vier Universitäten Königsberg, Frankfurt, Halle und Duisburg in die eigene Hand, und im Verein mit Hardenberg, als dem Minister für die fränkischen Provinzen, auch die von Erlangen; und jetzt suchte er wenigstens in bezug auf das medizinische Studium seine Reformideen ins Werk zu setzen.

Das Collegium medico-chirurgicum.

Auf diesem Gebiet war das Ideal des Ministers bereits an einer Stelle nahezu verwirklicht, in dem Collegium medico-chirurgicum zu Berlin, der Schöpfung des größten Fachmanns und Praktikers, den Preußen je besessen hatte, König Friedrich Wilhelms I. Sie war hervorgegangen aus dem Machtbedürfnis des Staates, des preußischen Militärstaates: weil der Bauern- und Soldatenkönig Ärzte gebrauchte für seine „blauen Kinder“ wie für das Land, das die Steuern aufbrachte und die Offiziere und Rekruten stellte, hatte er 1724 jene Fachschule ins Leben gerufen, die ihm seine Kompagnie- und Eskadrons-Chirurgen zu Stabs-

würdigste Huldigung, die jeder der Wahrheit und dem Gesetze schuldig ist.“ (Bei Johann Friedr. Unger 1798ff.) Niemals hat es wieder ein Organ in Preußen gegeben von größerer Einmütigkeit mit dem Willen der Regierung und größerem Enthusiasmus für deren Ziele.

1) Über Universitäten, in Briefen, Jahrbb. 1798, III 136ff., 257ff., 374ff. Verf. ist für die großen Städte (s. bes. S. 261). Er nennt sich nur mit dem Anfangsbuchstaben B. Ohne etwas behaupten zu wollen, möchte ich doch auf die Möglichkeit hinweisen, daß es Beyme selbst gewesen sein könnte; der Inhalt spräche wohl eher dafür als dagegen. Verf. exemplifiziert von Halle aus, das er gut kennt.

2) Näheres bei Heubaum a. a. O. 111ff. Immerhin gehörten die Universitäten zum geistlichen Departement, unterstanden damit also in letzter Linie doch dem Chef desselben; und so hat denn auch Massow, schon bevor er sie unmittelbar an sich zog, an manchen Punkten eingegriffen; z. B. in der Frage des juristischen und kameralistischen Studiums und dem Plan der Begründung katholisch-theologischer Professuren in Frankfurt und Königsberg zur Humanisierung und Verdeutschung des polnischen Klerus. Wertvolle Reskripte und Relationen darüber in dem Nachlaß des Ministers (Geh. St. A. R. 92 B3 und 4) und im Geh. St. A. Reg. 89 33 A, Generalia. Gdr. daraus bei Granier, Preußen und die Katholische Kirche. Vgl. E. Horn, Die kath.-poln. Universitätspolitik Preußens vor hundert Jahren, in der Zeitschr. der hist. Ges. f. d. Prov. Posen. Jahrg. XXIII, 1908.

und Regiments-Chirurgen ausbilden und nebenher noch Landärzte liefern sollte. Hier hatte dieser Verächter aller humanen und vornehmen Bildung, der sonst mit den Akademikern seinen Spott trieb, nichts gespart; und so war es auch unter seinen Nachfolgern gehalten worden. Während auf den Universitäten die Professoren der Anatomie kaum die nötigen Kadaver erhielten und sich oft mit schlechten Präparaten begnügen mußten, um ihren Schülern den Bau des menschlichen Körpers zu erklären, wurden in Berlin auf dem Theatrum anatomicum, das als eine ältere Schöpfung des Königs mit dem Collegium medico-chirurgicum verbunden, und aus dem dies erst hervorgegangen war, zu Massows Zeiten jährlich an 200 Leichname seziert. So war es auf allen Gebieten. In den Provinzen die Fakultäten aufs dürftigste besetzt, zwei oder drei, und wenn es hoch kam, vier Stellen; lange Vakanzen, wenn ein Professor starb, und Nachwuchs kaum vorhanden; nirgends Universitätskliniken und Spitäler, höchstens in den größeren Städten; selbst die Instrumenten- und Präparatensammlungen durchweg verwahrlost oder Privateigentum der Professoren, wo sie dann in Berufungsfragen mitspielten. In der Hauptstadt dagegen ein Krankenhaus wie die Charité, wiederum eine Gründung Friedrich Wilhelms I. (1727), Institute wie der botanische Garten und die Tierarzneischule, die ihresgleichen suchten, und Sammlungen wie das Königliche Naturalienkabinett, die Königliche Bibliothek und das weithin berühmte anatomische Museum des Professors Walter, das dann, vom Staat angekauft, die Grundlage des anatomischen Museums unserer Universität geworden ist.[1] Es war eine Anstalt, welche die Grenzen einer medizinischen Fakultät bereits überschritten und sich zu einer Schule der gesamten Naturwissenschaften erweitert hatte: Chemie und Physik, reine und angewandte Mathematik, Botanik und Zoologie wurden gelehrt, sogar die Philosophie hatte in dem Professor der Logik Johann Gottfried Kiesewetter, Kants persönlichem und vertrautem Schüler, einen Vertreter, der sie in ihren Beziehungen zur Physik und Naturkunde vorzutragen hatte. Zwei- und dreifach waren die medizinischen Fächer besetzt, und der Lehrkörper, der anfangs nur sechs Mitglieder gezählt hatte, bis 1806 auf 17 ordentliche und zwei außerordentliche Professoren angewachsen. An der Spitze standen jährlich wechselnde Dekane und zwei ständige Direktoren, neben dem medizinischen noch ein juristischer.

Doch gab es keine kollegialen Verhandlungen, wie es ja auch keine Promotionen gab. In den 7 Jahren seiner Amtstätigkeit, schreibt Hufeland im August 1807, habe er keine Konferenz abgehalten. Er hatte die Summe der Geschäfte in der Hand, nicht bloß alles, was sich auf den Unterricht, die Anordnung der Vorlesungen und anderes bezog, sondern auch die Aufsicht über das Betragen der

1) Der Ankauf für den Staat erfolgte bereits 1802, wieder auf Vortrag Beymes. Vgl. Dr. Johann Görckes Funfzigjährige Dienstfeier am 16. Okt. 1817, Berlin 1818, S. 94.

Studenten; sein Kollege hatte lediglich die juristischen Geschäfte zu besorgen.[1] Alle Dozenten waren Männer von wissenschaftlichem Ansehen, z. T. Gelehrte ersten Ranges, so der Physiker Karsten, die Chemiker Klaproth und Hermbstädt, der Botaniker Willdenow, unter den Medizinern der ältere Walter, und vor allen Hufeland selbst, der in der Blüte seiner Kraft stand. Sie alle sind Mitglieder der Akademie und, außer dem hochbetagten Walter, auch unter den ersten Professoren unserer Universität gewesen.

Die Zuhörerzahlen auf der Fachschule in der Hauptstadt und auf den Universitäten im Lande standen zueinander in dem gleichen Verhältnis. Auf den vier Universitäten, die Massow unter sich hatte, studierten ausgangs 1800 zusammen 114 Mediziner. Davon in Halle bei einer Gesamtzahl von 753 Studenten 55; und dies galt als etwas Großes, als das Verdienst Reils, unter dem sich die Fakultät seit 1787 um etwa ein Dutzend Zuhörer vermehrt hatte.[2] In Königsberg waren es 10 unter 330, in Frankfurt 14 unter 217 Studenten. Unverhältnismäßig zahlreich waren die Mediziner in Duisburg, 29 — bei einer Gesamtzahl von 40 Studierenden! Darunter aber die wenigsten Landeskinder; denn diese Universität wurde fast nur von Rheinländern und Holländern, also Söhnen der französischen und der batavischen Republik, besucht.[3]

1) Nach einem Bericht Hufelands über die Verfassung des C. M.-Ch. selbst, in den Akten des C. M. I 1.

2) Hoffbauer, Geschichte der Universität zu Halle, S. 445, bei H. Steffens, Johann Christian Reil. Eine Denkschrift, Halle 1815, S. 8. — Näheres ergibt eine Tabelle über die Zuhörerzahlen in Halle, Königsberg und Frankfurt von 1796 bis 1805 (bezw. 1807, denn für 1806 und 1807 fehlen für H. und K. die Nachrichten) im C. M. (Urkbd.). Danach ist das Verhältnis in Halle

1796	50 zu 754	1801	51 zu 680
1797	52 zu 762	1802	38 zu 603
1798	53 zu 722	1803	49 zu 578
1799	42 zu 720	1804	87 zu 796
1800	55 zu 753	1805	83 zu 944.

3) Diese Zahlen nach dem Bericht Massows an Graf Schulenburg-Kehnert, als den Chef des Medizinal-Departements, 16. Februar 1802 (Geh. St. A. Reg. 92. E. v. Massow III, B. 3, Fol. 312 bis 18. Abschrift). Dem entsprechen die Angaben über das Lehrpersonal und die sonstige Ausstattung der vier Fakultäten. In Halle gab es in jenem Jahr drei medizinische Professoren, nämlich Kemme mit 1000 Talern, der aber Alters wegen wenig oder gar nicht las, Meckel, der auch schon abgängig war, mit 1400 Talern, „wovon er aber 300 Taler auf den Anatomieaufwärter angeblich verwendet", Reil mit 500 Talern; die vierte Stelle mit 100 Talern war seit dem Tode Junkers (1801) vakant. In Königsberg waren drei Stellen besetzt (Mezger mit 520, Elsner mit 372, Hagen mit 292 Talern), die vierte (mit 80 Talern) war vakant und von dem Minister vorläufig suspendiert; doch gab es dort noch einen medizinischen Privatdozenten namens Kelch. Mit zwei Professoren mußte sich Frankfurt begnügen (Otto mit 1000 und Berends mit 619 Talern). Zwei Lehrer der Chirurgie hatten die drei Viertel der Duisburger Studentenschaft zu versehen, nämlich Günther mit 360 und Karstangen mit 305 Talern fixiertem Einkommen. „Sämtliche vier Universitäten", so fährt Massow fort, „haben keine vollständige praktische [so] Bildungsanstalten für die Mediziner. Die anatomischen, chirurgischen und chemischen Instrumenten-Sammlungen und Apparate sind teils ganz unbedeutend, teils unvollständig. Es fehlt an Lazaretten beim klinischen Unterricht; die Theatra anatomica sind auch da, wo sie existieren, unbrauchbar".

Die Berliner Anstalt bestand im Grunde nur aus dem Theatrum anatomicum und dem Lehrkörper selbst. Die Institute und Sammlungen ressortierten entweder, wie der botanische Garten, von der Akademie der Wissenschaften, oder gehörten, wie das Naturalienkabinett und die Bibliothek, der Krone, oder sie hatten, wie die Charité und das vorzüglich ausgestattete Veterinärinstitut, ihre besonderen Behörden[1]: aber sie alle standen den Lehrern und Hörern des Collegium Medico-Chirurgicum zur Verfügung.[2] Hören konnte, ohne dem Institut sonst irgendwie verpflichtet zu sein, gegen eine Matrikel, wer da wollte, öffentlich und unentgeltlich auf dem Theatrum anatomicum, wo jeder Professor des Kollegiums wöchentlich zwei Stunden vorzutragen hatte, privatim außerdem bei den Lehrern, die ihm gerade gefielen. Es war noch beinah die altherkömmliche Art, wonach der Anatom, sobald eine Leiche verfügbar war, alle „Liebhaber der Anatomie", Fachleute wie Laien, durch ein öffentliches Ausschreiben zur Demonstration seiner Kunst eingeladen hatte.[3] Man kann danach wohl denken, daß es z. T. recht rohe Elemente waren, vor denen die Berliner Professoren zu lesen hatten, jene hergelaufenen Handwerksgesellen, über die Reil und seine Kollegen zürnten und spotteten, die in der Barbierstube bei einem gewinnsüchtigen Lehrherrn zunftmäßig angelernt und nach ein paar Jahren des Bartputzens, Aderlassens und Pflasterstreichens losgesprochen oder besserenfalls von einem Regimentschirurgus durch ein paar Jahre hin notdürftig unterrichtet waren, ohne je nach ihren Sprach- und Schulkenntnissen gefragt oder auch nur beim Abgang in ihrer Kunst ernstlich geprüft zu sein.[4] Denn zu einer regelrechten Vorbildung der

1) Das letztgenannte z. B. das Oberstallmeisteramt.

2) Jedoch hatte auch das anatomische Theater seine besonderen anatomischen Präparate, chirurgische und physikalische Instrumente und eine Bibliothek. Vgl. Prof. Scharschmidts Verzeichnis der b. d. anat. Theater zu Berlin befindlichen Merkwürdigkeiten, Berlin 1750. Zitiert von Preuß, a. a. O. 16.

3) So machte es noch wirklich Dr. Christian Maximilian Spener, der erste Professor an dem Berliner Theatrum anatomicum. Waldeyer, Zur Geschichte des anatomischen Unterrichts in Berlin. Rede, geh. 3. August 1899 in der Aula der Universität, S. 8f.

4) Vgl. J. D. F. Preuß, Das Kgl. Pr. Medizinisch-chirurgische Friedrich Wilhelms-Institut. Berlin 1819, S. 22f. Höchst lebendig, vielleicht aber doch zu kraß schildert Reil die Zustände, die noch zu seiner Zeit im Medizinalwesen herrschten, in der Schrift über die „Pepiniere z. Unterricht ärztlicher Routiniers als Bedürfnisse des Staats nach seiner Lage wie sie ist"; Halle 1804, S. 14. Nachdem er ausgeführt, wie das Volk, das den wissenschaftlichen Arzt nicht angemessen bezahlen könne, Scharfrichter und Fahnenschmiede zur Hilfe ziehe, für die ihm der Staat dann „Baccalaureen, Lizentiaten, Landwundärzte und praktizierende Apotheker" schicke, „die, wie jener Troß, ihre bona officia mit Würsten, getrocknetem Obst und anderen Naturalien honorieren lassen", fährt er fort: „Allein, um wie viel besser ist denn der große Haufen durch diese Ärzte beraten, an welche der Staat ihn jetzt gewiesen hat, im Verhältnis zu jenen, zu welchen seine Armut und Roheit ihn hindrängte? Wir wollen sie vor unsern Augen entstehen lassen, und das gemeine Treiben ihres Handwerks in ihrem gemeinen Ursprung nachweisen. Sie sind teils dem Mörser, teils dem Barbierbecken entschlüpft, Zahnärzte, privilegierte Bandagisten, Operateurs und Wundärzte, kassierte Kompagniefeldschere und verunglückte Akademiker,

vielen Hunderte von Ärzten, welche Heer und Volk gebrauchten, fehlte es in diesem Staate, der alle seine Kraft nach außen wenden mußte, um sich nur zu behaupten und emporzuringen, völlig an den Mitteln, für Schulen, Anstalten und Lehrer. Es galt zunächst nur die Gelegenheit zu schaffen, um aus dem Gröbsten herauszukommen, das unmittelbare Bedürfnis zu befriedigen. Und so wurde dem Lernenden völlig freie Konkurrenz gelassen. Dennoch dürfen wir in die Klagen und Scheltreden der akademischen Mediziner, so verständlich sie uns sind, nicht zu laut einstimmen. Gerade, daß hier ein Ziel aufgestellt, der Ehrgeiz geweckt wurde, lockte die Tüchtigsten und Strebsamsten aus jenen Schichten herbei. Nur wer ein paar Jahre am Collegium Medico-chirurgicum studiert hatte, konnte darauf rechnen, zu den höheren militärärztlichen Stellen, die sich mit der Zeit von den Oberchirurgen bis hinauf zu den Generalchirurgen sechsfach abstuften, emporzusteigen; wie denn auch nur gediente Wundärzte Zivilanstellungen erhielten. Und so kamen in Wahrheit keineswegs bloß Apotheker und Barbiergesellen, sondern die Besten aus der Menge der Kompagnie- und Eskadrons-Chirurgen in Berlin zusammen: junge Männer also, die, mochte nun ihre Vorbildung sein wie sie wollte, immerhin einige Erfahrung in ihrem Fache hatten, mehr jedenfalls als die Jünglinge, die von irgend einer Lateinschule mit oder ohne Reifezeugnis zur Universität entlassen waren. Dazu hatte König Friedrich Wilhelm I., um den Wetteifer anzuspornen und sich einen Stamm guter Ärzte zu bilden, eine Anzahl von Pensionen ausgesetzt, zu je 100 Talern, deren Inhaber aus den Kompagniechirurgen der Garde zu der Berliner Studienanstalt abkommandiert wurden. Dies war das Institut der Pensionärchirurgen, der einzigen, die zunächst zum Besuch des Collegiums verpflichtet waren. Es waren anfangs acht Stellen, die im Laufe des Jahrhunderts auf sechzehn vermehrt wurden.[1] Eine Reihe der verdientesten

Pensionärchirurgen.

die durch ihre Ungeschicktheit auf solche Hungerposten zurückgedrängt sind. Und wie und wo lernten sie es, Menschen zu behandeln, in welchen die Gottheit selbst offenbar geworden ist, und die Natur gerade da zu meistern, wo sie mit undurchdringlicher Weisheit wirkt? Der Apotheker sammelt aus den eingelaufenen Rezepten der Ärzte und den Rapporten der Küchenmagd, die die Arzneien von der Apotheke holt, seinen Honig ein, der Landwundarzt lernt zunftmäßig das Barbieren und Kurieren, wie man zur Schneiderweisheit gelangt, und wird alsdann von den Patriarchen der Barbier-Tonsoren-Innung cum laude losgesprochen. Der Lehrbursche hat am Tage die Bärte der Stadt zu amputieren, sein Herr folgt ihm keuchend nach, um Blut zu lassen und Pflaster zu streichen. Am Abend sammeln sich beide am Kamine, jener setzt sich zu den Füßen Gamaliels und hört seinem Lehrherrn zu, der mit beredter Zunge die Geheimnisse des Äskulaps exponiert und die Belege dazu aus seinem eigenen tatvollen Leben heraushebt. Ihre Lektüre? Ein medizinisches Not- und Hilfsbüchlein, ein Rezeptenknecht, oder irgend ein anderer Schmauch, den sie statt des schuldigen Barbiergeldes aus dem Kramladen des Dorfes heimführen. Die Barbierstuben sind also die funktionierten Lyzeen zur Bildung der Ärzte, denen das Gesundheitswohl des Wehr- und Nährstandes anvertraut ist".

1) Preuß 16f. Das med.-chir. Collegium sollte, so die Kab.-Ord., „acht junge Kompagnie-Chirurgen der Garde von gutem Naturel und von gehöriger Fähigkeit in besondere Aufsicht nehmen, damit sie die Kollegia der Professoren über alle Teile der Medizin und Chirurgie fleißig

Militärärzte des alten Preußens haben ihm angehört, u. a. Schmucker, Theden, Voitus, Mursinna und Görcke, sie alle Generalchirurgen der Armee, Voitus und Mursinna auch Professoren am Collegium medico-chirurgicum. Aus den dürftigsten Verhältnissen, Söhne von Handwerkern, Landwirten, Pastoren, haben sie, und mit ihnen so viele andere, sich von der Pike auf, d. h. aus den Stuben der Barbiere und Stadtchirurgen, zu hervorragenden Vertretern ihres Standes heraufgearbeitet, sind nicht bloß Organisatoren und Praktiker, Operateure nach eigenen, neuen Methoden, sondern auch wissenschaftlich denkende, im In- und Auslande anerkannte Lehrer und Schriftsteller geworden.[1] Vor andern ist Johann Görcke rühmend zu nennen, als der zweite Reformator des preußischen Militärbildungswesens nächst Friedrich Wilhelm I., der Schöpfer der Berliner Pepinière. Den Gedanken daran gaben ihm die schweren Erfahrungen ein, die er in den Feldzügen gegen das revolutionäre Frankreich als Leiter des preußischen Lazarettwesens gemacht hatte, die furchtbaren Leiden, welche die Armee trotz der ambulanten Lazarette, welche ihr der geniale Organisator schenkte, auf dem Rückzuge aus der Champagne und in den Bivouacs in der Pfalz und in den Rheinlanden erduldet hatte. Denn bei einer Zahl von 2000 Ärzten, die Preußens Armee damals brauchte, waren die bisherigen Anstalten doch völlig ungenügend gewesen und hatte man, wie in den Kriegen Friedrichs des Großen, die Lücken wieder durch eine Menge unwissender, rasch zusammengeraffter Leute ausfüllen müssen. Schon auf dem Heimwege hatte Görcke, besonders durch den Feld-

Görcke als Stifter der Pepinière.

besuchen und sich in diesen Wissenschaften bestmöglichst perfekzionieren möchten". Zwei von ihnen versahen (wohl abwechselnd) zugleich den Dienst von Assistenten der Professoren in der Charité, der inneren und äußeren Abteilung, einer das Invalidenhaus zu Berlin und der älteste den Hofstaat zu Potsdam.

1) Über Görcke die genannte Festschrift („nebst dem Bildnisse des Jubelgreises und der Abbildung zweier Denkmünzen"). Biographische Daten über alle Genannten (auch ihre Schriften) bei Joh. Gottlob Bernstein, Geschichte der Chirurgie 1823, S. 365ff., 405ff. Theden, geb. 1734, war Sohn eines mecklenburgischen Pächters in der Nähe von Wismar, verlor mit drei Jahren seinen Vater, lernte vom 9. Jahr ab in Bützow Schreiben und Rechnen und etwas Religion, kam im 13. Jahr als Bedienter zu einem großherzoglichen Sekretär, lernte dann bei seinem älteren Bruder das Schneiderhandwerk, um nach solcher Vorbildung seine ärztliche Laufbahn bei dem Stadtchirurgus in Bützow zu beginnen. Zwei Bücher, die er dort las, haben ihn weiter getrieben: ein chirurgisches Handbuch und (man wird an seinen Landsmann Schliemann erinnert) ein deutscher Homer, dessen Held Odysseus sein Vorbild wurde und ihm den Trieb nach oben in die Seele senkte. Von Rostock aus, wo er nach beendigter Lehrzeit Anatomie hörte, kam er über Lübeck und Danzig zu einem preußischen Regimentschirurgus, und in den Friderizianischen Kriegen in die Höhe. — Analog die Laufbahnen der andern: Voitus war der Sohn eines Rektors in Genthin, der ihn schulgerecht erzog; seine Karriere aber begann er als Feldscher. Mursinnas Vater war ein Tuchmacher in Stolpe; seine Lehrlingszeit verbrachte er dort bei einem Bader und danach bei einem Stadtchirurgus in Kolberg, wo er die Belagerungen durch die Russen erlebte. Görcke wurde 1750 in Sorquitten, einem ostpreußischen Dorf, geboren, wo sein Vater Prediger war; er verlor ihn im 8. Jahr, besuchte die Schulen in Angerburg und Densburg und kam dann durch einen Oheim, der Regimentschirurgus war, weiter.

marschall Möllendorf und den Kronprinzen unterstützt, den Antrag auf Errichtung einer militärärztlichen Bildungsschule im Anschluß an das Collegium medico-chirurgicum eingereicht, und am 2. August 1795 kam die Kabinettsordre heraus, welche das Institut bestätigte und ihn selbst mit der Organisation beauftragte. Der große Bildner war also auch hier der Krieg, das unmittelbare Machtbedürfnis des Staates. Für 50 „Lazarettchirurgen", mit einem Etat von 6000 Talern, wurde zunächst die Anstalt eingerichtet; zwei Jahre später ward die Zahl auf 90 Zöglinge erhöht. Wie die Schüler, wurden auch die Leiter und Erzieher aus den Militärärzten, Stabs- und Oberchirurgen gewählt, als Kuratoren zuerst der General v. Geusau, später jedesmal die Chefs des allgemeinen Kriegsdepartements bestellt; Scharnhorst ist der zweite, Boyen der fünfte in ihrer Reihe gewesen. Direktor ward der Generalstabsarzt der Armee, zuerst also und für lange Jahre Görcke selbst; von ihm hing die gesamte Leitung, die Aufnahme der Eleven und ihre Beförderung zu Kompagnie- und Eskadron-Chirurgen ab. Die neue Anstalt sollte das bringen, woran es bisher gefehlt hatte, die Heranbildung der Militärärzte selbst. Gerade die leitenden Männer, die sich durch eigene Kraft schwer emporgearbeitet hatten, waren ganz durchdrungen von der Notwendigkeit einer methodischen und allgemeinen Ausbildung. Zur Aufnahme selbst ward eine Prüfung der Kenntnisse und Fähigkeiten, sowie die Einreichung eines beglaubigten Lebenslaufs gefordert, der ärztlichen Ausbildung aber ein allgemeinwissenschaftlicher Kursus von zwei Semestern vorangestellt, der den Unterricht in der deutschen, französischen, lateinischen und, bis 1806, auch in der polnischen Sprache, ferner den in Geschichte und Geographie, Mathematik und Philosophie umfaßte; letztere lehrte Kiesewetter, der also zweifach, am Collegium Medico-Chirurgicum und an der Pepinière, seit 1797 als Direktor für die gesamten Schulwissenschaften, wirkte. Denn eine organische Verbindung beider Anstalten bestand durchaus nicht.[1] Die Zöglinge der Pepinière hatten lediglich das Recht, die Vorlesungen bei dem Collegium zu besuchen; für die Privatkollegien erhielten dessen Professoren eine jährliche Abschlagszahlung aus dem Fonds des anderen Instituts.[2]

Dadurch aber ward die höhere Anstalt auf eine viel breitere und besser fundierte Basis gestellt. Noch immer war die Vorbildung ihrer Studenten ungleich und zum Teil dürftig genug; Wolf sah 1807 mit Erstaunen und Geringschätzung, wie Willdenow vor ganz jungen Menschen, „vierzehnjährigen Knaben", über Botanik vortrug. Im ganzen jedoch wuchs nicht bloß die Anzahl, sondern auch das Material der Zuhörer um ein Bedeutendes. Um so mehr, als auch die medizinische Staatsprüfung mit dem dazu vorbereitenden „Kursus" in die Hauptstadt verlegt worden

1) Hufeland weist in dem genannten Bericht vom August 1807 ausdrücklich darauf hin.

2) Auch mit dem Obercollegium Medicum, der obersten Medizinalbehörde, hatte das C. M.-Ch. keine Verbindung; es stand unmittelbar unter dem König.

war. So mußten auch die von den Universitäten abgehenden Mediziner, sowohl die Doktorierten (da die Promotion mit Recht vom Staat nicht als genügend für die ärztliche „Approbation“ angesehen wurde) als auch die etwa vorher Abgehenden den Abschluß ihrer Studien in Berlin suchen. Und sie kamen gern, da es nirgends so viel Material zum Studieren, so viel Gelegenheit zum Lernen gab als in der Hauptstadt, und es ihnen zugleich vorteilhaft erscheinen mußte, unter den Augen und der Leitung der Männer, vor denen sie die Prüfung zu bestehen hatten, ihre Studien zu beendigen. Nehmen wir noch hinzu, daß auch sonst manch einer, z. T. von weit her, durch den großen Ruf des Collegiums und seiner Lehrer angezogen wurde, so können wir es wohl begreifen, daß die Berliner ihrerseits auf die Armseligkeit der Zustände an den Universitäten in den Provinzen heruntersahen, und daß ein Minister wie Massow in den Berliner Instituten das Ideal erblickte, nach dem er die Universitäten mit ihrer „aus dem Altertum herrührenden Einrichtung“ umbilden zu können hoffte.

Reils Gutachten für Massow über eine Reform des Collegium medico-chirurgicum und der medizinischen Fakultäten.

Er hatte kaum ihre Verwaltung in die eigene Hand genommen, als sich ihm die Gelegenheit darbot, mit seinen Plänen ans Licht zu treten. Es war die Gefahr, Reil, das angesehenste Mitglied der medizinischen Fakultät in Halle, zu verlieren. Reil hatte zu gleicher Zeit zwei Berufungen, nach Erlangen, wo er Mitglied des Obermedizinalkollegiums und wohl auch der Fakultät[1] werden sollte, und nach Göttingen. Er war bereit zu bleiben, jedoch, abgesehen von einer beträchtlichen Erhöhung seines Gehalts,[2] nur unter der Bedingung einer besseren Ausgestaltung seiner Fakultät mit Lehrkräften und Lehrmitteln. Zu einer vollständigen Ausbildung künftiger Ärzte würden, so erklärte er in einer Konferenz mit dem Minister, zu der er nach Berlin hinüberkam, acht Professuren gehören, abgesehen von einer Anzahl von Privatdozenten und Assistenten. Massow mochten bei solchen Ansichten, zu denen nun noch die Forderungen für die zur würdigen Einrichtung einer medizinischen Fakultät nötigen Institute und Sammlungen hinzukamen, die Haare zu Berge steigen: an eine allgemeine Ausführung so ausschweifender Gedanken war in dem damaligen Preußen auch für Halle, geschweige für die übrigen Universitäten, gar nicht zu denken. Andererseits mußte der Verlust des Mannes, der das medizinische Studium an der Fridericiana allein aufrecht erhielt, unbedingt abgewandt werden; zumal ihn der Georgia Augusta, der ausländischen, stets mit Halle rivalisierenden Universität abtreten zu sollen, war dem Minister ein unerträglicher Gedanke. So kam er auf die Idee, ob er nicht durch teilweise Bewilligung der persönlichen Wünsche des Hallenser Gelehrten ein Stück der eigenen Reformpläne zur Ausführung bringen könnte: wenn er nämlich zwei medizinische Fakultäten, die in Duisburg und Frankfurt, ganz

1) So glaube ich annehmen zu dürfen, obgleich Massow nur von dem O. M. K. spricht; Bericht an Schulenburg, 16. Februar.

2) Er bekam sofort 900 Taler Zulage, wodurch er Meckel gleichgestellt wurde.

eingehen ließe, die Sammlungen dort versilberte oder sie nach Halle und Königsberg überführte und das durch die aufgehobenen Institute frei gewordene Geld letzteren beiden Universitäten zugute kommen ließe. Er ersuchte Reil, unter dieser Annahme seine Forderungen für Halle in einem schriftlichen Bericht zu spezialisieren und zugleich sich darüber zu äußern, wie er sich für den Fall, daß der theoretische Unterricht in der Medizin in den Provinzstädten, der praktische aber in Berlin konzentriert werde, die Organisation beider Schulen und ihre gegenseitige Abgrenzung denke.

Reil war der Gedanke einer über den Universitäten stehenden Schule der ärztlichen Praxis keineswegs sympathisch. Denn ihm, dem „philosophischen" Arzt, wie seine Bewunderer ihn nannten, waren Ärzte, die nichts als die Anwendung ihrer Kunst im Sinne hatten und sich als Verächter der Theorie und theoretischer Ausbildung gerierten, ganz verhaßt. Die ärztliche Wissenschaft war ihm nur ein Teil der allgemeinen Naturwissenschaft, und gleich dieser unlösbar verknüpft mit dem auf die Erkenntnis des Universums gerichteten Willen. Andererseits glaubte er doch die Gelegenheit, für sich und seine Universität zu sorgen, sei es auch auf Kosten der andern, nicht von der Hand weisen zu dürfen, sah auch wohl ein, daß der Mangel an Mitteln und an Lehrern selbst die allgemeine Durchführung seiner Reformen unmöglich mache, während der Mut und Eifer der Dozenten mit der größeren Zahl der Zuhörer, die durch die Aufhebung zweier Fakultäten garantiert wurde, wachsen müsse. Und so ging er in dem Bericht, den er dem Minister am 20. Februar 1802 überreichte, im allgemeinen auf seine Ideen ein; er empfahl die Aufhebung der Duisburger und Frankfurter Fakultäten und gab auch die Absonderung des praktischen Unterrichts auf einer Akademie in Berlin von dem theoretischen auf den Universitäten im Prinzip zu. Aber er benutzte doch die Gelegenheit, um seine Ansichten über das Studium seiner Wissenschaft und ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Bildung und ihren Quellen unumwunden vorzutragen, und damit gerade den Gegensatz herauszuheben, in dem er zu der mechanisierenden Auffassung des Ministers stand. Wenn er den Satz voranschickte, über den damals noch immer in der ärztlichen Welt diskutiert wurde,[1] daß es zwischen der Arzneikunde und der Chirurgie, zwischen Ärzten und Wundärzten keinen andern Unterschied gäbe als den der Mittel, die zur Anwendung kämen, daß es keine scharfe Grenze gäbe zwischen den Krankheiten, die zum Bereich der einen oder der andern gehörten, daß darum auch der Unterricht in der medizinischen Wissenschaft, als der Erkenntnis des gesunden und kranken Körpers, für beide Klassen der gleiche sein müsse — so mochten ihm die Anhänger der Berliner

1) Vgl. z. B. Christian Ludwig Mursinna, Rede über die Vereinigung der Medizin mit der Chirurgie, gehalten am 15. Stiftungstage der Kön. med. chir. Pepinière, Berlin, den 2. Aug. 1809.

Schule erwidern, daß gerade sie auf diesen Prinzipien ruhe, obgleich sie in der Tat zur Ausbildung der Feldscherer, der Wundärzte gegründet war und in der Hauptsache noch immer diesem Zwecke diente. Aber ihre Fundamente griff er an, wenn er aus jenen Sätzen die Folgerung zog „für die wichtige, aber zu oft verkannte Wahrheit", daß Ärzte und Wundärzte auch einerlei gelehrter Bildung bedürften und auf Akademien unterrichtet werden müßten;[1] und wenn er daran Ausfälle knüpfte gegen die „gemeinen Wundärzte", unter deren Namen der Staat eine Bürde von Menschen trage, die nach den oben aufgestellten Begriffen nicht eigentlich Wundärzte, sondern, alles in allem, ein Troß der Medizin seien, die man als Hausknechte zum Handlangern und zum Apportieren gebrauche oder auf verlorene Posten ausstelle, die kein rechtlicher Arzt annehmen könne. Gerade für die Militärärzte, die Regimentschirurgen, in denen der Beruf des Arztes und des Wundarztes amalgamiert sei, verlangte er die Allerwürdigsten und die beste Ausbildung: nur Menschen von Genie, Verstand und Tätigkeit dürften zu diesen Posten gewählt werden, da nur sie das Studium aller Hilfswissenschaften, die dazu erforderlich, bewältigen und dem großen Umfang ihrer Pflichten gewachsen sein könnten.[2]

Unter diesem Gesichtspunkt nahmen Reils Vorschläge eine Form an, die den Zielen des Ministers ganz zuwider war, und bei der die Berliner Institute teils beiseite geschoben, teils auf eine ganz andere Basis gestellt worden wären. Die Pepinière wäre als eine Vorbereitungsanstalt für die höchste praktische Schule im Staat ganz fortgefallen. Reil wollte nichts davon wissen, daß aus ihr Ärzte, die diesen Namen verdienten, hervorgingen: sie möge, so meinte er, allenfalls für die Ausbildung gemeiner Wundärzte reserviert bleiben — denn so viel gab er

1) „Ich setze nämlich", so fährt er fort, „einen Wundarzt voraus, der Selbständigkeit zum eigenen Handeln hat und sich nicht als bloßes Werkzeug oder Handlanger von dem Arzte zur Vollziehung einer mechanischen Operation gebrauchen läßt, deren Statthaftigkeit vorher von dem Arzte bestimmt ist. In diesem Falle wäre er bloßer Künstler, totes Instrument, das durch die Seele eines andern geleitet werden muß".

2) „Allein unter uns sind die Tironen, die diesem Studio gewidmet werden, meistenteils rohe Menschen aus den Badstuben, ohne Sprachkenntnisse und philosophische Propädeutik, welche teils vor Alter, teils vor Mangel an Übung der Geschmeidigkeit des Gehirns entbehren, die zum Denken erfordert wird. Ihre vorläufige Dienstzeit bei den Regimentern und nachher bei der Guarde ist für ihre gelehrte Kultur verloren. Sie fangen ihr Studium mit praktischen Übungen an, da es mit theoretischen anfangen sollte. Sie verlieren das Knaben- und Jugendalter, das zum Memorieren und Fassen das beste ist. In Berlin studieren sie größtenteils nur die Brodwissenschaften; diese nicht so lange, bis sie dieselben erlernt haben, sondern nach dem Avancement, und machen ein da capo des Kurses ihrer Lektionen nach dem andern, wenn der Vorhang zum praktischen Leben spät aufgezogen wird. Die Wahrscheinlichkeit einer gezwungenen Repetition kann unmöglich den Eifer und Fleiß im ersten Gange beleben. Überhaupt scheint es mir, als wenn die dressure par force nicht für die wissenschaftliche Bildung der Menschen, sondern für einen andern Teil der Pädagogik geeignet wäre".

immerhin zu, daß der Staat diese zunächst nicht entbehren könne.[1] Die praktische Bildungsanstalt aber wollte er, wie es scheint, ganz aus dem Rahmen der militärärztlichen Organisation herausheben und sie zugleich aller der Nebenfächer berauben, die ihr im Lauf der Zeit, aus dem Zweck, dem sie diente, heraus, zugewachsen waren. Sogar den Zusammenhang mit der Charité wollte er zerreißen. Drei Anstalten, so führt er aus, müsse eine solche Schule besitzen, entsprechend den Arbeitsgebieten der ärztlichen Kunst, der Arzneikunde und der in Chirurgie im engeren Sinne und in Gebärkunde zerfallenden Chirurgie. Einmal ein Krankenhaus zum Klinikum für die Arzneikunde, das aus der Charité mit instruktiven Patienten versehen würde und einen vollständigen Apparat aller „chemisch wirkenden" Instrumente zur Hand hätte. Daran als Leiter einen Lehrer von ausgezeichnetem Talent und einem entschiedenen Ruf, der in der Theorie ebenso bewandert sein müsse wie in der Praxis. Denn ohne Theorie werde jede Praxis zu roher Empirik. „Ein solcher Arzt", so schreibt er, „wird als Arzt gebildet, und nicht geboren. Die Qualitäten zur Erlernung dieser Kunst, Beobachtungsgeist, Verstand usw., können ihm angeboren sein, aber die Kenntnisse dazu muß er erlernen. Meistens ist die angeborne Geschicklichkeit ein Gemeinplatz, hinter welchem sich die Unwissenheit versteckt". Zweitens eine Anstalt für die Ausübung der Chirurgie, nebst einem vollständigen „akologischen" Apparat, d. h. einer Sammlung mechanisch wirkender Instrumente. Auch sie unter einem eigenen Lehrer mit allen Eigenschaften, die vorhin von einem rationellen Wundarzt gefordert waren. Drittens ein Gebärhaus, wieder mit dem nötigen Apparat und einem geschickten Lehrer. Für alle drei Institute forderte Reil als Gehülfen einen Chemiker und einen Anatomen. Dieser müsse die pathologischen Sektionen machen, ein anatomisches Kabinett sammeln und verwalten; der Chemiker müsse da zur Hilfe kommen, wo die vorliegende Krankheit durch die Chemie aufgeklärt werden könne, z. B. bei diabetes mellitus, calculus urinae usw.; zugleich könne er zum Ausbau der Semiologie durch die chemische Analyse der Abgänge mitwirken. Reil weist dafür auf den Vorgang Brügmanns in Leyden hin, der diese Einrichtung an seinem Hospital mit einem außerordentlichen Erfolge getroffen habe. „Es ist unglaublich", schreibt er, „welchen Einfluß die sinnliche Anschauung der Gegenstände auf die Klarheit der Erkenntnis von ihnen hat. Wer einmal die an der Ruhr kranken Teile gesehen hat, gewinnt in der Beurteilung dieser Passion und ihrer Nachkrankheiten schneller als es aus Büchern möglich ist". Und endlich noch die Forderung, daß die drei Institutsleiter gehalten oder wenigstens nicht gehindert sein müßten, jeder

1) „Ob ich es gleich gestehe, daß es bei mir eine dunkle Idee ist, deren Notwendigkeit ich mir nicht deutlich entwickeln kann." Es ist der Gedanke, den Reil 2 Jahre später in seiner Schrift über die Pepinièren herausgearbeitet hat, wo er dann einen so lebhaften Federkrieg hervorgerufen hat.

in seinem Fache eine medizinische und chirurgische Therapeutik zu lesen, um die Zuhörer in ihre Methode einzuweihen und ihnen die Gründe ihrer Handlungsweise in den praktischen Anstalten vorzulegen.

Alles übrige wollte Reil dem theoretischen Unterricht, also den Universitäten in den Provinzialstädten zuweisen, mithin ihnen auch den Unterricht in den naturwissenschaftlichen Fächern ganz reservieren. Demnach entwarf er für sie einen Lehrkursus von nicht weniger als 37 Fächern, anhebend von der medizinischen Enzyklopädie und den Naturwissenschaften, Botanik, Mineralogie und Zoologie, bis herab zur Geschichte und Bücherkunde der Medizin. Er wollte zugeben, daß einzelne Fächer kombiniert würden, z. B. Anatomie mit Physiologie, Chemie mit Mineralogie und Pharmakologie und so fort. Aber mehr als zwei Stunden am Tage dürfe kein Professor lesen, wolle er in seinem Fache fortschreiten und nicht zu einem Handwerker heruntergesetzt werden. Daher gebrauche eine gut eingerichtete medizinische Fakultät 12 Lehrer. Acht davon müßten Professoren sein, in verschiedenen Gehaltsstufen, von 2000 bis 400 Talern; die übrigen vier Stellen könnten vielleicht mit Privatdozenten besetzt werden, an denen es dann nicht fehlen werde. Nötig seien noch für den Anatomen gute Prosektoren, für den Chemiker habile Pharmazeuten; der Professor gewinne desto mehr an Zeit zu Geistesarbeiten, je mehr er durch dergleichen geschickte Handlanger der Notwendigkeit überhoben sei, die mechanischen Handarbeiten selbst zu verrichten. An Instituten forderte er für die „Hülfswissenschaften“: 1. einen botanischen Garten, 2. ein Naturalienkabinett, 3. ein chemisches Laboratorium nebst dem nötigen Apparat und einem Fonds zu Versuchen. Dazu noch eine Sammlung chirurgischer Instrumente und Bandagen, und, last not least, dieselben drei Kliniken, die er für die praktische Lehranstalt in Berlin verlangt hatte. Einen bloß „theoretischen“ Unterricht konnte man das kaum noch nennen. Es war nicht mehr und nicht weniger als die völlige Ausbildung zu einem wissenschaftlichen Arzt, und die „praktische“ Anstalt in der Hauptstadt konnte danach nur noch zu der speziellen Schulung in den bereits gelernten und geübten Fähigkeiten dienen.

Ansichten des Grafen v. d. Schulenburg-Kehnert.

Chef des gesamten Medizinalwesens war damals der Minister des Innern, Generalleutenant Graf v. d. Schulenburg-Kehnert. Ihm sandte Massow das Gutachten Reils, sowie er es empfing, zu, nachdem er ihn schon ein paar Tage vorher auf den Bericht vorbereitet und ihm seine eigenen Absichten und Ansichten über die Abgrenzung der höheren Schulen dargelegt hatte.[1] Schulenburg entging nicht der springende Punkt in Reils Vorschlägen: daß er zwar zwei statt vier Universitäten zugeben, im übrigen aber an der Organisation des medizi-

1) In dem genannten Bericht vom 16. Februar; das Begleitschreiben Massows zu Reils Memoire lag nicht bei den Akten.

nischen Studiums im Rahmen der Universitäten nicht rütteln, sondern im Gegenteil ihre Mängel verbessern und sie in den Stand setzen wollte, besser als bisher die Ärzte bis zum Eintritt in die Praxis vorzubereiten. Seinerseits, antwortete er, wolle er den Nutzen solcher Einrichtungen nicht bestreiten: aber die Kosten seien unerschwinglich. Desto sympathischer war ihm Massows Idee, die Berliner Institute so auszubauen, daß sie die Vorbereitung der praktischen Ärzte ganz übernehmen könnten. Er wies hin auf die hervorragenden Lehrkräfte, die schon jetzt das Collegium Medico-chirurgicum besäße, und daß alle Fächer bereits ausreichend besetzt wären; wenn man noch für das eine oder andere Fach, besonders für die Physiologie, die der sehr alt gewordene Sprangel vortrage, eine neue Kraft gewinne und Hufeland in der Klinik einen Kollegen gebe (da hier in der Tat ein Lehrer mehr als 20 Zuhörer kaum anleiten könne), so wäre das Bedürfnis im wesentlichen gedeckt. Er meinte, daß die Studenten dann nicht mehr, wie bisher gewöhnlich gewesen, drei Jahre auf der Universität und darauf ein oder gar anderthalb Jahre zum Kursieren in Berlin zu verweilen brauchten sondern daß zwei Jahre zur Erlernung der Anfangsgründe auf den Universitäten und eins in der Residenz ausreichen würden.

Gutachten Hufelands.

Auch Schulenburg hatte nicht versäumt, eine medizinische Autorität zu Rate zu ziehen, und zwar war dies kein Geringerer als der neue Direktor des Collegium Medico-chirurgicum selbst. Er hatte Hufelands Votum abschriftlich beigefügt, das, wie er meinte, im wesentlichen auf die Vorschläge Reils hinauskomme. In der Tat aber sind die Differenzen zwischen beiden Denkschriften recht wesentlich und für das Verhältnis und die Denkungsart der beiden großen Ärzte, die bei der Gründung unserer Universität mit ihren Ratschlägen abermals eingegriffen und als die großen Leuchten ihrer Wissenschaft ein paar Jahre an ihr nebeneinander geglänzt haben, so charakteristisch, daß wir auch an Hufelands Ideen nicht vorbeigehen dürfen.

Auch er wendet sich gegen eine bloß technische Vorbildung. Die erste Bedingung „zur Bildung eines brauchbaren und nicht bloß handwerksmäßigen Arztes und Wundarztes“ sei, daß er die allgemeine Bildung eines Gelehrten erhalte. Diese sieht Hufeland in den Humaniora: der Geschichte und mehr noch im Sprachunterricht, und verweist das alles auf die Schule. Hierauf habe zunächst der theoretische Unterricht zu folgen, d. h. die Aneignung der zur ärztlichen Kunst nötigen „Wissenschaften und Kenntnisse“. Hufeland rechnet dazu auch die Philosophie, „aber vernünftige, die sich nicht über alles Wissen erhebt, sondern sich demselben anschmiegt“, ferner Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Botanik, Chemie und, als die eigentlich medizinischen Fächer, Anatomie, Physiologie, Pathologie, Arzeneimittellehre, Therapie, allgemeine und besondere Chirurgie und Entbindungkunst. Dies alles seien Kenntnisse, die man nach dem Vortrage des Lehrers erlernen könne; denn man könne die ganze Medizin wissen, ohne ein Arzt zu sein. Nun

aber komme erst die Hauptsache, die Umsetzung der Theorie in die Praxis, die Anwendung am Krankenbett, das rationelle Handeln. Diesen Übergang zu vermitteln sei der Zweck der Klinik, die darum das wichtigste Kollegium von allen sei: dort solle die ganze Masse der medizinischen Kenntnisse erst Einheit und Zweck erhalten und der junge Arzt zum ersten Mal seine Kräfte selbst brauchen und kennen lernen. Dies sei das Schwerste von allem und könne nur unter beständiger Aufsicht und Leitung des Lehrers geschehen; darum sei ein schlechter klinischer Lehrer, wer nur Vorträge und Demonstrationen, sei es auch am Krankenbette, halte. Es war das Kolleg, das Hufeland selbst in Jena gehalten hatte, und er weist auf die achtjährigen Erfahrungen hin, die er dort gesammelt habe. Hier müsse der Lehrer sich mehr passiv verhalten, den jungen Mann selbst handeln lassen, ihm Kranke zur Besorgung übergeben, ihn dabei leiten, auf die noch vorhandenen Lücken seiner Kenntnisse, die sich dabei am besten ergeben, aufmerksam machen, sie ausfüllen, seine Begriffe berichtigen und auf das Wesentliche der Praxis konzentrieren. Dazu sei aber ein gehöriger Vorrat von Kranken erforderlich, welche von den Studierenden teils im Hospital, teils in den Häusern der Kranken besorgt werden müßten. Besonders der letztere Punkt lag dem großen Praktiker am Herzen; denn nur so werde der junge Arzt alle im gewöhnlichen Leben vorkommenden Schwierigkeiten der Praxis kennen und überwinden lernen. Auch Hufeland erklärte, daß zwanzig die Höchstzahl für den Unterricht eines Lehrers im klinischen Unterrichte sei.

Gerade an diesem Punkt tritt ein sehr charakteristischer Unterschied zwischen ihm und Reil zutage. Denn während letzterer seine Klinik ganz aus der Charité ausscheiden will (wo der Unterricht die Kranken schädige und störe), will sein Berliner Kollege sie vielmehr in die Hospitäler verlegen; und während Reil die Studierenden nur in der Klinik um die Betten der Kranken und den vortragenden und demonstrierenden Professor versammeln will, möchte Hufeland sie ganz besonders in die Häuser der Kranken bringen, um sie mit den Zufälligkeiten und Schwierigkeiten der Praxis unmittelbar vertraut zu machen. Wir erkennen darin Keime zukünftiger Entwickelungen. So ward bei der Gründung der Universität nach Reils Vorschlägen wirklich eine besondere Universitätsklinik für die inneren Krankheiten eingerichtet; während Hufelands Idee sich in der Klinik der Charité verwirklicht hat, wohin denn mit der Zeit auch die Schwesteranstalt als die zweite innere Klinik zurückgekehrt ist. Der praktische Dienst an den städtischen Kranken aber, den Hufeland organisieren wollte, ist, freilich in anderer Form, als er es sich dachte, und darin wieder Reils Ideen sich annähernd, in dem reichen Kranz unserer Polikliniken verwirklicht worden.

Auf diesen Grundsätzen baute nun Hufeland in seinem Gutachten seine Vorschläge auf. Auch er meinte, daß für die Provinz zwei medizinisch-chirurgische Akademien genügen würden, deren jede mit Lehrern und Instituten, d. h.

Naturalienkabinett, Laboratorium, Kranken- und Gebärhaus, versehen sein müßte. Zur Aufnahme sei eine Prüfung der Schulkenntnisse und Geistesfähigkeiten nötig, beides zumal bei „studierenden Chirurgen“. Es folge dann eine Studienzeit auf diesen Akademien von sechs Semestern, nach einem festen Studienplan, den er mitteilt. Hierauf ein Jahr in Berlin — zur Repetition der Hauptkollegia, und zu weiterer praktischer Ausbildung in der Anatomie wie in der medizinischen, chirurgischen und obstetrizischen Praxis in der Charité und der Klinik daselbst, endlich zum Studium der Tierarzneikunde, das auf der Akademie nicht möglich und doch dem künftigen Kreisarzt und Wundarzt unentbehrlich sei. Fünftens der Kursus, und als Abschluß des Ganzen das Examen pro licentia praxeos.

Wir sehen, daß Hufelands Pläne in eine ganz andere Richtung weisen als diejenigen Reils. Denn er macht, im Sinne Massows, das Collegium Medico-chirurgicum wirklich zur Oberschule, während Reil den Unterschied nahezu verwischt. Auch spricht Hufeland gar nicht mehr von Universitäten, sondern nur von Akademien als medizinischen Fachschulen, die ebensogut von den Universitäten getrennt werden konnten. Ja, er fügt ausdrücklich den Vorschlag hinzu, die Berliner Pepinière zum Rang der Provinzakademien zu erheben: so daß das gesamte medizinische Studium von der Schule bis zur Approbation in der Hauptstadt absolviert werden könne. Da er selbst an der Spitze des Collegium Medico-chirurgicum stand und zugleich Präses der Prüfungskommission war, so wäre es eine Organisation geworden, bei der er selbst jedenfalls nicht zu kurz gekommen wäre.

Damit soll nicht gesagt sein, daß Hufeland sich den Reformplan auf den Leib zugeschnitten, von persönlichen Interessen sich habe leiten lassen; so wenig wie dies bei Reil und seinen Ideen anzunehmen ist. Solche Momente mögen bei beiden immerhin mitgespielt haben. Aber die Differenz ist doch tiefer aufzufassen: sie liegt in der Entwickelung und der Individualität beider Männer selbst.

Reils Persönlichkeit und wissenschaftliche Stellung.

Auch Reil stand damals in der Fülle der Kraft. Geb. 1759, drei Jahre vor Hufeland, zu Rhaude, einem Dorfe Ostfrieslands, in dessen Pfarrhaus seine Wiege gestanden, war er auf der Lateinschule in dem nahen Norden, wohin sein Vater versetzt war, zu den Universitätsstudien vorbereitet worden. Er begann sie im 20. Lebensjahre zu Göttingen, vertauschte aber die hannöversche Universität bald mit der Landesuniversität in Halle, wo er in Meckel und Goldhagen verehrte Lehrer und in letzterem schon als Student einen Freund gewann. Nach der Promotion (Februar 1782) praktizierte er ein paar Jahre in der Heimat, kehrte aber bereits 1787 als Extraordinarius nach Halle zurück. Goldhagens Tod (1788) brachte ihm das Ordinariat; das Jahr darauf ward er Stadtphysikus; er erhielt die Direktion eines klinischen Instituts und später des städtischen Hospitals; er heiratete die Tochter eines angesehenen Hallenser Bürgers, eines Herrn Levaux. So war er ganz mit Halle verwachsen, sowohl der Stadt als der Universität, die deren

Leben noch ausfüllte; ihre Interessen waren die seinen geworden; er atmete ganz die dort herrschende akademische Luft. Auch als Arzt erfreute er sich eines großen, über die Grenzen Halles bald herauswachsenden Rufes, und seine vielbegehrte Kunst machte ihn früh zu einem wohlhabenden Manne. Er besaß, wie Henrich Steffens sagt, der seinem Freund einen schönen, von Treue und Wahrhaftigkeit beseelten Nachruf gewidmet hat[1], alle Eigenschaften zu einem praktischen Arzt im großen Stil: nicht bloß Scharfblick in der Diagnose, sondern auch gebieterisch wirkende Ruhe, Festigkeit und Strenge, ungeteilte Aufmerksamkeit am Krankenbett, die ihm das unbedingte Zutrauen der Patienten gewannen, und eine aus echtem Mitgefühl entspringende Sorgfalt, die sich auch vor Diensten, welche sonst Sache des Wärters sind, nicht scheute.[2] Denn wie sehr ihn Forschung und Spekulation reizten, waren sie ihm doch nicht das Einzige und Letzte. Sondern sein Sinn stand darauf, das Erkannte alsbald in das Leben einzuführen; er war ganz für das Handeln geschaffen. „Reil war", so schildert ihn Steffens, „eine auf den Kampf und unendliches Fortschreiten gerichtete, bedeutungsvolle, großartige Natur; alle mannigfaltigen Verhältnisse des Lebens, große und kleine, innere und äußere, Wissenschaft und Staat lagen in großen Zügen vor seiner Seele, wurden von seinem eigentümlichen Standpunkt betrachtet, erwogen und, wie es sein Wirkungskreis erlaubte, belebt. Er war kraftvoll, umsichtig, durchgreifend und kühn, ein Feind aller halben Maßregeln. Schwierigkeiten reizten ihn, schreckten ihn nie, und wo sie aus dem engen Sinn der Umgebung entsprangen, erregten sie seinen Zorn".[3] Bei der Reorganisation der Universität in den Jahren 1803 und 1804 war Reil wie wenige tätig, und die Regierung zog ihn auch da wieder besonders zu Rate: sein Ehrgeiz war, Halle zu einem Zentrum der gesamten Naturwissenschaften zu machen. Unermüdlich war er im Plänemachen und Schaffen. Als die Universität bei dem Zusammenbruch des Staates von dem eigenen Untergange bedroht war, suchte er ihr und der Stadt durch die Gründung

1) Johann Christian Reil. Eine Denkschrift von Henrich Steffens. Halle 1815.

2) So Steffens nach eigener Erfahrung, S. 50: „Und wenn es nun Menschen waren, die ihn näher angingen, Freunde, Menschen, deren Dasein, deren Leben ihm in höherer Rücksicht wichtig dünkte, wie liebenswürdig erschien er dann. Die stille Sorge, der tiefe Kummer, die unendliche Teilnahme spielte mit den männlich festen Zügen, ohne sich überwinden zu können, und offenbarte die schöne Tiefe des liebenden Gemüts. Oft übernahm er die kleinsten Geschäfte, das Umbetten, widrige Hilfsleistungen, die man sonst nur dem gedungenen ärztlichen Handlanger überläßt, oft freilich auch, um Beobachtungen anzustellen, die den Kranken hätten beunruhigen können".

3) „Selbst in seiner nächsten Umgebung sah man den unternehmenden Mann, er liebte selbst hier das Ungewöhnliche, alles Fertige schien ihm fremd. Daher seine Baulust. Er wollte ein Gartenhaus bauen, einen Garten anlegen. Die meisten hatten einen freundlichen Platz an dem lieblichen Saalufer mit Bäumen bepflanzt, um bald den stillen Genuß ländlicher Einsamkeit zu haben. Er wählte einen fast kahlen Berg, den höchsten in der Gegend, den er mühsam anpflanzte, und man muß es bewundern, wie weit er es in kurzer Zeit brachte". So entstanden die Anlagen des Reilsberges.

einer Badeanstalt zu Hülfe zu kommen: Badehäuser wurden errichtet, ein Kursaal erbaut, sogar ein Theater entstand, an dem zuzeiten die Weimarer Gesellschaft spielte. Es war alles im größten Sinne gedacht. Die Salzsolen wurden zu Solbädern benutzt, eine nahe Mineralquelle herbeigeleitet, Spritz-, Tropf- und Dampfbäder angelegt. Das Ganze stand unter der Leitung Reils, der auch die Aktien zusammenbrachte; er selbst hatte einen bedeutenden Teil seines Vermögens hineingeworfen; denn es schien, wie Steffens sagt, für ihn nur einen Wert zu haben, insofern er es zu irgendeiner großen Unternehmung benutzen konnte.[1]

Dies alles jedoch auf dem Grunde wissenschaftlicher Forschung. Das war der Kern dieser außerordentlichen Natur: ein rastlos strebender und auf den Zusammenhang, die Einheit, die Quellen alles Lebens gerichteter Wille. Die Geschichte seiner Wissenschaft hat ihm dies Streben wenig gedankt; sein Ruhm ist bei den Mitlebenden größer gewesen als bei der Nachwelt, die, mag sie auch immerhin Einzelergebnisse seiner Forschungen loben und die Genialität der Persönlichkeit betonen, dennoch an ihm den Enthusiasmus zu rügen pflegt, mit dem er sich der Naturphilosophie in die Arme geworfen habe. So habe er als einer ihrer frühesten Wortführer unter den Ärzten die medizinische Wissenschaft von dem festen Boden der Tatsachen den Irrlichtern schwankender, durch keine Beobachtung und Erfahrung gesicherter Deduktionen entgegengeführt. Ein Vorwurf, der dadurch noch schwerer wiegt, weil er mit einem andern fast entgegengesetzten gepaart wird: daß nämlich Reil, der sich hier den berauschenden Einflüssen modisch gewordener Spekulationen hingegeben, zugleich sich zum Verteidiger einer schon veraltenden Anschauung aufgeworfen habe, des Vitalismus, der Vorstellung von der „Lebenskraft“ als eines besonderen, alles Organische beherrschenden Urgrundes des Lebens. Hier jedoch hat die Kritik selbst einen Irrweg beschritten. Sie hat nicht nur die Entwickelungsstadien in Reils wissenschaftlicher Laufbahn durcheinander gewirrt, sondern ihm sogar, wenn ich nicht irre, Ansichten untergelegt, die nie die seinigen gewesen sind. Ihre Anklage gegen seine vitalistische Irrlehre gründet sich auf den Aufsatz „Von der Lebenskraft“, mit dem Reil 1795 sein „Archiv für die Physiologie“ eröffnete. Hierin finden sich jedoch weder naturphilosophische noch vitalistische Phantasien. Eine Naturphilosophie gab es zu dieser Zeit noch gar nicht; wenigstens hatte ihr Prophet sich der Welt noch nicht offenbart.[2] Halle stand unter dem Zeichen Kants, und seiner Philosophie folgte damals auch Reil. Dem Kantianer Professor Jakob, der sie erst wenige Jahre vorher in Halle heimisch gemacht, und, neben ihm, dem Vertreter der

1) Steffens, S. 54ff.

2) Erst 1797 erschienen Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur“, 1798 die Schrift „Von der Weltseele“, 1799 sein „Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie“. 1798 begann Schelling erst in Jena zu dozieren.

Physik und Chemie an der Universität, Professor Gren, hat er die Zuschrift gewidmet, worin er die Grundsätze darlegte, die in seiner Zeitschrift gelten sollten. „Wir suchen den Grund tierischer Erscheinungen in einem übersinnlichen Substrat, in einer Seele, in einem allgemeinen Weltgeist, in einer Lebenskraft, die wir uns als etwas Unkörperliches denken, und werden dadurch in unserer Untersuchung gehemmet oder auf Irrwege geführt", so lautet ein Satz seiner Vorrede. Und: „Die Erfahrung überzeugt uns von dem Dasein der Vorstellungen, allein den absoluten Grund derselben werden wir nie finden", so ein anderer. „Wir beobachten", so lesen wir weiter, „daß viele tierische Erscheinungen mit Vorstellungen in Verbindung stehen; haben aber keinen Grund, auch andere Erscheinungen, die ohne Vorstellungen wahrgenommen werden, von ihnen oder ihrem übersinnlichen und unerwiesenen Substrat abzuleiten. Dem Grund tierischer Erscheinungen, die mit Vorstellungen keine Gemeinschaft haben, und von der Art sind die meisten, müssen wir in dem Beweglichen im Raume weiter nachforschen, und daher muß Physik und Chemie mit der Fackel auf dem Wege der Untersuchung vorangehen. Wir müssen den Tierkörper nicht mehr als ein so ganz mysteriöses und übersinnliches Wesen betrachten, sondern, wenn wir die Vorstellungen ausnehmen, als einen bloß physikalischen Gegenstand mit in die Reihe natürlicher Körper bringen, der den allgemeinen Naturgesetzen wie Holz und Eisen unterworfen ist, aber auch wie Holz und Eisen seine Eigenheiten hat". Und ein paar Sätze darauf: „Nicht durch Vernünfteleien und Hypothesen können wir die Geheimnisse der Natur ergründen, sondern sie will, daß wir sie in ihren stillen Werkstätten beobachten sollen".[1]

Reil bekennt sich also in diesem wissenschaftlichen Programm gerade als Gegner des Vitalismus: sofern dieser (und was will man sonst darunter verstehen?) die Lehre war einer von der Materie freien, ihre Elemente zeitweise

1) Auch die nun folgenden Schlußsätze dieser Vorrede möchte ich dem Leser nicht vorenthalten: „Viele Ärzte, denen es zwar nicht an Kopf fehlt, haben sich einmal so innig mit ihren alten Dogmen assoziiert, daß sie es für Sünde achten, ihnen ungetreu zu werden: sie fliehen jede Untersuchung, weil sie ihrer Gemächlichkeit widerspricht, und scheuen alles, was neu klingt, weil sie so oft betrogen sind. Andere leiden an einer anderen eben so gefährlichen Seuche, nämlich an zu großer Anhänglichkeit an Autoritäten, die ihre eigene Denkkraft lähmet und sie von jeder neuen Untersuchung zurückschreckt. Endlich gibt es noch eine gefährliche Klasse von Menschen im medizinischen Publikum, die alles vor ihren Richterstuhl zu ziehen sich erdreisten, weil sie von allem nichts verstehen, den Erfahrungen ein leeres Geplärre entgegenstellen, absprechen, zanken, schimpfen, den ruhigen Denker überschreien und ihre verfälschte Ware unter dem Pöbel der Ärzte durch vermessene Empfehlungen oder durch ihre Geistesähnlichkeit mit ihrem Publikum im Umlauf zu erhalten wissen. Wider diese literarische Rohrdommeln gibt es keine zuverlässigere Arznei, als Stillschweigen und tiefe Verachtung: jeder Widerspruch wirkt als ein spezifiker Reiz auf ihre Sprachorgane, die aber, weil sie verstimmt sind, jeden Reiz mit Dissonanzen beantworten".

bindenden und wieder loslassenden Kraft; und man könnte fast glauben, daß seine Kritiker ihr Urteil unter dem Eindruck des Titels statt des Inhalts jener Abhandlung gebildet haben. Er gehörte noch der „chemischen“ Schule an, wie man damals sagte, mit der er kantische Ideen verbinden zu können glaubte; darum eben setzte er die Namen jener beiden Kollegen an die Spitze seiner Zeitschrift. Er sah nichts als die Materie vor sich, soweit sie unsern Sinnen durch die Erfahrung vermittelt wird; und wenn er seiner Abhandlung den Titel „Von der Lebenskraft“ gab, so geschah es nur, um den herkömmlichen Begriff zu zerstören und ihm einen Inhalt zu geben, der dem alten entgegengesetzt war. Kraft ist ihm von der Materie untrennbar, Eigenschaft, Wirkung, Erscheinungsform derselben, ein an sich subjektiver Begriff, mögen wir nun, in Anwendung auf die anorganische Welt, von physischer oder, mit Bezug auf die organische Welt, von Lebenskraft, von vegetabilischer und animalischer Kraft, oder, bei den Menschen, von Vernunftvermögen sprechen: auf die Verschiedenheit der Grundstoffe und die Art ihrer Verbindung, auf Wahlanziehung als die einzige allgemeine Eigenschaft derselben lassen sich alle Erscheinungen in der organischen wie in der anorganischen Welt zurückführen; eine genetische Definition der Lebenskraft (wofür man wohl auch organische Kraft sagen möge) und eine Grenzbestimmung zwischen den Naturreichen wird man darum nicht finden, so lange als die Chemie uns nicht genauer mit den Grundstoffen der organischen Materie und ihren Eigenschaften bekannt gemacht hat.[1]

Dieses Suchen nach einer einheitlichen Erklärung des Universums ist für Reil charakteristisch; es verleiht seiner starken und kampfesfrohen Natur etwas Faustisches: den Quell, aus dem das Leben stammt, das Wurzelgeflecht, das alles trägt, was ist, möchte er aufdecken. Von hier aus fand er, da er nun im Weiterschreiten sich der Lücken und Brüche in seinen materialistischen Deutungsversuchen des Lebensproblems bewußt ward, den Übergang zu der Lehre, die den Gleichklang zwischen Seele und Leib, Geist und Natur, Sein und Werden, ja ihre Einheit selbst entdeckt, die Identität alles Lebens enthüllt zu haben glaubte. Mag man darin nun einen Abweg oder einen Fortschritt sehen wollen, so darf man doch nicht sagen, daß Reil mit der Annahme der Naturphilosophie, welche gleich ihm die besten Köpfe der Nation berauschte, die Prinzipien der Erfahrung und Beobachtung über Bord geworfen habe. Er hat es so wenig getan wie etwa Goethe. Wenn er das „blinde Herumschweifen des Experiments“ verwarf, so verleugnete er nicht das Experiment an sich: sondern er forderte nur, daß man

1) S. 5, 19, 45ff. Vgl. Steffens, S. 18ff., der den Unterschied zwischen der früheren und der späteren Ansicht Reils scharf hervorhebt und auch den Übergang von der einen zu der andern zu erklären sucht: „Reil erklärte sich bekanntlich für die letztere Lehre [der chemischen Schule]“ etc.

die Natur „mit Sinn frage“.[1] Wir sahen, welchen Wert er in seinem Gutachten an Massow auf die sinnliche Anschauung legte, wenn er auf das Studium der Abgänge bei den Krankheiten drang und die Anstellung von Chemikern an den Kliniken forderte. Dies war ein Lieblingsgedanke von ihm; noch kurz vor der Katastrophe von Halle hat er sich deshalb mit einem der bedeutendsten deutschen Chemiker, Gehlen, in Verbindung gesetzt; es war ein Weg, der, wie Steffens richtig bemerkt, die Diagnose in einer noch ganz unbearbeiteten Region bedeutend zu erweitern versprach.[2] Unzählige Versuche hat er angestellt, um Licht in die Gehirnforschung und in die Anatomie des Nervensystems zu bringen; und wenn spätere Forscher, welche mit dem verbesserten Mikroskop (nicht mehr, wie Reil und seine Kollegen zum Teil noch mußten, mit der Lupe) und nach besseren Methoden arbeiteten, vieles korrigiert und ergänzt haben, so bleibt ihm doch der Ruhm, zu den Bahnbrechern auf diesem Felde gehört zu haben.[3] Gerade in seinen letzten Jahren wandte er sich diesen Untersuchungen zu und regte er seine Schüler dazu an; der Tod riß ihn aus ihnen heraus. Auf Erfahrung und Beobachtung ebenso sehr wie auf die sittliche Energie einer wahrhaft humanen Gesinnung gründeten sich auch die Vorschläge und Entwürfe, die er für die Verbesserung des Irrenwesens machte. Mag man heute mit Recht über manches darin lächeln, so bleibt doch das Eintreten Reils für eine menschenwürdigere Behandlung der Geisteskranken eine reformatorische Tat. Seine „Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen“, ein auch in der Form wahrhaft klassisches Werk, sprudelnd von Geist und Witz und von hinreißender Sprachgewalt, haben ihm den Ehrennamen eines Begründers der psychiatrischen Medizin verschafft und bezeichnen jedenfalls eine Epoche in der Psychiatrie.[4]

1) So in einer an Beyme gerichteten Denkschrift vom Oktober 1807. Schuckmann schreibt am 4. Februar 1803 an Altenstein über Reils Frontwechsel: „Auch Reil in Halle hat sich jetzt zu jener Fahne bekannt, und Humboldt will nach öffentlichen Nachrichten in Rom jetzt Schellings System studieren“. Geh. St. A. R. 92 Altenstein, B. Nr. 22d.

2) Steffens, S. 26f.

3) So A. Hirsch, Gesch. der med. Wiss., S. 527, 531.

4) Man lese nur den § 23 der Schrift, „Wie soll ein Irrenhaus eingerichtet sein, damit es als Heilanstalt seinen Zwecken am vollkommensten entspreche?“: „Vor allem Trennung heilbarer und unheilbarer Irren in besondere Anstalten; der Name sei Pensionsanstalt für Nervenkranke, Hospital für die psychische Kurmethode, nicht Tollhaus; die Anstalt muß in einer anmutigen Gegend liegen, muß Ackerbau, Viehzucht und Gärtnerei (diese besonders) besitzen; kein Zusammenwohnen in einem einzigen großen Gebäude, sondern in der Form einer Meierei: ein Hauptgebäude und mehrere um dasselbe zerstreut liegende kleine Häuser von einem Geschoß mit einem Souterrain; die Fenster ohne eisernes Gitterwerk, gleich den Türen ohne Riegel und Ketten, sondern mit gefederten Schlössern, so daß der Kranke die geschlossenen nicht öffnen kann, etc.“ Entsprechend § 24 über die Polizei und innere Verfassung solcher Anstalten: die Speiseordnung, Arbeitseinteilung, Personal u. a. Und damit vergleiche man die damaligen Zustände, wie Reil sie schildert: „Wir sperren diese unglücklichen Geschöpfe gleich Verbrechern in Tollkoben, ausge-

Wie Reil sich bei längerem Leben entwickelt haben würde, wer will das sagen? Knecht eines Systems war er zu keiner Zeit, weder eines medizinischen,

---

storbene Gefängnisse, neben den Schlupflöchern der Eulen in öde Felsklüfte über den Stadttoren, oder in die feuchten Kellergeschosse der Zuchthäuser ein, wohin nur ein mitleidiger Blick des Menschenfreundes dringt, und lassen sie daselbst, angeschmiedet an Ketten, in ihrem eigenen Unrat verfaulen.... Ihre Fesseln haben ihr Fleisch bis auf die Knochen abgerieben, und ihre hohlen und bleichen Gesichter harren des nahen Grabes, das ihren Jammer und unsere Schande zudeckt. Man gibt sie der Neugierde des Pöbels Preis, und der gewinnsüchtige Wärter zerrt sie, wie seltene Bestien, um den müßigen Zuschauer zu belustigen. Sie sind, wie die Pandekten, ohne System, oder konfus, wie die Ideen ihrer Köpfe, in den Irrenhäusern geordnet. Fallsüchtige, Blödsinnige, Schwätzer und düstere Misanthropen schwimmen in der schönsten Verwirrung durcheinander. Die Erhaltung der Ruhe und Ordnung beruht auf terroristischen Prinzipien. Peitschen, Ketten und Gefängnisse sind an der Tagesordnung. Die Offizianten sind meist nur gefühllose, pflichtvergessene oder barbarische Menschen, die selten in der Kunst, Irrende zu lenken, über den Zirkel hinausgetreten sind, den sie mit ihrem Prügel beschreiben. Sie können die Pläne des Arztes nicht ausführen, weil sie zu dumm, oder sie wollen es nicht, weil sie niederträchtig genug sind, ihren Wucher der Genesung ihrer fetten Pensionäre vorzuziehen. Der gescheuteste Arzt ist gelähmt, wie der Handwerker ohne Werkzeug. In den meisten Irrenhäusern sind die Stuben eng, dumpf, finster, überfüllt; im Winter kalt wie die Höhlen der Eisbären am Nordpol, und im Sommer dem Brande des krankmachenden Sirius ausgesetzt. Es fehlt an geräumigen Plätzen zur Bewegung, an Anstalten zum Feldbau. Die ganze Verfassung dieser tollen Tollhäuser entspricht nicht dem Zweck der erträglichsten Aufbewahrung; und noch weniger der Heilung der Irrenden. Der bunte Haufe ist zu sehr an Schmetterlingssüßigkeiten gewöhnt, um diese Orte des Jammers zu besuchen, und begnügt sich mit einigen Anekdoten aus seiner Heimat, die der Reisende am Spieltisch debutiert. Der Geschäftsmann hat wichtigere Dinge zu betreiben, und der Staat geht, wie der Pharisäer, kalt und fühllos vorüber. Indes man die Kraft auf die Grenzen stellt und die Schale deckt, modert im Innern der Kern. Wo sind die Früchte unserer gerühmten Kultur, Menschenliebe, Gemeingeist, ächter Bürgersinn und edle Resignation auf eigenes Interesse, wenn es auf Rettung anderer ankommt? Man muß wahrlich in der Jugend ein warmer Freund der Menschen gewesen sein, um sie im Alter wie die Sünde zu hassen, wenn man sie kennen gelernt hat.“ Es ist eine Gewalt der Sprache, würdig unserer größten Meister. So gleich in der geistsprühenden Vorrede, die dem Prediger Wagnitz, einem Mitarbeiter Reils auf diesem Felde, zugeeignet ist: „Vorreden sind die Patenbriefe der Schriftsteller, durch welche sie das Publikum einladen, ihre Kindlein aus der Taufe zu heben. Sie enthalten meistens viel Schönes, aber wenig Wahres. Überall findet man in ihnen nur einen Hebel aller schriftstellerischen Anstrengungen, nämlich reinen Drang, das Menschengeschlecht klüger und besser zu machen. Nichts von überspannter Schätzung seiner selbst, von Ehrsucht oder Habsucht, von einem Seitenblick auf die Börse des Verlegers, nichts von dem Bestreben, sich durch Paradoxien an eine lichte Spitze zu stellen, oder einen bedeutenden Mäcen zu beschleichen, um sich in dessen Glanze zu wärmen. Ich werde heute von der Regel abweichen und die Wahrheit sagen. Hat dies Entschuldigung nötig, so verzeihe man es der Vorrede zu einer Abhandlung über die Anomalien des menschlichen Geistes.“ Oder der erste Absatz der Schrift selbst, würdig der Feder eines Dickens: „Es ist eine sonderbare Empfindung, wenn man aus dem Gewühle einer großen Stadt auf einmal in ihr Tollhaus tritt. Man findet sie hier noch einmal, im Geschmack des Vaudevilles vorgestellt, und irgendwo in diesem Narrensystem ein bequemes Genus für sich selbst. Das Tollhaus hat seine Usurpateurs, Tyrannen, Sklaven, Frevler und wehrlose Dulder, Toren, die ohne Grund lachen, und Toren, die sich ohne Grund quälen. Ahnenstolz, Egoismus, Eitelkeit, Habsucht und andere Idole der menschlichen Schwäche führen auch auf diesem Strudel das Ruder, wie auf dem Ozean der großen Welt. Doch sind jene Narren in Bicêtre und Bedlam offener und unschädlicher, als die aus dem großen Narrenhause. Der Rachsüchtige gebietet, daß Feuer vom

wie der Brownschen Fieberlehre, die er in seinem großen Werke über die Fieber siegreich bekämpfte, noch auch eines philosophischen. Steffens, der ihn wie wenige kannte und so vielfach die allgemeinen Probleme mit ihm diskutiert hat, meint, sein Freund sei überhaupt keine spekulative Natur gewesen; sein stets auf das Handeln gerichteter Geist habe sich auch von der Naturphilosophie nur dasjenige angeeignet, was ihm Bedürfnis war, was in seiner Individualität, nur verhüllt, lag; sie sei ihm auf einer Stufe seiner Entwickelung entgegengekommen, wo er eben suchte, was sie gefunden zu haben glaubte. Wir werden hinzusetzen dürfen, daß es die aus dem Trieb, das Innerste der Natur zu begreifen, hervorbrechende Lust des Anschauens und die Freude am Kombinieren und Vergleichen war, was Reil mit der neuen Weltanschauung verband — Eigenschaften einer reichquellenden Phantasie, welche auch der Naturphilosophie ebensowohl ihre Kraft und Bedeutung für den Fortgang wissenschaftlicher Erkenntnis verliehen hat, wie sie die Mutter ihrer Irrtümer war. Reil selbst gab die Relativität seiner Ansichten ruhig zu. So gegen Steffens schon 1799, als dieser zum erstenmal, vorübergehend, nach Halle kam und im Austausch entgegengesetzter Ansichten die Freundschaft sich anspann, welche später beide so eng verknüpfen sollte. „Ich erinnere mich", erzählt Steffens, „seine damalige chemische Ansicht entschieden bestritten zu haben; er antwortete lächelnd: ‚Man hilft sich eben mit den Erklärungsmitteln, die man hat, bis man bessere erhält. Geben Sie uns diese, und wir werden sie nicht abweisen. Sie werden unter den Ärzten lebhafte Teilnahme und ein gelehriges Völkchen finden'."[1] Denn so hastig und leidenschaftlich Reil war, hart und ungerecht oft in seinem Urteil über andere, verletzte ihn ehrliche Gegnerschaft nie, sondern gewann vielmehr sein tapferes Herz. „Ich weiß wohl", pflegte er zu sagen, „daß meine Aufsätze wenig taugen, und werde es keinem übel nehmen, der es sagt, aber man muß nicht immer nur Vortreffliches selbst liefern wollen, sondern auch veranlassen."[2] So erscheint es uns nicht ausgeschlossen, daß der rastlos Fortschreitende, immer zum Lernen Bereite, wenn ihm neben Rudolphi eine längere Wirksamkeit vergönnt gewesen wäre, auch die Naturphilosophie überwunden hätte, daß auch sie nur eine Phase in seiner Entwickelung geworden wäre. Jedenfalls, so viel dürfen wir sagen, wäre unter ihm die Berliner medizinische Fakultät nicht, wie es unter Hufelands vorwaltendem Einfluß geschehen ist, so sehr der bloßen Empirik eines Berends, Rust und Bartels ausgeliefert worden, aus der sie erst durch Johannes Müller, der selbst immer in Reil seinen großen Vorgänger gesehen hat, hinausgeführt worden ist.

Himmel falle, und der eingebildete Heerführer glaubt, nach einem tollkühnen Plan, den halben Erdball mit dem Schwert zu zerstören. Doch rauchen keine Dörfer, und keine Menschen winseln in ihrem Blute". Von solchen ergreifend komponierten Szenen ist das Buch voll.

1) Steffens, Was ich erlebte, IV. 181.

2) Steffens, Reil 30.

Hufelands Persönlichkeit und wissenschaftliche Stellung.

Nicht als ob damit Hufeland der Gedankenlosigkeit beschuldigt und den Reil so verhaßten „Routiniers" beigezählt werden sollte. Auch er besaß eine hohe Auffassung von seiner Kunst und die volle Überzeugung von der Notwendigkeit ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung und Vertiefung; selbst der Philosophie, wir sahen es, wollte er dabei eine Stelle gönnen, freilich nur einer solchen, die hinter der Erfahrung einhergehe: einer systematischen Weltanschauung hat er sich niemals genähert. Auch er hat unermüdlich die Feder geführt; in den wenigen Frühstunden, die sich dieser Lebenskünstler von der Fülle seiner Beschäftigungen täglich dafür absparte, hat er Jahrzehnte hindurch zu allen Fragen Stellung genommen, welche die medizinische Wissenschaft seiner Zeit bewegten, von Mesmers und Browns Irrlehren an bis zu den Theorien und Heilmitteln, welche das Auftreten der Cholera in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts erweckte; die meisten Hefte seines Journals, das er zusammen mit der bald hinzutretenden Bibliothek der praktischen Heilkunde 40 Jahre hindurch redigierte, enthalten Beiträge von seiner Hand. Und immer war sein Urteil von Gewicht, in der Umsicht und Ruhe, womit er die Gründe für und wider abzuwägen pflegte. Aber freilich auch niemals entschieden, außer wo er einmal, wie in seinen jüngeren Jahren im Kampf gegen die Brownsche Fieberlehre, sich in seiner eigenen Stellung bedroht fühlte. Indem er sich mit den neuaufkommenden Ansichten auseinandersetzte, vermied er es doch, sie geradezu zu bekämpfen; er blieb allezeit der Eklektiker auch in seiner Polemik war (man tut ihm damit nicht Unrecht) das ihn leitende Prinzip die Vorsicht, wie sie der Grundgedanke seiner berühmtesten Schrift war, „Von der Kunst, das Leben zu verlängern". Weder Mesmers extravaganten Ideen noch der genialen Kühnheit eines Gall trat er mit Festigkeit entgegen; über Hahnemanns revoltierende Anschauungen schwieg er sich zunächst aus, um nach ein paar Jahren eine halb ablehnende, halb zustimmende Ansicht zu äußern.[1] Sein oft von ihm bekannter Grundsatz war: „Prüfet alles, und das Gute behaltet"; aber er legte das Schriftwort so aus, daß er schließlich an allem etwas Gutes fand. Soviel er geschrieben und solange er doziert hat, blieb er doch stets mehr Arzt als Gelehrter, mehr ein Mann der Praxis als der Theorie. Aus einer Familie von Ärzten stammte er; Vater und Großvater waren es schon gewesen, er selbst hatte bereits längere Jahre praktiziert, als er nach Jena berufen wurde. Die Berliner Stellung bot ihm zunächst wieder Aufgaben mehr praktischer Natur, und selbst nach der Begründung der Universität nahmen sie ihn mehr in Anspruch als die Tätigkeit des Dozenten. Vor allem war er in diesen Jahren der Arzt der vornehmen Welt. In ihr bewegte er sich mit der Sicherheit des Hofmanns, ohne übrigens die Würde seines Standes, den bürgerlichen Zug seines Wesens und die ihm eigene Liebenswürdigkeit und Milde zu verleugnen. Obschon er den

1) Vergl. A. Hirsch, S. 578f.

Großen in Weimar persönlich nahe gestanden, hatte er doch kaum teil an ihren Anschauungen von Kunst und Leben. Als einen der Nährväter seiner Bildung nennt er selbst Jung-Stilling: „noch im Grabe“ (so drückt er sich aus) danke er diesem Manne für die Stärkung des Glaubens und des kindlichen Vertrauens auf Gott, die er aus seinem „Jugendleben“ geschöpft habe. An diesen Eindrücken einer nicht gerade pietistischen, aber doch weichen und zugleich kirchlich korrekten Religiosität, die er im Elternhaus empfangen, hat Hufeland sein Leben lang festgehalten; zu ihr bekennt er sich mit warmen Worten noch an der Schwelle des 70. Jahres, in dem Lebensbericht, den er für Kinder und Enkel aufgesetzt hat.[1] Es war eine Stimmung und Gesinnung, die ihm von vornherein die Gunst der Großen, zumal des königlichen Hauses sichern mußte; bald war er der vertraute Arzt der jungen schönen Königin, der er in schwerer Krankheit zu Königsberg und danach auf der Leidensfahrt über die kurische Nehrung nach Memel im Januar 1807 zur Seite gewesen ist. Auch politisch hielt er sich stets auf Seiten der Regierung. In dem De Wetteschen Prozeß gehörte er zu Fürst Wittgensteins Vertrauten;[2] der Herr von Stourdza, jener rumänische Bojar, der in der burschenschaftlichen Bewegung so scharf hervortrat, war ein Freund seines Hauses und hat dem Heimgegangenen einen Nachruf gewidmet.[3] Der Genialere von beiden war ohne Frage Johann Christian Reil. Ihn, den Pfarrerssohn aus Ostfriesland, können wir als den Geistesverwandten der Heroen von Weimar weit mehr ansprechen als Hufeland, obschon dieser in Goethes Hause verkehrt und Goethe selbst ihn der Universität zugeführt hat. Auch als denjenigen, auf dessen Bahnen, oder doch aus dessen Geist heraus die medizinische Wissenschaft neue Wege und Ziele gefunden hat und finden mußte, mag er auch öfter geirrt haben als sein Rivale. Weil er das besaß, was Hufeland fehlte: den Willen, einen Weg zu finden, den Mut, zu irren, die Gabe, Probleme zu stellen.

Die Reformen bleiben unausgeführt.

Wir wissen nicht, wie Massow sich auf die Äußerung des Grafen von der Schulenburg über seine und der beiden Professoren Vorschläge resolviert hat;

1) Christian Wilhelm Hufeland. Eine Selbstbiographie, mitgeteilt von Dr. Göschen. 1863. „Und so schließe ich nun“, heißt es am Ende, „diesen Lebensbericht heute den 8. Juli 1831, nahe dem 70. Jahre, ruhig und ohne Lebenssorgen, sitzend auf meinem schönen Landhause im Tiergarten bei Berlin, um noch mit so viel Gesundheit und Lebenskraft den Menschen nützlich sein zu können, umgeben von guten frommen Kindern und Enkeln. — Anbetend dankend blicke ich zurück auf Gottes unendliche unverdiente Gnade, die er über mich ausgegossen hat. — Mein Lauf ist vollbracht, und ich harre mit Freuden auf den Augenblick, wo ich meinen Geist in die Hände dessen zurückgeben kann, von dem ich ihn erhielt. Möge er Seiner würdig befunden werden! — Ich hoffe darauf im Namen und im Glauben an Jesum Christum den Gekreuzigten, Auferstandenen, zum Vater Zurückgekehrten und mit ihm Eines Seienden — Amen!“

2) Vergl. meine Abhandlung „Zur Entlassung De Wettes“, in der Philotesia für Paul Kleinert, S. 44, Anmerkung.

3) C. W. Hufeland, Esquisse de sa vie et de sa mort chrétiennes par A. de Stourdza. Berlin 1837.

nur so viel, daß er schließlich seine Entwürfe zurückgestellt hat. Es ging damit wie mit den andern Anläufen dieser 'plänereichen und tatenarmen Epoche: die Schwierigkeiten waren zu groß, und die Notwendigkeit, diese zu besiegen, nicht groß genug. Die Berliner Institute blieben, was sie waren; und wenn der Minister 1804 noch einen Versuch machte, Duisburg und die neuerworbene Universität Erfurt, die nicht weniger verfallen war, aufzuheben und dafür in Münster die Universität auszubauen, so kam auch das nicht zur Ausführung, und erst die große Flut, die 1806 über den Staat herstürzte, hat mit allen seinen westlichen Provinzen auch diese beiden alten Hochburgen deutscher Bildung hinweggeschwemmt.

Neuausstattung der medizinischen Fakultät in Halle. Beymes Einfluß.

Dagegen wurden Reils Wünsche in bezug auf Halle einigermaßen befriedigt. Im Jahre 1803, nach dem Tode des älteren Meckel (18. März)[1], ward Loder aus Jena berufen.[2] Man hoffte auch den jungen Pfaff in Kiel[3], der sich bereits durch eine vortreffliche Kritik der Brown-Röschlaubschen Erregungstheorie hervorgetan hatte, gewinnen zu können. Als sich die Verhandlungen mit ihm zerschlugen, kam man auf Steffens, den Reil persönlich empfahl[4], und der für ein geringeres Gehalt zu haben war. Da dieser aber, von den speziell philosophischen Vorträgen abgesehen, nur für Mineralogie und verwandte Fächer in Betracht kam, so ergänzte man die medizinische Fakultät durch die Berufung des Jenensers Froriep, als Extraordinarius, und die Beförderung Horkels zum Ordinarius in der medizinischen Fakultät, sowie des Privatdozenten Friedrich Theodor Meckel, des dritten der großen Anatomenfamilie dieses Namens, zum außerordentlichen Professor. Ebenfalls aus Jena und, wie Froriep, auf des ungemein eifrigen Loders Verwendung[5], ward Dr. Bernstein herbeigezogen, der dort bereits neben Loder und Froriep gewirkt hatte; er trat Froriep, der zum Direktor der neugebildeten geburtshilflichen Klinik ernannt war, als Anstaltsinspektor zur Seite; Reil selbst ward mit der obersten Leitung aller medizinischen Institute betraut.

Es war, wie erwähnt, Beyme, der diese und die anderen Neuerungen an seiner alten Alma mater besonders betrieb und förderte. Von seiner Hand sind alle Kabinettsbefehle entworfen, in denen Massows Anträge bestätigt oder korrigiert wurden; an ihn wandten sich die Hallenser mehr als an den Minister, dessen Anschauungen dieser ganzen Reorganisation ihrer Hochschule ja im Grunde wider-

1) Nach einem Brief Reils an Beyme vom 19. März 1803: Geh. St. A., Rep. 89, 33. Danach ist Schraders Angabe I, 402 zu berichtigen.

2) Die Korrespondenz mit ihm führte Hufeland. Schraders Angabe, daß Loder erst 1805 nach Halle gekommen sei, ist falsch.

3) Christoph Hermann Pfaff (1773—1852). Vergl. A. Hirsch 401 und passim.

4) Daß Reil sich zunächst im Sommer 1803 für Schelling bemüht hat, der damals Würzburg verlassen hatte und ungebunden war, hat auch Schrader notiert, I 545.

5) Auch für Pfaff hatte er sich besonders interessiert.

strebten[1]; er hat ihre Vorschläge an den maßgebenden Stellen, bei dem König oder dem Minister vertreten, oder sie, wie für Schleiermacher, erst angeregt[2]; und ihm haben sie wiederholt die ganze Ehre zuerkannt.[3]

So machten es auch die Göttinger, als 1806 ihre Universität vorübergehend unter Preußens Botmäßigkeit geriet. Alsbald wandten sie sich an den Kabinettsrat, dem sie allein den Schutz ihrer Interessen anvertraut sehen wollten. „Soll Göttingen erhalten werden", so schreibt der Geheimrat Brandis in Hannover, der schon bei der hannöverschen Regierung die Angelegenheiten der Universität vertreten hatte, „so muß der König sich die wichtigsten Angelegen-

1) So leitet er denn auch wirklich in dem Immediatbericht vom 8. Januar 1803 die Anträge für Halle mit seiner alten Klage ein, daß leider immer noch die Universitäten erhalten wären.

2) Loder hoffte eine Zeitlang auch Thibaut den Jenensern (vergl. Schrader I 639) und den älteren Eichhorn, diesen für das Fach der Geschichte, den Göttingern entführen zu können. Beide hatten ihm Aussichten gemacht; so daß Geheimrat Schmalz, der Direktor der Universität, schon nach Jena hinübereilte, um im Auftrage des Ministers persönlich mit dem bereits ruhmvollen Kollegen zu verhandeln. Am Ende aber zerflossen auch diese Hoffnungen, und so mußte man sich für die Jurisprudenz mit dem Erfurter Wehrn, und für die Geschichte mit Ersch und den einheimischen Kräften, einem Voß und Voigtel, begnügen.

3) So Schmalz am 22. September 1804, im Anschluß an die Bitte, dem König eine von ihm gehaltene Rede vorlegen zu wollen, die er schon im August vergebens an Massow übersandt hatte (der Minister hatte geantwortet, sie sei, um dem König unterbreitet zu werden, zu abstrakt gehalten!): „Darf ich zum Lohne dafür Ihnen sagen, daß unsere Universität, die nur Ihr Werk ist, auch zu Ihrer Freude gedeihen soll und wird? Nur die letzte Hand werden Sie ans Werk legen müssen und der medizinischen Fakultät zu gründlichen Instituten verhelfen usw." Noch enthusiastischer Wolf in einem sehr interessanten Brief vom 11. Mai 1803 (Geh. St. A., Rep. 89, 33 A). „Innig verehrter, edelster Freund und Beschützer des Wahren und Guten, verzeihen Sie meinem Herzen diese ungewöhnliche Anrede; über den Inhalt meines Schreibens darf ich, wie Reil mir sagt, nicht erst Ihre Verzeihung erbitten" usw. Weiterhin eine Bemerkung über Massow: „Unmöglich muß es dem übrigens offenbar gutmeinenden Chef, dessen Wohlwollen gegen mich insonderheit warme Dankbarkeit auffordert [so], unmöglich muß es ihm, der das ganze stimmenreiche Geschrei der Privatwünsche hören muß, werden, das Rechte, das Zweckmäßige auszufinden; auch kennt er wahrscheinlich das Innere einer größeren Universität zu wenig, um sich durch die vielerlei Collisionen der Verhältnisse zum Ziele zu finden. Ihnen, großer, vortrefflicher Mann, wird dies gewiß nicht schwer sein; und hierbei empfangen Sie dazu einen Beitrag, der durch kein anderes Interesse als das dem Ganzen Heilsame motiviert wird." Es folgen dann in dem Brief wie in einer besonderen Beilage eine Reihe von Vorschlägen, die dem Briefschreiber besonders am Herzen lagen und teils seine Tätigkeit berührten, teils auf die Studienordnung und Verfassung der Universität wie auf ihre Institute (Bibliothek, Naturalienkabinett u. a.) Bezug nahmen. Darunter auch ein Hinweis auf den an Massow eingesandten Aufsatz über die Gegenstände des Schulunterrichts und seine Abgrenzung gegen den Lehrbetrieb auf den Universitäten (gedr. Körte, Fr. A. Wolf I 242. Vergl. Arnoldt I 106). Zum Schluß die Bemerkung: „Übrigens weiß niemand, selbst Reil nicht, von der Freiheit, die ich mir in dem unbegrenzten Vertrauen auf die Weisheit und den edeln Charakter dessen nahm, für welchen ich diese Ideen aufsetzte." Für die Reorganisation der Universität sind manche dieser Vorschläge des großen Philologen wirksam geworden.

heiten der Universität im Kabinett vortragen lassen, mit einem Worte, diese in die Hände des Herrn Geheimrat von [so] Beyme kommen, auf welchen das gelehrte Publikum das größte Zutrauen und die größte Verehrung setzt.“ Die Furcht der Göttinger Herren war, unter das allgemeine Kuratorium gesetzt zu werden. Dann aber, so drohte Brandis, würden viele Professoren von Göttingen fortziehen. Für die Vermittelung des Verkehrs der Universität mit dem Kabinett schlug er eine in Hannover residierende Behörde vor, für die er sich selbst anbot.[1]

Ziele Beymes bei seinen Berliner Plan.

Wie verhält es sich nun — so müssen wir angesichts dieser ausschlaggebenden Stellung Beymes in allen akademischen Angelegenheiten fragen — mit seinen Berliner Plänen? Hat Massow sie gebilligt, hat er sie überhaupt gekannt? Sind sie amtlich zur Sprache gekommen oder waren es am Ende nichts weiter als private Gedanken des für alle Bildungsfragen interessierten Mannes, die er lediglich mit seinen vertrauten Freunden, damals vielleicht nur mit dem „Philosophen für die Welt“, mit Johann Jakob Engel durchgesprochen hat? Eine andere Quelle als die beiden von Köpke gedruckten Schriftstücke von Engels Hand, den Plan selbst und seinen Begleitbrief, besitzen wir nicht. Nicht einmal das können wir daraus mit Sicherheit entnehmen, was er selbst unter der Allgemeinen Berliner Anstalt, die den Inhalt ihrer Gespräche bildete, sich gedacht hat, wenn sich auch Engel ungefähr an die Gedanken seines Auftraggebers angelehnt haben wird. Aber auch aus der Zeit, als Beyme diese Gedanken wieder hervorholte und zu realisieren trachtete, im Sommer und Herbst 1807, haben wir kein Schriftstück von seiner Hand, das uns im Zusammenhang und unzweideutig seine eigenen Ansichten kundtäte: nichts als die Reihe der Gutachten, die ihm die Männer seines Vertrauens, Wolf, Fichte und die anderen entworfen haben, und dazu eine Anzahl kurzer Äußerungen aus dieser und späterer Zeit, erstere meist Randglossen zu den Vorschlägen Wolfs. Unter diesen Bemerkungen ist die späteste die für uns wertvollste. Sie stammt aus dem August 1834 und findet sich in einem Brief des alten Ministers an den Dezernenten für die preußischen Universitäten in Altensteins Ministerium, Geheimrat Johannes Schulze. Beyme hatte damals die hegelianisierende Schrift eines Leipziger Privatdozenten gelesen, des Dr. Oswald Marbach, „Universitäten und Hochschulen in einem auf Intelligenz sich gründenden Staate“, der in die gerade damals wieder sehr lebhaft gewordene

1) Der Aufsatz ward von Heyne, dem Schwager von Brandis, mit einem sehr interessanten Brief am 11. Juni an Beyme übersandt, Rep. 89, 33, B. Sie beide (die „regierende Familie“, wie sie in Göttingen genannt wurden) und ihr Anhang beherrschten die Universität. Ebd. ein Dankbrief Plancks als Prorektors der Universität an Beyme vom 12. Juli für Verwendung in einem Konflikt mit dem Statthalter, General Graf von Schulenburg, über die Garnisonfrage. Die Universität hatte den Kurator, Geh. Oberfinanzrat Präsident v. Ingersleben, gebeten, sie damit zu verschonen, und dieser ihr Gesuch bewilligt, Schulenburg es aber abgeschlagen; Ingersleben hatte die Beschwerde der Universität bei dem Kabinett unterstützt.

Diskussion über das Universitätswesen einzugreifen versucht hatte. Hier zum ersten Male, so bekannte Beyme gegen Schulze, finde er eine vollkommen entsprechende Darstellung seiner eigenen Ansichten.[1] Auch Marbach geht von dem Gedanken einer oder mehrerer, den herkömmlichen Universitäten übergeordneten Hochschulen aus. Nur daß es keine Oberstufe für die Vorbereitung zum Staatsdienst sein sollte (wie es Massows Gedanke war), sondern eine Anstalt, die den durch die Universitätsbildung bereits Hindurchgegangenen die Möglichkeit gewähre, sich frei von den begrenzten Zwecken des Berufes in der reinen Luft freier Wissenschaft zu bewegen. Denn, so argumentiert er unter den Eindrücken des damaligen Staatslebens, die Universitäten seien hierzu nicht imstande. Der Doppelcharakter, den sie beanspruchen, zugleich die Freiheit der Forschung zu wahren und dem Staat seine Beamten zu erziehen, hindere sie daran. Also müsse man trennen, was sich nicht vereinigen lasse, die Universitäten in der Mehrzahl ihrem ursprünglichen Beruf, Hochschulen für den Staatsdienst zu sein, zurückgeben, über ihnen aber Institute schaffen, vielleicht durch Ausbau der größeren Universitäten, auf denen die objektive, dem „Wahren und Wirklichen, welches das Vernünftige ist", zugewandte Wissenschaft eine Freistatt habe. So erst würde man Universitäten bekommen, die dieses Namens würdig wären. Männer, nicht Jünglinge würden dort studieren, kein Unberufener sie besuchen; denn nur aus Liebe zur Wissenschaft würde einer seine Karriere, seine Anstellung um mehrere Jahre verspäten. Strenge Examina könnten den Zugang erschweren. Auf diesen Universitäten aber müßte jeder Zwang aufhören: keine besondere Disziplin und Gerichtsbarkeit, keine Testate, keine Vorschriften, keine Examina, aber auch gar keine Ansprüche auf Staatsämter. Auch keine Fakultäten. Denn die wahre Wissenschaft kenne solche Unterscheidungen nicht, die dem Mittelalter entstammen und jene als eine Summe von Kenntnissen betrachten: es gebe nur eine, die allgemeine Wissenschaft; sie gehe darauf aus, das Vernünftige zu erkennen, möge dies nun in den positiven Gesetzen, oder in der Geschichte der Menschheit, oder in der Natur, oder selbst in der göttlichen Offenbarung gesucht werden. Philosophie sei Kern und Ziel in allem. Schon habe sie sich alles dessen bemächtigt, was Gegenstand besonderer Wissenschaften bisher war, so daß eine vollständige philosophische Fakultät eigentlich schon jetzt alle übrigen Fakultäten in sich enthalte, nur mit Weglassung alles dessen, was eigentlich nicht Wissenschaft sei. Alle jene Beschränkungen mögen den Hochschulen überlassen bleiben, auf denen der Staat seine Beamten ausbilde und erzieht. Dorthin gehören sie, denn der Staat bedarf nicht bloß der Intelligenzen, sondern ebenso sehr der Charaktere. Er erfülle die studierende Jugend mit seinem Geiste, präge ihnen das Bewußtsein ein, in den Interessen des Staates

1) So Köpke S. 139, A. 17.

seine eigenen zu sehen, erziehe sie zu der Einsicht, in dem Willen der Regierung, in dem Gesetz die Verkörperung der Vernunft zu erkennen. Retten wir durch jene wahren Universitäten das Palladion der Wissenschaft, so werden wir das erhabene Ziel erreichen. Mögen die alten Altäre stürzen, ein schönerer, würdigerer Tempel wird aufgerichtet werden: Jahr um Jahr wird die Schar seiner Priester, seiner Diener, die das heilige Feuer nähren, wachsen: sie werden die heilige Flamme wärmend und leuchtend in alle Schulen, alle Institute des Staates weitertragen: der Staat der Vernunft wird zur Wahrheit werden.

Halten wir diese gar nicht geistlosen Ausführungen mit dem zusammen, was wir den anderen, älteren Quellen über Beymes Anschauungen entnehmen können, so bemerken wir in der Tat eine nicht geringe Verwandtschaft. Vor allem will auch Beyme die Abtrennung einer rein akademischen Anstalt, er denkt nur an die eine in Berlin, von den für den unmittelbaren Staatsdienst gewidmeten Universitäten in den Provinzen. Für seine Berliner Hochschule will er auch den alten Namen nicht behalten; er spricht nur immer von einer allgemeinen Lehranstalt. Hinwegfallen sollen auch bei ihm die besondere Gerichtsbarkeit und die Fakultäten, wenigstens ihr korporativer Charakter, alles was zünftisch, mittelalterlichen Herkommens ist, auch die Promotionen, und, so scheint es, jederlei Examen. Ist es erlaubt, Engels Plan, der ja auf gemeinsamen Besprechungen mit Beyme beruhte, heranzuziehen, so wird er wohl die medizinischen Prüfungen der Berliner Hochschule vorbehalten haben. Mit den Fakultäten würden auch die akademischen Ämter für Berlin in Fortfall gekommen sein. Engel meint, auch ein Rektor mit seiner hohen eingebildeten Würde und den akademischen vergoldeten Szeptern möchte füglich zu entbehren sein, dafür aber ein Kurator angestellt werden, und unter ihm ein „Aufseher“ über die Lehranstalt, der die neu ankommenden Mitglieder inskribiere, die Vorlesungsverzeichnisse sammle, über die Verteilung der Hörsäle, die Tätigkeit der besoldeten Lehrer wache, einreißenden Unordnungen wehre und an den Kurator über wichtigere Vorfälle berichte. Man wird anzunehmen haben, daß beide Ämter von ihm als ständige betrachtet wurden. Zum Kurator, sagt Engel, wäre ein Mann zu wünschen, „der mit eigener Gelehrsamkeit und mit einem humanen Betragen, welches gegen niemanden so nötig ist, als gegen Gelehrte und Künstler, jenen allgemeinen Blick verbände, den die beiden unvergeßlichen Münchhausens, der Hannöversche und Berlinische, hatten“.[1] Die Hauptsache für Beyme war, eine „angemessene“ Verbindung herzustellen zwischen der allgemeinen Lehranstalt und der Akademie, der Korporation wie ihrer Institute. Es war das Beispiel Göttingens, das er dabei im Auge hatte. So hat er es in einer Randglosse zu

1) „Ein solcher Mann“, fügt Engel hinzu, „wäre in unserm Staate da, wenn auch gerade jetzt nicht zur Stelle“. Wen mochte er im Sinne haben? Vielleicht Alexander oder auch Wilhelm von Humboldt? Auf beide würden die Worte passen, und sie waren beide Engels Schüler.

den Vorschlägen, die Wolf ihm im September 1807 einreichte, ausgesprochen: „Die Göttingsche Einrichtung, oder vielmehr der Geist derselben, ohne die eingeschlichenen Mißbräuche, hat mir schon vor Jahren, als ich den ersten Gedanken an eine von allem Zunftzwang befreite allgemeine wissenschaftliche Bildungsanstalt in der Residenz faßte, vorgeschwebt. Ich meinte aber und meine noch, daß eben deshalb die bisherigen Universitäten in den Provinzen für die sogenannten Brotstudien ihre abgesonderte Einrichtung würden behalten müssen." Daraus geht doch wohl hervor, daß für die reguläre Ausbildung der Staatsbeamten die Universitäten ausreichen, die Berliner Lehranstalt also einer freien, echt akademisch gearteten Fortentwickelung der hervorragenden und strebsamen Köpfe dienen sollte. Wie Beyme sich aber im einzelnen alles gedacht haben mag, ist schwer zu sagen. Ob er z. B. der Theologie eine Stelle an der allgemeinen Lehranstalt eingeräumt haben würde? Engel kommt auch darauf zu sprechen, aber nur in einem einzigen Satz, und er läßt die Frage unentschieden: „Ob man auch an eine theologische Fakultät zu denken hätte? wage ich nicht zu entscheiden. In Stuttgart war sie vergessen; aber die dortige Universität ging auch unter". Beyme selbst spricht auch später nirgends direkt davon. Daß er aber im Jahr 1807 auch die Theologen von vornherein herbeiziehen wollte, leidet keinen Zweifel; man kann also nur fragen, ob er schon fünf Jahre zuvor daran gedacht hat, und darf vermuten, daß in den Gesprächen mit Engel auch dieser Punkt berührt worden ist. Überhaupt muß man bedenken, daß im Laufe der Zeit und unter den nach Tilsit ganz veränderten Verhältnissen die Gedanken Beymes eine Abwandlung erfahren haben und nur die Grundzüge dieselben geblieben sind. So mag er auch über die wichtige Frage der Prüfungen im Herbst 1807 anders gedacht und die Lehranstalt mehr damit haben belasten wollen als im Winter 1802.[1] Ganz unsicher ist auch, wie er sich die „angemessene" Verbindung zwischen Lehranstalt und Akademie vorgestellt hat. Jedenfalls nicht so, daß die eine in der andern lediglich aufgehen sollte. Das läßt sich aus der Bemerkung Engels über die Ergänzung beider Lehrkörper schließen, der dafür einen engeren Rat, dem Kurator zur Seite, vorschlägt; denn so vortrefflich der Kurator auch sein möge, sei er doch immer nur ein Einzelner, und man dürfe nicht fordern, daß er in allen Fächern der Gelehrsamkeit die Verdienste gleich gut zu würdigen wisse. Engel unterscheidet dabei ausdrücklich, daß, wie die Akademie ihre eigenen Mitglieder zu Direktoren, so auch die Lehranstalt Leute aus ihrem Schoße dazu bestellen müsse. Wir werden anzunehmen haben, daß sich Beyme die

1) Darauf deutet vielleicht die Note S. 176, 10 zu Wolfs Vorschlägen über die Reform der Universitätsprüfungen, falls sie nämlich auch auf die Allgemeine Lehranstalt und nicht bloß auf die Provinzuniversitäten bezogen werden darf: „Vorzüglich zu beachten. Man wird mit den Ministern sich über die Universitätsprüfungen so zu einigen suchen müssen, daß sie denselben Vertrauen schenken und von den besonderen Staatsprüfungen absehen können".

Akademie zwar gesondert von der Allgemeinen Lehranstalt, aber doch wieder so mit ihr verbunden dachte, daß wohl die wissenschaftlichen Institute, aber nicht die Lehrer beiden Korporationen durchweg gemeinsam wären, mithin die Akademie zu einem Ausschuß aus der Lehranstalt werden sollte — also ungefähr so wie Wilhelm von Humboldt die Verbindung zwischen beiden geplant, und wie sie sich in der Tat seitdem im wesentlichen entwickelt hat. Endlich noch eins. Hat Beyme die Allgemeine Lehranstalt auf den Kreis der Universitätswissenschaften beschränken wollen, oder hat er an einen Zusammenschluß der Berliner Institute jeder Art, auch der den Künsten oder den Militärwissenschaften geweihten, gedacht? Man könnte letzteres fast glauben, wenn man manche der Entwürfe, die im Jahre 1807 entstanden, darauf prüft, und besonders im Hinblick auf Engels, hier freilich sehr unbestimmte Angaben.

Wie unbestimmt nun auch das Bild sein mag, das wir uns von Beymes anfänglichen Ideen machen können, ist doch soviel klar, daß sie mit den Massowschen Plänen kaum etwas gemein haben. Denn wenn er auch eine Sonderung zwischen der Berliner Zentralanstalt und den Provinzuniversitäten im Auge hat und einer Reform der letzteren das Wort redet, so denkt er doch nicht daran, sie ganz auseinanderzureißen, in bloße Fachschulen aufzulösen, und noch viel weniger, in Berlin eine oder eine Anzahl übergeordneter Fachschulen zu errichten. Seine allgemeine Lehranstalt würde vielmehr den „Zusammenwuchs“ verschiedener Bildungsschulen, vor dem der Minister solch ein Grauen hatte, verdoppelt oder vervielfältigt haben, und statt nach der banausischen Art Massows in den Hochschulen und den Gymnasien lediglich Vorbereitungsanstalten zu sehen, die ihre Zöglinge in festgefügter, uniformer und ständig kontrollierter Ordnung geradeswegs an die Krippe und den Pflug des Staatsdienstes brächten, plante er vielmehr eine zu den Höhen wissenschaftlicher Erkenntnis führende, von den Interessen des Berufes und des Staates selbst befreite Bildungsanstalt für eine Auslese der besten Köpfe in der Nation.

Privater Charakter des Planes.

Und damit ist die Antwort auf die Frage, die wir vorhin stellten, bereits gegeben. Ein Plan, der von den Ideen des leitenden Ministers so weit abwich, kann nicht wohl amtlich behandelt worden sein, er ist ihm wahrscheinlich gar nicht zu Gesicht gekommen. Dafür spricht auch der Umstand, daß sich in den Akten nichts darüber findet, weder in dem Nachlaß Massows noch in denen seines Ministeriums und des Kabinetts. Es liegt, wie bemerkt, lediglich der Entwurf Engels mit dessen Begleitbrief an Beyme vor uns.[1] Würde, so dürfen wir fragen, bei dem Anteil, den der Chef des Zivilkabinetts an der Verwaltung der Universitäten nahm, jede Spur in den Akten fehlen, wenn seine Ideen im Ministerium in Erwägung gezogen wären, wenn er sie auch nur offiziell zur Sprache gebracht hätte? So bleibt

1) Letzterer unter den Beymeschen Papieren in Parsow.

allein der Schluß übrig, daß Beyme diesen weitgespannten Plänen nur für sich nachgehangen hat, und daß jener Entwurf von Engels Hand eine Privatarbeit gewesen ist. Wir sahen ja, daß in diesen Jahren über die Reform des akademischen Unterrichts öffentlich lebhaft diskutiert wurde, und daß dabei auch der Gedanke an eine Universität in der Hauptstadt gestreift worden ist. So wird also auch Beyme mit seinem Freunde sich darüber unterhalten, und dieser auf sein Ersuchen für ihn den Aufsatz niedergeschrieben haben, ohne daß einer von ihnen im Moment an die Veröffentlichung[1] oder an eine amtliche Verwertung dachte. Immerhin ist anzunehmen, daß Beyme sich über seine Ideen außeramtlich auch sonst geäußert hat, und daß sie ihn noch über das Jahr 1802 hinaus beschäftigt haben. Wenn uns die Notiz überliefert wird, daß 1803 die Akten über den Plan des Großen Kurfürsten vom Jahr 1667, eine Universaluniversität in seinem Staate zu gründen, vom Staatsarchiv eingefordert worden sind[2], so dürfen wir wohl auch dabei seine Hand vermuten. Auch die Berufungen im nächsten Jahre von Tralles, Schiller und Johannes Müller werden wir in diesem Zusammenhang verstehen als einen Nachklang jener Bemühungen auffassen können. Ob aber auch als einen Beweis dafür, daß Beyme oder gar der König selbst damals noch an die Gründung einer allgemeinen Lehranstalt in der Hauptstadt des Landes gedacht haben? An der Stelle, auf die man sich dafür beruft[3], ist hiervon nicht die Rede[4], und ebensowenig in den Verhandlungen, die von der preußischen Regierung mit jenen Männern damals geführt wurden. Und ich möchte daher doch eher meinen, daß man jene großen Geister wohl für die Akademie, für das Theater, für den Hof und die Gesellschaft Berlins gewinnen, eine Freistatt für Kunst und Wissenschaft, wie sie in Weimar bestand, an der Spree begründen, aber sie nicht etwa zu Jugendlehrern, zu königlich preußischen Professoren hat machen wollen. Gerade in dieser Zeit, wo die Regierung so viel für Halle tat, konnte sie kaum daran denken, auch noch in Berlin eine so umfassende und kostspielige Gründung zu versuchen. War es doch gerade Beyme, der in eben dieser Zeit alles tat, um seiner alten Universität zu neuem Flor zu verhelfen, sie zur ersten Hochschule Deutschlands zu machen. Und vollends nicht 1806, als die große politische Katastrophe drohend nahte, während der Staat auch noch die Georgia Augusta, die einzige Rivalin der Fridericiana, hinzugewann. Als aber Beyme ein Jahr danach auf seine Pläne zurückkam und sie nun wirklich, und auf des Königs Befehl ins Leben zu führen versuchte, traten sie in eine verwandelte Welt.

1) Vergl. oben. 2) So Köpke S. 32. Leider wieder ohne seine Quelle anzugeben, so daß ich die Nachricht nicht kontrollieren kann. 3) Köpke 30. Harnack 539.

4) Es ist die Stelle in dem schon von uns erwähnten Brief Johannes v. Müllers an seinen Bruder Georg vom 12. März 1804: „Hiezu kam die Tendenz des Königs, Berlin zu einer Freistätte und einem Mittelpunkt deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen."

Zweites Kapitel.

Beymes Plan und Auftrag 1807.

Im Herbst 1806 zerbrachen die Dämme, welche Preußen durch sein Neutralitätssystem um sich und seine Verbündeten gezogen und, obschon sie von der ringsum drängenden Flut ein paar mal überspült waren, immer noch, wenn auch mühsam, erhalten hatte; und von der Durchbruchsstelle her überschwemmte der übervolle Strom des Verderbens, alles, was ihm begegnete, mit sich reißend und vor sich herschiebend, die Länder und Provinzen, welche länger als ein Jahrzehnt im Behagen des Friedens geruht hatten. Vom Rhein bis hin zur Oder und zur Weichsel fielen die Festungen, die starken Bollwerke, welche in früheren Kriegsnöten dem Staate so oft Schutz und Rettung gewesen, meist ohne Schwertstreich den rastlos nachdrängenden Eroberern in die Hände. Umsonst war der heroische Widerstand, den einzelne Plätze leisteten, vergebens auch die Versuche, auf den Schlachtfeldern Ostpreußens, zur Seite und fast schon im Dienst der Russen, den wütenden Ansturm zu brechen. Ein Flüchtling im eigenen Lande, bald über den Grenzstrom im Osten gedrängt, preisgegeben von dem einzigen Verbündeten, der ihm geblieben war, verlassen, verleugnet und verraten auch von den deutschen Freunden, die ihn und seinen Staat als ihren und des gemeinsamen Vaterlandes Hort geehrt hatten, mußte der Monarch, der immer den Frieden gesucht hatte, den schmählichsten aller Friedensschlüsse unterzeichnen; die Provinzen, die er noch rettete, selbst erhielt er (so stand es in dem Friedensinstrument ausdrücklich geschrieben) nur aus Gnade, aus Rücksicht des Siegers auf den Zaren, den Freund von Memel, zurück. Niemals hatte eine europäische Großmacht nach einer kurzen Epoche höchsten Ruhmes eine so plötzliche und so furchtbare Katastrophe erlebt. Der Staat Friedrichs des Großen war gewesen.

Zusammenbruch des Staates; Verlust Halles und der meisten anderen Universitäten.

Mit den Provinzen aber gingen auch die Universitäten jenseits der Elbe verloren, die lang besessenen und die jüngst erworbenen, katholische und protestantische, die einen verfallen, die andern in blühender Kraft: Duisburg und Paderborn, Erlangen, Erfurt und Münster, Göttingen, dessen Besitz vollends die Führung im Reiche deutscher Bildung an Preußen gebracht hatte, und das eben

noch so gut dotierte Halle, das auch Luisens Demütigung vor dem Eroberer nicht hatte retten können. Nichts behielt Friedrich Wilhelm als Königsberg und Frankfurt, beides Hochschulen von durchaus provinzialem Charakter, obschon die eine die Universität Kants gewesen und die andere die älteste Gründung des Hohenzollernstaates war;[1] denn die Breslauer Jesuitenuniversität mit ihren zwei Fakultäten war nicht zu rechnen; sie galt mit Recht für weniger als nichts.

Das Bedürfnis nach einer Universität in Berlin wird allgemein empfunden.

Daß dieser Zustand nicht bleiben konnte, sah jedermann ein. Auch der verstümmelte Staat bedurfte einer dritten Universität, mochte nun Halle, das, von dem Zorn und Argwohn Napoleons verfolgt, suspendiert und nahezu aufgelöst war, wieder hergestellt werden oder nicht. Denn in ersterem Falle hätte man fürchten müssen, daß die eigenen Untertanen, die Schlesier wenigstens, ihren alten Zug dorthin oder nach Leipzig nehmen könnten; während, wenn Halle aufgehoben blieb und in Preußen eine neue Universität errichtet wurde, sogar zu hoffen war, daß letztere von früheren Untertanen selbst aufgesucht werden würde. So mußten sich alle Augen auf die Hauptstadt selbst als den Sitz der zukünftigen Hochschule richten. Gleichzeitig und unabhängig voneinander erwachte dieser Gedanke in Memel wie in Berlin und in Halle selbst, wo die Professoren seit dem November in schwebender Pein ihres ungewissen Schicksals harrten.

Daß Beyme seinen alten Plan gleich nach Abschluß des Friedens „als eine Sache der ersten Notwendigkeit“ wieder hervorgesucht hatte, hörten wir schon von ihm selbst.[2] In Berlin sprach man in den interessierten Kreisen, bereits

1) In Königsberg studierten 1805 unter einer Gesamtzahl von 333 Inskribierten 197 Ostpreußen, 57 Westpreußen, 28 Süd- und Neu-Ostpreußen (d. h. also meist Polen, darunter 26 Adlige, 1 Bürgerlicher), 26 Schlesier, 14 Pommern, 6 aus Russisch-Polen, 2 Kurmärker, 2 Österreicher und 1 Eichsfelder; in Frankfurt unter 307 Inskribierten 76 Kurmärker, 72 Schlesier, 56 Neumärker, 47 Süd- und Neu-Ostpreußen, 27 Pommern, 14 Westpreußen, 3 Ostpreußen, 2 aus dem Magdeburgischen, 1 Westfale, dazu noch als Ausländer 4 „aus dem nördlichen Deutschland“ und 5 „aus andern Ländern“. Ganz anders war das Verhältnis für Halle, obschon sich der Zuzug auch hier in erster Linie nach dem Verhältnis der Entfernung von dem Herkunftslande gestaltete. Die zentrale Lage kam ihm also vor allem zugute. Die Mehrzahl kam aus Schlesien (165), den Marken (Kurmärker 148, Neumärker 19), dem Magdeburg-Mansfeldischen (130), Westfalen (110) und Pommern (95). Der Halberstadt-Hohensteinische Kreis schickte 41, die fränkischen Provinzen 38, West- und Ostpreußen zusammen 40 (30, bezw. 10), Ostfriesland 20, Süd- und Neu-Ostpreußen 18, Quedlinburg 10, Wernigerode 2. Wie man sieht eine Mischung aus allen preußischen Provinzen. Auch die Ausländer waren meist Deutsche (30 aus dem Norden, 11 aus dem Süden); dazu 1 Kurländer, 1 Westgalizier, 3 Schweizer, einer von der Insel Ceylon (der durch 3 Jahre, von 1803 ab, geführt wird), 1 Schwede. Für Königsberg und Frankfurt ist das Verhältnis in den vorhergehenden Jahren (seit 1796) ziemlich das gleiche. Halle hob sich durch die Reform seit 1804 ungemein: von 578 im Jahre 1803 (dem tiefsten Stand seit längerer Zeit) auf 796 im Jahr 1804 und 944 im Jahr 1805. Auffallend ist der Rückgang der nord- und süddeutschen Ausländer von 1804 auf 1805, trotz der Vermehrung der Gesamtziffer: von 77, bezw. 80 auf 11, bezw. 30. Man kann dies vielleicht auf den Ausbruch des Krieges in Süddeutschland zurückführen. — Für Weiteres vgl. Urkb.

2) S. o. den Brief an Wolf vom 5. September.

wenige Tage nachdem die Bedingungen des Friedens bekannt geworden waren, von der Verlegung der Hallischen Universität nach der Hauptstadt.[1]

F. A. Wolf trägt es Beyme vor.

Hier war vor allen Friedrich August Wolf ganz von dem Gedanken eingenommen. Seit Anfang Mai war er von Halle fort und in Berlin. Er war angeblich nur in der Absicht gekommen, sein Gehalt als Mitglied der Akademie zu erheben, die einzige Einnahmequelle, die ihm nach Sperrung seiner Hallenser Einkünfte geblieben war; sein Hauswesen in Halle hatte er noch nicht aufgelöst, seine Familie teils dort gelassen, teils an zwei andern Orten untergebracht. In Wirklichkeit aber dachte er kaum noch an die Rückkehr, denn er hielt die Universität, der er 22 Jahre gedient hatte, für verloren. Er war nach Berlin gegangen, einmal um seine Stelle in der Akademie wahrzunehmen und zweitens gewiß auch, um in der Hauptstadt andere Aussichten, die sich ihm nach der Auflösung der Fridericiana bieten könnten, zu besprechen und abzuwarten. So hatte es ihm Johannes Müller geraten, der in ihm einen Gefährten der Flucht

1) So hörte es Fichte in Kopenhagen von seiner Frau. S. seinen Brief vom 29. Juli (Johann Gottlieb Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel, von seinem Sohne Immanuel Hermann Fichte, 2. Aufl. 1862, I 396). Wenn darin als Abgangsdatum des Briefes von Frau Fichte der 27. Juli angegeben ist, so muß dies ein Druckfehler sein. Denn die Postzeit Berlin—Kopenhagen währte (mit dem Paketboot) 6 bis 7 Tage; der Brief ist also etwa am 22. Juli von Berlin fortgeschickt worden. Am 21. Juli hatte aber die Vossische Zeitung (Nr. 87) erst die Friedensbedingungen gebracht. Mit Recht konnte daher Fichte fragen: „woher inzwischen könnt ihr dort dergleichen wissen?"; es war offenbar nur eine Vermutung, ohne jede amtliche Unterlage. — An dem Datum des Fichteschen Briefes selbst ist nicht zu zweifeln. Er hat ihn aber nicht abgeschickt, sondern ihn noch einmal, am 31. Juli (ebd. 397), umgeschrieben. Ein Vergleich beider Abfassungen macht dies ganz deutlich; denn die zweite wiederholt die Angaben der ersten in der gleichen Reihenfolge und nur mit anderen Worten, gibt dann aber Zusätze und Korrekturen. Die letzteren lassen auch den Grund vermuten, weshalb Fichte die erste Fassung zurückhielt: wegen der sehr scharfen politischen Äußerungen, die er sich darin gestattet hatte und die er nun doch der Post nicht anvertrauen mochte: „Euch, die Ihr doch seit der Okkupation kein einziges wahres Wort mehr über den eigentlichen Stand der Sachen erhalten habt, haben die Friedensbedingungen affiziert, wie sie es haben! Denkt Euch in unsern Standpunkt, die wir wissen, daß noch am Abend vor der entscheidenden Schlacht die Wagschale gleichstand, und daß bei nur nicht ganz viehischer Dummheit unser Schicksal ebenso das des Siegers sein konnte; was würdet Ihr dann empfinden? Sodann könnt Ihr auch kaum unsere in der Geschichte beispiellose Hilfslosigkeit nach der Schlacht Euch denken. Ich habe von dem Frieden alles erwartet, was er gibt, und gratuliere uns noch, daß eine gewisse Bedingung, die ich gleichfalls rechnete an der Spitze zu finden, nicht gemacht worden." Dann noch der so berühmt gewordene Satz: „Der gegenwärtigen Welt und dem Bürgertum hienieden abzusterben, habe ich schon früher mich entschlossen. Gottes Wege waren diesmal nicht die unsern; ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden; aber siehe, sie ist ausgelöscht". Statt aller dieser hohen und hitzigen Worte hat die zweite Fassung die drei kurzen Sätze: „Meine Empfindungen über die politische Lage mündlich! Wer hinter dem Vorhange stand, sieht manches anders; tröstlicher nicht gerade, aber er sieht die eiserne Notwendigkeit mehr ein." Möglich auch, daß der Leidenschaftliche mittlerweile etwas ruhigeren Vorstellungen Raum gegeben hatte. Am nächsten Tage (1. August), und wohl noch vor dem Abgang des Schreibens vom 31. Juli, erhielt er einen neuen Brief seiner Frau (vom 25. Juli), der ihn zur Rückkehr (die er am 29. und 31. Juli noch verschoben hatte) nach Berlin bewog.

suchte, die er selbst längst im Sinne trug.[1] Unter seinen Zukunftsplänen fand vielleicht schon im Mai der Gedanke an eine Berliner Hochschule eine Stelle.[2] Jedenfalls hatte er keinen anderen Gedanken mehr, sobald er die Bedingungen von Tilsit erfuhr.[3] Ein paar Freunde, die auch Beyme nahe standen, und denen er sich eröffnete, fielen ihm bei, darunter ein besonders intimer Freund des Geheimen Kabinettsrates, Professor Stützer von der Kriegsschule. Mit diesem, der schon mit Beyme in Korrespondenz stand,[4] verabredete der immer rasche Wolf, den Chef des Königlichen Civilkabinetts direkt anzugehen, ihm nicht nur die Notwendigkeit, sondern auch gleich den Plan zu einer Hochschule in Berlin zu unterbreiten. Auch mit Massow wird er darüber gesprochen haben; der Minister gab ihm Daten über die Fonds von Halle, die Preußen behalten würde, in der Höhe von 33 000 Talern.[5] Vom 3. August ist der von ihm in einem Zuge niedergeschriebene Entwurf, von demselben Tage ein Begleitbrief; am 6. August vollendete Stützer sein empfehlendes Schreiben, das Wolf am 7. erhielt. An diesem oder dem nächsten Tage wird die Sendung nach Memel abgegangen sein.

Wolfs Vorschläge.

Keineswegs dachte nun aber Wolf an eine bloße Verlegung seiner alten Universität, die Versetzung seiner Kollegen nach Berlin. Nichts lag ihm weniger am Herzen als deren Schicksal. Er hatte von jeher unter ihnen eine abgesonderte Stellung eingenommen und sie oft mit kaum verhehlter Verachtung behandelt. Jetzt aber war er gegen sie aufs höchste erbittert, seitdem die Klatschsucht eines Kollegen über ihn die Nachrede von einer unwürdigen und unpatriotischen Devotion gegen den Marschall Bernadotte in Halles Unglückstagen verbreitet hatte.[6]

1) Müller an Wolf, 2. April. Körte, Leben und Studien Friedrich August Wolfs des Philologen, I. 361.

2) Anders wird man wenigstens die Stelle in dem zweiten Gutachten über die neue Lehranstalt bei Köpke 166 kaum verstehen können: „Übereilt ist indes von mir bei dieser Schnelligkeit nichts, da ich die Deliberations-Punkte ziemlich alle seit Anfang Mai, wo ich hieher zog, Tag und Nacht mit mir im Kopf herumtrug, und von zehn Ideen, die entstanden, oft nur ein paar als Resultate beibehielt."

3) Vergl. den Brief an Beyme vom 3. August, Köpke 153: „Fast täglich gedachte ich Ihrer mit dem innigsten Anteil, seitdem ich Sie zuletzt zu Halle sah [wohl Ende September 1806]; aber mit Wehmut, seitdem ich die Universität verloren glaubte, d. i. seit ein paar Monaten. Gleichwohl traf auch mich der Schlag, der sie für uns wirklich vernichtete, so heftig, wie wenn er nicht vorher geahndet wäre." Und weiterhin die mit der vorhin genannten Stelle vielleicht doch nicht im Widerspruch stehenden Worte: „Überlegt wurde von mir die Sache in den letzten 14 Tagen aufs sorgfältigste; endlich widmete ich den ganzen heutigen Tag zum Niederschreiben des Wesentlichsten."

4) Das geht aus seinem Briefe an Beyme hervor, mit dem er Wolfs Plan begleitete (s. Urkbd. und unten im Text).

5) Köpke 155, 172.

6) Er habe dem Marschall am 18. Oktober ein Exemplar seiner Prachtausgabe der Ilias überweisen lassen, nachdem er das Blatt mit der Widmung an den König von Preußen vorher habe herausschneiden lassen. Wolf hat sich gegen den ehrenrührigen Vorwurf, als dessen Urheber er den Historiker

Er begrüßte daher mit Freuden die Gelegenheit, die sich ihm bot, um die Verhaßten los zu werden. Nur ganz Wenige wollte er nach Berlin ziehen und hier überhaupt etwas durchaus Neues schaffen, eine Lehranstalt im Sinne Beymes, in Verbindung mit der Akademie, die ihm die größte Zahl der Dozenten stellen sollte. Mit 16 Ordinarien meinte er das eigentliche „Corpus universitatis" bilden zu können. Dazu rechnete er noch 6 Extraordinarien und 8 bis 10 Privatdozenten. Von den Hallensern wollte er nicht mehr als etwa 5 bis 8 haben, neu berufen 8 bis 10, besonders Theologen und Juristen. Alle andern Stellen ließen sich, meinte er, durch Berliner Gelehrte besetzen, von der Akademie sowohl als von andern Anstalten, wie Kriegsschule und Tierarzneischule, Collegium Medico-chirurgicum und die Gymnasien. Doch sollten die Berliner — auch die Akademiker, denn er rechnete mit der Erhaltung der Akademie — ihre sonstigen Ämter und Besoldungen behalten und nur als Adjuncti, als Volontärs mit beschränkter, beliebiger Stundenzahl bei der Universität angesehen werden. So kam er auf 60—65 Dozenten und 75—80 Vorlesungen, eine Summe, welche die größte Zahl auf der größten aller Universitäten weit überträfe. Unter diesen freiwilligen Lehrern nennt er eine Reihe von Namen, die später der Universität angehört haben: Klaproth, Hufeland, Knape, Willdenow, Hermbstädt, den jüngeren Erman, Tralles, Hirt, Spalding, Buttmann, Heindorf, L. Ideler, Thaer, auch Zelter für wissenschaftliche Theorie der Musik; daneben Joh. Müller, Ancillon, den älteren Walter, Mursinna, Grapengießer: in der Tat eine Schar von Namen, die sich den berühmtesten ihrer Zeit zuzählen konnten, und neben denen sich die meisten seiner alten Kollegen verstecken mußten.

Die Hallenser wünschen die Verlegung ihrer Universität nach Berlin.

Umgekehrt waren die Gedanken und Wünsche der Hallenser. Noch immer standen sie unter dem Druck des kaiserlichen Zorns, dessen Grund sie nicht kannten. Alle Bitten um Aufklärung, alle Demütigungen, denen sie sich unterwarfen, hatten nichts geholfen; niemand konnte ihnen sagen, was mit der Universität geschehen würde, mit der ihrer aller Existenz verknüpft war. Wie unvermindert des Kaisers Groll gegen dies Nest deutscher Ideologen war, hatten sie erst im Mai erfahren, als auf unmittelbaren Befehl aus dem Hauptquartier zu Finkenstein mehrere der angesehensten Männer in Stadt und Kreis, darunter der Direktor der Franckischen Stiftungen, Professor Niemeyer, bei Nacht und Nebel

an der Universität (also wohl Voigtel) feststellen konnte, in einer besonderen kleinen Schrift, und gewiß mit Recht, verteidigt. Daß er das Buch Bernadotte geschenkt habe, konnte er freilich nicht leugnen; er war dazu halb und halb durch einen französischen Oberst veranlaßt worden, der ihn im Auftrage des Marschalls auf der Bibliothek aufgesucht hatte. Vergl. Körte 348, 354. In der zweiten Denkschrift an Beyme spielt Wolf auf den Vorgang an, Köpke 172: „Lieber möchte ich den Punkt über Herberufung von Hallensern ganz unberührt lassen, weil ich parteiisch scheinen könnte, da ich seit dem 14. Oktober alle Ursache gehabt, die meisten dortigen membra concilii echt griechisch zu hassen, wenn nicht die christliche Taufe meinen sonst ziemlich griechischen Sinn etwas mürbe oder modern human gemacht hätte."

aufgegriffen und nach Frankreich abgeführt waren. Irgend eine Erklärung war auch dafür nicht gegeben worden; die Gefangenen selbst erfuhren niemals, weshalb sie verschleppt waren.[1] Sie waren in Pont-à-Mousson interniert worden. Daß gerade in den Tagen, wo man daheim alles verloren gab, ihr Schicksal eine günstige Wendung nahm und damit auch der Universität bereits hellere Sterne blinkten, konnte man an der Saale nicht ahnen.

So erfüllte die Herzen der Hallenser nur der eine Wunsch, insgesamt von dem König, der ihre Stadt hatte abtreten müssen, aufgenommen zu werden: nicht eine Neugründung in Berlin, eine Auswahl aus ihrem Kreise, sondern die Auswanderung der ganzen Universität dorthin war es, was sie anstrebten.

Senden Schmalz und Froriep nach Memel.

Sie konnten sich darauf berufen, daß ihre Hochschule ursprünglich nicht zum Herzogtum Magdeburg gehört hatte, sondern sogleich durch ihre Privilegien zur allgemeinen Landesuniversität des Königlichen Hauses erklärt und ihre Verlegung an einen andern Ort bei ihrer Stiftung ausdrücklich vorbehalten war. Das Verdienst, hierauf hingewiesen und überhaupt den Gedanken an die Verlegung nach Berlin angeregt zu haben, hat der Mann beansprucht, der ihn dann, freilich anders als es geplant war, mit zur Ausführung gebracht hat, Theodor Anton Heinrich Schmalz, in dem bekannten Bericht, den er acht Jahre später über seine Reise nach Memel veröffentlichte: er habe, erzählt er, sofort nachdem die Nachricht vom Tilsiter Frieden und der Abtretung der Länder über der Elbe nach Halle gekommen sei, der Deputation des Universitäts-Konziliums vorgeschlagen, Reil oder Froriep mit ihm nach Memel zum König zu senden und Seine Majestät, unter Hinweis auf jenes Privileg sowie unter Bezeugung „dankvollster Treue und Anhänglichkeit zu bitten, die Universität über die Elbe zu nehmen, wo kein Ort dafür schicklicher scheine als Berlin“.[2] Dieser Bericht ist die einzige Quelle, die wir über jene Tage in Halle haben, und an sich nicht unverdächtig. Aber Schmalz war wirklich als der Direktor der Universität wie

1) Noch heute läßt sich nichts Sicheres darüber sagen. Vielleicht gehörte die Verfügung zu den Maßnahmen, durch welche Napoleon sich den Rücken sichern wollte, als er alle verfügbaren Kräfte aus dem innern Deutschland zu dem großen Stoß heranzog, den er am 14. Juni bei Friedland ausführte. Darauf deutet hin, daß gleichzeitig auch der Kammerpräsident in Bayreuth v. Schuckmann verhaftet und in Mainz interniert wurde: das Heimatsland Palms und das seit dem 20. November verdächtig gewordene Halle sollten durch Geiselstellung gefesselt werden. In der Tat war der Geist des Aufruhrs weit verbreitet, weiter sogar als Napoleon argwöhnte; es waren Fäden einer allgemeinen Konspiration angesponnen, die über ganz Norddeutschland bis nach Pommern und Polen reichten, und die erst durch die Schlacht von Friedland zerrissen wurden. Zu Niemeyers und Schuckmanns Verhaftung vgl. August Hermann Niemeyer, Beobachtungen auf einer Deportationsreise nach Frankreich im Jahr 1807, I, 26ff. Über Schuckmann auch unten Kap. IV.

2) Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik für das Jahr 1808. Über politische Vereine, und ein Wort über Scharnhorsts und meine Verhältnisse zu ihnen. Vom Geheimrat Schmalz zu Berlin. Berlin 1815, 16 Seiten.

kein anderer dazu berufen, und niemand schien zu der Sendung selbst geeigneter als er, der als alter Königsberger Professor die Gelegenheiten kannte und überdies, wie wir wissen, mit dem Königlichen Kabinett in engen und guten Beziehungen stand. Wir werden daher an diesem Punkte seinen Angaben folgen dürfen und nur hinzuzufügen haben, daß er damit aussprach, was alle bewegte. Reil freilich, an den er in erster Linie gedacht haben wird, versagte sich, wahrscheinlich, weil er sich mit andern Absichten trug. Froriep aber nahm die Mission an. Und so machten sich beide schon vor Ende des Monats auf den Weg, der sie zunächst nach Berlin führte.

Ankunft der Deputierten in Memel.

Würden wir dem Bericht nun weiter folgen, so müßten wir, wie es bisher immer geschehen ist, annehmen, daß die beiden Deputierten schon am 10. August die entscheidende Audienz bei dem König gehabt haben. Ausdrücklich versichert uns Schmalz, daß Froriep und er an dem Tage, wo er dies schreibe, eben am 10. August („heute vor acht Jahren") vor dem Monarchen mit ihrer Bitte gestanden hätten. Aber dagegen spricht ein Zeugnis von sehr viel größerem Gewicht: die Nachschrift zu einem Brief Beymes an seine Tochter vom 16. August 1807. „Soeben", so lesen wir da, „erscheint Schmalz mit Euren Briefen vom 7. Ich öffne daher meinen Brief noch einmal usw." Danach können die Deputierten vor Mitte August nicht nach Memel gekommen sein.[1] Wir werden also sagen dürfen, daß sie um den 7. August von Berlin abgereist und am 16. (denn Schmalz wird nicht gezögert haben, sich Beyme mit dem ihm anvertrauten Brief vorzustellen)[2] in Memel angelangt sind — das heißt ziemlich gleichzeitig mit den Vorschlägen seines Kollegen Wolf, die von seinen Aufträgen so weit abwichen.

Audienz beim Köni..

Bleibt der Tag der Audienz unsicher, so ist sie doch bald nach der Ankunft der Deputierten anzusetzen, da diese schon am 22. August den Plan zu der neuen Hochschule einreichten, den sie, wie sie in der begleitenden Bittschrift bemerken, auf den persönlichen Befehl Sr. Majestät ausgearbeitet hatten. Vor allem geht daraus hervor, daß, wie es auch Schmalz sagt, die Entscheidung schon in der Audienz gefallen ist. Der König, so erzählt Schmalz, habe ihm und seinem Mitgesandten erklärt: die Universität Halle über die Elbe zu nehmen könne unangenehme Verwicklungen mit der westfälischen Regierung herbeiführen; es solle also vielmehr eine ganz neue Universität in Berlin gestiftet werden. Wörtlich so kann freilich der König nicht gesprochen haben, sondern vielmehr, nach Beymes Idee, nur von der Begründung einer neuen allgemeinen Lehranstalt, in der die Berliner Institute vereinigt und mit der Akademie in angemessene

1) In Berlin kam er nach der Fremdenliste der Vossischen Zeitung allerdings schon am 29. Juli an; danach also hätte er bereits vor dem 10. August in Memel sein können. Vielleicht war es so die Absicht gewesen. Was ihn in Berlin zurück- oder auch unterwegs aufgehalten hat, läßt sich nicht sagen. Frorieps Namen nennt die Zeitung nicht unter den angekommenen Fremden.

2) Auch dauerte die Reise in jener unruhigen Zeit kaum weniger als 9 bis 10 Tage.

Verbindung gebracht werden sollten. Hierauf allein lautete der Auftrag, den die Deputierten in der Audienz erhielten und mit der Überreichung ihrer Denkschrift am 22. August erfüllten. Schmalz sagt, daß neben ihm und Froriep, unter Direktion des Herrn „Großkanzlers“ Beyme, wie er ihn vorwegnehmend nennt, auch Hufeland dazu bestellt gewesen, er selbst aber den Plan redigiert habe. Auch das ist richtig, denn die Denkschrift ist, obgleich, wie die Bittschrift, von Froriep geschrieben, offenbar von Schmalz entworfen; sie trägt ganz den Stempel seines Geistes. Und auch von Hufelands Wirken in diesen Tagen finden sich Spuren in den Akten: er hat die Liste der „fundierten“ Stellen für die neue Hochschule aufgestellt, in der dann Beymes Rotstift die Namen derjenigen Gelehrten bezeichnet hat,[1] an welche die ersten Berufungen ergehen sollten; und am 15. August reichte auch er eine Denkschrift ein, in der er seine Ideen über die Verbindung des Collegium Medico-chirurgicum mit dem allgemeinen Lehrinstitut entwickelt hat.[2]

Das Königswort von Memel.

Unter diesen Umständen haben wir kein Recht, den Bedenken zu folgen, welche neuerdings gegen das Wort des Königs erhoben sind, welches, von Schmalz aus dieser Audienz überliefert, von jeher als das eigentlich schaffende Wort für unsere Hochschule gegolten und ihr für alle Zeiten das geistige Gepräge verliehen hat: der Staat müsse durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren habe.[3] Nur muß man darin nicht etwas ganz Singuläres und dem König Eigentümliches suchen wollen. Es war die Empfindung, welche in diesen Wochen schwerster Prüfungen alle besten Männer Preußens durchdrang, nicht in dem Gefühl eines Gegensatzes zu den Stimmungen, aus denen man durch das Unglück des Staates so furchtbar geweckt worden war, wohl aber in dem Bewußtsein, daß man die Ideen, in denen man längst gelebt, die aber in der erschlaffenden Luft des Friedens nicht hatten ins Leben treten können, zum Wiederaufbau des Staates mit Anspannung aller Kraft herbeirufen müsse. Beyme, der sich selbst an diesem Gedanken aufrecht zu erhalten und seine Freunde zu trösten suchte,[4]

1) Urkb. 2) Urkb.

3) Dreimal hat Schmalz es zitiert, zuerst 1808 in einer besonderen, „als Manuskript zum Privatgebrauch“ gedruckten Denkschrift über die Berliner Lehranstalt (s. u.), dann 1811 in der Rektoratsrede vom 3. August, und endlich in dem Bericht über die Reise nach Memel. Angegriffen hat es Lagarde in seiner Schrift „Über einige Berliner Theologen“, 1890, S. 50, mit ganz nichtigen Gründen, mit Argumenten, die nur an ihm selbst die Eigenschaften verraten, die er Schmalz vorwirft. Gegen ihn schon Harnack, 556, 3. Auch Max Lehmann (Freiherr vom Stein II 539, 1) möchte an der Echtheit des Wortes zweifeln: sei es echt, so sei es doch schwerlich das Eigentum des Königs. Letzteres wird man gelten lassen dürfen.

Für die wortgetreue Wiedergabe läßt sich natürlich nicht einstehen. Schmalz selbst bleibt sich darin nicht ganz getreu. Vgl. Köpke 138, 5.

4) So hatte er es an Stützer geschrieben, und so antwortete ihm dieser wackere Freund in dem Brief, mit dem er Wolfs Eingabe vom 3. August begleitete, und dem er zur Überschrift das Wort gab: De republica nunquam est desperandum. „Du hast Dich,“ so lesen wir dort,

wird auch auf den König so eingewirkt, und dieser also vielleicht Worte wiederholt haben, die er von seinen Kabinettschef gehört hatte. Aber Friedrich Wil-

„zu stärken versucht durch Lektüre und geistvolle Blicke in die großen und trostreichen Lehren der Geschichte, die für die Toren nun einmal ewig verloren gehen soll! — O! Freund, wie sehr habe ich Dich dieser Empfänglichkeit wegen noch höher schätzen gelernt! Ach, wenn doch alle diejenigen Deinem Beispiel folgen könnten, welche so leichtsinnig oder kraftlos alles für verloren geben, überall verzweifeln, wo ihre Bequemlichkeit, ihr Egoismus und ihre Kurzsichtigkeit keinen Ausweg zu entdecken vermögen. — Derjenige Staat kann nie ganz untergehen, dessen Existenz einen hohen Wert für die kultivierte Welt errungen hat. In diesem Satze liegt alles enthalten, worauf unsere Thätigkeit sowohl zunächst als auch künftig gerichtet werden muß. Die Staatsform kann sehr mannigfachen Veränderungen unterworfen sein, aber der geistige Grundstoff desselben bleibt bei allen Stürmen des Schicksals unzerstörbar. Die Ausbildung und Vervollkommung dieses geistigen Grundstoffes ist es also, wodurch wir, wenn es anders in dem Plane der Vorsehung liegt, die Existenz des Staates sichern, und selbst der Staatsform eine bessere Basis geben können. — Polen ging unter und wurde wieder hergestellt! — Sollen auch wir so untergehen, ohne eine unvertilgbare Spur unseres geistigen Daseins zu hinterlassen, und sollen auch wir wünschen, auf diese Art wiederhergestellt zu werden?“ Ähnlich Uhden in einem Brief vom 8. September, in dem er sich Beyme, der mit Wohlwollen und Güte sein Glück im Vaterlande begründet und beeinflußt habe, für eine Stelle in der Akademie in Erinnerung bringt; von Beyme in gleichem Sinne beantwortet. Ebenfalls Loder und Reil in ihren Briefen vom September und Oktober. Und so ließen sich die Beispiele leicht häufen. Auch Wolf schlägt die Saite an, schon am 3. August, aber sie gibt bei ihm einen andern Ton: „Indem ich bloß an das dachte, was izt für den Staat in literarischer Hinsicht zu tun möglich und leicht ist, fand ich, daß sich aus der Not ein ganzer Chor von Tugenden machen ließe“ — so ein berühmt gewordener Satz in seinem Brief. Was er aber unter diesen emphatischen Worten eigentlich verstand, zeigt die Denkschrift selbst: „Lassen Sie mich“, so heißt es hier, „ehe ich zur Hauptsache komme, ein wenig höher anfangen. Den größten Teil des vorigen Jahrhunderts hindurch hat der Preußische Staat anfangs seine Sicherheit und Würde im Innern, nachher seine Neigung zur Vergrößerung nach außen mit vielen Aufopferungen erkaufen müssen. Das Andenken an solche Aufopferungen wird gegenwärtig um so schmerzlicher, da durch sie das nicht gewonnen worden, was allein durch sie sich gewinnen ließ. Kleinere Staaten in Deutschland, die dergleichen Aufopferungen nicht bedurften, hatten schon lange eben deshalb ein in gewissem Betracht angenehmeres Los: sie waren den sichern Häusern des gebildeten Mittelstandes ähnlich, die aber ihre mittlere Lage vor großen Unfällen schützt; der Einwohner lebte dort in seinem engeren Kreise leichter und gemütlicher, weil er vielerlei Anstrengungen nicht kannte, die am Ende doch keinen eigentlichen Lebensgenuß gewähren. Das über Europa verhängte Schicksal hat jetzt unserm Staate einen nicht mißverständlichen Wink gegeben, seine Kräfte, zunächst wenigstens, auf dasjenige zu beschränken, was den Umständen und dem jetzigen Drange der Zeit gemäß, was ausführbar und was zugleich zu wahrer Beglückung einer großen Anzahl von Menschen dienlich ist“ usw. Das klingt, wie man sieht, wesentlich anders als die tapferen Worte Beymes und seiner Freunde. Nicht als preußischer Patriot, sondern als Humanist wollte Wolf das Unglück des Staates ausnutzen, nicht die Wiedergewinnung seiner politischen Macht, seiner Weltstellung lag ihm am Herzen, sondern der Wunsch, daß der Neubau Preußen mehr noch als bisher zu einem Hort geistiger Kultur machen möge. — Interessant ist, daß auch Niemeyer dies Argument gebrauchte, als er bei dem Staatsrat Napoleons und späteren Minister Jérômes, dem Grafen Beugnot in Paris, für die Herstellung Halles eintrat, gleich in der ersten Audienz vom 20. August, also in denselben Tagen, wo in Memel seine Kollegen vor ihrem König standen. Er suchte damit die Ansicht des Ministers, daß 5 Universitäten für eine Bevölkerung von 2 Millionen zuviel seien, zu widerlegen. „Wenn die Regierung“, so sprach er, „wie man hoffen darf, sich nicht bloß auf physische und materielle, sondern ebensowohl auf geistige Kräfte gründen will, so möchte gerade die Erhaltung dieser Universität

helm sprach darin doch nur aus, was ihm das eigene Herz sagte und was der Sinn aller Reformen war, die man bereits durchzuführen entschlossen war; um derentwillen er sich der Demütigung unterwarf, den Mann, den er vor einem halben Jahr verstoßen hatte, wieder in seinen Rat zurückzurufen, weil seine Umgebung, und nicht am wenigsten Beyme selbst, in ihm allein die mächtige Energie erblickte, die eine Durchführung der Reformen ermöglichen konnte. In dieser Selbstbezwingung Friedrich Wilhelms liegt die Tat, die wir ihm ewig danken sollen. Wohl lag ihm, als dem Träger der Krone, das meiste daran, die Ehre und die Macht Preußens wieder herzustellen; er trat für die Interessen und die Traditionen seines Hauses ein: aber nur ein Mann, der die Größe des Geistes, den Freiherr vom Stein gewaltig vertrat, anerkannte, und der die Bedeutung der Ideen, an welche die Patrioten appellierten, wahrhaft würdigte, konnte ein solches Opfer bringen.

Allerhand Bedenken.

Übrigens hat es schon in diesen Tagen an Widerspruch gegen das Projekt am Hofe von Memel nicht gefehlt. Stägemann schreibt seiner Frau von der „Königsberger Weltklugheit", die sich dagegen geregt habe. Er nannte Reichardt, den Hallenser Salzdirektor, Steffens' Schwiegervater, der mit dem Hof nach Preußen geflüchtet war, und neben ihm seinen Freund, den Feldmarschall Kalckreuth, unter den Gegnern. Also hatte dieser eitle alte Geck von seinem Fürwitz, der ihm soeben erst, bei der Friedensunterhandlung, so traurige Lorbeeren gebracht hatte, auch jetzt nicht lassen können. Man hatte wieder die Besorgnisse hervorgeholt, gegen die sich schon Engel gewandt, von dem sittenverderbenden Einfluß der Hauptstadt auf die studierende Jugend. Der König aber folgte den Ratschlägen seines Kabinettschefs und stellte am 4. September die Vollmacht aus, durch die er die Errichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin, in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften, befahl und ihm, als dem Manne, der seine, des Königs, Intentionen vollkommen kenne, ihre Einrichtung übertrug.[1]

Beyme wird mit der Einrichtung der neuen Universität beauftragt.

Verabschiedung der Deputierten.

An demselben Tage ward den Deputierten von Halle auf ihre Petition vom 22. August Bescheid gegeben. Es war eine Wiederholung der Erklärung, die sie bereits in der Audienz erhalten hatten: zunächst der königliche Dank an die Universität, ihre sämtlichen Mitglieder, deren Verdienste dem König unvergeßlich sein würden; sodann die Versicherung, daß er mit Vergnügen alle Lehrer an dieser berühmten hohen Schule an die neue Anstalt berufen würde, wenn nicht die

sehr wichtig sein. Nichts gibt so viel Gelegenheit, daß eine Menge vorzüglicher Köpfe sich bilden und für die mannigfaltigsten Posten im Staat brauchbar machen können." Niemeyer, Beobachtungen auf Reisen IV 1, 390.

1) Gedr. Köpke 163. Motiviert wird der Befehl mit dem Verlust Halles („Die Ausfüllung dieser Lücke auf eine vollkommen zweckmäßige Weise muß bei der Reorganisation des Staates eine der ersten Sorgen sein") und mit der Ungeeignetheit Frankfurts und Königsbergs, einen Ersatz zu bieten.

Notlage des Staates, die jede mögliche Ersparung erheische, ihn zwänge, auf die schon bestehenden Berliner Lehrinstitute und ihre Lehrer zurückzugreifen und sich auf eine Auswahl für die noch unbesetzten oder nicht vollständig besetzten Fächer zu beschränken.[1]

Die Ersterwählten.

Ohne Zögern ging Beyme an seine Aufgabe. Schon am folgenden Tage entwarf er alle Verfügungen an und über die zunächst Auserwählten. Es waren von den Hallensern Schmalz als einziger Jurist, die Mediziner Froriep, Reil, Loder und Bernstein, die Theologen Niemeyer, Vater und Schleiermacher, in der philosophischen Fakultät außer Wolf nur der alte Schütz und Ersch; dazu von den Berlinern Fichte, Hufeland und die beiden Pröpste Hanstein und Ribbeck. Die Verhandlungen mit den Theologen übertrug er dem Oberkonsistorialrat Nolte, der selbst ursprünglich Theologe gewesen war und in Halle bei Nösselt, Knapp und Niemeyer gehört hatte; er war dann zum Schulfach übergetreten und nach längerer Lehrtätigkeit an dem Friedrich Wilhelms-Gymnasium und der Pepinière, wo er in Geschichte und Geographie wie im Deutschen unterrichtete, 1804 an Gedikes Stelle in die Zentralbehörde für das Unterrichtswesen versetzt worden: ein Mann von seltener Integrität des Charakters, vollkommen pflichttreu und einsichtig, auch von allgemeinen Interessen und voll Eifer, die ihm gegebenen Aufträge zu erfüllen.[2]

Beyme beauftragt Nolte, mit den Theologen zu unterhandeln.

Ersucht Schmalz, Froriep, Wolf, Fichte und Nolte um Mitteilung ihrer Ansichten.

Jedoch begnügte Beyme sich nicht mit der bloßen Einladung, sondern ersuchte zugleich diejenigen, an die er sich persönlich wandte, ihm ihre Ansichten über das große Unternehmen mitzuteilen, und zwar jeden nach der Richtung, in der ihm seine Meinung wertvoll zu sein schien. Auch darin verfuhr er mit Bedacht und feinem Verständnis. Schmalz, dessen allgemeine Ansichten er be-

1) Gedr. Köpke 164.

2) Varnhagen hat in seinen Denkwürdigkeiten und Verm. Schriften V. (2. Aufl. 1843) ihm einen warmen Nachruf gewidmet, dem die nachfolgenden Daten entnommen sind. Johann Wilhelm Heinrich Nolte, geb. 27. November 1768 zu Berlin, aus achtbarer Bürgerfamilie, besuchte die Realschule und das damit verbundene Pädagogium, das spätere Friedrich Wilhelms-Gymnasium; Kurmärkischer Stipendiat; studierte 1785 bis 1788 in Halle; Sekretär bei dem Grafen von Hertzberg bis zu dessen Tode; seit 1791 Lehrer an der Realschule, von 1797 ab auch an der Pepinière; 1798 Professor am Friedrich Wilhelms-Gymnasium; 1804 Assessor, 1805 Rat am Oberkonsistorium; nach dessen Auflösung 1809 in der Geistlichen und Schulabteilung der Potsdamer Regierung; 1816 Rat bei dem neuerrichteten Konsistorium der Provinz Brandenburg; 1826 Wirklicher Oberkonsistorialrat. Verfasser oft aufgelegter Schulbücher und Chrestomathien zum Übersetzen vom Deutschen ins Englische und umgekehrt, auch einer mit Anmerkungen versehenen Ausgabe des Vicar of Wakefield, einer ähnlichen Ausgabe des Macbeth und vielgelobter Handbücher der französischen und englischen Sprache und Literatur, letztere herausgegeben in Gemeinschaft mit seinem Freunde L. Ideler. Er starb unvermählt. Varnhagen nennt ihn einen edlen Charakter voll Heiterkeit, Wohlwollen und Güte. Beyme, zu dessen nahen Freunden er in den späteren Jahren gehörte (s. o.), hat ihn wohl auch schon vor 1807 genauer gekannt. Vergl. auch Preuß in der Geschichte des Friedrich Wilhelms-Instituts.

reits kannte, sollte sich besonders über die Einrichtung der juristischen Fakultät äußern; zugleich erhielt er den Auftrag, so bald als möglich sich von Halle loszumachen und nach Berlin zu begeben, um dort die Grundlagen des Planes noch sorgfältiger zu prüfen, sich über die Anstalten und Einrichtungen an Ort und Stelle zu unterrichten und danach noch einen vollständigen Plan zur ganzen Einrichtung einzureichen.[1] Froriep wurde beauftragt, einen Plan über eine zweckmäßige Verbindung der École vétérinaire mit dem allgemeinen Lehrinstitut, im Interesse der vergleichenden Anatomie, auszuarbeiten, und erhielt zugleich die Erlaubnis, seine eigene schöne Präparatensammlung in ihren Räumen zur Aufstellung zu bringen. Die Berufung von Schütz lag Beyme deshalb am Herzen, weil er durch ihn die Allgemeine Literaturzeitung, wie früher nach Halle, so jetzt nach Berlin zu ziehen hoffte; eben deshalb mußte er auch Ersch mit hinübernehmen. Zugleich lud er jenen, und zwar in besonders verbindlichem Ton ein, ihm seine Ansichten von der zweckmäßigen Einrichtung der neuen Hoch-

1) Man sieht also, daß Schmalz in der Tat eine Hauptrolle bei der Einrichtung zugedacht war, und daß seine Darstellung nicht so sehr des Grundes entbehrt, wie man seit den Angriffen Niebuhrs und Schleiermachers angenommen hat. Die Stelle in seinem Bericht lautet so: „Als dieser von mir redigierte Plan (vom 22. August) dem Könige übergeben worden, wurde ich nicht nur sofort bei der neuen Universität angestellt, sondern erhielt auch durch eine Königliche Kabinettsordre den Befehl, mich sobald als möglich von Halle loszumachen und nach Berlin zu begeben. Denn da die Universität bald nach der damals noch nahe geglaubten Räumung Berlins von den Franzosen gestiftet werden sollte: so sollte ich die Örtlichkeiten hier kennen lernen, um die ersten Einrichtungen, wie drei Jahre nachher geschah, besorgen zu können". Die Worte „wie drei Jahre nachher geschah" wird Schmalz selbst nicht auf sich haben beziehen wollen, und sonst ist die Übereinstimmung mit der Verfügung Beymes vom 5. September fast wörtlich. Freilich nennt er neben sich keinen andern, und so konnte seine Aussage wohl so klingen, als wollte er, wie Niebuhr ihm vorwarf, sich als den eigentlichen Stifter der Universität und ihren Thomasius hinstellen. Aber vermutlich hat Schmalz wirklich nichts oder doch nichts Bestimmtes von dem Anteil gewußt, den Wolf, Fichte und andere an Beymes Plan gehabt haben; denn Beymes Aufträge waren streng vertraulich. Auch ist zu beachten, daß Venturini wirklich oberflächlich, falsch und persönlich kränkend über Schmalz' Wegzug von Halle, wie über seine spätere Verhaftung und seine Stellung zum Tugendbunde berichtet hat. Nachdem er Schill und Dörnberg als Mitglieder dieses „geheimen Ordens" genannt hat, fährt er fort: „und ein Gerücht nannte auch den Geheimrat Schmalz, welcher aus Halle entwichen, jetzt zu Berlin privatisierte und auf bessere Zeiten hoffte". Und von der „Adresse an die Preußen", die Schmalz im Herbst 1808 im Auftrage der Regierung veröffentlicht hatte und die ihn in Kollision mit Davoust brachte, spricht er wie von einer namenlosen Flugschrift, um dann folgende im Herbst 1808 von dem im französischen Sold stehenden „Telegraphen" gebrachte, im verächtlichsten Ton gehaltene Charakteristik der Schrift zu wiederholen: „Gleich allen Schriften dieser Gattung, wodurch man die Menschen irre führt, indem man ihnen schmeichelt, war auch die Schrift des Herrn Schmalz voll von Ungereimtheiten und demagogischen Ideen" usw. Daß der freilich leicht verletzbare und hochfahrende Mann sich durch einen solchen Preßangriff beleidigt gefühlt hat und ihm öffentlich entgegengetreten ist, würde man ihm an sich gewiß nicht verdenken. Freilich aber war dies alles im Jahre 1815 längst verjährt, und schon aus dem Grunde nicht mehr nötig darauf zurückzukommen, weil Bredow bereits 1811 in seiner Chronik die boshafte Angabe des Telegraphen auf Ansuchen von Schmalz widerrufen hatte.

schule „vollständig und frei von allem Zwange“ zu entwickeln. Daß er auch auf Reils erprobten Rat wiederum in erster Linie rechnete, versteht sich. Loder, der übrigens seit 1806 nicht mehr in Halle war, sondern mit königlichem Urlaub nach Moskau gegangen war, wo er eine glänzende Praxis gewonnen hatte, wurde durch die Aussicht gelockt, daß er seine Freunde Froriep und Bernstein in Berlin wiederfinden würde; zugleich unterrichtete Hufeland den Kollegen, den er von Jena her kannte, näher über den Plan.[1]

Vor allem aber kam es dem Chef des Königlichen Kabinetts auf die Stimmen Wolfs und Fichtes an. Indem er daher jenem für seine vorläufigen, sehr rhapsodisch gehaltenen Vorschläge dankte und ihm die Königliche Berufung antrug, unter den gleichen Bedingungen, die er in Halle gehabt, forderte er ihn auf, die mitgeteilten Grundzüge zu dem Plan ganz vollständig zu entwickeln und dabei sowohl auf Lokal- als Personalverhältnisse Rücksicht zu nehmen. „Die letzteren“, so schreibt er, „sind meiner Einsicht nach die wichtigsten, da alle Anstalten tot und unfruchtbar bleiben, wenn sie nicht durch den Geist der Personen belebt werden. Daher bitte ich Sie auch recht angelegentlich, für alle Fächer mir nur solche Subjekte vorzuschlagen, von denen man sich der Erreichung der Absicht versichert halten kann. Besser ist es, einen Platz unbesetzt zu lassen, als ihn unwürdig zu besetzen.“ Er fügte hinzu, daß auch die Beschränkung der Fonds Vorsicht in dieser Hinsicht nötig mache.

Auch von Fichte wünschte Beyme ein Urteil über die Personen zu hören, die zur Auswahl ständen. Größeren Wert aber legte er auf seinen Rat in den allgemeinen Fragen. Niemand stand in seiner Schätzung höher als der geistesmächtige und willensstarke Philosoph, dem Tat und Gedanke eins waren, und der in diesem Jahr des Unglücks bewiesen hatte, daß es ihm Ernst damit war, dem König, der dem Verfolgten ein Asyl geboten hatte, treu zu bleiben. Als Fichte drei Jahre zuvor im Saal der Berliner Akademie jene tiefwühlenden Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters gehalten hatte, war unter seinen Zuhörern auch der Chef des Königlichen Zivilkabinetts gewesen. Die erste Kraft des Morgens, so hat Beyme noch dem Sohne Fichtes erzählt, habe er damals dazu verwendet, den am Abend vorher gehörten Vortrag in seiner innern Gedankenfolge frei zu reproduzieren und nach allen Seiten zu prüfen, als erfrischende Geistesstärkung für den ganzen Tag; dauernd und unvergeßlich sei der Gesamteindruck jener Vorträge für ihn gewesen, in welchen Tiefsinn des Forschens und die Einwirkung einer sittlich heroischen Persönlichkeit jeden mit sich fortgerissen habe.[2] Wie er ihn nach Erlangen gebracht, so hatte Beyme auch

1) Das geht aus Loders langem Schreiben an Hufeland hervor (im Urkb.).

2) Fichtes Leben I 352. Anders freilich urteilten Schleiermacher und seine Freunde sowohl über Fichtes Vorlesungen wie über Beymes Zuhörerschaft. Vergl. Schleiermachers Leben in Briefen IV 97, 106f., 133, 145.

den Urlaub erwirkt, der Fichte im Sommer und abermals im Herbst 1806 an Berlin und damit an Preußen fesselte; denn sonst wäre Fichte doch wahrscheinlich mit Erlangen und den fränkischen Provinzen abgetrennt worden und im Süden geblieben. An Beyme hatte Fichte sich im September 1806 gewandt, als er sich um eine Stellung im Hauptquartier bewarb, damit er die Krieger durch Wort und Schrift zum Kampfe anfeure, was jener damals im Namen des Königs dankend mit dem berechtigten Worte abgelehnt hatte: erst müsse der König mit seinem Heer durch Taten sprechen; dann möge die Beredsamkeit die Vorteile des Sieges vermehren.[1] Nach der Niederlage hatten beide sich in Königsberg wieder getroffen; und noch im Juni hatte Fichte in Memel den Kabinettsrat gesehen, als er dort, von den Stürmen zurückgehalten, auf das Schiff wartete, das ihn nach Kopenhagen bringen sollte.[2]

So rechnete also der Chef des Kabinetts auch jetzt ganz besonders auf Fichtes Rat und Beistand, als er ihm den Plan mitteilte, der, wie er ihm schreibt,

1) Fichtes Leben I 363, 365.

2) Fichte hatte, gleichzeitig mit Hufeland, am 18. Oktober, auf die Nachricht von Jena Berlin verlassen; damals noch in der Hoffnung, bald zu den Seinen zurückzukehren. Als besonderen Grund seiner überstürzten Abreise (von einer Flucht spricht nicht er, sondern erst seine Biographen) gibt er selbst an, daß er der Verworrenheit der dortigen Köpfe habe entgehen wollen — wodurch wir freilich nicht viel klüger werden. Seine Frau blieb in Berlin, um, wie der Sohn erzählt, dem eigenen wie dem Hufelandschen Hauswesen gemeinsam vorzustehen, denn hier war die ganze Familie geflüchtet. Erst in Stargard, wohin er am 21. Oktober abends gekommen, hatte er beschlossen, eine zweite Schlacht abzuwarten und danach zu bestimmen, ob er nach einem Siege zurückkehren oder, falls sie abermals verloren ginge, nach Königsberg gehen würde, um dort für die dann jedenfalls verlorene Erlanger Professur eine neue Anstellung zu suchen. So schreibt er seiner Frau am 26. Oktober in einem Brief, den Frau Hufeland, eine nahe Freundin der Familie von Jena her, die er in Stargard abgewartet hatte, nach Berlin mitnehmen sollte, wohin sie am Tage darauf nach dem Willen ihres Gemahls zurückreisen wollte. Da kam die Nachricht, daß der Feind bereits am 24. Oktober in Berlin eingerückt wäre. Frau Hufeland wollte trotzdem zurück, ließ sich aber durch Fichte davon abbringen; er selbst beschloß, „es hier noch ein paar Tage mit anzusehen“; und beide sind dann über Danzig nach Königsberg gereist. Nun erzählt Hufeland in seiner Autobiographie S. 37 folgendes: Während er selbst in Begleitung der Königin und der Prinzeß Wilhelm, die ihre Niederkunft erwartete, am 18. Oktober gefahren sei, habe er für Frau und Kinder die Anordnung getroffen, daß sie, um dem ersten Einfall der Franzosen in Berlin zu entgehen, in Stargard bleiben und, sobald die französische Armee weiter vorgerückt wäre, ruhig nach Berlin zurückkehren sollten: „Aber Julie handelte leider anders. Statt nur bis Stargard zu reisen, reiste sie mir mit sämtlichen Kindern (mit Ausnahme Eduards) bis Königsberg nach, wodurch nachher viel Not und Unglück entstand.“ Denn daraus erfolgte später „das größte Unglück meines Lebens, die nicht bloß durch irdische Verhältnisse, sondern durch heilige, durch Gottes Gesetz selbst (ohne welches ich mich nie dazu würde haben entschließen können) gebotene und zur unumstößlichen Pflicht gemachte Trennung von meiner Gattin nach 18jähriger Ehe und mit 7 Kindern!“ Danach hat also Fichte unwillkürlich den Knoten zu diesem Schicksal seines Freundes geschürzt. Am 16. Oktober (so Hufeland; nicht am 17., wie der jüngere Fichte erzählt, S. 367) hatten beide Familien noch im Fichteschen Hause auf falsche Meldungen hin eine Siegesfeier veranstaltet. Am Morgen des 17. waren bereits die richtigen Nachrichten in Berlin. Hufeland selbst begleitete die Prinzeß zunächst nach Danzig, wo sie ihre Niederkunft hatte. Über die lebensvolle und schöne Frau Hufeland s. noch den undatierten Brief Fichtes S. 371.

seit langer Zeit sein Lieblingsgedanke gewesen sei, und den nun die Notwendigkeit zur Ausführung bringe: „Niemand fühlt so lebendig als Sie, was uns not tut, und niemand übersieht dies so in seiner Allgemeinheit als Sie. Ich bitte Sie daher herzlich, Ihr Nachdenken auf die zweckmäßigste Ausführung der königlichen Absicht zu richten. Weder Gebrauch noch Mißbrauch, womit man auf allen Anstalten zu kämpfen hat, legen uns Fesseln an. Ihr Geist kann sich ganz frei von allem Zwange entwickeln, und daher erwarte ich ein vollkommenes Ganze.“ Es bezeichnet das herzliche Wohlwollen, das im Kabinett dem Treugebliebenen gezollt wurde, wenn Beyme hinzufügte, daß er ihm bei der augenblicklichen Beschränktheit der Fonds nicht mehr als sein bisheriges Gehalt zusichern könne; Fichte werde ihm aber wohl zutrauen, daß er die erste Gelegenheit zu seiner bessern Besoldung ohne Aufforderung wahrnehmen werde.

Auch Nolte erhielt den Auftrag, einen Plan auszuarbeiten. Ihm gab Beyme, wie Wolf, Kunde von dem Engelschen Plan, ohne ihn jedoch mitzuschicken: damit Nolte frei von allem Zwange des Herkommens arbeiten könne, da sie die Schwierigkeiten, die, wie er wisse, bei Halle zu überwinden gewesen, bei einer ganz neuen Schöpfung nicht zu fürchten hätten. Die Auswahl aus allen Gutachten und ihre Bearbeitung behielt Beyme sich selbst bis nach der Rückkehr nach Berlin vor. Denn er so wenig wie die anderen dachten daran, daß diese sich lange verzögern würde; noch im Herbst, in wenigen Wochen, so war die allgemeine Rechnung, würden Hof und Regierung wieder in der Hauptstadt sein. Daß spätestens zu Ostern die neue Hochschule errichtet werden könnte, schien auch pessimistischen Gemütern gewiß.

Im Lauf des Oktobers liefen die Antworten der Geladenen in Memel ein.

Wolfs neue Vorschläge.

Der erste auf dem Platze war wieder Friedrich August Wolf. Er fühlte sich glorreich; denn er war der festen Überzeugung, daß er der Urheber des Ganzen sei, und daß niemand im Vertrauen des Geheimen Kabinettsrats höher stehe als er.[1] Am 17. September war Beymes Brief an ihn gelangt, und bereits am 19. warf er in einem Zuge seine Gedanken hin. Lange nach Mitternacht legte er, „vom Schreiben ganz entkräftet“, die Feder nieder, mit der er alle seine Wünsche, Ansichten und Forderungen zu Papier gebracht hatte. Der Entwurf zeigt denn

1) Beyme hatte in den Einladungsschreiben in einem nachträglich zugefügten Satz den Wunsch ausgesprochen, die Sache so still als möglich zu halten, — ohne übrigens selbst ernstlich an die Möglichkeit der Geheimhaltung zu glauben; was aus einem Brief an Sack hervorgeht: „Allem Vermuten nach wird die Errichtung des neuen Lehrinstituts Aufsehen in Berlin erregen, weil einige Gelehrte, die darum wissen, so sehr ich ihnen auch die Vermeidung alles Aufsehens empfohlen habe, doch schwerlich ihre Natur verleugnen werden.“ Er mag dabei besonders an Wolf gedacht haben. Doch drangen auch aus Königsberg sofort die Nachrichten nach Berlin. S. Wolfs zweites Gutachten selbst, Köpke 167.

auch alle Spuren dieser überstürzten Abfassung. Geistreich, wie alles, was der außerordentliche Mann von sich gab, voll treffender Ideen und praktischer Vorschläge, war er doch ganz ungeordnet und reich an Wiederholungen, mehr eine Reihe von Einfällen, als eine wohldisponierte Denkschrift: auch äußerlich eine bloße Anzahl von losen Blättern, die Wolf so, wie er sie mit seiner hastigen und ungleichen Hand vollgeschrieben hatte, ohne sich nur eine Abschrift zu nehmen, fortsandte, nur von dem einen Gedanken geleitet, andern Ratgebern zuvorzukommen.[1] Er meinte zwar in dem begleitenden Schreiben, daß bei dieser Schnelligkeit nichts übereilt sei, da er seit Monaten alle Punkte Tag und Nacht im Kopf mit sich herumgetragen habe, räumte aber dann doch ein, daß die Kürze der Zeit es ihm unmöglich gemacht (was Beyme doch von ihm gewünscht hatte), „einen wirklich nützlichen detaillierten Plan zu machen." Dazu würden seine allgemeinen Kenntnisse nicht hinreichen. Beyme möge ihm auf den eingelegten Blättern sein Probo oder Dissentio mitteilen. Dann werde er wissen, wonach er sich bei einem neuen, größeren Entwurf in den vielen Details zu richten habe: indem lediglich in der Harmonie zum Ganzen einzelne Ideen gut oder nicht gut seien, und gewisse an sich lobenswerte Partien des Gebäudes bei einer veränderten architektonischen Hauptidee als sehr unpassend und untauglich ausfielen. Er bat, entweder noch ein paar andere Männer von bewährtem Patriotismus und gutem Willen, deren Uneigennützigkeit und Kredit zumal in der Gelehrtenwelt unbestritten seien, zu Rate zu ziehen oder sie, was das beste, in einer Kommission mit ihm selbst zu vereinigen: etwa Humboldt, Uhden und Klein; auch Hufeland nennt er, oder (für Uhden) den Professor Fischer vom Berliner Gymnasium, und für den „gemeineren Geschäftsgang" den Oberkonsistorialrat Nolte. Klein, der als alter Professor in Halle theoretische und praktische Einsicht miteinander verband, schien ihm wegen des „schweren Punktes, das regimen juris et disciplinae betreffend" wertvoll; auch habe er von ihm gleich in den ersten Tagen seines Berliner Aufenthalts bereits einen juristischen Studienplan zu lesen bekommen. Vor allem empfahl er die Heranziehung Humboldts — er meinte natürlich Alexander[2], der ganz außerordentlich viel wirken und raten

1) Mit dem Begleitbrief unter den Beymeschen Papieren in Parsow; daraus von Köpke gedruckt 166—188.

2) Man hat bis heute den Irrtum Köpkes, daß Wolf Wilhelm von Humboldt dabei im Auge gehabt habe, nachgeschrieben, obschon Alfred Dove in seinem Buch über die Humboldts wie in der Allgemeinen Deutschen Biographie bereits das Richtige gesagt hat. Wilhelm von Humboldt war in Rom und konnte von den Plänen Beymes noch gar nichts wissen; daß Wolf ihm etwa im Juli geschrieben und von ihm bereits eine Antwort erhalten habe, ist ganz unwahrscheinlich, abgesehen davon, daß ihr Briefwechsel nichts davon enthält. Außerdem passen die Worte Wolfs gar nicht auf ihn, sondern nur auf seinen Bruder, der seit einem Jahr in Berlin war und seinen Sitz in der Akademie eingenommen hatte, während Wilhelm noch nicht einmal ihr Mitglied war.

könnte: nicht allein bei der Einrichtung der neuen Hochschule, sondern auch später als einer ihrer Lehrer. Er scheine zwar nicht sehr geeignet, auch nur Ehren halber am Unterricht teilzunehmen, werde sich aber doch vielleicht entschließen, wenn er eine hinreichende Zahl von Kollegen fände, die seiner würdig wären; und lese er auch nur in den ersten paar Jahren wöchentlich zwei Stunden, so werde er, zumal bei seiner glänzenden Vortragsart, zum Ruhm der Anstalt mehr beitragen als sonst ein Dutzend wenig berühmter, wenn auch sonst guter Dozenten.

Wolf hoffte, Beyme werde es seinem Eifer, ihm auf der Stelle etwas zu schicken, zugute halten, wenn er seine jetzigen Gedanken ungeordnet hinwerfe und — wie er mit einer Verbeugung gleichsam vor sich selbst sagt — „in dem Tone, wie ich sie etwa einem Freunde gäbe, wie Goethen, wenn ich ihm hätte für Jena raten sollen, ganz ohne Schminke, wie sie aus Kopf und Herzen fließen", und meinte höchst verbindlich, für den ordnenden Geist, den die Verehrer des Geheimen Kabinettsrats an ihm schätzten, werde es zunächst völlig genügen, alles an einem leichten Faden der Ideen-Assoziation ablaufen zu lassen. Aber solche Freundlichkeiten konnten Beyme doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß Wolfs Vorschlag ihm die Sache aus der Hand genommen haben würde. Er aber wollte gar keine Kommission oder irgendwelche Zwischeninstanz; er wollte selbst die Leitung behalten und nur die Ansichten der gelehrten Herren sammeln, um danach von sich aus zu entscheiden. Und gerade das, worauf es ihm ankam, eine präzise Auffassung über die Organisationsfragen und das Verhältnis zwischen dem Lehrkörper und der Akademie, hatte Wolf unbestimmt gelassen.

Dafür aber hatte er sich des zweiten Teils seines Auftrages, der Personalfragen, um so lebhafter angenommen. Denn darin fand er das Feld, auf dem sich seine Kritik und Leidenschaft, sein Witz und Hochmut vorzüglich tummeln konnten. Den Hallensern gegenüber ließ er sich Beymes Wunsch, eine strenge Auswahl der zu berufenden „Subjekte" zu treffen, gesagt sein. Als Ordinarien wollte er von den alten Kollegen womöglich nur sechs herbeiziehen, Schleiermacher und Vater, Reil und Loder, Steffens und den Juristen Konopack, der übrigens gerade in diesen Wochen einen Ruf nach Rostock erhielt und annahm. Dem Gedanken Beymes, die Allgemeine Literaturzeitung nach Berlin zu bringen, woran die Berufung von Schütz und Ersch gehangen hätte, stand er zweifelnd gegenüber; lieber wäre es ihm gewesen, ein neues literarisches Organ ins Leben zu rufen, bei dem Ordinarien und Honorarien zusammen „agieren" müßten. Gegen den Herausgeber der Allgemeinen Literaturzeitung hatte er an sich nichts. „Der alte Schütz", schreibt er, „war und ist mein Freund", und das „Söhnlein, das gar schlecht und untauglich und jedem Hallischen Gelehrten lächerlich war", ließe sich am Ende von dem Alten trennen, da er sich, wie man sage, für Königsberg gemeldet habe.

Wie man sieht, war Schmalz nicht unter den von Wolf Begünstigten: er gehörte offenbar zu denen, die der große Humanist mit seinem „echt griechischen" Hasse beehrte — erklärlich genug, da Beide Eigenschaften besaßen, die sich, gerade weil sie die gleichen waren, gegenseitig abstoßen mußten. Froriep dagegen fand Gnade vor seinen Augen — falls nicht der Markt mit Medizinern allzu überfahren sei. Ihm und Immanuel Becker, der in Halle als Inspektor seines Seminars gedient hatte, wollte er Extraordinariate geben: Froriep werde für vergleichende Anatomie nützlich werden, wo er sich als ein hoffnungsvoller junger Mann zeige; während er seinen geliebten Immanuel als „einen der größten Genien und trefflichsten jungen Gelehrten, die wir noch im Lande haben", bezeichnete.

An sich wird man die Einsicht, die Wolf in der Wahl dieser Männer bewies, nur loben können; wie er auch in den sonst zu Berufenden, den Berlinern wie den Auswärtigen, nur beste Namen nennt, und solche, die in der großen Mehrzahl später unserer Hochschule angehört haben. So erscheint auf seiner Liste der hohe Name Savignys; neben ihm Karl Friedrich Eichhorn, damals Professor in Frankfurt, und Anselm Feuerbach, dessen Berufung in späteren Jahren eine Zeitlang in Frage gestanden hat. Unter den Berlinern Männer wie Karsten, Klaproth, Johannes Müller, Hirt, Klein, Woltmann, Willdenow, Hermbstädt u. a., Akademiker und Professoren, an den Gymnasien und anderen Anstalten, auch Praktiker und Beamte wie Uhden. Zahlreich waren die Philologen, die er herbeiwünschte oder nicht übergehen zu dürfen glaubte: neben Spalding und Buttmann auch Bellermann, vielleicht Bernhardi, und von den eigenen Schülern außer Bekker auch Heindorf, der noch nicht von dem Groll des Gewaltigen getroffen war.

Er entwarf gleich eine Liste der Vorlesungen in allen Fakultäten (wobei er nur die medizinischen der Ergänzung durch Hufeland anheimstellte), unter Beischreibung der Dozenten, 120 im ganzen in einem dreijährigen Kursus, also noch eine weit höhere Zahl, als er in den Vorschlägen vom August angenommen hatte. Darunter nicht weniger als 24, oder mit einem Kolleg „über die schöne Architektur", das er unter Hirts Namen in diese Abteilung stellte, 25 für das Fach der Philologie, die er ganz als Altertumswissenschaft faßte — so daß alte Geographie, alte Völker- und Staatengeschichte, Antiquitäten von Griechenland und Rom, auch Rechtsaltertümer und Erklärung der Institutionen, dazu Mythologie, Numismatik und Epigraphik, Archäologie usf. bis zur philologischen Enzyklopädie und Methodologie darunter fallen sollten. Alle diese Fächer habe er in Halle allein ausfüllen müssen: da es aber ein Feld sei, das gerade so groß sei wie etwa die ganze Theologie oder Jurisprudenz, in die sich doch 4 bis 5 Personen teilten, so müßten neben ihm auch noch 3 bis 4 Dozenten, die zum Teil wohlfeil zu haben wären, angesetzt werden. Offenbar dachte er sich selbst als

den König in seinen Fächern — die übrigen mehr als seine Trabanten denn als seine Kollegen.

Überhaupt vergaß er sich in keiner Weise. Als Gehalt wollte er nicht mehr in Anspruch nehmen als er in Halle gehabt hatte, das waren seit dem Herbst 1805, nachdem er München ausgeschlagen, 2500 Taler; eine Summe, bei der sich zur damaligen Zeit schon leben ließ, und über die hinauszugehen bei der Lage des Staates ganz unmöglich war. Dennoch verfehlte er nicht, auf die größere Wohlfeilheit in Halle hinzuweisen, sprach auch von auswärtigen Engagements, besonders in München, die er (zunächst wenigstens) abgelehnt oder doch hinausgeschoben habe, und (was ja richtig war) von der üblen Lage, in die er durch die Gehaltssperre in Halle und die Trennung von den Seinigen geraten sei. Das ganze Gehalt aber — und dies war eine seiner Hauptbedingungen — sollte nicht auf seiner Professur liegen, sondern auf seiner Stelle bei der Akademie. Denn so sehr er betonte, daß er ganz so fleißig wie früher lesen werde, auch die Direktion des philologischen Instituts, „nach seiner übrigens bewährten vorigen Einrichtung“ (sie stammte von ihm) übernehmen, und gern noch mehr tun, als gefordert werde, ebenso bestimmt weigerte er sich, je wieder einem Kollegium von Professoren anzugehören wie zu Halle, wo die plurima immer über seinen armen Kopf hinweggehen würden.[1]

Übrigens nahm Wolf diese Außenstellung nicht bloß für sich, sondern für alle lesenden Mitglieder der Akademie in Anspruch. Weshalb sie auch nicht den Titel der Ordinarien haben, sondern als Profesores honorarii von diesen unterschieden werden müßten: das Recht zu lehren sollten sie haben, aber nicht die Verpflichtung, im übrigen jedoch den Ordinarien im Range ganz gleich stehen: so daß z. B. bei Paradeaufzügen der Universität immer ein Ordinarius mit einem Honorarius ginge. „Auf diesen Punkt meiner Vorschläge,“ schreibt er, „bilde ich mir überaus viel ein; so sehr hoffe ich aus alter Kenntnis dieser wichtigen Objekte — die oft die bösesten Händel gemacht haben — das rechte Fleck zu finden. Gewisse Etiketten müssen — aus vielen wichtigen Ursachen — die Universitäten behalten, wie die Höfe. Das verstehen die Engländer besser als wir!“ Die Stellung dieser Honorar-Professoren mußte um so bedeutender werden, als Wolf ihnen auch die Aufsicht über die Sammlungen und Institute der neuen Hochschule anvertrauen wollte, die ja schon zum guten Teil in der Verwaltung der Akademie standen: so sollte z. B. der alte Walter seine Präparatensammlung, Karsten das mineralogische Kabinett, Bode das Observatorium unter sich haben, ein anderer einer künftigen Sammlung von Gipsabgüssen vorstehen;

1) „Denn da, wie Voltaire sagte, schon aus 4 klugen Leuten, in ein Kollegium vereinigt, eine neue, nicht immer kluge Person wird, wie mußte es gehen, da 28 Mann ein Kollegium formierten, worin z. E. die Ansetzung neuer Lehren per plurima! beschlossen oder angeraten wurde“. Ähnlich schon in einem Brief an Beyme vom 11. Mai 1803.

sich selbst hatte er, wie bemerkt, die Direktion des philologischen Seminars vorbehalten; ein anderer möge ein pädagogisches Seminar leiten, falls man an dessen Einrichtung denken würde, usf. In Halle hatte auch die Universitätsbibliothek unter Wolfs Direktion gestanden. In Berlin scheint er sich solche Stellung nicht gerade gewünscht zu haben: die Königliche Bibliothek hatte ja schon ihre Direktoren, Biester, Henry und Buttmann. Doch legte er Wert darauf, auch eine der neuen Hochschule direkt zur Verfügung stehende Büchersammlung zu haben; er machte darum den Vorschlag, der Beyme sehr gefiel, die vielen vereinzelten Departementsbibliotheken zu vereinigen, und empfahl ferner, mit den Direktoren der Königlichen Bibliothek sich über deren Erweiterung oder Umbildung in Verbindung zu setzen.

Einen höheren Titel verlangte er für sich nicht — er war ja bereits Geheimer Rat. Auch eine der leitenden Stellungen in der Akademie zu erhalten, schien nicht in seinem Ehrgeiz zu liegen: von allen Geschäften, die ihn mit seinen Kollegen in Berührung bringen konnten, wollte er frei bleiben.[1] Wohl aber hatte er die Liebenswürdigkeit, seinen Kollegen an der Universität, den Ordinarien wie auch den Extraordinarien, einen Titel zu wünschen: so kleinlich diese Frage auch sei, nötige dazu doch die in Berlin so häufig gewordene Sitte (die schon Gesner und Ernesti zwischen 1735 und 1750 gerügt hätten), den Schulmännern den Professor-Titel zu geben. Er schlug daher vor, den Professoren sämtlich den Hofrats-Charakter zu verleihen. Hierzu hat Beyme die für ihn selbst charakteristische kurze Note gesetzt: „Besser ist alle und jede bloße Titel abzuschaffen."

Wolfs Indiskretionen.

Es war nicht der einzige Punkt in dem Gutachten des großen Philologen, der das Mißfallen des Geheimen Kabinettsrats erregte, dem anderes wiederum sehr einleuchtete. Die größte Eigenmächtigkeit, ja man muß sagen eine Taktlosigkeit ohnegleichen beging Wolf dadurch, daß er, dem Schweigen zur strengen Pflicht gemacht war, es sich herausnahm, einem Hamburger Freund ein Entrefilet über den ganzen Plan für die dortigen Zeitungen zuzuschicken. Er motivierte dies mit dem Wunsch, damit von vornherein Verleumdungen, die der Neid „niederträchtiger Menschen" sonst gewiß gegen Berlin ausstreuen werde, zuvorzukommen, und erklärte, daß er jene Notiz nur für den Fall geschrieben habe, daß ein Zeitungsschreiber von anderer Seite etwas bringen wolle — aber wir werden es dennoch für ein sehr mildes Urteil halten müssen, wenn Beyme dazu am Rand nichts weiter bemerkt hat als: „das ist zu voreilig".

1) Eben jetzt (17. September) hatte die Akademie in einer auch von Wolf unterzeichneten Denkschrift dem König vorgeschlagen, statt des einen Secrétaire perpétuel, zu dem im August durch Königlichen Machtspruch Lombard ernannt war, ihr die Wahl von 4 Klassensekretären frei zu stellen. Harnack 568ff.

Auch sonst aber rechtfertigte Wolf nur zu sehr das Mißtrauen, das der Chef des Kabinetts in die Diskretion der Gelehrten gesetzt hatte. Er konnte sich zur Not darauf berufen, daß die Nachricht von Königsberg aus selbst verbreitet sei; aber er tat seinerseits nichts, um das Geheimnis zu bewahren. Schon im August hatte Zelter von der Einsendung des Planes an den König gehört.[1] Nach Halle war das Gerücht, daß Wolf den Auftrag erhalten habe, die Personen für die neue Anstalt auszusuchen, noch im September gedrungen; die Deputierten selbst brachten es dorthin, nachdem es ihnen auf ihrer Heimreise in Berlin von allen Seiten entgegengetragen war.[2] Nolte vernahm, wie er seinem Chef am 30. September schreibt, als „ganz leises Gerücht", daß Wolf eine Kommission beantragt habe, in der neben Humboldt und einigen anderen auch ihm ein Platz gegönnt werden solle. Er werde, schrieb er mit bescheidener Zurückhaltung, auch dazu bereit sein — worauf ihm Beyme die kurze Antwort gab, daß er die gemeinschaftliche Arbeit mit Humboldt und Wolf nicht angemessen fände: „Zwar müssen wir so viel Stimmen, als sich uns zu vernehmen geben wollen, hören, aber das Ganze muß von uns allein durchdacht und bearbeitet werden, weil sonst wohl ein Gemischtes, aber nicht ein Ganzes und Eines herauskommen möchte" (18. Oktober).

Alle diese Nachrichten müssen auf Wolf selbst zurückgeführt werden. „Wolf ist es, der unsere Gedanken neuerlich in Anregung gebracht zu haben behauptet, und hat derselbe gegen das ganze Publikum, und seit meiner Rückkehr ganz vorzüglich gegen mich damit ein Treiben geführt, an welchem ich die philosophische Ruhe vermissen könnte. Gegen ihn besonders, der etwas zu vermuten scheint, und mich beobachtet und beobachten läßt, habe ich dermalen mich zu verbergen". So denunzierte es dem Kabinettschef in heller Empörung Fichte, der eben daran gegangen war, seinen Universitätsplan von den steilsten Höhen seiner Philosophie her zu „deduzieren". Auch er in der Überzeugung, daß er der einzige oder eigentliche Vertraute des Geheimen Kabinettsrats sei, kaum weniger eigenrichtig und herrschsüchtig als Wolf, und gerade so eifersüchtig bedacht, keinen Mitarbeiter bei dem Werk zu haben, keinen Rivalen in den Bemühungen, seinen hochgestellten Schüler zu den Ideen seiner Nationalerziehung in der neuen „Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs" zu bekehren. Aber wie sein Plan in der eisernen Geschlossenheit seiner Gedankenfolge und in der Metaphysik der Begründung und des Zieles im stärksten Gegensatz steht zu dem losen Durcheinander der ganz auf das Praktische und Persönliche gerichteten Vorschläge Wolfs, so unterschied sich Fichte von dem in Selbstsucht und Eigenliebe ganz

1) An Goethe, 23. August: „Wolf hat einen Plan gemacht, statt der alten Universität Halle eine neue Preußische hier im Orte zu etablieren und solche womöglich mit der hiesigen Akademie der Wissenschaften zu verbinden. Er hat den Plan bereits dem Könige zugeschickt, um der erste zu sein . . . . Wolf hat in seinem Plane auch meiner gedacht."

2) Aus einem Brief von Schmalz an Beyme vom 30. September. Urkbd., benutzt Köpke 42.

befangenen Humanisten auch in seinem persönlichen Verhalten, in den Ansprüchen, die er für sich selbst an die Regierung machte, wie in der Aufnahme der Befehle, die sie ihm gab. Er trieb die Diskretion so weit, daß er sich nach Möglichkeit jeder Berührung mit der Berliner Gesellschaft zu entziehen suchte: in der Einsamkeit eines Gartenhauses im Georgeschen Garten[1], arbeitete er Paragraph für Paragraph seine Denkschrift aus, um sie dann stückweise an Beyme einzuschicken.[2] Jedoch konnte er sich auch dort der Angriffslust dieses Gegners nicht entziehen, der ihm rückhaltlos allerhand Mitteilungen aus seinen Vorschlägen machte und sogar einen der an Beyme eingesandten Aufsätze zukommen ließ.[3] Fichte, den auch dies Manöver nicht aus seiner Reserve herauslockte, erkannte daraus die Unvereinbarkeit ihrer Ansichten. Es fehle Wolf, der gern herrschen möge, so bemerkt er gegen Beyme, ein so guter Künstler und philosophischer Kopf er auch in seinem Fache sei, hierzu an allgemeiner philosophischer Bildung: „Er scheint überhaupt sich nicht gern zu einer planmäßigen Tätigkeit bequemen zu wollen, sondern es mehr zu lieben, wie ein Freiherr zu treiben, was ihm eben einfällt, und wenn es ihm einfällt. Und so wird ihm denn wahrscheinlich dieser Plan noch unabhängig davon, daß er nicht von ihm ausgeht, wirklich in der Tat mißfallen. Es ist darum zu erwarten, daß er sich dagegensetze."

Johannes Müllers Untreue, Schwankungen und Entlassung, sein Verhältnis zu Fichte.

Einem Manne hatte sich Fichte, wie er auch Beyme eingesteht, in Berlin dennoch anvertraut, demjenigen, der, wenn irgendeiner, seine persönlichen Interessen über die allgemeinen stellte, dem Sohn der Eidgenossenschaft, der sich

1) An der Spree, jenseits der „letzten", d. h. der heutigen Dorotheen-Straße; ein Rest des weitausgedehnten Grundstücks ist der Garten des Friedrich Wilhelms-Instituts; die Georgenstraße bewahrt noch den Namen.

2) Schon in dem Titel drückt sich dieser Gegensatz aus. Bei Fichte heißt es, nahezu in Übereinstimmung mit der Zuschrift Beymes: „Deduzierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt, die in gehöriger Verbindung mit einer [so!] Akademie der Wissenschaften stehe." Wolf schreibt, selbstherrlich wie immer: „Ideen, Vorschläge, und nähere Bestimmungen der ersteren". Wie aus Beymes Antwort und Empfangsbescheinigung vom 17. November hervorgeht, hat Fichte seinen Plan in 5 Teilen, denen jedesmal eine Zuschrift beigegeben war, abgehen lassen, am 29. September, 3., 8., 12. und 19. Oktober. Die Angabe des Sohnes (I, 410), daß er „am 19. und 29. September und 3. Oktober" den vollständigen Plan habe vorlegen können, ist falsch. Der Brief vom 19. September kündigte erst die Sendung an und bestätigte lediglich den Empfang der Beymeschen Aufforderung; der vom 29. begleitete den 1. Teil (beide aus den Papieren in Parsow im Urkb.). Aus dem zweiten ein Stück in Fichtes Leben I, 410. Den Brief vom 3. Oktober, mit dem der 2. Abschnitt ging, druckte Köpke (ebenfalls aus Beymes Nachlaß) S. 180. Die andern Briefe fehlen.

3) Man sieht nicht recht, ob es der erste oder der zweite war. Wenn letzterer, so müßte Wolf, trotz der vorhin daraus gemachten Mitteilungen, sei es eine Abschrift oder einen ersten Entwurf oder Auszug davon zurückbehalten haben; möglich wäre es immerhin.

gerade in diesem Sommer dem Staate Friedrichs gegenüber, dem er vor 3 Jahren sich verpflichtet und dem er die glänzendste Stellung verdankte, als ein literarischer Reisläufer erwiesen hatte, Johannes von Müller. Ob Fichte diesem seinen Universitätsplan selbst in die Hände gegeben hat, ist nach seinen Worten an Beyme nicht mit Sicherheit auszumachen; vielleicht hat er nur im allgemeinen mit ihm darüber gesprochen. „Ich bin", schreibt er, „mit Müllern schon vorlängst, und ganz unabhängig von unserm gegenwärtigen Vorhaben, sowohl über diesen Studienplan im ganzen als über die Behandlung seines besonderen Faches vollkommen einverstanden, und es ist zu hoffen, daß wir beide vereinigt dem befürchteten Widerstande imponieren; wogegen ich allein wohl zu schwach sein würde." Müller werde daher wohl im ersten Anfange unentbehrlich sein, zumal da er ganz die Freude Fichtes über die Beauftragung Beymes mit der Sache teile.

Es waren die Wochen, in denen Müllers Schicksal sich entschied, nachdem er im Herzen den Abfall von dem Lande seiner Wahl schon vor einem Jahr vollzogen hatte, von dem Momente ab, wo das Gestirn Preußens untergegangen und er von dem Glanz des neuen Kaisertums unmittelbar geblendet war. Schon im Oktober 1806 hatte er dem Bruder, als dem Vertrautesten seiner Gedanken, gestanden, daß er sich fortwünsche: „am liebsten in das südliche Europa (Oberdeutschland, Italien, Frankreich), nur in keine sich noch unabhängig wähnende Gegend; ich wünschte wirklich, dieses mir so liebe Land in seiner Herunterwürdigung (jetzt ist Friedrich ganz gestorben!) nicht länger ansehen zu müssen."[1] Dann war Napoleon selbst gekommen; in jener Audienz vom 20. November, über die Müller seinem Bruder so ausführlich und bewundernd berichtet, hatte er den Weichmütigen eingefangen; keine der geringsten Eroberungen, die dem Unwiderstehlichen geglückt sind. Auch dann noch hatte sich der ewig Schwankende monatelang von den eigenen Wünschen und Hoffnungen, und den Anerbietungen, die sich ihm mannigfach boten, hin und her schaukeln lassen, bis er endlich am 1. Juni zu dem Entschluß gediehen war, den dreimal erhaltenen Ruf nach Tübingen anzunehmen.[2] Und selbst die Bitte um Entlassung kam nur zögernd aus seiner Feder. Denn nun fürchtete sein Stolz, oder vielmehr seine Eigenliebe, durch einen ungnädigen Abschied verletzt zu werden. Darum bat er zwar um die Entlassung (da die Entfernung der Archive und „andere Zeitumstände" die

1) Sämtliche Werke VII, 236; Berlin, 21. Oktober 1806 — d. h. 3 bis 4 Tage, nachdem die Nachricht vom „Donnerschlag bei Auerstädt" (S. 238) eingelaufen war.

2) Zuerst Anfang Januar, also bevor er noch am Friedrichstage der Akademie die vielberufene Rede auf seinen für ihn gestorbenen Helden in französischer Sprache hielt! Am 12. Februar kam der zweite Ruf, und Ende Mai der dritte. S. die Briefe vom 16. Januar, 17. Februar, 6. Juni, das Entlassungsgesuch an den König vom 1. Juni, und den an einen Ungenannten in Memel (offenbar Beyme) gerichteten Begleitbrief hierzu vom 28. Mai.

Weiterarbeit an der Geschichte Friedrichs des Großen vereitelt hätten), aber er tat noch so, als ob er, im Fall der König anders über ihn bestimme, „sich pflichtmäßig und ruhig Höchstdero Willen unterwerfen werde.“ [1]

Diesmal aber hatte er die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Bei Hofe war man — und wie hätte es anders sein können! — über das feige und verräterische Benehmen des in den Tagen des Glückes mit Gunstbezeugungen Überschütteten und so lange für Preußens König und Staat Enthusiasmierten entrüstet. Sechs Wochen wartete Müller vergebens auf eine Antwort. Als der Friede vollzogen und, wie er vorausgesehen, die Zerstörung des alten Staates besiegelt war, sandte er sein Entlassungsgesuch von neuem — diesmal durch die Hände seines alten Freundes, des Ministers von Schrötter — an das Kabinett. Noch wiegte er sich in der Hoffnung, daß das erstgesandte in der Verwirrung dieser Tage „in Verstoß“ geraten sein könne. Aber wiederum wartete er umsonst Woche um Woche auf die Erledigung. Und kaum war das zweite Schreiben fort, so erscholl in Berlin die Kunde von der bevorstehenden Verlegung der Landesuniversität in die Hauptstadt mit ihren prächtigen Instituten, dem Hofe und der Akademie. Am 24. Juli meldete es Müller schon dem Bruder. Noch weiß er nicht, ob man in Memel überhaupt an so hohe Projekte denke, oder ob es nur sonst ein Gerede sei. Aber schon ist seine Lust, davonzugehen, ein wenig gedämpft. Er rechnet bereits mit dem Gedanken, daß man oben an seine Verwendung bei der neuen Hochschule denke und deshalb die Entlassung hinausschiebe. Freilich war die Berufung nach Württemberg längst fest und fertig; König Friedrich hatte bereits für den berühmten Gelehrten seine Zimmer instand setzen lassen; die Nähe der Schweiz, die Sicherheit in dem napoleonischen Vasallenstaat und das reiche Maß persönlicher Freiheit, das ihm vergönnt gewesen wäre, lockten; er hätte seine Universalgeschichte, wie danach die Schweizerische, in aller Muße vollenden können, in Tübingen, Stuttgart oder in Rom oder Paris, wo es ihm gefiel.

Dennoch trat Müller dem Gedanken zu bleiben (war doch auch das Sekretariat der Akademie durch Merians Tod erledigt!), wieder näher und entschloß sich, zum drittenmal, jetzt aber nur durch eine befreundete Feder, seine Gönner bei Hof für seine Interessen anzuspannen. Der Vermittler aber sollte diesmal kein Geringerer sein als Fichte. Noch war dieser in Kopenhagen, und weder er noch auch Müller haben die Initiative ergriffen, sondern die Gattin

1) Nicht ohne Absicht wird er den Zeitpunkt des ersten Rufes nach Württemberg unbestimmt bezeichnet haben: „vor ungefähr vier Monaten“ sei es geschehen: um den 1. Februar, also nach der Friedrichsrede, von der er dem Bruder am 3. Februar, da er sie ihm zusandte, geschrieben hatte, sie sei „der kleine Nachen, mit welchem dein Bruder vorgestern — ob glücklich? — zwischen Scylla und Charybdis hindurchgesteuert hat.“ — Die Rede war am 29. Januar gehalten worden.

des Philosophen, Frau Johanna Fichte, Müllers Landsmännin, ist es gewesen, die das Band zwischen den zwei berühmten Gästen Preußens, das bis dahin nur locker gewesen war, in dieser auch für sie peinvollen und ungewissen Zeit fester geknüpft hat. Schon als er bei Helsingör nach langer und stürmischer Seefahrt ans Land gestiegen war, hatte Fichte einen Brief seiner Frau vorgefunden[1], in dem sie ihm das Schicksal des Landsmannes (sie nannte ihn nicht, und er wußte nicht recht, ob Müller gemeint war) dringend ans Herz gelegt und ihn gebeten hatte, demselben ein freundliches Wort zu schreiben. Fichte war gleich dazu bereit gewesen und hatte, sobald er erfuhr, daß Müller wirklich gemeint war und daß es sich um dessen Anfeindungen wegen der Friedrichsrede handle, die er jetzt erst las, das gewünschte Billet geschrieben.[2] Als ihm die Gattin dann von dem

1) Es muß danach ein teilweiser Brief Fichtes aufgenommen werden, in dem er, noch in Königsberg, die bevorstehende Reise nach Kopenhagen angekündigt hat; denn in dem Brief vom 3. Juni (S. 388), dem letzten der von Königsberg geschickten, steht davon noch nichts. Der S. 390 erwähnte, ebenfalls fehlende aus Memel ist es nicht. — In welcher Absicht ging übrigens Fichte nach Kopenhagen? Nur um dort so lange zu warten, bis der Friede geschlossen und Berlin von den Feinden geräumt wäre, wie er in dem ersten Brief aus Kopenhagen (vom 10. Juli) schreibt? Oder hing die lange Seefahrt mit einem Plan zusammen, von dem er seiner Frau am 3. Juni schreibt, wir aber aus seinen Andeutungen nur ganz ungewisse Umrisse wahrnehmen können? Frau Johanna hatte ihm damals in zwei Briefen einen „Vorschlag wegen Erlangen“ gemacht oder, so scheint es, im Namen eines Dritten übermittelt, offenbar gequält von der Ungewißheit ihres Schicksals. Fichte lehnte nicht durchaus ab. Er behalte sich vor, diesen Vorschlag noch gründlicher durchzudenken. Jetzt aber gehe es in keinem Falle, „um der öffentlichen und meiner Privatlage willen. Um der öffentlichen: es herrscht zwar seit einiger Zeit, wie billig, tiefes Stillschweigen; dennoch weiß ich, daß sehr möglich ist, daß ich früher, als Du denkst, zu Dir komme. Um meiner Privatlage willen: ich habe soeben Unterhandlungen angeknüpft; auch höre ich von Anträgen, die man mir machen dürfte, zufolge welchen (alles, wenn das erste über das öffentliche [so] Gesagte nicht einträte) sich meine Lage und mein Aufenthaltsort so ändern könnte, daß ich Dich einladen würde, lieber zu mir zu kommen. Freilich nur über Wasser; aber Du mußt ja schon als Kind das Wasser passiert sein. Wenn etwas in dieser Art erfolgt, werde ich es Dir sogleich melden. Bis dahin kann nichts in Deiner Lage geändert werden.“ Diese Worte lassen sich gar nicht anders deuten als auf Verhandlungen mit einer überseeischen Regierung, mag es nun die dänische oder die schwedische gewesen sein. Fichtes Frau, Klopstocks Nichte, war in Lingby bei Kopenhagen geboren (15. März 1758) und mit ihrem Vater als Kind in die Heimat nach Zürich zurückgekehrt. Vgl. damit die Worte in dem Brief vom 20. Mai: „Ich bin inzwischen der Sache ergeben, nicht den Menschen, und habe, selbst auf den Fall des Untergangs der preußischen Monarchie, meinen festen Plan“ (S. 388). Seine Regierung hat Fichte von dem Plan in Kenntnis gesetzt, wie aus dem Brief vom 10. Juli hervorgeht: „Ich habe ordentlich meinen Urlaub genommen, wie ich Dir diesen Vorsatz früher mitgeteilt habe (in dem fehlenden Brief aus Königsberg), und bin mit höchster Achtung und Güte behandelt worden.“ Der Friede, der wenigstens den Untergang Preußens abwandte und dessen bevorstehenden Abschluß Fichte bei seiner Ankunft in Dänemark (9. Juli) vernahm, wird dann seinen Entschluß geändert haben. Wie wenig aber weiß man doch noch von dem Leben unseres Philosophen, dessen geistige Entwicklung doch von seinen persönlichen Schicksalen gar nicht getrennt werden kann! Wohin man greift, nichts als Bruchstücke und Lücken!

2) S. 391, 394: „Hier sind die treuen, redlichen Zeilen, davon ich Frucht wünsche. Müller bedarf Freunde und hat welche. Nehme er auch mich als den seinigen, und ich kann ihm vielleicht leisten, was kein anderer so gut.“

Tübinger Ruf Nachricht gab,[1] erschrak er freilich über den Gebrauch, den Müller davon gemacht hatte. Er sah sofort, daß der von ihm geltend gemachte Beweggrund der Regierung wenig einleuchten, daß sie es vielmehr ganz anders deuten und ihm höchlich übelnehmen werde; seine Meldung werde gerade in die Hände solcher fallen, die gegen ihn eingenommen seien und darin ein eigenes Geständnis dessen, was sie ihm zutrauten, sehen würden. Danach, am 1. August, erhielt er mit einem neuen Brief Frau Johannas als Einschluß ein Schreiben von Müller selbst, Antwort auf seinen vorhin genannten Trostbrief. Darin las er zunächst allerlei Liebenswürdiges über seine Frau und seinen Sohn[2]; sodann eine Erklärung über die Friedrichsrede, ihren Zweck und „die pöbelhaften Verdrehungen", die Müllers Denkungsart erfahren habe, sowie über das Entlassungsgesuch; und endlich, unter wehmutsvollen Deklamationen über das Unglück Preußens und die, welche es verschuldet[3], wie über Den, der im Zeitensturm gekommen, dem das Schwert der Zerstörung gegeben sei, leise angedeutet die Bitte, bei den gemeinsamen Gönnern in Memel, Schrötter oder Hufeland, ein Fürwort einlegen zu wollen. Fichte war gleich wieder Feuer und Flamme. „Daß Müller Berlin verlassen", schreibt er seiner Frau, „darein kann ich um so weniger mich schicken, da ich ersehe, daß wir an ihm einen wahrhaftigen Freund gewonnen haben. Zu antworten habe ich heute nicht Zeit, weil ich diesen Vormittag drei Briefe über seine Angelegenheit, und um ihn uns zu erhalten, nach Preußen geschrieben habe. Ob sie zeitig genug, um zu wirken, ankommen werden, steht bei den Göttern; aber ich habe es nicht an mir fehlen lassen wollen. Mit Nächstem schreibe ich ihm selbst. Vorläufig grüße ich ihn innig" (1. August). Zwei dieser Empfehlungsbriefe haben wir wenigstens noch in Bruchstücken, an Beyme und an Hufeland; der dritte ist ohne Zweifel an den Minister von Schrötter gerichtet gewesen.[4]

1) In dem am 22. Juli (s. o.) abgesandten Brief, den Fichte am 29. erhielt. Wir haben daraus zu folgern, daß Müller Frau Fichte von seinem am 14. Juli zum zweitenmal eingereichten Entlassungsgesuch in Kenntnis gesetzt hat.

2) Berlin, 25. Juli, I, 399. Die Worte beweisen, daß Müller bis dahin dem Fichteschen Hause nicht näher gestanden hat.

3) In dem hohen Stil des Historikers, der leider nur allzusehr von den glühenden Dithyramben abwich, die man vor Jena von dem „Geschichtsschreiber Friedrichs" zu hören gewohnt gewesen war: „Wir waren allesamt vom wahren Ziele so weit abgekommen und im Kriege und in Geschäften solche mechanische saft- und kraftlose Tabellenmenschen geworden, daß wir der Erhaltung nicht mehr wert waren. Einer ist gekommen, dem das Schwert der Zerstörung gegeben war. Er hat seine Zeit. Ob auch die unserige je wieder sein wird, hängt ganz von dem ab, ob und wie wir die Lektion benutzen. Wenn wir auf unsern Irrtümern beharren, so wird dieses caput mortuum endlich weggeworfen und eine bessere Menschheit in andern Weltteilen oder Zonen aufblühen" usw.

4) Fichtes Leben I, 402. In dem Brief an Beyme das Urteil über die Friedrichsrede, das nur in diesem Zusammenhang verständlich wird: „Müllers verrufene Rede selbst zu lesen, war eins meiner ersten Geschäfte in Kopenhagen. Ihre Tendenz ist sichtbar die, den Siegern, die bei

Auf Beyme werden Fichtes Entschuldigungsgründe wenig Eindruck gemacht haben; auch sein Preußengefühl war durch das unverantwortliche Benehmen Müllers aufs tiefste gekränkt. Aber der Wunsch, den großen Historiker, der sich jetzt noch einmal an ihn wandte und sich zur Verfügung stellte[1], für seine Schöpfung zu gewinnen, bewog ihn, noch einmal für den Treulosen einzutreten. Es war vergebens. Die Gegner waren diesmal stärker, und sie hatten das Recht auf ihrer Seite. Ende September, noch bevor Stein in Memel ankam, ward der Abschied für Müller ausgefertigt, kurz und trocken, so wie er es gefürchtet und verdient hatte.[2] Er hatte, vermutlich durch Fichte veranlaßt, noch am 5. September einen neuen Brief an den König selbst aufgesetzt und ihn abermals dem Minister Schrötter zur Übermittlung anvertraut. In dem Begleitbrief hatte er fast alles zurückgezogen, von der Freude, die ihm die Arbeit an der Geschichte Friedrichs machen würde, gesprochen, ja sogar seine Geneigtheit angedeutet, an dem Lehrinstitut zu wirken[3], und nur um Gewißheit, um die Entscheidung vor dem Eintritt der Winterkälte gebeten.[4] Als der Monat vorüber-

ihrer Haltung zugegen waren, Achtung vor den Besiegten, diesen aber Mut und Vertrauen auf sich einzuflößen und sie vor der Verzweiflung zu bewahren. Sie enthält in diesem Geiste die herrlichsten Stellen. Die zwei Stellen, welche man hinwegwünschte, sind dem Verfasser durch die Lage der Dinge, wie man dies auch durch den Zusammenhang der Rede ersieht, abgedrungen worden. Diese hat die Mißdeutung [scil. der Gegner und der Unverständigen], nicht fähig, ein Ganzes zu fassen, außer dem Zusammenhange ergriffen und zur Hauptsache gemacht" usw. An Hufeland schrieb er (mit nicht geringer Übertreibung): „Müller selbst, wie ich aus einem Briefe an mich und aus dem Berichte meiner Frau ersehe, wünscht herzlich, zu bleiben und — so lauten meiner Frau eigne Worte — seine Tage in ihrer und meiner Gesellschaft zu verleben." Ebd. auch der Brief an Müller selbst, undatiert, im wärmsten Ton gehalten.

1) In einem Brief, mit dem er die Friedrichsrede überschickte. Urkb., aus Beymes Nachlaß. Von B. am 23. September beantwortet (fehlt).

2) An den Bruder, 6. Oktober, S. 309: „Der Abschied (kurz und trocken) wurde einige Tage zuvor expediert, ehe Stein ankam, welcher seit 20 Jahren (seit der Mainzer Zeit) mein Freund war". Ob sich beide wohl bei Steins Durchreise durch Berlin gesehen haben?

3) S. 307: „Glauben Sie nicht, daß ich sehr wünsche, nach W. zu kommen. Wer weiß, was gut oder böse ist? Vielmehr würde ich ganz gern hier meine Universalgeschichte schreiben, ja vortragen . . ." Ebenso auch in dem Briefe.

4) „Soll ich bleiben, so werde ich die Beruhigung Ihnen durch lebenslängliche treue Freundschaft lohnen; und sie wird nicht weniger gut und dankbar sein, wenn das Gegenteil herauskommt. Meine Gesundheit fängt an durch die Unruhe zu leiden; was kann ich sagen oder schreiben, das Sie nicht wohl begriffen! Mit einer Zeile ist's getan: ‚Der König bedauert, bei gegenwärtigen Umständen nicht in dem Fall zu sein, mich zurückzuhalten' — oder: ‚Er wünscht, daß ich den Gedanken fallen lasse, und versichert mich fernerer Gnade, und Fortsetzung der bisherigen Verhältnisse. In jenem Fall entferne ich mich dankbar, in diesem bin ich vor Württemberg entschuldiget'. Sie sind mein Freund — tun Sie mir den größten Dienst in dieser meiner größten Verlegenheit. Sie werden es tun, Edler, Vortrefflicher! und ewig werd' ichs fühlen". S. 306. Daß Schrötter der von dem Herausgeber nicht genannte Adressat war, ist außer Zweifel. Auf Fichte als den Urheber des Gesuchs deuten die Worte zu Anfang hin: „Ich glaube zwar, verehrungswürdiger Freund! daß einige Zeilen von Ihnen an mich unterwegens sein dürften (als Antwort auf den Brief vom 14. Juli): indes da N. mir geraten hat, einen andern Brief an den

ging, ohne die Entscheidung zu bringen, gab er wirklich den Gedanken an seine Entlassung auf, wenigstens vor dem Winter, und fing bereits an sich danach einzurichten — als sie, am 5. Oktober morgens, plötzlich eintraf. Unter den Freunden, die ihm in den paar Wochen, die ihm noch verblieben, nahe gewesen sind, wird man vor allem Fichte vermuten dürfen, der auch um Müllers willen in dem großen Garten an der Spree, in dem der letztere bereits sein Heim besaß, Wohnung genommen hatte. Ebenso nahm Humboldt sich des Entlassenen auf das Wärmste an; sobald er von der Entscheidung hörte, bot er ihm Geld an; und bei ihm brachte Müller, nach der Auflösung seines Haushalts, die letzten Stunden zu. Und jetzt, in zwölfter Stunde, kam, wie Müllers Bruder berichtet, mit einem Mal von Memel selbst der Antrag, zu bleiben. „Von Seite eines wichtigen Mannes", so lesen wir in einer Anmerkung zu dem Brief vom 6. Oktober, sei er am 21. Oktober gestellt worden: „Müller möge die Reduktion seiner Pension auf die Hälfte, die nach einem von der Notwendigkeit diktierten Grundsatz alle Staatsdiener sich gefallen lassen müßten, annehmen und den Ersatz von den an der künftigen Akademie zu haltenden Vorlesungen erwarten: sehr gerne würde man ihn für diese behalten." Ist es zu viel vermutet, wenn ich meine, daß kein anderer als Stein der Urheber dieser Verordnung gewesen ist?[1] „Aber", so bemerkt der Herausgeber, „es war zu spät; denn der Brief kam wenige Tage vor dem 29. Oktober an, dem Tage, an welchem er Berlin verließ".[2]

So ging Johannes Müller für Preußen und seine neue Universität verloren. Hätte er die Treue gehalten, die er geschworen, die Gesinnung bewährt, die er mit so viel schönen Worten bekannt hatte, so wäre er ohne Frage nicht nur mit freudigem Dank an unserer Hochschule angestellt worden, sondern er hätte auch den klingenden Lohn erhalten, den er nicht missen wollte; nicht Lombard, son-

König zu schreiben und, weil Sie zu Memel sind, an Sie denselben zu adressieren, so geschieht dies usw." Auch auf Lombards Ernennung zum Secrétaire perpétuel der Akademie „mit 300 Talern" weist er hin: er habe so wenig dagegen, daß er ihm 6000 wünschen möchte; aber da, wie man sage, die Pensionen allenthalben um die Hälfte reduziert würden, so werde der Fonds, auf den seine eigene Bezahlung am natürlichsten transferiert werden könne, hierdurch geschmälert usw. Vgl. auch den Brief vom 6. Oktober, wo wohl Beyme als der Urheber dieser Ernennung gemeint ist: N., sein (Lombards) Freund, mochte glauben (er irrte sich), daß auch ich diese, mir einst versprochene, Stelle suche".

1) Zumal da die Notiz unter dem Brief steht, in dem Müller Steins als seines langjährigen Freundes gedenkt.

2) An der Tatsache zu zweifeln haben wir kein Recht. Wenn aber der Antrag erst am 21. Oktober ausgefertigt worden ist, so kann er kaum vor dem 29. Oktober in Berlin eingetroffen sein, also erst in den letzten Stunden. Ich möchte jedoch keineswegs annehmen, daß es nur die Verspätung gewesen ist, was Müller zur Ablehnung oder Nichtbeachtung dieser Aufforderung bewogen hat. Die Reduktion seiner Pension um die Hälfte wird sicherlich mitgewirkt haben. Vgl. den Brief vom 18. September, 301 f. Der Herausgeber verfolgt durchweg die Tendenz, seinen Bruder zu entlasten, besonders gegenüber Woltmanns Angriffen.

dern er hätte Merians Stelle erhalten, die ihm längst versprochen war; er hätte sein Leben den Studien, die er liebte und von denen getrennt zu sein ihm bald zur Marter werden sollte, in ungestörter Muße weiter widmen können, und vielleicht länger als es ihm nun vergönnt war; denn seelischer Erschütterung weit mehr als physischer Ermattung ist er erlegen. Welch eine Erinnerung würde es für unsere Universität geworden sein, wenn der große Historiker unter ihren ersten Lehrern gewesen wäre, während nun gerade die neuere Historie, bis Rankes Stern emporstieg, von Kräften zweiten Ranges vertreten werden sollte! Statt dessen ergriff den Willenlosen die Woge der Zeit und schwemmte ihn, wie ein Stück Holz, das im Strome treibt, nicht nach Tübingen, sondern an das Ufer der Seine und weiter nach Kassel, in eine Stellung äußeren Glanzes und inneren Grames, dem nur der Tod ein rasches Ziel gesetzt hat.[1]

Beyme unterließ nicht, Fichte auf seinen letzten Versuch, für den Freund einzutreten, zu antworten, jedoch erst nachdem Müller längst fort war, am 17. November: „Johannes Müllers Verlust bedaure ich wie Sie. Wir verdanken ihn bloß seiner Charakterlosigkeit. Ich habe, wie Hufeland bezeugen kann, das Unmögliche versucht, seinen Verlust abzuwenden. Er selbst hat alles verdorben.“ Ein Urteil, das um so gerechter ist, als es von dem Manne kommt, dem mehr als jedem andern daran liegen mußte, dies glänzende Gestirn dem Staate und seiner neuen Hochschule zu erhalten.[2]

Mit demselben Brief erhielt Fichte auch die Antwort seines Gönners auf seinen Universitätsplan. Jedoch bestätigte Beyme darin lediglich mit herzlichstem Dank den Empfang sämtlicher Stücke des „tiefgedachten Entwurfes“, den er sich „zum ganz eigentlichen Studium“ gemacht habe. Das ist leider alles, was er darüber sagt; denn auch gegen Nolte spricht er sich nicht weiter aus. Um so mehr ist es unsere Aufgabe, den Gedankengang des Philosophen zu entwickeln. Bevor wir aber dies versuchen, wollen wir die beiden Deputierten von Memel auf ihrem Wege nach Halle begleiten und den Eindruck wie das Ergebnis der

Beymes Antwort auf Fichtes Plan.

1) Fichtes Sohn erzählt, daß sein Vater dem scheidenden Freunde auf dem Wege nach Leipzig bis zur nächsten Post das Geleit gegeben habe, wo sie sich beim Abschiede noch einmal die Hände gereicht und gelobt hätten, kräftig und einig zu stehen über dem zertrümmerten Vaterlande: jetzt komme es auf das Beispiel der Gesinnung an, das die höheren Stände dem Volke gäben. Entsprechend, jedoch etwas abweichend, Müllers Bruder nach dessen Tagebuch: fünf seiner Freunde hätten ihn auf der nächsten Station, in Zehlendorf, überrascht, „sich herzlich mit ihm letzend.“ So wird es wohl gewesen sein. Über Leipzig führte Müller übrigens die Reise, die ihn nach Frankfurt brachte, nicht. Auch als Minister in Kassel blieb er mit Fichte in Verbindung. So erzählt wieder des letzteren Sohn, dessen Voreingenommenheit leider ebenso groß ist wie seine Pietät. Er hätte lieber die Briefe, von denen er spricht, mitteilen sollen, statt sich in Erklärungs- und Entschuldigungsversuchen über den Freundschaftsbund beider Männer und über die Deutschheit Müllers des längeren zu ergießen.

2) Noch kürzer spricht er sich über Wolf aus: „Über Wolf denke ich mit Ihnen gleich, hoffe aber, auch ihn unschädlich zu machen.“

Aufträge kennen lernen, die sie und der Oberkonsistorialrat Nolte von dem Chef des Königlichen Civilkabinetts erhalten hatten.

Wehklagen in Halle nach der Rückkehr der Deputierten.

In Halle war, wie sich denken läßt, die Stimmung, welche Schmalz und Froriep erweckten, als sie, um den 20. September oder ein paar Tage darauf,[1] heimkehrten, allgemein tief gedrückt. Denn ihre Mission war gescheitert. Von dem ganzen Kollegium, soweit es noch in Halle existierte, waren es außer ihnen selbst genau sechs Personen, die man in Berlin haben wollte; denn Schleiermacher, Wolf und vollends Loder konnten gar nicht mehr als Hallenser gelten. Alle übrigen sahen sich ausgestoßen. Von Paris aber war noch immer nichts gekommen, was nach der anderen Seite Ersatz bieten konnte. Zwar war es bekannt, daß Niemeyer schon Ende Juli von Pont-à-Mousson dorthin gegangen war und mit den französischen Machthabern über die Erhaltung der Universität in dem neuen Vasallenstaate des Kaisers verhandelt hatte; man wußte sogar, daß er gerade jetzt, am 20. September, nach langem Harren die Rückreise angetreten habe.[2] Aber soviel gute Worte man ihm gegeben, eine bestimmte Zusicherung hatte er nicht erhalten, und mit Sorge machte er sich auf den Weg in die Heimat. So war das Wehklagen unter den Verlassenen groß, und sie wußten sich keinen Rat, als daß sie noch einmal die Gnade ihres königlichen Herrn anriefen. Schmalz gab sich dazu her, so wenig er an den Erfolg glauben konnte, das Gesuch der Kollegen um Versetzung an die neue Allgemeine Lehranstalt abermals zu unterstützen. Sie wiesen darauf hin, daß Jakob und Konopack schon wegberufen, Nösselt gestorben, andere aus Mangel an allen Subsistenzmitteln verzogen seien, und wieder andere ihrer häuslichen und bürgerlichen Lage wegen nicht fort könnten. So waren es nur 12 Namen,[3] die unter der Bittschrift standen, welche am 27. September mit einem von dem Prorektor Maaß und Schmalz selbst unterzeichneten Begleitschreiben nach Memel abging.[4] Noch einmal war darin

1) Am 16. September trafen Beymes Briefe bei Nolte ein, am 19. schickte dieser die für Reil, Schütz und Niemeyer bestimmten nach Halle. Um dieselbe Zeit also müssen auch die Deputierten zurückgekommen sein. Schmalz irrt wieder in der Zeitangabe, wenn er in seiner Broschüre die Rückkehr in den Anfang Oktober setzt.

2) Nolte meldet dies Beyme am 20. September selbst: „Niemeyer verläßt Paris sicheren Privatnachrichten zufolge gerade heute“. Er kann die Nachricht nur aus Halle erhalten haben. Vergl. Niemeyer, Reisen II, 387. 437ff.

3) Maaß, Schmalz, Eberhardt, Kemme, Vater, Ersch, Wehrn, Woltär, Voigtel, Hoffbauer, Balke, Sprengel. Schütz und Reil also fehlen.

4) K. M. I, 1. Ebd. ein besonderer Bittbrief des alten Maaß an Beyme, vom selben Tage. Er habe 20 Jahre der Universität gedient, seine philosophischen und mathematischen Auditorien hätten zu den vollsten gehört; zuletzt habe er nur 500 Thlr. gehabt, die Einkünfte eines zweijährigen Prorektorats ganz verloren. Er bat, in Berlin oder in Frankfurt, wohin er sehr gern gehen werde, angestellt zu werden. Auch im theologischen Fach sei er fähig und bereit zu lesen, da er sich mit orientalischen Sprachen viel beschäftigt habe.

auf den Charakter Halles als Landesuniversität hingewiesen, und, daß man die Fortsetzung der Universität nur unter der Voraussetzung der Entfernung ihrer Mißbräuche verstehe, betont. Eine Antwort auf diesen Schmerzensschrei liegt nicht bei den Akten; sie ist schwerlich gegeben worden; und die Herren in Halle selbst sahen sich bald genug in der Lage, sie gar nicht mehr zu wünschen.

Die Erwählten danken und senden ihre Gutachten ein.

Anders freilich war die Stimmung bei den Auserwählten. Schütz dankte in fast überschwänglichen Worten. Doch vergaßen weder er noch Ersch, der noch besonders betonte, daß er Preuße von Geburt und Erziehung sei, einige Wünsche zu äußern: Schütz wies auf seine Verluste im Kriegsjahr durch die Plünderung seines Hauses und auf den Ausfall in den Einnahmen der Litteraturzeitung hin, und bat, ihm ein Haus für die Expedition, die Redakteure und Offizianten des Blattes einzuräumen; und Ersch hatte ähnliche Desiderien. Aber an ihrem Kommen ließen beide keinen Zweifel. Reil dagegen sprach sich, so dankbar er für die ihm bewiesene Wertschätzung war und so bereit im übrigen, zur Organisation seines Faches bei dem neuen Institut mitzuwirken, über den Ruf selbst unbestimmt aus; vor Ostern könne er sich jedenfalls nicht entschließen. Es waren die Unternehmungen in Halle, die ihn, wie er andeutete, in der jetzigen schwierigen Zeit dort festhielten.[1] Diese Briefe gingen alle noch vor Ende September fort. Im Oktober schickten Schütz und Reil die ihnen befohlenen Organisationspläne nach, jener am 3., dieser am 13. Oktober.

Weit unbedingter, und fast jubelnd waren die Antworten, die von Loder aus dem fernen Moskau bei Beyme und Hufeland eintrafen. Er schätze sich glücklich, schreibt er an jenen, dem edlen Könige wiederum dienen zu können, und sei doppelt froh, es unter Beymes Leitung tun zu dürfen. Er pries die Idee, mitten in der Kalamität der schrecklichen Zeit und des eisernen Schicksals die schönste Zierde Preußens, die geistige und moralische Kultur nicht untergehen lassen, sondern sie auf einen höheren Standpunkt erheben zu wollen. Das sei trostvoll und herzerhebend. „Unser Staat war lange der Mittelpunkt der deutschen Kultur; er wird es nun auch bleiben und dadurch das herabgesunkene Menschengeschlecht wieder zu seiner Würde emporheben.“ Er bot sich aus freien Stücken an, aus dem Reichtum einer 28jährigen Erfahrung als Professor an zwei der berühmtesten Universitäten einen Plan zu entwerfen, und zögerte nicht, sogleich seine Ansichten zu entwickeln und eine Reihe von Kandidaten für die Lehrstühle vorzuschlagen.[2]

1) Urkb. Vielleicht hat er aber doch auch noch andere Gründe gehabt: fall. Wolf gut unterrichtet war, wenn er an Beyme schreibt (19. September, Köpke 174): „Von Medizinern ist von Halle vorzüglich Reil und Loder zu wünschen. Der erste aber, dem doch fürs erste dort seine goldene Praxis bleibt, die er hier neben so großen und eingekundeten Ärzten so bald nicht hoffen darf, soll aufs künftige weiter aussehende Plane haben.“

2) Urkb.

Auch Hufeland reichte noch eine Denkschrift ein, in der er sich über die gesamte Organisation der Hochschule geäußert hatte[1]; während Nolte über den andern Aufträgen, die er übernommen hatte, nicht zur Ausarbeitung seines Gesamtplanes kam. Noch am 31. Dezember schreibt er seinem Chef, daß er den Einrichtungsplan, den er sonst „bis in das kleinste Detail" fertig habe, nicht zur Niederschrift bringen könne, bevor er jenen mündlichen Vortrag erstattet habe.[2]

Inhalt der Gutachten von Reil, Schütz, Hufeland, Schmalz, Wolf, Leder.

Suchen wir jetzt die maßgebenden Gesichtspunkte dieser verschiedenen Gutachten herauszuheben, so haben wir zunächst festzustellen, daß keiner ihrer Verfasser, obschon sie sämtlich Hochschullehrer waren, den alten Organisationsformen eigentlich das Wort redet. Reil würde auszunehmen sein; er aber beantwortete nur die ihm gestellte Frage nach der Organisation einer medizinischen Schule, die er ganz in der Weise vortrug, die wir in seinem dem Minister von Massow erstatteten Bericht kennen gelernt haben. Ihm am nächsten stand der alte Schütz, der, wie Reil, die Scheidung von Akademie und Universität unter der hergebrachten Benennung aufrechterhalten wollte. Sein Spott (denn er besaß eine zu Scherz und Witz sehr aufgelegte Natur) galt mehr der ersten als der zweiten. Er meinte, daß die Akademien kaum etwas anderes wären als eine Art von Ehrenlegion, um die Eitelkeit mancher Gelehrten, da sie keine Ordensbänder erhielten, zu befriedigen, oder auch Pensionsanstalten für gelehrte Veteranen — „Corpora mortua in der gelehrten Republik, Figuranten wie die Ordensgesellschaften oder Präbendarien, wie die Mitglieder der Domkapitel". Arbeiten einzelner Akademiker dürften noch nicht der Gesamtheit zum Ruhme angerechnet werden; ein Euler und ein Lambert hätten gewiß die meisten ihrer Arbeiten geschrieben, auch ohne Mitglieder der Berliner Akademie zu sein. Er fragt, welchen Nutzen es habe, Arbeiten, die doch gedruckt würden, erst einander vorzulesen, zumal solche, bei denen, wie bei der Analysis, der Vorlesende zwar mehrere Anwesende vor sich, aber keine Zuhörer habe. Vielleicht deshalb fänden sich manche Akademiker bewogen, statt gründlicher wissenschaftlicher Aufsätze unterhaltende Trivialitäten

1) Urkb. Undatiert. Wohl später als die andern; denn in einer Note zu Wolfs zweiter Denkschrift, worin Hufelands Mitwirkung gefordert war, bemerkt Beyme: „Hufeland wird man besser erst nach Reil hören" (Köpke 169).

2) Der oben erwähnte Vortrag, den Nolte in der Philomathischen Gesellschaft am 18. Januar 1808 hielt und am 6. April wiederholte, und den er am 30. April Beyme einschickte, war nichts als eine recht oberflächliche und nüchterne, an Engels Memoire stark anklingende Widerlegung dreier Flugschriften, worin wieder die banalen moralischen Bedenken gegen die Gründung einer Universität in der Hauptstadt erörtert worden waren. Es waren die bei Köpke S. 140 genannten: Sendschreiben an Herrn G. S. [Geheimrat Schmalz?] über die Verlegung der Universität Halle nach Berlin; zwei Schreiben, die Errichtung einer akademischen Lehranstalt in Berlin betreffend; Soll in Berlin eine Universität sein? (ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage).

vorzulesen. Wie er denn selbst einmal in der Berliner Akademie ein Memoire habe vorlesen hören: „Sur les bévues littéraires", welches aus nichts anderem als einer Reihe von Übersetzerfehlern bestanden habe: so eine Anekdotensammlung hätte sich besser zur Belustigung einer gelehrten Trinkgesellschaft als für den Ernst einer Akademie geschickt, in deren Hörsaal sie ihm selbst als eine bévue littéraire erschienen sei.[1] Und jedenfalls werde durch die Arbeiten einzelner, so vortrefflich sie sein möchten, noch kein gesellschaftliches Werk, wie etwa von der Gesellschaft der Bienen oder der Biber, gefördert. „Ohne den Charakter des Gemeinschaftlichen gleicht bei solchen Arbeiten die Akademie vielmehr einer Anzahl von Seidenraupen, die zwar in einem und demselben Kasten nebeneinander gefüttert werden und nebeneinander spinnen, doch so, daß jede ihr Gespinst für sich betreibt, ohne sich um das der übrigen Mitglieder zu kümmern." Auch den akademischen Preisaufgaben konnte dieser Kritiker keinen rechten Wert beilegen. Auch hier glaubte er nicht an eine gemeinschaftliche Prüfung und Abstimmung, wenigstens der kompetenten Kreise, wodurch wieder die Akademie wirklich als Gesellschaft handeln würde; und dazu seien die Aufgaben bald zu leicht, bald zu schwer, wenigstens im Verhältnis zu dem anberaumten Termin. „Ja die berlinische Akademie gab gar einmal auf, zu bestimmen, was das Fundament der Kräfte sei, eine Aufgabe, deren genügende Beantwortung mehr als den Stein der Weisen gefunden hätte, statt deren aber, weil man doch die Unmöglichkeit der Beantwortung vorher einsehen mußte, man besser getan hätte, die Frage, welche Friedrich Wilhelm I. der Akademie im Spaße aufgab, noch einmal im Ernste aufzugeben: warum die Champagnergläser nicht klingen?"

Man muß gestehen, diese Kritik des humorvollen Hallenser Philologen traf wunde Stellen und darf vielleicht noch heute einen gewissen Anspruch auf Beachtung machen. Positive Vorschläge gibt er freilich nicht, sondern drückt nur die Hoffnung aus, daß die Verbindung mit der Universität der Akademie einen neuen Impuls geben werde, und den Wunsch, daß dadurch in ihre Arbeiten „mehr Plan, Lebhaftigkeit und gemeinschaftliche Teilnahme" gebracht werden möge. Daß er aber auch hier auf dem rechten Wege war, zeigt der Hinweis auf Leibnizens Discours sur le projet d'Érection d'une Académie Royale à Berlin, den man dabei vergleichen müsse.

Auch in bezug auf die organisatorischen Fragen bewegt Schütz sich auf Bahnen, welche von den später befolgten nicht so weit abweichen. Wie die Sonderstellung der Akademie, so will er auch die Einteilung in ihre vier Klassen erhalten wissen; sodaß die aus den „Spezialstudienfakultäten" der Universitäten in die Akademie eintretenden Mitglieder (von denen nur ein Teil aufgenommen werden solle, nach

1) Gemeint ist J. P. Erman, der von 1786/87 bis 1803 nicht weniger als 13 solcher Mémoires Sur les bévues littéraires gelesen hat, unter den verschiedensten Gesichtspunkten — der Mythologie, Geschichte, Geographie, Biographie, Ethymologie und Naturgeschichte. Harnack, III, 558.

einer bestimmten Ordnung für die Präsentation und die Ernennung) den bestehenden beizuordnen seien: die Theologen nach Befinden und Umständen der philosophischen, der historischen, der philologischen Klasse, Juristen der historischen, philosophischen, zuweilen auch der philologischen, Mediziner aber der philosophischen und der physikalisch-mathematischen Klasse.

Von geringerem Interesse sind seine Vorschläge für die Universität. Da er hier im wesentlichen die alten Formen konservieren will, so beschränken sie sich auf die Disziplin, die Kollegienordnung, Seminare, Honorare, Preisaufgaben, Anordnung der Ferien u. a.[1]

Die anderen aber sprechen von den Universitäten, an denen sie zum Teil Dezennien gewirkt hatten, so, als ob sie sich völlig überlebt hätten und wert seien zugrunde zu gehen. Kaum den Namen wollen sie konservieren, geschweige die Organisation, die Ehrenrechte und Privilegien. Hufeland denkt an eine völlige Verschmelzung beider Anstalten. Denn gleich Schütz behandelt er auch die Akademie, deren Mitglied er doch war, mit völliger Mißachtung. Sie sei ihrer erhabenen Bestimmung durchaus unwürdig geworden, eine Pensionsanstalt, so sagt er, für Gelehrte und andere Leute, ein Corpus mysticum et mortuum, das weder dem Staate noch auch der Wissenschaft nützlich sei und darin nur das Schicksal aller solcher Institute teile. Nur in ihrer Vereinigung mit der Hochschule zu einem Lehrinstitut will er die Rettung sehen; nur dadurch erfülle sie ihre ursprüngliche Bestimmung, die Wissenschaft vorwärts zu führen, denn wer etwas zu sagen habe, der wolle es auch mitteilen; so sei es noch immer, auch bei den Philosophen der alten Welt gewesen: sie lehrten alle. „Akademie der Wissenschaften und des öffentlichen Unterrichts" soll der gemeinsame Name sein. In 6 Klassen wird das Ganze zerfallen, indem die philosophische Fakultät dreifach geteilt wird, in eine philosophische, physikalische und philologische Sektion. Aller Zunftgeist und Zunftzwang der Lehrer wie der Studenten falle hinweg. Ein Kurator wird die oberste Leitung haben. Unter ihm ein Direktorium, aus den Klassendirektoren zusammengesetzt; die Ordinarien in fundierten Stellen und mit genauen Lehrverpflichtungen, neben ihnen freier gestellte Extraordinarien und Dozenten. Die Wahl der ordentlichen Professoren wird von der Klasse durch das Direktorium dem Kurator vorgeschlagen oder durch den Kurator vor die Universität gebracht, dem Könige aber zur Bestätigung vorgelegt. „Immer ist es der König, der entscheidet, und es hängt auch vom Könige ab,

1) In bezug auf die Vorlesungen verlangt er an erster Stelle ein völliges Verbot des Diktierens ganzer Kollegia. Das bloße Ablesen geschriebener Hefte sei nur im Notfall zu dulden, wenn ein Professor sich gar keinen freien Vortrag zu halten zutrauen könnte. Ein freier, wenn auch formell mangelhafter Vortrag sei immer noch instruktiver und zweckmäßiger als die stilisierteste Abhandlung, die bloß vom Blatte abgelesen werde. Am besten sei es daher, allen Professoren zu empfehlen, über gedruckte Lehrbücher zu lesen.

einen unmittelbar zu ernennen.“ Hufeland wünscht keine langen Sitzungen: es sei genug, wenn der Kurator mit dem Direktorium von Zeit zu Zeit zusammenkomme und sie sich über die Angelegenheiten des Lehrgeschäfts besprächen; oder der Direktor möge die Klasse dafür zu sich einladen.

Man erkennt in allem das Vorbild des Collegium medico-chirurgicum, dessen straff zusammengefaßter Organismus so unter Hufelands eigener Leitung stand. Indem er jetzt die Einfügung jenes Instituts in die neue Akademie forderte, dachte er sich ohne Frage auch in der neuen Organisation als den Direktor der medizinischen Fakultät; sowie auch das Verhältnis der Pepinière zu ihr das gleiche bleiben sollte wie bisher, nur mit der Modifikation, daß dies Institut es seinen Zöglingen zur Pflicht machen müsse, lediglich bei den Professoren der Akademie zu hören.[1]

Nächstverwandt dem Hufelandschen Plan ist der von Schmalz vom 22. August, bei dem ja, wie wir wissen, Hufeland Pate gestanden hatte. Nur daß der Hallenser Universitätsdirektor noch rückhaltloser mit dem alten Plunder aufräumen wollte als sein Berliner Gesinnungsgenosse. Hierüber könnte man sich fast wundern, wenn man an die spätere Rolle Schmalz' im öffentlichen Leben Preußens denkt, seinen Anschluß an die reaktionären und pietistischen Kreise der Gerlachs, denen seine kirchliche Farbe freilich niemals echt erscheinen wollte. Aber im Grunde wurzelte Schmalz, obgleich er schon lange vor der deutschen Erhebung dem Geist der Aufklärung zornige Worte gewidmet hat[2], wenn irgend einer in ihrem Boden. Von Geburt Hannoveraner und ursprünglich Theolog,

1) Urkb.

2) Z. B. Annalen der Politik I, 302. f. — Einen Einblick in seine Anschauungen gewährt besonders sein Handbuch der Staatswirtschaft (Berlin, bei Friedrich Maurer 1808), in dem wir die Vorlesungen, die er im Winter 1807/8 darüber hielt, vor uns haben werden. Seinen Widersachern widmet er in der Vorrede folgendes Wort: „Ich habe zweierlei Gegner der gegenwärtigen Darstellung zu fürchten. Die Empiriker, welche in Schriften, wie die gewöhnlichen Köpfe in den Klubs, keck Staatssachen entscheiden, und dann die, welche gemeine Dinge in dunkeln Worten aus den Prinzipien des Urwissens bleiten [d. i. Fichte], und deren ungeübten Augen der Fluß seicht scheint, durch dessen klares Wasser ihnen der Grund des Bettes gezeigt wird. Aber beiden Teilen wäre zu raten, daran zu denken, wie sie ihre eigenen Aussprüche in Übereinstimmung bringen wollen.“ Nichts scheint ihm, um ein Beispiel zu wählen, ökonomisch unfruchtbarer als der Domänenbesitz. Er will nur das persönliche Einkommen des Souveräns und seiner Familie darauf fundieren, und bloß als Notbehelf die Vererbpachtung der Güter an einzelne Hände haben; das beste wäre, sie ganz an Privatpersonen zu veräußern und die Schulden des Staats dafür zu bezahlen. So müßten auch die Staatsforsten veräußert werden, deren Verwaltung jetzt in Pommern z. B. nur 2 Gr. für den Morgen ergebe. „Möge jeder frei mit ihnen verfahren, möge er das Holz abhauen, wo er mit Vorteil den Boden glaubt urbar machen zu können. Man fürchte nicht Holzmangel! Teurung des Holzes wird zum Anpflanzen und zur Forstsaat ermuntern und zugleich der Holzverschwendung wehren. Länder, welche jetzt durch Ackerbau blühen, waren vor ein paar hundert Jahren mit Wäldern überdeckt. Wie allenthalben, so auch hier, wird alle Benutzung des Bodens in der Hand des Privatmannes besser gedeihen als in der Hand der Regierung; und wie allenthalben, so auch hier, wird Freiheit alles in das richtige Gleichgewicht bringen“. „Mit Fischerei und Goldwäsche, mit Jagd und Bernstein, mit Salzwerken und ähnlichen Rechten ist alles der nämliche Fall. Alles falle dem Grundeigentümer zu, der es versteure“ usw.

in Göttingen gebildet, hatte er erst in den Jahren, da er als Hofmeister junge Edelleute auf ihren Beruf vorbereitete, seine Laufbahn zu der Staatswissenschaft hinübergelenkt und in Rinteln, wo er auch promovierte, damit begonnen. Seine Stellung in der wissenschaftlichen Welt gewann er in Königsberg, wo er, noch unter den Augen und den Einflüssen Kants und Kraus', von 1789 bis zu seiner Berufung nach Halle (1803) als Professor des Staatsrechts und als Direktor der Universität wirkte. Sein wirtschaftliches Glaubensbekenntnis war die Lehre Quesnays, sein juristisches das streng durchgeführte Naturrecht — also die Anschauungen, zu denen der Absolutismus in seiner letzten Phase, der landesväterlichen aufgeklärten Monarchie, gelangt war, und in denen für uns schon der Übergang zu den unpersönlichen Formen des konstitutionellen Staatslebens sichtbar wird. In Lehrbüchern und Monographien, seit 1811 auch in den periodisch erscheinenden Annalen der Politik[1] hat Schmalz diese Anschauungen rückhaltlos wie kein Zweiter und mit sehr gewandter Feder verbreitet, in der an französischen Vorbildern geschulten eleganten Schreibart, die allen Arbeiten dieser Geistesrichtung eigen ist. Als Physiokrat, dem das freie Spiel der Kräfte das alles bestimmende und regulierende Prinzip ist, hat er auch seinen Universitätsplan entworfen. Jede Romantik liegt ihm fern. Schlechterdings nichts von den alten Formen, „welche einen Zunftgeist nähren", will er erhalten. Mag ihnen der pedantische Prunk ehemals Würde und Ansehen gegeben haben, jetzt macht er sie lächerlich. Schmalz stellt es sogar als denkbar hin, daß in Berlin ohne Mitwirkung des Staates eine freie Lehranstalt von selbst sich bilde, wenn der Staat nur erkläre, daß er junge Männer, von Berlinischen Gelehrten privatim unterrichtet, ebensowohl befördern werde, als die auf Universitäten gebildeten. „Sollte es wohl", so fragt er, „dort an einer Anzahl Männer in allen Fächern fehlen, welche solchen Privatunterricht nehmen? Sollten nicht Theologen und Rechtsgelehrte so gut Zuhörer finden, als andere Gelehrte sie bisher gefunden haben? Hat nicht das Altertum solche freie Lehrer gehabt? Es scheint also eine eigentliche Errichtung einer solchen Lehranstalt und Anstellung und Besoldung von Lehrern selbst überflüssig." Wenn Schmalz dennoch der Staatsinstitution den Vorzug gibt,[2] so verlangt er jedenfalls die freieste Konkurrenz. Jeder soll lesen können, was und wie er will, auch Vorlesungen eines anderen Lehrstuhls, auch einer ganz anderen Klasse, als in welcher er angestellt ist.

1) Berlin, bei Friedrich Maurer. Siehe im I. Band z. B. die Abhandlung „Über die Freiheit des Getreidehandels".

2) Seine Gründe sind: 1. würde der Unterricht unbesoldeter Lehrer zu teuer werden; sie würden wenig gehört werden, und die brauchbarsten würden ins Ausland gehen. 2. Der Staat bedarf einer viel größeren Zahl Studierender als das Altertum; einen Tribunalspräsidenten oder Justizbürgermeister wie Marius, der noch als Prätor gesagt habe: „Literas non didici", könne er nicht gebrauchen. 3. Auch im Altertum wären die Lehrstühle der Philosophen und Rhetoren durch Stiftungen oder durch reiche Privatmänner, wie Lucullus, unterhalten.

Jedem Lehrer ist die Bestimmung des Honorars zu überlassen, und ohne Unterschied können auch nicht Inskribierte die Vorlesungen besuchen. Die Kurse mögen halbjährig sein und mit dem 1. Mai und 1. November beginnen. Aber auch darin ist niemand zu beschränken, „um so weniger, als längeres Ausdehnen bei der ganz freien Konkurrenz ohnehin die Zuhörer bald verscheuchen wird." In Schmalzens Lehranstalt hätte kaum ein Zug an den alten Charakter der Universitäten erinnert. „Nur liberalere Formen," ruft er aus, „nur kein Magnificus, keine Jurisdiktion, keine Zunft unter dem Namen Fakultät! Aber doch so viele points de réunion, als die Leitung und Aufsicht des Ganzen notwendig macht." Selbstverständlich streicht er den Namen „Universität". Indem die Berliner Akademie das Lehrinstitut in sich aufnimmt, erhält das Ganze den Namen „Königliche Akademie der Wissenschaft". Zu den bisherigen 4 Klassen treten noch eine theologische, eine staatswissenschaftliche, in der die juristischen mit den im engeren Sinne staatswissenschaftlichen Fächern vereinigt werden müssen, und eine medizinische Klasse hinzu. Jede Klasse bekommt ihren eigenen Direktor, der auf Lebenszeit vom König ernannt wird, und diese Klassen-Direktoren bilden mit dem vom König zu ernennenden Kurator und dem beständigen Sekretär der Akademie ein Direktorium, welches die allgemeinen Angelegenheiten besorgen wird. Gerade diese Verbindung freiesten Gehenlassens mit bureaukratischem Zwange ist für den Sohn der Aufklärung, den Anhänger des absoluten Staates in jener letzten, liberalen Phase charakteristisch. Schmalz zweifelt beinahe, ob er den ordentlich angestellten und besoldeten Lehrern noch den Titel Professor lassen soll. Doch will er diesen immerhin konzedieren. Aber an Stelle der außerordentlichen Professoren setzt er Assessoren der Akademie, um diejenigen unter den freien Lehrern auszuzeichnen, welche schon als wirkliche Akademiker anzustellen bedenklich sein möchte, und die doch eine Ermunterung verdienen. Das Recht zu ihrer Ernennung möge immerhin dem Institut selbst vorbehalten bleiben.

Auch seinem Antipoden Wolf, wie weit derselbe kraft seiner historischen Vertiefung des Weltbildes von dem Geist des 18. Jahrhunderts abwich, waren dennoch die alten Ordnungen lächerlich und verächtlich geworden, und der Romantik stand jedenfalls der große Gräzist so fern wie nur einer. Wenn er für den hergebrachten Namen eintritt, so tut er auch das nur widerstrebend, mehr praktischen als allgemeinen Gründen und mehr fremder als der eigenen Eingebung folgend. „Bisher", so schreibt er in der zweiten Denkschrift, „hoffte ich immer, für ein solches neues so allgemeines Lehrinstitut ließe sich der Name Universität vermeiden; allein Humboldt und manche andere meiner Bekannten[1] haben mich

1) Unter diesen haben wir, dächte ich, vor anderen an Schleiermacher zu denken, mit dem Wolf damals noch gut stand; weiter vielleicht an Klein (s. o.). Von Alexander von Humboldt hat sein Bruder Wilhelm gesagt, daß auf ihn eigentlich die Reorganisation der Akademie zurückgehe. Aus der Äußerung Wolfs geht hervor, daß er auch für die Gründung der Universität Bedeutung hat. Schon deshalb ist die Aufstellung seines Denkmals vor unserer Hochschule gerechtfertigt.

von der Meinung zurückgebracht. Kein anderes Wort drückt die Sache aus, und kein anderes würde ebenso gut die fremden Studierenden herlocken. Es ist auch nicht zu klein für das, was hier geleistet werden kann; dies beweiset Göttingen, wo man mit dem Namen zufrieden war. Universität und Akademie, was — freilich durch Irrtum — oft synonym gesagt wurde, läßt sich übrigens gut genug unterscheiden. So ist auch im Lateinischen das eine, wobei kein Unterricht stattstattfindet, *academia literarum*, und das andere *universitas litteraria*. Auf die Frage, wo jemand studiert habe, muß auch die kurze Antwort erfolgen, wie ehemals: ‚auf der Universität zu Berlin'."[1] Im übrigen übertrug Wolf die Verachtung, die er seinen alten Kollegen zuwandte, auch auf die Institution. Die Fakultäten, so drückt er sich aus, sind ganz aus der Barbarei konserviert. Er möchte dafür, ähnlich wie Hufeland und Schmalz (nur daß er an der Trennung von Akademie und Universität festhält), Sektionen haben, und zwar so, daß die philosophische Fakultät fünfmal geteilt würde, nach den philosophischen, mathematischen, naturgeschichtlichen, philologisch-antiquarischen und historischen Wissenschaften; so daß man mit den vier Klassen der Akademie für das Gesamtinstitut zwölf Sektionen erhalte.

Ganz abfällig spricht er sich über die Promotionen aus: „eine der delikatesten Sachen, wo sich bisher oft auch die unbescholtensten Universitäten prostituiert haben." Das Disputieren will er noch gelten lassen. Das Grundübel aber liege in dem gemeinsamen Examinieren durch die Gesamtheit der Fakultät und in den daran geknüpften Emolumenten ihrer Mitglieder, die gern von jedem Doktor oder Magister einzeln in ihren Beutel gewinnen möchten. Dieser geldsüchtige Esprit de corps, der dann wohl dahin führe, daß die Herren — wie in Greifswald — in corpore sich für einen Schuster interessierten, müsse unterbunden werden. Dazu helfe bereits die Aufhebung der „gemeinen Fakultäten", ihre Trennung in fachgerechte Sektionen, wodurch zwei derselben für die Prüfung schon genügten,[2] und sodann etwa die Einrichtung, daß die Promotionsgebühren in eine Kasse, etwa die der Bibliothek einflösse.

Auch hier wird man zugeben müssen, daß ein nur zu fauler Fleck berührt war. „Ich habe mich", schreibt Loder an Hufeland, „vor mir selbst geschämt, wenn ich den Prüfungen der Kandidaten beiwohnte." Er verwirft gerade die Disputationen, über die schon Johann Jakob Engel gespottet hatte: „Und vollends das sogenannte

1) Beyme bemerkt dazu: „Daß nur mit der alten Benennung nicht auch der alte Zunftmißbrauch wieder aufkomme". Danach würde er sich also wohl gegen den alten Namen nicht gesträubt haben.

2) „Da bisher aus 5 ganz disparaten Fächern ein Kandidat gefragt wurde, und wenn er in keinem etwas von Bedeutung wußte, die liebe Humanität bemerkte, daß es doch auch zuviel verlangt wäre, in so vielen Branchen bewandert zu sein. Und da hatte man freilich recht: allein so entstanden statt horazischer pueri centum artium — wie man im Magister-Examen fast verlangte — wahre pueri nullius artis, die doch rite creati in die Welt liefen".

Disputieren! Wenn Sie nicht selbst Professor gewesen wären, so würde ich erröten, indem ich auf diese Materie komme. ‚Wahrlich, es ist Zeit, diesem Unwesen ein Ende zu machen.“ Niemand hatte mehr Erfahrung sammeln können als gerade Loder, der, wie er selbst sagt, 28 Jahre lang an zwei der berühmtesten deutschen Universitäten doziert hatte, und niemand nahm größeren Anteil an allen akademischen Interessen. Wir sahen schon, wie eifrig er bei der Reorganisation Halles um die Heranziehung geeigneter Kräfte, auch über die Grenzen seines Fachs hinaus, bemüht gewesen war, und wie bewandert in Personalfragen. Auch jetzt nannte er wieder eine ganze Reihe von Kollegen, die man acquirieren könnte, darunter von neuem den älteren Eichhorn, den Kriminalisten Steltzer, der einst zu Halle mit großem Beifall gelehrt hatte, den Zivilisten Günther in Helmstädt, den „exzellenten Kopf Thilo in Frankfurt“, unter den eigenen Fachgenossen Köck, der die Zeichnungen zu Sömmerings Tafeln gemacht und in ganz Deutschland nicht seinesgleichen habe. Er selbst war von jeher als Lehrer berühmt gewesen, und liest man seine Briefe, so begreift man, daß sein Vortrag von sprühender Lebendigkeit gewesen sein muß.[1] Aber auch er wollte die Zustände von Grund aus beseitigen. Seine Meinung war, man solle zugunsten Berlins auch die kümmerlichen Reste von Universitäten, die dem Staate noch geblieben wären, „solche anerkannt elende Universitäten“ wie Frankfurt, Königsberg und Breslau aufheben. Man könne diese Städte durch Gymnasien von dem Range der Schule zu Klosterbergen entschädigen, etwa die beiden Berliner Gymnasien nach Frankfurt und Königsberg transferieren, Gebäude und Lehrer gegen einander austauschen, so jedoch, daß man nur die besten Professoren mit in die Hauptstadt hinübernehme, die unbrauchbaren aber absterben lasse. Daß dadurch der Zugang zum Universitätsstudium erschwert würde, wenigstens für die unbemittelten entfernt wohnenden Provinzialen, erschien ihm nur als ein Vorzug seiner Idee. Wem es um Wissenschaft zu tun sei, der werde lieber 50 und selbst 100 Meilen zu Fuß gehen, als in der Nähe an einem Ort bleiben, wo er nichts Gründliches lernen könne. Er exemplifiziert von sich selbst: „Ich war in Livland geboren, war nichts weniger als reich, hätte auf das nahe Königsberg oder zu Schiffe nach Kiel gehen können, reiste aber lieber nach dem entfernten teuren Göttingen, weil

1) Auch er, gleich Reil, Sohn eines Pfarrers, geb. 1753 in Riga; doch war sein Vater dorthin erst eingewandert, aus Bayreuth; als Pastor und Rektor war er nach der deutschen Kolonie an der Düna gekommen, einer der vielen deutschen Kulturträger in dem Rußland des 18. Jahrhunderts. Der Sohn Joh. Christian studierte seit 1773 in Göttingen, wo er promovierte und seine Frau gewann, die Tochter August Gottlieb Richters, des bekannten Chirurgen. Von 1778 bis 1803 war er Professor in Jena, 1803 bis 1806 in Halle. Nach der Suspension der Universität nahm er Urlaub, zunächst auf ein Jahr, nach Moskau. Nach Ablauf eines zweiten einjährigen Urlaubs blieb er dort, seit 1810 als Wirklicher Staatsrat und kaiserlicher Leibarzt. 1812 hatte er die Oberaufsicht über die russischen Hospitäler, deren er 31 errichtete. Er starb 1832 zu Moskau. Vgl. den Artikel Gurlts in der Allgem. Deutschen Biographie XIX, 76ff., wo auch die ältere Literatur verzeichnet ist.

ich dort meine Absicht besser zu erreichen hoffte. Dies hat mich noch nie gereut.“ Denn es sei ein höchst schädlicher Grundsatz, jedermann das Studium zu erleichtern: „Wer nicht Hilfsmittel dazu hat oder sich diese nicht durch Fleiß und Geschicklichkeit und Anstrengung zu verschaffen sucht, der muß nicht studieren. Mögen solche Leute lieber Handwerker, Soldaten, Bauern werden.“ Er schilt auf die vielen Stipendien und Freitische, die darum unendlichen Schaden gestiftet hätten, weil sie nur für Arme und nicht für Fähige und Fleißige bestimmt wären. Auf nichts anderes will er Aufschwung wie Rückgang von Jena zurückführen, die wir dem Emporkommen und den Kämpfen der großen Philosophen zuzuschreiben pflegen. „Solange“, schreibt er, „dies der Fall in Jena war, so war die Universität erbärmlich. Der Herzog von Weimar, mit dem ich oft darüber sprach, begriff es endlich und suchte darin zu tun, was er konnte (denn, leider, hing nicht alles von ihm ab). Von da fing die Blüte der Universität an, und diese verging wieder, als man den alten Weg abermals einschlug.“

Man merkt diesen Vorschlägen an, daß ihr Verfasser in der absolutistischen Luft Rußlands lebte und erzogen war. „Was kann den König“, so ruft er aus, „hindern, es zu tun? Da unser Staat jetzt eine Totalreform erlitten hat; da der König jetzt in seinem Staate mehr Souverän sein kann, als er es je war, wenn er es will; da ihn keine ständische und keine Reichsverfassung mehr bindet: so kann der König in solchen Dingen tun, was er für gut findet. Er zieht ja die Fonds nicht in seinen Beutel, sondern wendet sie wieder für den Staat und zu Unterrichtsanstalten an; dagegen kann niemand etwas einwenden. Was erlauben sich die jetzigen neuen Herren nicht alles? Und doch sagt kein Mensch ein Wort dagegen. Ich sehe nicht ein, warum unser König nicht so gut Herr sein soll, als jene es in ihrem Lande sind. In solchen Zeiten, wie die unsrigen sind, hilft das Leiseauftreten nichts.“ Diese Zentralisierung will Loder auch auf sämtliche Institute Berlins erstrecken. Es soll überhaupt nur noch eine Gesamtlehranstalt geben, deren Chef Beyme, eventuell mit einem ihm responsabeln Beirat etlicher gewiegter Männer, sein müsse. „Denken Sie nur“, schreibt er in dem Brief an Hufeland, „wenn ein Mann alles leitet! Die Akademie der Wissenschaften, die Akademie der Künste (selbst die der Musik), die Charité, das Irrenhaus, das Taubstummen-Institut, das Collegium medico-chirurgicum mit allem Zubehör, die Bibliothek, die Naturalien- und Kunst-Sammlung, der Botanische Garten, das Chemische Laboratorium, die École vétérinaire, die Reitbahn etc. — alles muß ein Ganzes werden, und ein Geist muß dieses Ganze beleben. Selbst Görcke muß sich mit seiner Pepinière daran schließen. So wird diese neue Lehranstalt einzig in ihrer Art und unübertreffbar sein!“

Einen besonderen Vorteil erblickt Loder darin, daß durch die Verpflanzung in die Hauptstadt die Absonderung der Studentenschaft von dem bürgerlichen Leben aufhöre, und daß sie, wie er voraussetzt, auch den bürgerlichen Gerichten

unterworfen werde. Als beständiger Kommissar der Weimaraner Regierung in Jena hatte er gerade auf diesem Felde in zehn Jahren reiche Erfahrungen sammeln können. Er steht nicht an, den sittlichen Tiefstand des Studentenlebens, über den man allgemein und im ganzen gewiß mit Recht Klage führte, auf die „sogenannte Studenten-Freiheit“ zurückzuführen, die man den jüngeren Leuten gerade in dem Alter gewährt habe, „in welchem die Leidenschaften am heftigsten sind und in welchem sie sich zum bürgerlichen Leben und zum Dienste des Staates bilden sollten: d. h. man überließ sie ganz sich selbst, man ließ einen statum in statu formieren, man nahm sie von den gewöhnlichen bürgerlichen Gesetzen aus, man gab ihnen die von ihrer Gunst lebenden Professoren zu Richtern.“ So geschehe es, daß ein großer Teil der Studierenden verdorben sei und daß alle von der Universität einen Ton mit sich gebracht hätten, den sie sich ganz wieder abgewöhnen müßten, wenn sie ins bürgerliche Leben und in Staatsdienste übergingen. Nicht einmal die vereinigte Macht mehrerer Regierungen hätte gegen die Frucht dieses Esprit de corps, die Ordensverbindungen etwas ausrichten können, und mit Zittern hätten die Eltern (wie ihm ihre Briefe in Menge bewiesen) ihre Söhne auf die Universität geschickt. „Wahrlich“, ruft er aus, „unsere neue Universität kann darin Epoche machen und nicht bloß für unseren Staat, sondern auch für alle anderen nützlich werden, wenn sie das erste Beispiel einer vernünftigeren Einrichtung der sogenannten hohen Schulen gibt.“

In keinem Punkte hatte Loder alle Ratgeber mehr auf seiner Seite als in bezug auf die Reform der Promotionen. Sie wollen diese nicht gerade abschaffen (Hufeland legt sogar besonderen Wert auf die medizinische Doktorprüfung als ein Vorexamen für die ärztliche Approbation, und um der Übung im Latein willen gerade auf das Disputieren), aber sie alle wollen die Mißbräuche beseitigen und zumal die Geldquelle, zu der sie für die Fakultäten geworden, verstopfen. Ebenso wird die akademische Gerichtsbarkeit durchaus allerseits verworfen; auch Schütz denkt darin gleich den anderen.

Sonderstellung Fichtes.

Die sittliche Hebung der Studentenschaft, das war ja nun auch der Punkt, an dem Fichte schon in Jena eingesetzt hatte; es war der belebende Hauch seiner akademischen Wirksamkeit dort gewesen, wie er es in seinen Berliner Jahren von neuem werden sollte. So ist dies also mit der Grund- und Eckstein in dem Universitätsplan, den er in jenen Wochen entwarf und seinem Freunde und Verehrer nach Memel übersandte. Mit Loder teilt er ferner den Wunsch, jede andere Universität neben der einen in Berlin eingehen zu lassen und ihre Fonds dorthin zu überführen. Im übrigen aber bewegt er sich in Sphären, in welche die andern, wie radikal sie sein mochten, nicht hinaufreichen. Jene blieben, wie weit sie sich auch von den hergebrachten Formen entfernen mochten, doch immer auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse; sie suchten die neue Organisation dem Staate, wie er war, einzugliedern, ihm ähnlich zu machen; sie ver-

folgten in der Ausbildung der Studenten Ziele, welche den Aufgaben des öffentlichen Lebens gerecht, den Wirklichkeiten und den Möglichkeiten des Daseins konform waren: gerade das Praktische, das unmittelbar Nützliche war Zentrum und Zweck der Bildung, die sie anstrebten. Der Philosoph des unbedingten Idealismus dagegen richtete einen Gedankenbau auf, der, in die Wolken, ja bis an die Sterne reichend, jede Beziehung zur Gegenwart verleugnete und unter Bedingungen leben sollte, wie sie in Ewigkeit nicht realisiert werden können.

Sein Erlanger Plan.

Schon einmal hatte Fichte der preußischen Regierung verwandte Gedanken vorgetragen, im Sommer 1806, im Hinblick auf die Universität in Erlangen, und damit, wenn nicht auf Hardenberg, für den als den Chef dieser Hochschule sie bestimmt waren, so doch auf seinen Rat Altenstein, dessen spekulativer Geist sich bereits Fichtes Ideen hingegeben hatte, einen tiefen Eindruck gemacht.[1] Damals jedoch nicht in der Beschränkung auf Preußen und mit Unterdrückung jeder andern Hochschule neben dem einen, zentralen Institut, sondern mit dem Ziele, von Erlangen aus nach und nach auch die anderen Universitäten Preußens und des Reiches, ja darüber hinaus sämtliche deutsche und von deutschen Studenten besuchte, von deutschen Lehrern geleitete Universitäten, selbst diejenigen Österreichs und Rußlands dem gleichen System zu unterwerfen. Den Weg, um innerhalb des Reichs dorthin zu gelangen, hatte Fichte in der Aufhebung des Universitätszwanges gesehen. In Preußen selbst sollte es keine Provinzialuniversität mehr geben, sondern nur noch lauter Landesuniversitäten, und völlig freie Konkurrenz, soweit die deutsche Zunge reiche, herrschen. „Jede deutsche Universität", so hatte er gefordert, „muß immerfort auf das ganze, wissenschaftlich zu bildende Deutschland wirken können, und sie muß durch nichts Äußeres verhindert werden, jedes Talent anzuziehen, dasselbe zu bilden, und von ihm sich bilden zu lassen, das seine Verwandtschaft zu ihr in sich fühlt; und jeder deutsche Jüngling muß auf dem gemeinschaftlichen Boden Deutschlands diejenige Kultur aufsuchen können, die er für sich am angemessensten findet. Außerdem wird keine deutsche Akademie und kein aufblühendes deutsches Talent alles das, was es werden könnte".[2] Auf hundert Jahre fürs Erste müßten die Souveräne solche unbedingte Freizügigkeit garantieren, und nicht bloß durch gegenseitigen Vertrag, sondern durch eine feierliche Verpflichtung gegen ihre Untertanen, sie in dieser Freiheit nicht zu stören, und als inneres konstitutionelles Grundgesetz verbündeter Staaten und Reiche. Jeder müßte seinen Vorteil dabei sehen, daß er einwilligte. Rußland freilich werde kaum darauf

1) Nachgel. Werke III, 277 ff. Im Geh. St. A., Rep. 92 Hardenberg K. 30 das von Fichte an Altenstein mitgeteilte Exemplar mit manchen sehr wichtigen Abweichungen (im Text benutzt).

2) A. a. O. 283. Statt alles das in dem Abdruck nur Alles.

rechnen können, daß Studenten aus Preußen oder dem südlichen Deutschland sein Dorpat oder sein Charkow oder Kasan besuchen würden; aber es möge an die starke Auswanderung studierter Deutscher seit 100 Jahren in sein Reich denken, und daß es ehemals alle seine Hofmeister und vornehmlich auch seine Professoren aus Deutschland bezogen habe. Man würde es durch einen angedrohten Impost oder Transitzoll auf diesen Artikel gewinnen können, da es doch fortdauernd unfähig zu bleiben scheine, denselben im eigenen Lande zu erzeugen. Österreich, das ohnedies verbunden sei, seinen protestantischen Ungarn und Siebenbürgen den Besuch deutscher Universitäten freizugeben, wäre durch die Hoffnung zu gewinnen, daß die deutschen Katholiken seine Universitäten besuchen würden, Wien ganz besonders um seiner medizinischen Institute willen. Selbst Frankreich hatte Fichte der Idee für den Bereich seiner linksrheinischen Provinzen unterwerfen zu können geglaubt: es werde sich durch das Zuströmen der Deutschen nach Paris, auch durch die dort zu erwartende Erziehung deutscher Prinzen und Großen für hinlänglich entschädigt halten und den deutschen Gelehrten immer erlauben, gegen den französischen Esprit, den es jenen beibringen werde, in seinen deutschen Bürgern etwas deutschen Nationalsinn aufrechtzuerhalten. Von den sächsischen Häusern meint er, sie würden bei ihrem eingestandenen absoluten Unvermögen, in der Bewerbung um akademische Dozenten die Konkurrenz auszuhalten, bereit sein, gegen gewisse nutritorische und kuratorische Rechte ihre drei Universitäten ganz aufzuheben und sie mit den preußischen zu vereinigen. Bayern endlich werde, zufolge seiner guten Meinung von seinen eigenen Anstalten, in dem Vorschlage eine Goldgrube für sich selbst entdecken und ihn mit beiden Händen annehmen. Höchst merkwürdig der Weg, den Fichte in dem Erlanger Plan für die diplomatische Durchführung seines Garantievertrages vorschlägt. Dalberg, der Chur-Erzkanzler des alten Reiches, müsse die Vermittlung übernehmen. Aus zwei Gesichtspunkten entwickelt Fichte diese sonderbare Idee: aus der Stellung Dalbergs im alten Reich und zu der deutschen Gelehrtenrepublik, in der der deutsche Staat noch allein existiere. Als Träger des Erzkanzleramts sei er das einzig übriggebliebene Organ eines deutschen Reiches, als Erzbischof aber das äußere Haupt der deutschen Gelehrtenwelt, der durch die Wissenschaft selbst zum Fürstenhut gekommen sei. Beides gebe ihm den Anspruch darauf, eine solche Wiedergeburt Deutschlands in der Sphäre der Idee vorzubereiten. Als langjähriger Bekannter des Fürsten hatte Fichte sich selbst dazu erboten, ihn dahin zu überreden.

Es war ein Plan, wie er der Zeit, in der er entstand, entsprach: ein phantastisches Gegenbild zu den Ereignissen jenes Jahres, in dem der letzte Schatten des alten Reiches verschwand, und zu der Stellung, die Preußen, als die einzige unbesiegt und aufrecht gebliebene Macht in der Nation noch bewahrte. Eben als der Vormacht des deutschen Wesens, als der Besitzerin fast aller alten und berühmten Universitäten, neben denen die chur- und herzoglich-sächsischen

Universitäten sichtbar verfielen, die hessischen, mecklenburgischen usw. nie etwas bedeutet hätten und die in Süddeutschland erneuerten oder neuerrichteten nicht recht zu Kräften kommen wollten, hatte Fichte der preußischen Krone die Durchführung seiner Ideen anvertrauen wollen[1]. So hatte ja auch Johann Jakob Engel vier Jahre zuvor durch sein allgemeines Lehrinstitut Berlin zur Hauptstadt des nördlichen, vielleicht des ganzen Deutschlands, zum Mittelpunkt „der Nation" machen wollen: „Die Menschen", so hatte er mit feiner Beziehung geschrieben, „neigen sich wie die Pflanzen unwillkürlich dahin, woher ihnen das Licht zuströmt, und den Sinnen folgt in kurzem das Herz unaufhaltsam".[2] Während aber dieser Norddeutsche, der ganz zum Preußen gewordene Mecklenburger, der Erzieher des Hohenzollernkönigs, Preußens Herrschaftsstellung, die Ausdehnung der preußischen Macht über das nördliche Deutschland im Auge gehabt hatte, ist es für Fichte, den auf sächsischem Boden Erzogenen und nur als Flüchtling, als Gast nach Preußen Gekommenen, die deutsche Idee, auf deren Weg er den Hohenzollernstaat hinweist: ihr will er ihn zu allererst unterwerfen.

Fichtes Plan für die Berliner Universität.

Von der Höhe dieser weitgespannten Hoffnungen hatte den Philosophen die Katastrophe des preußischen Staates jäh herabgestürzt. Ein Moment war gekommen, wo er an der Nation selbst verzweifeln wollte: damals als er jenseits des Meeres sich und seinen Idealen eine neue Existenz hatte schaffen wollen. Noch in den Wochen nach dem Frieden von Tilsit, als er schon die Rückkehr nach Berlin ins Auge gefaßt, war er von dieser Stimmung beherrscht gewesen. In jenem Ausruf, der uns noch heute erschüttert, hatte sie sich Luft gemacht: „Gottes Wege waren diesmal nicht die unsern; ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden; aber siehe, sie ist ausgelöscht!" Da ward ihm Beymes Aufforderung, den Plan zu einer Hochschule zu entwerfen, bei dem sein Geist sich ganz frei von allem Zwange des Gebrauchs und Mißbrauchs entwickeln könne, zum Weckruf neuer Hoffnungen. Was er für die Gesamtheit der deutschen Bildung ersonnen hatte, das wollte er nun zunächst für Preußen lebendig machen: so konzentriert, daß keine Bildungsanstalt mit gleichen Ansprüchen im Staate bestehen sollte, und so in sich abgeschlossen, daß kein Hauch andersgearteter Meinungen in ihre Mauern Zutritt fände. Eine Hochburg sollte es werden, in der, wie in einem letzten unersteiglichen Kastell, alle Keime des unverfälschten deutschen Geistes vereinigt werden, und, sicher bewahrt, zu einer neuen Pflanzung deutscher Art emporsprießen könnten.

Nicht als ob dieser Kämpfer, dessen ganzes Sein und Wirken auf Eroberung und Unterwerfung gerichtet war, auf das Weiterschreiten fortan hätte verzichten wollen. Seine Hoffnungen kannten keine Grenzen, so wenig wie sein Vertrauen

1) S. 285.
2) Köpke 21. 149f.

zu der weltbezwingenden Kraft seiner Idee und sein Glaube an sich selbst. Wenn er in dem Erlanger Plan den besonderen Volkscharakter nur als einen Teil, eine Emanation des allgemeinen Nationalcharakters angeschaut und geliebt hatte, so blieb er sich darin auch jetzt ganz treu. Und wie er zu jener Zeit ein zorniger Verächter gewesen war des „dumpfen und unbeholfenen Patriotismus, des Spartanismus, wie man ihn nennen könne", der nichts anerkenne und hochbringen wolle als den engbegrenzten Staat, in den hinein wir geboren sind, so auch jetzt, da dieser Spartanerstaat besiegt und zertrümmert war. Von der Stimmung, die ihn in früherer Zeit, als er sich von Staat und Gesellschaft im Stich gelassen sah, so furchtbar geschüttelt hatte, daß er der gegenwärtigen Welt und dem Bürgertum hatte absterben wollen, hatte er sich seit Jahren befreit. Und wenn ihn nach der Katastrophe im Sommer die Gefühle staatloser Einsamkeit noch einmal übermannt hatten, so war auch dies nun vorübergegangen. Aber trotz allem blieb er, was er immer gewesen war: der Kosmopolit. Für ihn existierte kein anderer Patriotismus als ein solcher, der mit Weltbürgersinn gepaart war, der Attizismus, wie er in dem Erlanger Plan ihn nennt, der in jedem kräftigen Menschen sich notwendig entwickele.[1] Niemals hat Fichte diesen Weltbürgersinn und den Glauben an die Möglichkeit, ihn mit der Treue gegen den Staat und der Liebe zur Nation zu vereinigen, aufgegeben. Er hätte ebensogut seine Philosophie aufgeben können. Denn mit ihrem Zentrum, mit der Idee, die in ihrem System alles trägt, hängt dieser Glaube zusammen, er ist ein Ausdruck ihres Wesens. Nur von hier aus können wir, wie den Universitätsplan, so auch die Reden an die Deutsche Nation, deren Verwandtschaft mit ihm von jeher anerkannt wurde (sowenig ihre Gedankenreihen identisch sind), verstehen; denn darauf beruht der sie beherrschende Gedanke, daß die Deutschen das Urvolk seien, von Gott gestiftet und dazu berufen, die Idee der Menschheit zu bewahren, hochzuhalten und zu verbreiten.[2]

Auch Form, Weg und Ziel der Bildung, welche die neue Hochschule vermitteln soll, sind für Fichte die gleichen geblieben. Wie in dem Erlanger Plan, so legt er in dem für Berlin allen Nachdruck nicht auf das empirische Wissen, sondern auf seine Gestaltung und Verwertung: nicht eine Summe von Kenntnissen, eine Anhäufung von Wissensstoff ist das Ziel, sondern der rechte Gebrauch des Verstandes und demgemäß die Gestaltung des Lebens selbst. Der Weg dahin geht über die Erkenntnis, die Durchdringung des Stoffes mit dem Be-

1) A. a. O. 284. Vgl. die Patriotischen Dialoge, „Patriotismus und sein Gegenteil", vom Sommer 1806 und Juni 1807 (aus Königsberg). Nachgel. Schriften 221 ff., bes. S. 243: „Euer Patriotismus ist sonach von demjenigen, den ich oben beschrieben habe, die gerade Umkehrung; und so wie ich sagte, daß die abgesonderten deutschen Staaten miteinander um den Preis der Wissenschaftlichkeit ringen sollten, so ringen solche Patrioten, wie sie es sind, mit den übrigen deutschen Stämmen um den Preis der Ignoranz, der Frivolität, des undeutschen Sinnes."

2) Vgl. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 89 ff.

griff: in ihm wird er zusammengefaßt, verkürzt, vereinheitlicht, und so das reine Wissen, die ins Unendliche sich steigernde Klarheit gewonnen. Denn „wie die einzige Quelle aller menschlichen Schuld und alles Übels die Verworrenheit der Menschheit über den eigentlichen Gegenstand ihres Wollens ist, so ist die Klarheit darüber ihr einziges Rettungsmittel: eine Klarheit, welche, da sie nicht uns fremd bleibende Dinge erfaßt, sondern die innerste Wurzel unseres Lebens ist, unser Wollen ergreift und unmittelbar einfließt in das Leben.“ Erreichen aber läßt sich das Ziel nur durch das konzentrierteste Zusammenarbeiten, die engste Gemeinschaft zwischen Lehrern und Schülern. Forschen und Lehren dürfen nicht getrennt werden, und das Lehren selbst muß ein gemeinsames und gleichmäßiges, ein ununterbrochenes Nehmen und Geben, Prüfen, Sichten und Fortschreiten sein. Dieser Meister des Katheders, der Erste unter den großen deutschen Universitätsrednern, der durch das lebendige Wort weit mehr gewirkt hat als durch seine Schriften, bekennt sich hier als Feind des Kathedervortrages, der nichts sei als die Wiederholung der Bücherweisheit, welche sich weit bequemer und besser aus den Büchern selbst erlernen lasse. Auch von einer Abtrennung der Akademie, als der reiner Wissenschaftspflege gewidmeten Stätte, von der Universität, als der zum Unterricht, zur Überlieferung des Wissens bestimmten Anstalt, will Fichte nichts wissen. Möge man immerhin ein paar Akademiker anstellen, die in ihrem Leben nichts als Sammler, niemals ordentliche Lehrer waren, „jene lebendigen Repertorien, welche groß und einzig sind in irgend einer seltenen Wisserei, aber unfähig zu einer enzyklopädischen, einheitlichen Ansicht ihres Faches und darum untauglich zur Lehre, literarische Nothelfer, lebendige Bücher, die der ordentliche Lehrer zuweilen nachschlage“: im übrigen darf die Akademie nichts sein als ein Rat der Alten, welche, durch alle besonderen Klassen der Universität verteilt, noch immer Mitglieder des Lehrkörpers sind, soweit man sie begehrt und sie selbst es sein wollen.

Jedoch fordert Fichte gar nicht, daß diese Idealuniversität sogleich, in allen Teilen fertig, ins Leben trete, sondern er setzt vielmehr voraus, daß man zunächst eine Universität in den gewohnten Formen errichte. Aus ihr soll sich erst kraft der Idee das Nationalinstitut entwickeln. Mißglücke der Versuch, so werde man schlimmstenfalls eben eine ganz gewöhnliche Universität behalten. Aber man möge nur den Keim in den Boden senken, so könne es nicht anders sein, er werde sich zu dem Organismus entwickeln, vor dem die alten Formen verschwinden. Dieser Keim aber liegt in der Philosophie. Ein Lehrer muß gefunden werden, „der da fähig wäre, das Philosophieren selber als eine Kunst zu treiben, und der es verstände, eine Anzahl seiner Schüler zu einer bedeutenden Fertigkeit in dieser Kunst zu erheben, mit welcher dann einige dieser wiederum den ihnen anderwärts herzugebenden positiven Stoff der besonderen Wissenschaften durchdrängen und sich auch in diesen zu Künstlern bildeten;

von welchen letzteren wiederum diejenigen, die es zu dem Grade der Klarheit dieser Kunst gebracht hätten, daß sie selbst Künstler zu bilden vermöchten, ihre Kunst fortpflanzten. Nachdem dieses letztere über das ganze Gebiet der Wissenschaften möglich geworden, in einer solchen Ausdehnung, daß man auf die sichere Fortpflanzung der gesamten wissenschaftlichen Kunst bis ans Ende der Tage rechnen könnte: alsdann stände die beabsichtigte wissenschaftliche Kunstschule da und wäre errichtet." Wir verstehen, worauf Fichte hinaus will. Das Philosophieren an sich, nach einem beliebigen System, meint er nicht. Und ebensowenig die Zulassung verschiedener Systeme, eine Mehrheit von Lehrern der Philosophie und, wie man wohl fordere, eine Vollständigkeit der „sogenannten philosophischen Wissenschaften". Denn es gibt nur eine wahrhaftige Philosophie, die reine Form des Wissens, mit der der gesamte Stoff in seiner organischen Einheit aufgefaßt und durchdrungen werden muß, also daß man danach genau weiß, was zu ihm gehöre oder nicht, und so die strenge Grenze zwischen Wissenschaft und Nichtwissenschaft zu ziehen vermag. Darum darf der philosophische Künstler beim Beginn der Anstalt nur ein einziger sein, und außer ihm kein anderer auf die Entwicklung des Lehrlings zum Philosophen Einfluß haben. Wäre ein zweiter da, der ihm widerspräche, so entstände ja Polemik, und Zweifel und Anarchie wären die Folge. Die Philosophie, wie Fichte sie versteht, ist aber Kunst, Tätigkeit, Erziehung, sie gehört nicht nur der Gedankenwelt an, sondern dem Leben selbst, das in den Ideen wurzelt und seine Einheit in ihnen findet, in das jene fortdauernd überfließen, das sie befruchten und erleuchten: eine Überzeugung ist es, die keine andere neben sich duldet: der einzige Weg, wie zur Erkenntnis, so zur Umbildung der Persönlichkeit, des Staates, der Gesellschaft, der Menschheit: sie ist Glaube, Religion, Welterkennen, Welterlösung. Wenn wir schon bei den andern, bei Hufeland, Reil und Wolf bemerkten, daß sie ihre Vorschläge, wie allgemein sie sie begründen mochten, immer nach ihrer Auffassung, nach ihren persönlichen Wünschen gestalteten, so überbot Fichte sie darin alle. Weder Schelling noch Schleiermacher noch Steffens, weder Kantianern noch Naturphilosophen noch Anhängern der Popularphilosophie gönnt er neben sich einen Platz. Es gibt für ihn kein Dogma neben dem seinen, keinen Propheten neben ihm. Er allein will der Vater und der geistige Leiter der neuen Universität sein, und da von ihr aus Staat und Gesellschaft und die Menschheit selbst neu gegründet werden sollen, der eigentliche Schöpfer des neuen Weltalters, des Zeitalters des Lichtes, das dem der Verworrenheit, des Dunkels und der Sünde folgen wird.

Nur wer in seiner Philosophie bewährt ist, soll teilhaben an dem neuen Reiche. Ein System von Prüfungen soll für Lehrer und Schüler den Zutritt sperren oder öffnen. Der Philosoph stehe an der Pforte jeder Disziplin. Er entscheide, ob und wie weit ein Fach, das Anspruch auf Zulassung erhebt,

aufgenommen werden darf. Denn nur soweit es sich der Forderung, mit dem reinen Begriff sich durchdringen zu lassen, unterwirft, reicht sein Recht an die Zugehörigkeit zur Kunstschule des rechten Verstandesgebrauches. Keinerlei Recht daran hat die Theologie, sie müßte denn darauf verzichten, „noch fernerhin auf einem Gotte zu bestehen, der etwas wollte ohne allen Grund; welches Willens Inhalt kein Mensch durch sich selber begreifen, sondern Gott selbst unmittelbar durch besondere Abgesandte ihm mitteilen müßte; daß eine solche Mitteilung geschehen sei, und das Resultat derselben in gewissen heiligen Büchern, die übrigens in einer sehr dunklen Sprache geschrieben sind, vorliege, von deren richtigem Verständnisse die Seligkeit des Menschen abhänge." „Nur wenn sie diesen Anspruch auf ihr bekannte Geheimnisse und Zaubermittel durch eine unumwundene Erklärung aufgibt, laut bekennend, daß der Wille Gottes ohne alle besondere Offenbarung erkannt werden könne, und daß jene Bücher durchaus nicht Erkenntnisquelle, sondern nur Vehiculum des Volksunterrichtes seien", darf man sie zulassen. Nicht besser ergeht es der Jurisprudenz. Soweit sie Hinführung zur Praxis ist, fällt sie ganz außerhalb des Umkreises der Schule, und sollte man die Schüler hierin an die ausübenden Richter-Kollegien verweisen, unter deren Augen und Verantwortung sie sich für die künftige Geschäftsführung vorzubereiten hätten. Wissenschaftlich angesehen, ruht die Jurisprudenz ganz auf der Geschichte. Ihr Stoff ist ein Kapitel daraus, oder eigentlich nur ein Fragment dieses Kapitels. Ein Fragment ist auch ihre lediglich praktische Absicht; denn sie wird dadurch nur zur Geschichte der juristischen Vorbildung in dem Lande, in welchem wir leben, oder, wenn es hoch kommt, unter den Römern. Sie sollte freilich eine Geschichte der Ausbildung und Fortgestaltung des Rechtsbegriffes unter den Menschen sein, und dieser Rechtsbegriff selber, losgelöst von dem historischen Untergrunde, sollte Herrscher, nicht Diener sein und schon vorher durch den Philosophen gefunden sein. Denn ihr letzter praktischer Zweck ist, den Gesetzgeber zu bilden. Was aber Gesetz sein soll, wird schlechthin a priori erkannt, und nur die Kunst, die besondere Gestalt dieses Gesetzes für jede gegebene Zeit zu finden und es ihr anzuschmiegen, muß sich auf die historische Erfahrung stützen. Auch die Heilkunde, soweit sie Praxis ist, hat mit der Universität nichts zu schaffen und gehört auf ein für sich bestehendes Institut, wo sie rein und ohne wissenschaftliche Beimischung, die als der Schule angehörend vorausgesetzt wird, betrieben werden mag. Viel zu lange schon haben diese sogenannten höheren Fakultäten, auf ihre Unentbehrlichkeit und ihr Ansehen bei dem Haufen pochend, sich als die vornehmeren betrachtet, statt in schuldiger Demut ihre Abhängigkeit zu erkennen. Nur, was an ihnen wirklich wissenschaftlichen Geistes ist, gehört auf die Universität. Von der Theologie und der Jurisprudenz also ein paar Stücke zur Geschichte, und außerdem von jener noch, mit den biblischen Sprachen, ein kleiner Teil zur Philologie. Den Anspruch, die heiligen Sprachen zu besitzen, wird diese

Theologie aufgeben müssen. Aber für die Entwickelung des Geistes wird sie uns um so tieferen Aufschluß geben; sowie ihr historischer Teil als die Entwickelung der religiösen Begriffe unter den Menschen eine ganz andere Gestalt gewinnen wird. Wir werden von nun an sine ira et studio urteilen, es ebenso belehrend und ergötzend finden, den Jesaias zu lesen wie den Äschylos und den Johannes wie den Plato; wir werden jenem wie diesem gerechter werden als mit einer von theologischen Prinzipien abhängigen Exegese, und die neue Religionsgeschichte wird uns der Lösung mancher Probleme, wie die über die Verfasserschaft der biblischen Schriften und der Geschichte des Kanons, näher bringen als die von Vorurteilen beherrschte bisherige Kirchengeschichte.

Mit einem Wort — die philosophische Fakultät umschließt alles, was in die Fichtesche Universität gehört: in sie fließt zurück oder in sie hinein, was sich einst von ihr getrennt oder neben ihr sich angesiedelt hat; ihre Prinzipien, die Prinzipien der Philosophie, bilden den Maßstab, an dem jede Disziplin sich messen lassen muß. Alles, was Praxis ist, zu unmittelbarem Dienst an Staat und Gesellschaft bestimmt, ist auszuscheiden. Und mit ihm zu verwerfen jeder Anspruch, von unten her, sei es durch Bücherstudium oder durch Experiment, durch die auf dem Boden der Erfahrung hinkriechende Kleinarbeit den Bau der Wissenschaft emporzutürmen, die Maße zu finden und zu berechnen, nach denen der Tempel der Erkenntnis gestaltet werde. Von einem an Raum und Zeit gebundenen Begriff der Kausalität will Fichte nichts wissen, weder für die historische noch für die natürliche Welt, oder, wie er beide unterscheidet, weder für die fließende noch für die dauernde Geschichte. Beide sind ihm nur so weit Objekt der Forschung, um die Idee, die sie gestaltet, daran zu entwickeln, das Sein in ihnen zu entfalten, das Unermeßlich-Ewig-Eine zur Enthüllung, zu einer ins Unendliche sich steigernden Klarheit zu bringen.

Darum muß auch die Enzyklopädie das Erste sein, und von ihr aus die Bestimmung und Begrenzung der Fachwissenschaften erfolgen; auch für diese soll der Künstler, der die Teile bereits in der Hand hat, der Organisator werden. Mag auch der Mittel- und Schlußpunkt anfangs nicht richtig gewählt sein: bald werden sich Zusammenhang und Einheit klarer herausheben. Aber der Philosoph muß in jedem Falle dem enzyklopädischen Fachmann zur Seite stehen. Beide haben (so zwar daß jeder an den andern gebunden ist) die Aufsätze zu korrigieren und die Prüfungen abzunehmen derer, die in die Kunstschule einzutreten gewillt sind.

Denn die Freiheit des Entschlusses hierzu soll jedermann gewahrt bleiben. Wer aber in den heiligen Orden aufgenommen ist, gehört ihm an, und niemand außerdem. Dies sind die Regularen, alle vereinigt in einem großen Haushalte, unter eigenen Gesetzen, mit eigenen Einkünften und eigener Verwaltung, alle gleich gehalten und ernährt, angetan Lehrer und Lehrlinge mit der gleichen Uniform, dem Ehrenkleide, das sie gegen die Umwelt abschließt und auszeichnet.

Ein Staat im Staate, zu dessen Erhaltung die Provinzen gleichmäßig beitragen. Abgeschlossen auch in seiner literarischen Produktion. Ein Kunstbuch, periodisch erscheinend, wird die Fortschritte der wissenschaftlichen Kunst an der Schule, die Erweiterung des Begriffes — fern von aller Wiederholung — anzeigen, und also die durchgeführte richtige Anwendung der Denkgesetze enthalten, ein Stoffbuch die an der Akademie gemachten neuen Entdeckungen für Geschichte und Naturwissenschaften an die Öffentlichkeit bringen, und Jahrbücher der Fortschritte des Buchwesens, als die Bibliothek der Akademie, werden eine kritische Auswahl der auswärts gemachten Fortschritte enthalten. Lehrer und Schüler werden Anteil daran haben. Den Verkehr mit den fremden Akademien, des deutschen Vaterlandes wie des Auslandes, werden Korrespondenten vermitteln: Repräsentanten, die wir unter ihnen, oder die sie unter den Unsrigen wählen; daneben aber noch förmliche Gesandte, die wir aus dem Kreise der zu Ministern qualifizierten Regularen ausschicken, damit sie sehen, was die Fremden tun, und uns darüber berichten.

Man sieht, wie Fichte auch in dieser literarischen Republik (die, wie der Bienenstaat aus der Bienenkönigin, so aus dem Schoße seiner Philosophie hervorgehen soll) das Vorbild seines geschlossenen Handelsstaates vor Augen hat. Er selber bezeichnet sie als „das Bild eines vollkommenen Staates: redliches Ineinandergreifen der verschiedensten Kräfte, die zu organischer Einheit und Vollständigkeit verschmolzen sind, zur Beförderung eines gemeinsamen Zweckes". „An ihr", sagt er, „sieht der wirkliche Staatskünstler immerfort dieselbe Form gegenwärtig und vorhanden, welche er auch seinem Stoffe zu geben strebt, und er gewöhnt an sie sein, von nun an durch nichts anderes zu befriedigendes Auge."

Denn darin gipfelt ja nun der Plan, daß das Leben, welches in dieser Kunstschule des Verstandes entwickelt wird, in alle Adern und Poren des Staates eindringe, ihn mit seiner Kraft erfülle, ihn zum Träger der neugeschaffenen Ideale mache, von denen nicht bloß seine und Deutschlands Wiedergeburt, sondern das Heil der Welt abhängen wird: „In dieser früheren Realisierung der für alle menschlichen Verhältnisse eben also angestrebten Form ist sie Weissagung, Bürge und Unterpfand, daß auch das übrige einst also gestaltet sein werde, der strahlende Bogen des Bundes, der in lichten Höhen über den Häuptern der bangen Völker sich wölbt".

Aus ihrer Gemeinschaft also sollen die Lenker des Staates wie der Schule selbst hervorgehen. Um diesen inneren Kreis der mit ihren Lehrern engverbundenen Schüler ziehen sich zwei äußere her: derer, die entschlossen sind, die Prüfungen, um in den Kreis der Regularen zugelassen zu werden, zu bestehen — das sind die Novizen —, und derer, die überhaupt frei von Zwang und Regel an den Segnungen der neuen Erziehung teilhaben wollen. Beide Gruppen stehen

unter der allgemeinen Polizei; doch können sie, zumal die Novizen, auch dafür ein gewisses Schutzverhältnis seitens des Nationalinstitutes erlangen. Beide haben Zutritt zu allen Lehranstalten der Schule, und so auch zu ihren Würden. Gemeinhin werden freilich den Nichtregulierten nur die unteren Ränge des Staatsdienertums offenstehen; doch ist auch ihnen nicht verwehrt, selbst die höchste Würde, das Meistertum, zu erlangen. Nur den Meistern — und darum in erster Linie den Regularen, die durch ihre Erziehung die volle Gewähr dafür bieten — stehen die höchsten Würden wie in der Schule, so im Staate offen. Und auch als Beamte bleiben sie freie Mitglieder ihrer Akademie: das Meistertum ist Charakter indelebilis. Obenan aber steht überall die Philosophie. Nur der in ihr zum Meister Kreierte ist wirklicher Doktor, artis magister. „Und mögen sie dann immer Meister, schlechtweg ohne Beisatz und ohne das, auch nur verringernde, Herr, angeredet werden und sich schreiben: der Kunst Meister". Denn sie sind die Bildner der Idee, die Inhaber der Kunst, welche „gar keinen eigentlichen Stoff hat, sondern nur das allen Stoff der Wissenschaft und des Lebens in Klarheit und Besonnenheit auflösende Mittel ist". Die empirischen Gelehrten können wohl Meister heißen, ohne gerade Doktoren zu sein, doch wären sie eher docti zu nennen als doctores. Und nur, wenn sie auch der philosophischen Klasse Genüge leisten, haben sie Anspruch auf diesen Titel. Wer aber in der Philosophie Meister geworden, ist Doktor schlechthin — er ist der gekrönte Lehrer der Schule.

So die neue Fata Morgana, die sich vor dem Prophetenauge des deutschen Philosophen über dem Trümmerfelde des Staates auftat, der einst dem Verbannten Zuflucht gewährt hatte, und an den er sich noch im Sturm und Scheitern klammerte. Ein Gemisch von Wunderlichkeiten, Paradoxien und Naivetäten, das es uns verständlich macht, warum von diesem Denker ebensowohl die Plattverständigen von dem Schlage der Spalding und seinesgleichen sich abgestoßen fühlten, wie die spekulativen Köpfe, die, wie Schleiermacher und Solger, ihr Weltbild auf einem ganz andern Boden der Idee errichtet hatten. Und dazwischen doch wieder Züge, die in ihrer Tiefe und granitenen Kraft an die „Felsmassen von Gedanken" mahnen, von denen Fichte in den Reden an die deutsche Nation prophezeit hat, daß sich noch zukünftige Geschlechter Wohnungen aus ihnen erbauen werden. Nur im Lichte des Propheten ist seine Philosophie wie seine Persönlichkeit, und nur in Verbindung mit seiner Epoche beider Entwickelung zu verstehen: die Traumgestalten und die Wolkenhöhe seiner Phantasie, die Glut seiner Rede, der heiße Zorn und die Verachtung, die er jedem Gegner widmet, die Überkühnheit seiner Forderungen, und jener eisenharte Glaube an sich selbst, der als eine Verstiegenheit des Hochmuts gelten müßte, wenn er nicht mit einer vor keiner Konsequenz zurückschreckenden Ehrlichkeit und Tapferkeit sich paarte und mit dem felsenfesten Vertrauen auf die welterbauende und welterlösende Kraft seiner Gedanken.

Die Geschichte hat ihn freilich bisher ins Unrecht gesetzt; und unsere Hochschule hat diesen Messias, trotzdem sie ihn zu ihrem ersten Rektor gewählt hat, verleugnet. Die Philosophie, welche er in das Zentrum alles Wissens rückte, und die nach ihm eine Zeitlang — an einem anderen Punkte freilich als den er ihr setzte — diese Stellung erobern sollte, hat ihren Rang seitdem mehr und mehr verloren, und die verachtete Empirie hat in tausendfacher Verästelung das Feld behauptet. Immer tiefer und breiter sind die Spalten zwischen den Wissenschaften geworden, welche Fichte kaum sah oder durch das Gezimmer seiner Ideen auszugleichen und zu überbrücken wähnte; immer breiter der Boden, den eine jede einnimmt, immer selbständiger und trotziger ihre Haltung, immer berechtigter auch ihr Anspruch, auf dem eigenen Gebiet das erste Wort zu führen und niemand anzuerkennen, der nicht ihre Methoden und Ergebnisse voraussetzt und zu würdigen weiß. Und dennoch — wer kann dagegen die Augen verschließen — bestehen auch heute noch Forderungen zu Recht, welche Fichte in seinem Universitätsplan ausgesprochen hat, und werden immer von neuem als Aufgaben sich herausstellen, mag auch ihre Entwickelung und Lösung ferner Zukunft vorbehalten bleiben.

Schleiermachers Glaube an Preußen.

Niemand hatte mit der Vergangenheit gründlicher gebrochen als Schleiermacher, und niemand (selbst Fichte nicht) war fester entschlossen, sein Schicksal an Preußen zu ketten. Denn er habe nun einmal, so schreibt er an Friedrich von Raumer, außerdem daß er ein Deutscher sei, aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein. Solange die Wage noch schwankte, hatte er auf den Sieg gehofft, auch wenn er sich sagte, daß das Schicksal sich wohl vollenden und das alte Deutschland zertrümmert werden müsse, damit ein neues Deutschland entstehen könne. Selbst die Kriegskunst des neuen Cäsar war ihm noch im Winter 1807 nicht unbesieglich erschienen: weder was er von seiner Armee noch was er von der Verwaltung sah, machte ihm damals Sorge. Und vor allem, der Herrscher selbst hatte ihm, so schreibt er, „zu wenig den Sinn eines Königs“. Es schien ihm alles nur darauf berechnet zu sein, einen unsicheren Emporkömmling durch Benutzung jedes niedrigen Interesses zu befestigen. Wie hoch, wie herrlich waren die Projekte gewesen, mit denen er sich vor dem Ausbruch des Krieges getragen hatte! Ein nordischer Bund, eine Vereinigung des protestantisch-germanischen Europa, zu dessen Grundlagen als Pfand des gegenseitigen Vertrauens allgemeine Handelsfreiheit notwendig gehöre, und ein vereinigtes Militärsystem, das die Deutschen wieder zu Brüdern machen würde, hatten ihm vorgeschwebt. Das alles war nun mitsamt dem alten Reiche „in die Luft geflogen“. Auch seine Universität, in der er bereits eine so „wackere Werkstätte des deutschen Geistes“ hatte emporblühen sehen, war der Zerstörung

anheimgefallen, „ein rechtes Miniaturbild der Nationalvernichtung“. Dennoch gab er den Glauben an die Zukunft, an ein neues Deutschland und ein neues Preußen nicht auf. „Es muß nun“, so schreibt er, „eben so bleiben, bis irgend deutsche Waffen uns befreien; denn aus Bonapartes Gnade wieder hergestellt zu werden, würde uns wenig Segen bringen“.[1] Diese Gesinnung hatte ihn im Frühjahr nach Berlin geführt, aus ihr heraus hatte er im Sommer Vorlesungen über die Geschichte der alten Philosophie gehalten und auf die erste Kunde von dem Plan der neuen Universität beschlossen, es darauf zu wagen. Mit Freuden hatte er seine Zusage gegeben, als Nolte ihm die Berufung überbrachte.[2] Beyme freilich war nicht derjenige, dem Schleiermacher das große Unternehmen überlassen mochte. Seine Abneigung gegen die ihm zu trockene Natur des Mannes war, trotzdem er ihm den Eintritt in die akademische Laufbahn verdankte, nicht geschwunden. Auch schien sie ihm auf Gegenseitigkeit zu beruhen; und er war ganz überrascht, sich unter den Erwählten zu finden, nachdem ihm noch vor kurzem ein abschätziges Wort des Kabinettschefs über ihn selbst hinterbracht worden war.[3] Mag dies nun auch bloßes Gerede gewesen sein, so hatte Beyme doch jedenfalls noch kein näheres Verhältnis zu dem jungen Prediger und Professor, dessen Theologie auf Wegen ging, die von seinen in der Aufklärung wurzelnden Überzeugungen weit hinwegführten. Er hätte sonst doch wohl vielleicht auch ihm ein Gutachten abgefordert oder ihm wenigstens persönlich geschrieben, statt die Verhandlungen durch Nolte führen zu lassen.[4] Es scheint fast, als ob Schleiermacher die Übergehung übel empfunden habe. Wenigstens änderte er sein Urteil über den Geheimen Kabinettsrat nicht; noch im Oktober 1807 äußert er sich gegen Wolf sehr bitter und mit offenbarer Ungerechtigkeit.[5] Daß Wolf zur Einreichung eines Planes aufgefordert war, hat Schleiermacher sicherlich von ihm selbst, mit dem er noch sehr freundschaftlich stand, erfahren. In

Seine Berufung.

1) An Brinkmann, a. a. O. 134. Undatiert (etwa April 1807). Die Abfassungszeit ergibt sich aus den Angaben über das schwedisch-preußische Bündnis, die Deblockierung Stralsunds und das Vorrücken der schwedischen Armee.

2) So Nolte an Beyme, 19. September (K. M., a. a. O.).

3) Noch am 18. September schreibt er so an Gaß (Briefwechsel S. 72): „Vielleicht haben Sie sich gewundert über meine Zweifel, ob ich auch zu den glücklichen Berufenen gehöre. Allein ich weiß, daß sich Beyme neuerlich wieder gar mißvergnügt über mich geäußert hat: ich wäre doch ein Schwärmer, und es wäre eigentlich nichts mit mir“.

4) Andererseits hatte ja Beyme diesem die Verhandlungen mit den Theologen ganz überlassen: als ursprünglicher Theologe und Oberkonsistorialrat schien Nolte hierfür besonders berufen.

5) Halle, 12. Oktober. IV, 138: „Auch vielen Dank für die interessante Nachricht von Müller in Ihrem letzten Billet. Schwach ist der Mann unleugbar; aber höchst miserabel finde ich das ganze Verfahren in Memel, und so laut seine Kleinlichkeit herauszukehren, hätte ich doch dem Beyme nicht zugetraut. Man muß doch wünschen, daß sein Reich nicht lange währe, und sollte beizeiten daran denken, über die zu etablierende Kuratel [scil. der Universität] solche Vorschläge zu tun, die dem teueren Mann auf eine heilsame Weise die Hände binden.“

Halle, wohin er in der zweiten Oktoberwoche ging, wird er auch von den Gutachten der andern Kollegen gehört haben.[1] So beschloß er, das Wort auf eigene Verantwortung zu ergreifen und sich an die Öffentlichkeit selbst zu wenden: er schrieb seine „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne, nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende". Als Jahr des Erscheinens ist 1808 angegeben. Am 1. März war die Schrift bereits viel gelesen und muß daher im Februar oder schon früher herausgekommen sein. Begonnen aber und wohl auch vollendet wird sie bereits in Halle sein,[2] wo Schleiermacher bis Ende Dezember blieb.[3] Seine Absicht war anfangs gewesen, sie anonym zu veröffentlichen; weil, wie er an seinen Freund Brinkmann schreibt, er dadurch seine Gedanken freier heraus sagen könne. So war sie denn auch geschrieben und blieb so, nachdem er sich auf Georg Reimers, seines Verlegers, Wunsch, entschlossen hatte, die Anonymität fahren zu lassen.[4]

Seine „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne".

Unter den mannigfachen Schriften, die das große Unternehmen hervorrief, kann nur diese sich an Bedeutung mit Fichtes Universitätsplan messen. Keiner wußte von dem andern. Erst im Winter 1811/12, gelegentlich des Konfliktes mit dem Senat, der ihm das Rektorat kostete, hat Fichte Schleiermachers Schrift gelesen[5], und dieser Fichtes Plan, wenn überhaupt, erst nachdem er gedruckt war, also nicht vor 1817. Aber es ist, als ob ein jeder den andern im Auge gehabt und zu widerlegen gesucht habe: so verschieden, ja geradezu entgegengesetzt sind die Prinzipien, der Ideengang und die Ergebnisse beider Schriften.

Auch Schleiermacher will, wie sich versteht, das Leben der Idee gemäß gestalten, Staat und Gesellschaft mit dem Geist der Erkenntnis erfüllen. Aber dem Monismus Fichtes gegenüber baut sich bei ihm alles auf dualistischem Grunde auf. Für Fichte erzeugt die Erkenntnis, die Idee des reinen Seins selbst den Staat; und wie dieser aus ihrem Schoße hervorgeht, so ruht er fortan in ihr, als die

1) Der Tag der Ankunft läßt sich fast genau aus dem oben genannten Brief bestimmen, denn Schleiermacher schreibt, daß er die Deportierten bereits heimgekehrt gefunden und bei Niemeyer einen Besuch gemacht habe. Niemeyer kam aber am 9. Oktober abends zurück. Danach wird Schleiermacher am 10. oder 11. angelangt sein; vielleicht am 11., da er ja bereits von Wolf Nachricht erhalten hatte. Er hatte von Nolte Briefe an Schütz und Ersch überbracht: „woraus ich schließe, daß die neue Universität auch noch soll die alte Trompete [scil. die Allgemeine Literaturzeitung — Lieblingsausdruck Wolfs] vor sich herblasen lassen."

2) Reimer an Schleiermacher. Berlin, 11. November 1809: „Du sprichst von einer kleinen Schrift, die Du einsenden würdest und setzt es als bekannt voraus, daß ich davon wüßte; ich vermute also, es sei der Plan zur Einrichtung einer Universität. Ich will sie gern hier drucken lassen und zwar, damit Du durch den Druck nicht dort noch unnötig aufgehalten werdest, sonst hätte ich nichts gegen den Druck in Halle." Mscr. (in Schl.'s Nachlaß).

3) Siehe den Brief an Brinkmann vom 26. Januar 1808, IV, 143.

4) An Brinkmann, 1. März 1808, IV, 149, womit Schl. die Schrift übersandte.

5) So Fichte selbst in der Eingabe an das Ministerium vom 14. Februar 1812; Fichtes Leben II, 124.

Verkörperung des Logos, der in ihm sich auslebt und zu immer höheren Metamorphosen hinstrebt. Unmittelbare Betätigung ist Sinn und Ziel jeder Erkenntnis; und diesen Einklang zwischen Erkennen und Handeln festzustellen und in strengster Ausschließlichkeit festzuhalten, ist ihr Zweck: Bildung und Erziehung fallen für den Philosophen zusammen. Für Schleiermacher hingegen sind Staat und Wissenschaft nach Ursprung und Ziel einander entgegengesetzt: jener ist die Sphäre des Zwanges und der Macht, diese die der Selbständigkeit und Freiheit. Von der Not der Gegenwart, dem Unglück Preußens, der Versunkenheit des Zeitalters war Fichte ausgegangen: mit dem neuen Leben Preußen, dann Deutschland, am Ende die Welt zu durchdringen — darin sah er, der Nichtpreuße, der lange Jahre ein freund- und landloser Wanderer gewesen, Weg und Ziel seiner Reform. Schleiermacher dagegen, Preuße von Geburt und der sich niemals von dem vaterländischen Boden getrennt hatte, entwickelte seine Gedanken so, als ob er von der Gegenwart ganz absähe, und jedenfalls nicht mit der Beschränkung auf Preußen, sondern, wie schon der Titel sagt, im deutschen Sinne und im Gegensatz zu dem Fachsystem der napoleonischen Schulen. Die Frage, wo die neue Universität errichtet werden solle (für Fichte der Ausgangspunkt der Erörterung), verweist Schleiermacher in den Anhang; und die ganze Art seiner Beweisführung machte auf manche seiner Freunde (fast gegen seine Absicht) den Eindruck, als spräche er mehr gegen als für Berlin.[1] Alles führt er zurück auf die Idee der Wissenschaft als der aus freier Neigung, aus innerem Triebe entspringenden Erkenntnis. Der Wille zu wissen ist das Erste. Er ist das Allgemeinmenschliche, und darum ebensowohl das ganz Persönliche wie das Verbindende, Zusammenschließende. Denn der, den er beseelt, denkt nicht an sich allein, an die bloße Befriedigung des eigenen Wissens, sondern alsbald an die Ausbreitung dessen, was er erlangt hat. Mitteilung ist für ihn das Nächste, dem Lernen folgt unmittelbar das Lehren. Es ist aber nicht einer, sondern es sind viele, in denen dieser Wille lebt und der Durst nach Mitteilung des Erkannten erwacht ist. Und so führt sie der gleiche Wille zueinander. Dieser gemeinsame Wille und Entschluß schafft sich sodann die Form, in der er lebt und weiterschreitet: keine starre, unabänderlich eine Gemeinschaft, sondern nach dem Wege, den die einzelnen wandeln, dem Objekte ihrer Forschung und den Zielen, denen sie nachstreben, unterschiedene Gruppen und Arten.

Auf ihrer Bahn aber begegnen die zur Wissenschaftspflege Verbundenen dem Staate. Und dieser kennt nichts außer sich. Er ist nichts als Macht. Die Wissenschaft strebt ins Grenzenlose. Ihrer ist die Idee der Menschheit. Und nur die Sprache, also die Grenzen der Nation, legt ihrer Gemeinschaft Schranken auf. Der Staat aber verlangt die Absperrung, die Begrenzung. Sein Dasein ist

1) An Brinkmann, 1. März, S. 149.

auf Kampf gestellt. Wer ihm den Weg vertritt, den stößt er fort oder er bringt ihn unter sich, wenn er's vermag. Zwei Mächte also treten sich entgegen, die von Grund aus anderer Natur sind. Wann wird der Friede, die volle Eintracht zwischen beiden hergestellt werden? Erst wenn Pardel und Lämmer beieinander wohnen, am Ende aller Tage. Und dennoch, schon in dieser Zeitlichkeit, in der Welt der Realitäten und des Kampfes, können sie nicht voneinander lassen. Denn wie vermöchte der wissenschaftliche Verein zu bestehen, wenn ihm nicht der Staat seinen mächtigen Arm liehe, ihm Schutz und Erhaltung zusicherte? Und was könnte der Staat anfangen ohne die Wissenschaft und ihre Lehrer, die ihm die Beamten, die Richter, die Ärzte, die Theologen vorbilden, und der dadurch ebensosehr seine Macht erhalten und erhöhen muß, wie er nur durch ihre Vermittlung mit der allgemeinen Kultur in Verbindung bleiben kann. So ist denn zwischen ihnen ein unablässiges Sich-Suchen und Abstoßen, Kämpfen und Vergleichen. Der Staat bemächtigt sich des Wissens, das ihn über die Rivalen erhöht, ihm Glanz und Kräfte gibt; aber er will es zugleich beherrschen und einschränken: die Freiheit, die der Lebensodem aller Forschung ist, möchte er am liebsten unterdrücken, soweit sie ihm nicht selbst zu Diensten steht; die Kenntnisse kann er gebrauchen — an der Erkenntnis liegt ihm nichts. Er breitet vielleicht das Wissen, das auf seinen Schulen gefördert wird, über die eigenen Grenzen aus: um sein Ansehen, seinen Einfluß auszudehnen, friedliche Eroberungen zu machen. Oder er sperrt seine Grenzen ab, verbietet seinen Untertanen fremde Schulen, hält die Lehrer bei sich fest: um die durch sie vermehrte Kraft des Wissens für sich allein auszunutzen. Sein Reich ist eben nur von dieser Welt. Das Reich der Wissenschaft aber ist die Welt der Ideen, die keine Grenzen kennen. Ihren Jüngern, ihren Lehrern kommt es darauf an, das Bewußtsein von der notwendigen Einheit alles Wissens, von den Gesetzen und Bedingungen seines Entstehens, von der Form und dem Gepräge, wodurch eigentlich jede Wahrnehmung, jeder Gedanke zum Wissen wird, zu erwecken und zu verbreiten. Nur so können sie die Sicherheit in allen Kenntnissen erlangen, und die Gewähr, mit festem Schritt auf der rechten Straße dem rechten Ziele nachzugehen. Und so werden die zur Wissenschaft Verbundenen immer danach trachten müssen, sich möglichst zur Unabhängigkeit vom Staat empor zu arbeiten und nicht bloß die Anerkennung ihrer Freiheit von ihm zu erlangen, sondern ihm ein Stück ihres Wesens, die Grundsätze ihres Forschens, ja ihre Art zu denken selbst einzuimpfen.

Von diesen Begriffen aus gelangt Schleiermacher zu der Neubelebung aller Formen, welche die anderen mehr oder weniger verworfen hatten. Alles will er erhalten, weil er alles mit dem Geiste der Freiheit durchhauchen will: die Selbstregierung durch Rektor und Senat, die Eigenart und Abgrenzung der Fakultäten und die studentische Freiheit, so daß er auch den allseitig verpönten Verbindungen und selbst den Duellen in gewisser Weise das Wort redet; die Lehrordnung in

Vorlesungen, Seminarien und Konversatorien: das Wesen, die Kunst und das Ziel des Vortrages; die Jurisdiktion und die akademischen Würden.

Es versteht sich, daß er auch an der Trennung von Universität und Akademie, welche die andern (und keiner mehr als Fichte) aufheben wollten, festhält, und ebenso an der Absonderung des Gymnasiums als der Vorschule zur Universität. Jeder dieser drei Hauptformen des wissenschaftlichen Betriebes weist er eine besondere Sphäre an. Das Gymnasium muß einmal elementarisch den gesamten Inhalt des Wissens in bedeutenden Umrissen vorführen, sodann aber dasjenige besonders betreiben, worin die wissenschaftliche Form der Einheit und des Zusammenhangs am frühesten deutlich angeschaut werden kann. Darum sind (und hier trifft Schleiermacher, in der Praxis, mit Fichte zusammen) mit Recht Grammatik und Mathematik die Hauptgegenstände auf Schulen, ja wohl die einzigen, die mit einem Anklang von Wissenschaftlichkeit können vorgetragen werden. In der Akademie sind die Meister der Wissenschaft vereinigt. Sie sollen in einsamer Meditation alle vorhandenen Resultate erwägen, alle Andeutungen benutzen und neue Entdeckungen fördern: in philosophischem Geiste, von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte aus, und von dem Bewußtsein der Einheit aller Erkenntnis getragen. Die reine Philosophie aber, die Beschäftigung mit der Einheit und dem Zusammenhange aller Erkenntnisse, mit der Natur des Erkennens selbst, wird in ihren Arbeiten durchaus zurücktreten; denn wenn auf akademische Weise die Wissenschaften gemeinschaftlich sollen gefördert werden, so muß alles rein Philosophische schon so in Richtigkeit gebracht sein, daß nichts mehr darüber zu sagen ist. Es kommt der Akademie nicht mehr zu, auf dem Gebiete der eigentlichen Philosophie neue Wege einzuschlagen; das ist vielmehr die Aufgabe der Universitäten: weshalb auf und zwischen den Universitäten vorzüglich die philosophischen Streitigkeiten ihren Platz haben und auf ihnen vornehmlich die philosophischen Schulen sich bilden.

So steht die Universität in der Mitte zwischen Schule und Akademie. Sie ist gewissermaßen Nachschule des Gymnasiums und Vorschule der Akademie. Sie führt tiefer als die Schule in die einzelnen Kenntnisse ein, aber ihr Wesen liegt darin, die Idee der Wissenschaft in den mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, und sie so für diejenigen Gebiete der Erkenntnis auszurüsten, denen jeder sich besonders widmen will. Sie will die Gesamtheit der Erkenntnis darstellen, indem sie die Prinzipien und gleichsam den Grundriß alles Wissens auf solche Art zur Anschauung bringt, daß daraus die Fähigkeit entsteht, sich in jedes Gebiet des Wissens einzuarbeiten. Sie will das Lernen lehren; die Idee des Erkennens, das höchste Bewußtsein der Vernunft als leitendes Prinzip in dem Menschen will sie erwecken.

Das eigenste Wesen der Universität sieht auch Schleiermacher vorgebildet in der philosophischen Fakultät. Diese stellt recht eigentlich den wissenschaft-

lichen Verein dar. Die drei anderen sind auch ihm Spezialschulen, welche der Staat gestiftet oder wenigstens mehr als jene in seinen Schutz genommen hat. Sie entstanden aus dem Bedürfnis, eine unentbehrliche Praxis durch Theorie, durch Tradition von Kenntnissen sicher zu fundieren. Mag daher auch die philosophische Fakultät dem Range nach immerhin die Letzte bleiben, in der Tat ist sie die Herrin aller übrigen, und es wäre recht, daß alle Professoren, wenn auch nicht als Mitglieder, so doch als außerordentliche Lehrer bei irgend einem Zweige der philosophischen Fakultät verpflichtet wären. Denn alles beginnt mit der Philosophie; freilich nicht in der leeren Form der Spekulation, sondern nur insofern als sie die Aussicht eröffnet in die beiden großen Gebiete der Natur und der Geschichte, welche in der philosophischen Fakultät vereinigt sind.

Hierauf baut sich nun Schleiermachers Ansicht von Wesen und Zweck der akademischen Würden auf. Das Wesen des wissenschaftlichen Vereins fordert die Selbstergänzung — also muß es auch eine äußere Handlung geben, durch welche der einzelne aus der Masse der Lehrlinge abgesondert und in denselben aufgenommen wird. Dies kann naturgemäß nur bei dem Abschluß des Studiums erfolgen. Der Aufzunehmende muß beweisen, daß er den Geist der Wissenschaft als Prinzip in sich aufgenommen, und ebenso, daß er die Fähigkeit besitzt, die Wissenschaft weiterzubilden. Das eine geschieht durch die Disputation, wodurch er veranlaßt wird, seine Denkungsart und das Innere seiner Ansichten zu eröffnen; das andere durch die Dissertation oder durch eine Prüfung. Hier aber tritt eine Scheidung ein. Die einen werden nur so weit gelangen, um Kenntnisse und Fertigkeiten zu besitzen und Ehrfurcht gegenüber den wissenschaftlichen Prinzipien zu hegen; die anderen werden die Wissenschaft selbst fortbilden können. Jene sind die Magister, diese die Doktoren, die kraft ihrer Würde berechtigt sind, alsbald in den Kreis der Lehrer einzutreten. Sie müssen durch ihre Dissertation eine Spur von ihrem Dasein zeichnen, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Was der neue Doktor mit einer solchen Probe noch weiter verbinden will zum Beweise seines Talentes für das Lehrgeschäft, das hängt am besten von ihm selbst ab. Es mag ein gelehrtes Gespräch sein oder eine kleine Anzahl von Vorlesungen, oder auch eine Disputation, diese jedoch nicht unter eines andern Vorsitz, sondern so, daß er selbst als der Schiedsrichter zwischen den Streitenden auftritt.

Die Magisterwürde, so folgert Schleiermacher aus seinen Vordersätzen weiter, ist Sache der philosophischen Fakultät; und da jede Doktorwürde die des Magisters voraussetzt, so will er, daß diese von jedermann zunächst erworben werde. Sie selbst soll daneben nur die Würde des Doktors haben, die anderen Fakultäten aber außerdem noch zwei Grade: die Lizentiatur und das Doktorat. In der philosophischen Fakultät wird der Doktorgrad außer auf der Philosophie im engeren Sinne auch auf den realen Wissenschaften, die in der Fakultät

neben ihr, als dem Zentrum der Universität, enthalten sind, sich aufbauen lassen. Auf jeden Fall aber wird, wer in ihr die Würde des Doktors erhält, zum Doktor der Philosophie schlechthin ernannt werden müssen. Denn die Fakultät, welche vorzugsweise die Einheit aller Wissenschaft repräsentiert, muß auch in ihren feierlichen Handlungen diese Einheit bestimmt aussprechen.

Geschichtlich wird sich das alles nicht viel weniger anfechten lassen als Fichtes Luftgestalten. Es war eine Idealisierung des historischen Verlaufs, der die Wirklichkeit nirgends entsprochen hatte. Keine deutsche Universität war jemals aus der freiwilligen Vereinigung gelehrter Männer hervorgegangen. Sie alle waren Gründungen von Fürsten, und dienten dem politischen, und von Anfang an dem territorialen Interesse. Es kam ihren Gründern wirklich nur darauf an, Lehrer, Theologen, Ärzte, Juristen für ihr Herrschaftsgebiet, ihren Staat zu gewinnen; auf Kenntnisse viel mehr als auf Erkenntnis war ihre Absicht gestellt. Das gilt ebensowohl für die Universitäten seit der Reformation wie für diejenigen, die noch im Schoße der mittelalterlichen Kirche geruht hatten, bis zurück zu der Mutteruniversität der abendländischen Christenheit in Bologna. Und wenn in den ältesten Hochschulen das korporative Prinzip stärker ausgebildet war als in den Gründungen späterer Epochen, so verdankten sie das gewiß nicht dem Trieb nach freier Erkenntnis, in dem Schleiermachers Romantik den Ursprung aller wissenschaftlichen Arbeit und ihrer Organisation erkennen wollte, sondern sie wurzelten in einer Weltanschauung, welche die Verneinung des individuellen Lebens war, mit dem Schleiermachers eigene Weltansicht stand und fiel. Der Staat, welchen Schleiermacher als den Gegner seines Universitätsideals meinte und dessen Einfluß er zerbrechen wollte, war nicht der Staat an sich, sondern der Staat seiner Zeit, der Staat des achtzehnten Jahrhunderts, der sich des geistigen Grundes, auf dem er ruhte, nicht mehr bewußt war und mit seiner mechanisierenden Ordnung, in der alles nur auf den unmittelbaren Nutzen und zahlenmäßige Machtanhäufung abzielte, die in der Tiefe ruhenden und zum Lichte drängenden Triebkräfte ignorierte oder unterdrückte.

Schon aber war dieser Staat bankrott geworden. Wenn Johann Jakob Engel von der Gründung einer großen Lehranstalt in Berlin Vorteil für Preußen erwartet hatte, so hatte er noch ein Recht dazu gehabt, weil zu seiner Zeit Preußen in der Tat als die leitende Macht auf politischem wie auf geistigem Gebiete allgemeine Anerkennung fand. Die Vorschläge dagegen, welche Schmalz und die andern entwarfen, kamen bereits post festum: sie waren veraltet in dem Moment, wo sie niedergeschrieben wurden. Denn das alte Preußen war soeben zusammengestürzt, und schon ward der Grundstein zu dem neuen Staate gelegt, der, gleich Schleiermachers Plänen, die Freiheit von der alten Bevormundung, das Zusammenwirken von Volk und Regierung, den Zusammenschluß mit dem Genius der Nation anstrebte. Die Gedanken Schleiermachers waren, wie sehr er

sie auch mit dem ehrwürdigen Schimmer einer erträumten Vergangenheit umkleiden mochte, in ihrem Kern die lebenskräftigen und die eigentlich modernen.

Weshalb Beymes Plan scheiterte.

Als Schleiermachers Schrift in die deutsche Leserwelt eindrang, waren freilich die frohen Hoffnungen, mit denen er den Gedanken an eine Hochschule in Berlin ergriffen hatte, bereits erlahmt; das Unternehmen war ganz ins Stocken geraten und schien nahezu aufgegeben zu sein.

Die Ursachen davon konnten oder wollten die zur Universität Berufenen nur in persönlichen Momenten sehen, und so pflegt man auch heute noch die Schuld, sei es der Unzulänglichkeit Beymes und seines Helfers, des Oberkonsistorialrats Nolte, sei es der Abneigung Steins gegen das ganze Projekt, oder auch dem Konflikt zwischen den beiden Staatsmännern und der Verdrängung Beymes von seinem Posten durch den neuen Minister zuzuschreiben.

Was nun Stein betrifft, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er dem Plan wenig günstig gewesen ist. Die Berliner Luft behagte dem rheinischen Reichsfreiherren überhaupt nicht. Seine Sittenstrenge nahm Anstoß an dem lockeren Leben, das den höheren Kreisen der Residenz nachgesagt wurde; noch in seinem Alter hat er mit Unwillen an die Ausgelassenheit der Offiziere von dem Regiment der Gensdarmes in den Jahren vor Jena zurückgedacht; er teilte durchaus die weitverbreitete Befürchtung von dem sittenverderbenden Einfluß der großen Stadt auf die studierende Jugend.[1] So sprach er sich gegen Wolf aus, als er ihn auf der Durchreise durch Berlin nach Memel mit Johannes Müller empfing. „Bedenken Sie", rief er ihm entgegen, „wie viel Bastarde das hier jährlich geben würde"; er hatte den sonderbaren Einfall, Potsdam als Ort der Universität in Vorschlag zu bringen.[2] Indessen ließ er sich, wenn Wolf

1) Selbst Alexander von Humboldt äußerte Bedenken. Am 19. Oktober 1808 schreibt er an Schütz: „Ich zweifle nicht, daß die neue Universität schnell aufblühen werde, ob es gleich zu bedauern ist, eine kräftige Jugend, der unser Vaterland mehr als je bedarf, den Elendigkeiten des bürgerlichen Lebens so nahe aufwachsen zu sehen. Es wird das wichtige Problem gelöst werden, ob der Ort der Universität Seichtigkeit, oder die Universität dem Orte Stärke und Fülle geben werde" (cit. bei Köpke, 50).

2) Über diese Zusammenkunft haben wir ein Memoire Wolfs vom 10. März 1808 (Urkbd. Benutzt Köpke 41; z. T. gedruckt bei Arnoldt, Wolf 207) und die gleichfalls auf ihn zurückgehenden Angaben in dem Reisebericht eines Engländers John Russel (A tour in Germany usw., 2 vols., Edinb. 1835. Auch deutsch. Abgedruckt z. T. bei Körte II, 16): zwei nicht eben sichere Quellen, für die ich im einzelnen darum nicht haften möchte. Stein kam am 18. September abends in Berlin an und ist wahrscheinlich schon am 21. weitergereist. Die Besprechung mit Wolf wird daher am 19. oder 20. stattgefunden haben. Am 19. aber, nachts 2 Uhr, hat Wolf, wie wir sahen, die zweite Denkschrift vollendet, bezw. den Begleitbrief dazu an Beyme, worin er diesen, als den für die Ausführung des Planes einzig Geschickten, wir wissen wie, angehimmelt hatte. Darum braucht man noch nicht, wie es geschehen ist, anzunehmen, daß Wolf damals sogleich von dem einst allmächtigen Kabinettsrat abgerückt und zu seinem Gegner übergegangen sei. Pietät war gewiß

recht berichtet hat, durch dessen bessere Gründe überzeugen, und hat jedenfalls, wenn nicht seine Abneigung, so doch seinen prinzipiellen Einspruch bald aufgegeben.[1] Im übrigen hatte er selbst mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun, die vielmehr Beyme in der Hand behielt, der trotz seiner Ernennung zum Chef-Präsidenten des Kammergerichts in Memel und im Kabinett blieb. Und daß dieser der Mann war, um ein solches Unternehmen, wenn er nur freie Bahn hatte, durchzuführen, daß er auch Schwierigkeiten, wenn er nur die erforderliche Macht besaß, beseitigen konnte, hatte er bei der Reorganisation Halles zur Genüge bewiesen. Auch an dem guten Willen fehlte es ihm gewiß nicht. Noch im Dezember schreibt er an Nolte, indem er neue Berufungen in Erwägung zieht und zugleich über die unüberwindlichen Hemmungen klagt, von dem hohen Interesse, das es ihm gewähre, sich mit jenem darüber, als über „ein Leben der Hoffnung", zu unterhalten.[2]

Die Gründe für das allmähliche Versagen und Versanden des Beymeschen Planes sind höher zu suchen, in der Sphäre der großen Politik. Von Anfang an

nicht seine Tugend, aber einer solchen Felonie, fast in derselben Stunde das Entgegengesetzte zu tun, halte ich ihn doch nicht für fähig. Auch konnte er von dem, was 14 Tage später geschah, noch nichts wissen, und höchstens vermuten, daß es mit Beymes Macht bald aus sein werde. Denn Stein wird ihm kaum etwas von seinen Absichten verraten haben. Und schließlich ist Beyme ja, wenn er auch den Einfluß im Kabinett verlor, Einrichtungskommissar der Universität geblieben.

1) Auswärtige Zeitungen (die Hamburger, die Augsburger Allgemeine) berichteten schon im Oktober mit sichtlichem Behagen, daß die Berliner Pläne, seitdem der Herr von Stein, „der strenge Finanzier", der zunächst die dringendste Notdurft befriedigen wolle, Generalkontrolleur sei, „in ihre Elemente zerflössen". Aber schon am 14. November schreibt Spalding mit Bezug darauf an Schleiermacher (IV, 142): „Letzteres hat, wie Sie vielleicht wissen, schon längst aufgehört. So kommen oft die Gerüchte erst dann in die Zeitungen, wenn sie längst nicht mehr geglaubt werden in ihrem Kreise. Aber ich denke, man kann niemand bei uns einen Vorwurf machen, da der Boden noch immer nicht geräumt ist. Wir brüten hier in dumpfem Erwarten, und die Hoffnungen beruhen auf den Temperamenten der Einzelnen". Vgl. auch Wolf an Johannes Müller, 9. Dezember (IV 371); Fichte an Beyme, 2. Januar (Köpke 181); Schleiermacher an Brinkmann, 29. März (Aus Schl.'s Leben IV 155).

2) An Nolte, 17. Dezember (K. M. Berlin I, 1). Er dachte an den Physiker Gilbert (den „guten, fleißigen Gilbert") und an den „exzellierenden" Fischer vom Berliner Gymnasium. Gilbert ging 1810 nach Leipzig. Fischer, Akademiker, trat 1810 als Extraordinarius der philosophischen Fakultät bei. Nolte hatte als Ersatz für Müller Bredow in Helmstädt vorgeschlagen, der allerdings schon einen Ruf nach Königsberg erhalten hatte; er war damals in Paris, wo er für eine Ausgabe der antiken Geographen sammelte. Beyme meinte darauf, das würde eine „wahre Acquisition" sein; und Nolte trat mit Bredow, der, ein geborener Berliner, gerne gekommen wäre, in Korrespondenz. Bredow kam dann nach Frankfurt und Breslau. Nächst ihm dachte Beyme an Ancillon und den jüngeren Delbrück (Ferdinand), vom Berlinischen Gymnasium. Als Theologen hatte, schon am 20. September, Nolte noch Knapp in Halle vorgeschlagen, mit dem er dann auch verhandelte, ferner Ammon in Erlangen für die Exegese des Neuen Testaments, und für die Homiletik als eventuellen Ersatz für Niemeyer Propst Ribbeck; mit besonderem Nachdruck auch den jungen Immanuel Bekker, den ihm Geheimrat Wolf außerordentlich gerühmt habe. Bekker war Inspektor des Philologischen Seminars in Halle gewesen.

hatte man die Eröffnung der Universität von der Rückkehr des Hofes und der Regierung nach Berlin abhängig gemacht. Weil man diese wenige Wochen nach dem Friedensschlusse bestimmt erwartete, hatte man den Beginn der Vorlesungen auf den Herbst, spätestens den Frühling 1808 verlegen zu können geglaubt. Nun waren, infolge der Schwierigkeiten, welche die Abzahlung der Kriegskosten verursacht hatte und jahrelange Verhandlungen bis ins Unerträgliche steigern sollten, die fremden Truppen im Lande geblieben. Unmöglich aber konnten der König und seine Regierung in der Hauptstadt residieren, solange darin ein französischer Gouverneur gebot. Dies allein ist die Ursache für den Aufschub gewesen.[1] Aufgegeben ist der Plan, solange er wenigstens Beyme anvertraut war, überhaupt nicht. Mit Recht konnte dieser im Februar an Fichte schreiben: „Der einmal gefaßte Beschluß, in Berlin eine Universität zu errichten, hat nie auch nur einen Augenblick gewankt und steht jetzt noch fest." Wir begreifen jedoch, in welche Verlegenheit und Kümmernis Beyme geriet, als er sich von dem Lieblingsgedanken so vieler Jahre hinweggedrängt und von den durch ihn Verpflichteten bestürmt sah, seine Versprechungen und die Hoffnungen, die er ihnen erregt, wahr zu machen. Anfangs hatte er, pünktlich, wie er gewohnt war, alle Anfragen Noltes umgehend erledigt. Seit Neujahr aber ließ er seinen Rat wochenlang auf Antwort warten. Er entschuldigt sich am 26. Februar mit der „Verzögerung des Schicksals unseres Vaterlandes"; Nolte möge fortfahren, bereites Material zu liefern: „wenn es dann zum Bau kommt, wollen wir nicht feiern."

Herstellung der Universität in Halle.

Und während dieses Hangens und Bangens in Berlin und Memel fing für die Verlassenen in Halle die Sonne wieder an zu scheinen. Niemeyer selbst war der Bringer froherer Zeitung gewesen; seine kluge Diplomatie hatte, wider alles Hoffen und Erwarten, das schlimme Geschick, das ihn mit der Deportation im Mai getroffen, in lauter Glück für ihn und seine Universität verwandelt. Aus Paris freilich war er, wie wir wissen, noch ohne eine feste Antwort abgereist, und in dieser ungewissen Stimmung sahen wir ihn noch auf der Reise, die ihn von Köln rheinaufwärts führte. In Frankfurt aber empfing er Briefe, die ihm die Wege wiesen. Allerdings nach zwei Seiten hin. Denn einmal fand er dort den Antrag Noltes, nach Berlin zu kommen, der ihm von Halle nachgeschickt war, vor; daneben aber auch eine Einladung des Grafen Beugnot, mit dem er soeben in Paris verhandelt hatte, nach Kassel, wo jener jetzt das neue Königreich organisierte, zu dem seit dem Juli auch Niemeyers Stadt und Universität gehörten. Wie unerwartet nun die erste Einladung für Niemeyer war, so wenig konnte ihn die zweite überraschen; denn er selbst hatte dem französischen Minister, der schon

1) In diesem Sinne schreibt Beyme am 17. Dezember seinem Kommissar an der genannten Stelle: „Bevor wir mit dem Abschluß über die gänzliche Räumung des Landes von den Franzosen aufs Reine sind, wage ich kaum noch einen oder den andern Vorschritt zu tun; aber mit Ihnen mich darüber zu unterhalten, ist mir als ein Leben der Hoffnung höchst interessant."

vor ihm von Paris abgereist war, von dorther den Wunsch brieflich ausgesprochen, ihn in Kassel besuchen zu dürfen. Ohne langes Zögern machte er sich darum auf den Weg nach der westfälischen Hauptstadt.[1] Was er dort hörte, klang immer noch nicht sehr tröstlich und kaum entgegenkommender, als was ihm in Paris gesagt war. Graf Beugnot hatte, wie Niemeyer gleich bemerkte, sowohl über die Hallischen Institute, Universität und Franckische Stiftungen, als über seine eigene Person Nachrichten eingezogen, und äußerte sich nun so, als sei er überzeugt, daß Niemeyer den westfälischen Dienst verlassen und den preußischen erwählen werde: er habe sich ja der besonderen Gnade seines Königs zu erfreuen gehabt, der, als er durch Halle gekommen (es war in den Tagen vor Jena gewesen) das Quartier in seinem Hause genommen habe; an einer Anstellung in Preußen werde es ihm nicht fehlen; man werde dort vielleicht mehr für ihn tun, als man ihm in Kassel bieten könne. Es scheint, als ob der Minister mit diesem Drücker auf die Berliner Universitätspläne hat anspielen wollen, die überhaupt wohl (neben der Rücksicht auf die Franckischen Stiftungen) ganz besonders auf Halles Restituierung eingewirkt haben werden. Darüber konnte ihn ja nun Niemeyer beruhigen. Er erwiderte, daß die Dankbarkeit gegen den König von Preußen in seinem Herzen unauslöschlich sei: auch dürfe er, nach einem bereits in Frankfurt erhaltenen Schreiben, an einem Ruf dahin nicht zweifeln; aber seine Anhänglichkeit an die väterlichen Stiftungen und die Universität Halle sei ebenso unwandelbar, und er würde sich nur dann von ihnen trennen, wenn er die Hoffnung, ihnen nützlich zu bleiben, aufgeben müsse. Aber eben hierüber konnte ihm Graf Beugnot nichts sagen. Er wies vielmehr auf die geringen Fonds der Hallischen Anstalten und auf den schlechten Geist hin, der von jeher an dieser Universität geherrscht und sich schon vor alters in der Vertreibung des Philosophen Wolf manifestiert habe, sowie auf die übergroße Zahl von Hochschulen, die man schon im Lande habe und die außerdem eigene Fonds und mehr Ansehen als Halle besäßen. „Sehen Sie selbst", so äußerte er zu seinem Kollegen, dem Justizminister Siméon, der zugegen war, indem er auf eine Landkarte deutete, die auf dem Tisch lag, „ob in einem so beschränkten Reich fünf hohe Schulen bestehen können." Der ruhige und für die deutsche Gedankenwelt lebhaft interessierte Siméon kam dem Professor zu Hilfe. „Wenn wir", erwiderte er, „die Mittel finden, sie zu erhalten — warum nicht? Die Universitäten sind der Herd der Gelehrsamkeit, und je mehr Gelehrsamkeit im Lande, desto besser für das Land. Es kommt nicht auf die Menge der Studierenden an. Je mehr Lehrstühle vorhanden sind, desto mehr gute Köpfe werden darauf Aussicht haben und sich bestreben, sie auszufüllen." Aber über wohlwollende Worte kam auch er nicht hinaus. Offenbar wollten die beiden Minister sich zunächst Niemeyers

1) Darum kann der innere Kampf, den er bestanden haben will (a. a. O. S. 473f.), als er Noltes Schreiben erhielt, nicht so arg gewesen sein.

und seines großen Einflusses versichern; sie verschoben alles auf die Ankunft Seiner Majestät, die nicht lange ausstehen werde. Und so machte sich der Professor, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, auf den Heimweg; am 9. Oktober, „in stiller Abendstunde", kam er in seiner Stadt wieder an. Dem entsprach es, wenn er die Brücke nach Preußen noch nicht sogleich abbrechen mochte: gleich am nächsten Tage richtete er nach Memel und an den König selbst ein Schreiben, in dem er um Aufschub seines Entschlusses bat; der ihm denn auch am 7. November in gnädigen Worten gewährt ward.[1]

Der November ging noch in der Ungewißheit hin. Dann aber wandte sich das Blatt. Am 8. Dezember hielt König Jérôme seinen Einzug in seine Hauptstadt, und schon am Tage vorher verkündigte der Intendant in Halle, Herr von Clarac, Niemeyers Hausgenosse[2] und längst tätiger Fürsprecher[3] für Stadt und Universität, dem Senat die Wiederherstellung aller derjenigen Professoren in ihre alten Gehälter vom 1. Oktober ab, welche an diesem Tage noch in Halle gewesen waren. Er forderte die Universität auf, Abgeordnete nach Kassel zur Huldigung zu schicken. Es verstand sich, daß Niemeyer der an erster Stelle dazu Berufene war. Neben ihm, als der beste Franzose an der Universität, der alte Geheimrat Eberhard. Als dieser sich durch Krankheit verhindert sah, ließ sich der immer muntere und allen Skrupeln abgeneigte Voigtel gern bereit finden.[4] Ihnen schloß sich auch Reil an, der nun, da er sich einmal in Halle zu bleiben entschlossen hatte, in Kassel die Durchführung seiner medizinischen Reformpläne suchte, die ihm das verarmte Preußen nicht mehr bieten konnte.

Schon vor dem 20. Dezember (dem Tag, zu dem die Huldigung ausgeschrieben war, die dann aber bis Neujahr hinausgeschoben wurde), nahezu gleichzeitig mit

1) Nur die Kabinettsordre hat Niemeyer in seinem Reisebericht mitgeteilt, IV, 2, 487.

2) Zwölf volle Monate wohnte er bei ihm.

3) Auf seine Veranlassung hatte die Universität schon am 30. Oktober eine von Eberhard [illegible] Eingabe an die Regierung in Kassel gerichtet, worauf aber auch nur wieder unbestimmte Antwort erfolgt war. S. Schrader II, 11. Daß auch dabei Niemeyer besonders tätig gewesen, bedarf keines Wortes.

4) Er hatte sich schon (etwa gleichzeitig mit der Eingabe der Universität vom 30. Oktober) persönlich an Beugnot gewandt, worauf dieser am 18. November geantwortet hatte (gedr. Niemeyer S. 565; vgl. 485); vielleicht besaß er besondere Beziehungen zu dem Minister. Beugnot kündigte ihm bereits die Gehaltsauszahlung vom 1. Oktober ab an. Über die Eingabe der Universität schreibt er: „J'ai reçu un très bon mémoire sur l'université. Vous pouvez donner à MM. vos collègues l'assurance, que je l'ai lu avec beaucoup d'attention et d'intérêt. Il a eu pour moi cet attrait particulier, qu'il est écrit en langue française, et avec une pureté, qui ferait honneur à un bon écrivain de mon pays." Für Eberhard gewiß sehr schmeichelhaft. „Die deutschen Gelehrten die jenseits der Elbe wohnen, äußern einen Sklavensinn, freuen sich des Zustandes der Unterdrückung, in welchem sie leben, und predigen durch Sophismen einen Sündenschlaf — zu diesen Feinden des Wahren und Edlen rechne ich Herrn Voigt [lies Voigtel] in Halle, Herrn von Benzel, Herrn von Aretin, den Verfasser der ‚Ansichten der Vergangenheit und der Aussichten in die Zukunft' usw." So Stein, aus der Verbannung, an Scheffner, Brünn 7. Februar 1810, Pertz II, 416. Scheffners Antwort ebd. 419.

dem neuen Staatssekretär des Königreichs, Johannes von Müller, der aus Paris herbeigekommen war[1], langten die drei in Kassel an, wo aus allen Provinzen die Deputierten zusammenströmten, Adel, Bürgerschaftsvertreter und die Kollegen von den Universitäten, um sich an der neuen Sonne zu wärmen. Diesmal hatten die Hallenser über nichts zu klagen. Beugnot und Siméon begegneten ihnen mit größtem Wohlwollen, Johannes Müller mit dem gewohnten Überschwang der Freundschaft, obschon gerade er, dem, wie Niemeyer zu sehen glaubte, Göttingen und Helmstädt näher am Herzen lagen als die „arme Friederike", sich in bezug auf ihre Universität sehr zurückhielt. Aber von höchster Stelle aus erhielten sie bald volle Beruhigung. Bei der Audienz am 23. Dezember wurden sie dem jungen König als die allerersten vorgestellt und fanden wohlwollendes Gehör. Ein leichter Hinweis auf die Übeltaten der Studenten fehlte nicht, auch nicht die Mahnung, von der Politik die Hände weg zu lassen. Sonst aber war Jérôme ganz Huld und Gnade: er werde, in dem guten Vertrauen, daß die Professoren in diesem Geiste wirken und so dem Vaterlande geschickte und treue Bürger erziehen würden, gerne Protektor der Universität sein, auch alle ihre Privilegien, soweit sie mit der Konstitution verträglich wären, nicht nur erhalten, sondern auch vermehren. Die erste Anwendung dieses Grundsatzes war dann freilich, daß Minister Siméon Niemeyer, schon am Morgen des Huldigungstages selbst, mit der Nachricht überraschte, daß ihn der König zum Kanzler und zum beständigen Rektor der Universität mit 4000 Franks Zulage ernannt habe. Ablehnung war ausgeschlossen, und so kam Niemeyer nicht bloß als der Restitutor, sondern auch als der Diktator seiner Universität nach Halle zurück. Dennoch waren ihm seine Kollegen nicht gram. Ihm allein schuldeten sie die Herstellung ihrer Alma Mater; sie begrüßten ihn mit Dank und Freude; sowie auch er in dem überraschend glücklichen Ausgang seines Konfliktes mit der Macht Napoleons eines der glücklichsten Ereignisse seines Lebens gesehen hat. Er hatte die Freude, daß auch der König, bei dem er jetzt um seine Entlassung einkam, diese in ungemein gütiger Form gewährte.[2] Aber mit dem großen Minister Friedrich Wilhelms hatte der geistliche Diplomat es verdorben. Stein hatte ihm gerade jetzt den Antrag zukommen lassen, „eine Stellung in dem geistlichen und im Schuldepartement zu übernehmen, die ihm den weitesten Wirkungskreis eröffnen würde"[3] — mit andern Worten, er hatte

1) Niemeyer 490. Müller traf am 19. Dezember ein (Werke VII, 325).

2) 27. Januar. Gedr. Niemeyer 500.

3) So Niemeyer selbst, S. 499. Schrader sagt ausdrücklich (leider ohne Quelle), man habe ihm als Staatsrat mit 5000 Talern Gehalt die Leitung des öffentlichen Unterrichts anvertrauen wollen. Nach ihm geschah dies noch vor Schluß des Jahres; nach Niemeyers Erzählung kreuzte sich der Antrag mit seinem Entlassungsgesuch. Aber als den, der den Antrag gemacht habe, nennt der Historiker der Hallischen Universität — Wilhelm von Humboldt. Humboldt erfuhr es, wie wir aus einem seiner Briefe an Nicolovius wissen (Burgörner, 17. Dezember 1809), zwei Jahre später aus Niemeyers eigenem Munde: „In Halle sah ich Niemeyer, weil er mich

ihm das Amt angeboten, das ein Jahr darauf Wilhelm von Humboldt übernahm. Aber nun waren die Würfel gefallen. Ein Zurück gab es für Niemeyer nicht mehr; er hatte sein Wort gegeben und mochte auch wohl die Schwierigkeiten so neuer und viel verzweigter Aufgaben und Verhältnisse scheuen. „Im tiefsten, mit Wehmut gemischten Gefühl der Dankbarkeit", so erzählte er, habe er dies „dem hochverehrten Minister" eröffnet. Aber dem grimmigen Hasser der Wälschen gewann er damit nichts ab: Stein würdigte ihn keiner Antwort.[1]

Wolf fordert seine Entlassung.

Man hatte sich in Kassel beeilt, die große Nachricht an die Öffentlichkeit zu bringen; schon vor Jahresschluß wußte man es in Berlin. „Mit gemischten Gefühlen" meldete es Nolte am 31. Dezember seinem Chef. Ganz ungemischt hingegen waren die Empfindungen, in die Wolf dadurch versetzt wurde. Das also war das Ergebnis aller seiner Berechnungen — er hatte sich gründlich zwischen zwei Stühle gesetzt. Die Universität, der er den sicheren Untergang prophezeit, die er, wie die Ratte das sinkende Schiff, verlassen hatte, hob sich plötzlich wieder empor, und der Plan, dessen Vater zu sein er sich gerühmt, den er sich so ganz nach seinen Wünschen zurecht gezimmert hatte, drohte ins Wasser zu fallen. Die alten Kollegen, die er verachtet, die er nicht würdig gefunden hatte mit sich hinüberzunehmen, waren wieder in den Genuß ihrer Stellen und Einkünfte gesetzt, und er hatte das Nachsehen. Seine Seele kochte; es war in ihr nichts als Wut und grimmiger Hohn. Schon am 9. Dezember hatte er, im Vorgefühl des nahenden Unheils, auf die Nachricht von jener Ankündigung Claracs,[2] die ihn des Hallenser Gehalts beraubte, gegen Johannes Müller sich aufs bitterste ausgelassen: „Für die Anhänglichkeit, die mancher an

bis Rothenburg begleitete, viel. Ich wußte nicht, was ich jetzt von ihm erfahren, daß ihm meine Stelle angeboten worden ist, und er sie ausgeschlagen hat. Daß ihm jetzt sehr daran gelegen ist, nicht vergessen zu werden, ist offenbar. Nicht daß er Lust hätte, jetzt zu gehen, aber er sagt mit Pindar: ‚Zwei Anker sind besser denn einer'" (R. Haym, Briefe von W. v. H. an G. H. L. Nicolovius, S. 8). Ein Brief Niemeyers an Stein vom 16. November 1807 mit Steins Antwort vom 19. Dezember im Urkb. Ebd. das Entlassungsgesuch Niemeyers an den König vom 11. Januar 1808. Im C. M. (C. M. I, 1) ein Brief Niemeyers an Beyme (oder an Nolte?) vom 23. Oktober 1807. Aufklärung verschafft dies alles noch nicht. Sehr charakteristisch sind die Bemerkungen, welche Wilhelm von Humboldt und seine Gemahlin über den alten Lehrer Karolinens austauschten, 7. und 17. Januar 1810 (Briefwechsel 314. 319).

1) Daß ihm der Übertritt auf die westfälische Seite jenseits der Elbe auch sonst vielfach verdacht sei, deutet Niemeyer in seinem Reisebericht mehrfach an, dessen Tendenz es gerade ist, die ungünstigen Urteile durch eine „aktenmäßige Darstellung" zu entkräften. Auch zu Schleiermachers Freunden gehörte der Kanzler nicht. Übrigens waren die anfangs so hoch gespannten Hoffnungen der Deputierten schon in Kassel ziemlich herabgestimmt, und die Entwickelung der Universität in den folgenden Jahren entsprach auch bescheidenen Erwartungen nicht.

2) So darf man aus der Zeitdifferenz von zwei Tagen schließen. Vielleicht war es ihm durch Schleiermacher gemeldet worden.

den preußischen Staat bis jetzt und in den bedenklichsten Zeiten bewiesen hat, fängt das Schicksal an kräftig zu strafen. Zu dem Ihnen bekannten Plane stimmte zwar schon längst auch der M. v. St., aber niemand tut Schritte zur Vorbereitung der Ausführung, selbst nicht solche, wozu niemand die Kraft beschränkte. Ich habe mir daher nun vorgenommen, in kurzem unter verschiedenen Wahlen, die ich noch habe, ohne alle Anfrage zu entscheiden, und am Ende ist's mir gleichgültig, ob ich in Norddeutschland oder in München, oder auf einer russischen Universität in Nachbarschaft von Tomi mein ohnehin nie leichtes Leben beschließe." Mit der Anspielung auf Ovids Geschick meinte der große Humanist den Ruf nach Charkow, den er im September erhalten, aber schwerlich je anzunehmen gedacht hatte; noch vor Schluß des Jahres (26. Dezember) schrieb er dorthin ab. Als nun aber die schlimmen Nachrichten aus Halle kamen, hielt er nicht mehr an sich; am 5. Januar 1808 wandte er sich an den König mit der Bitte, ihn seines Dienstes zu entlassen, so jedoch, daß ihm die akademische Pension bleibe bis zu dem Augenblicke, wo er eine auswärtige Stelle erlange oder „den Wink erhalte, zu der geistigen Wiederbelebung des Staates kräftig mitzuwirken".

Wird zum Bleiben bestimmt.

Bei Hofe fühlte man sich durch die Untreue des Mannes, den man einst mit so viel Gunst und Geld bedacht hatte, tief verletzt.[1] Aber man durfte es den großen Gelehrten nicht entgelten lassen; was gegen Müller zu der Zeit, als sich die Professoren für die neue Hochschule von allen Seiten anboten, erlaubt gewesen, ging in diesen Wochen wachsender Verlegenheit nicht mehr an. Dahin ging auch Niebuhrs Rat, der in Berlin Wolfs falsches Treiben mit ansah, wie sehr er im übrigen die Auffassung seiner Regierung teilte: „Ich glaube", schrieb er an Stein, „daß man seine Flecken, wären sie auch noch so schwarz, sich selbst verhüllen muß, um nicht minder zu wünschen, daß er erhalten werden könne. Für einen, den er moralisch verderben mag durch Umgang und Äußerungen, erhebt er doch gewiß viele auf den Weg zum höheren Leben, der nur durch das Altertum führt. Möchte das beherzigt werden, und daß wir ihn schlechterdings nicht ersetzen können: auch daß es für das Ausland nicht gut aussieht, wenn wir ihn uns nehmen lassen, wofern es möglich ist, ihn zu halten."[2] So verstand sich der König dazu, zwar kein Geld zu schicken (denn die Kassen waren leer), aber ein Handschreiben an den Desertionslustigen zu richten, in dem er in ungemein gnädigen Ausdrücken sein Wort dafür zum Pfande gab, daß er jenem auf alle Fälle einen angemessenen Wirkungskreis mit dem zugesicherten Gehalte zu seiner Zeit anweisen werde: „Ich finde es auch billig, die größere Kostbarkeit des Aufenthalts zu Berlin im Vergleich zu Halle, wenn

1) Beyme an Nolte, Königsberg, den 26. April 1808, K. M. a. a. O. I. 1.
2) 4. Januar; Pertz, Stein II, 87.

sie nicht durch ein reichlicheres Honorarium für Kollegien aufgehoben werden sollte, durch eine angemessene Gehaltszulage auszugleichen, und werde hierauf, sowie überhaupt auf alles dasjenige gern Bedacht nehmen, was Euch die notwendige Heiterkeit versichern und Euch in den Stand setzen kann, Euch ferner ganz den Wissenschaften zu widmen und dafür zu wirken. Hiernach sehe Ich Eurer ferneren Erklärung entgegen als Euer gnädiger König." Dies machte nun doch auf Wolf (falls es ihm, was noch zu bezweifeln, überhaupt mit dem Entlassungsgesuch Ernst gewesen ist)[1] Eindruck. Er widerstand auch der Lockung nach Halle, die jetzt der zum Unterrichtsminister König Jérômes ernannte Johannes Müller an ihn ergehen ließ[2], und erklärte dem König, freilich unter neuen wehmütigen Seitenblicken auf seine gepreßte Lage und die ungelösten Verpflichtungen der Regierung gegen ihn, seine Bereitwilligkeit, zu bleiben.[3]

Schmalz, Schleiermacher und Fichte bleiben treu und eröffnen ihre Vorlesungen.

Wieviel würdiger erscheint doch das Benehmen der andern, die mit Wolf Preußen und seiner neuen Universität erhalten blieben, Schleiermachers, Fichtes und Schmalz'. Der letztere hatte schon seit dem Anfang November seine Vorlesungen begonnen; er trug römisches, deutsches und kanonisches Recht vor, und dazu noch sein Lieblingsfach, die Staatswissenschaft.[4] Auch an ihn kamen Anträge nach Halle zurückzukehren, die er aber ignorierte.[5]

Schleiermacher eröffnete seine Vorträge nach Neujahr, nachdem er aus Halle zurückgekehrt war. Er hatte diesmal zwei Vorlesungen angekündigt, wieder eine philosophische, über Ethik, und dazu theologische Enzyklopädie. Die

1) Ich möchte überhaupt glauben, daß er mit dem Brief nur einen Druck auf die Regierung hat ausüben wollen. Dahin deutet auch der Umstand, daß er am 4. Januar anfing zu lesen; wodurch er also den Wert seiner Persönlichkeit der Regierung ad oculos demonstrierte.

2) „Kommen Sie, Liebster", so schrieb dieser ihm, „wieder an die Saale". Kassel, 25. Februar 1808. Es ist die Antwort auf Wolfs Brief vom 9. Dezember, der zunächst nach Paris oder gar Tübingen gegangen und Müller „nach langen Umtrieben" erst in Kassel zugekommen war. Gedr. Körte II, 19. Nach Halle konnte es Wolf nach allem, was vorgefallen war, ebensowenig ziehen wie nach Charkow. Immerhin ließ er sich, wie aus den Andeutungen Körtes (II, 21) ersichtlich ist, auch dorthin noch ein Pförtchen offen. Es wäre ihm auch gewiß geglückt, obgleich man anfangs dort wie in Kassel sehr erbittert war und spröde genug tat. Darüber Blanc an Schleiermacher, Halle, 2. Januar 1803 (in Schl.'s Nachlaß): „Eine Stelle in Ihrem Briefe veranlaßte mich, mit dem Intendanten über die Universität, besonders über die abgegangenen Professoren zu sprechen. Über letztere, besonders W[olf] schien er sehr erbittert, wobei der Umstand, daß sie ihn weder um Rat gefragt noch ihm ihre Abreise gemeldet haben, das meiste beigetragen zu haben scheint. Er erklärte mir mehr als einmal, er sähe voraus, es werde manchen gereuen; er aber werde auch nicht den geringsten Schritt tun, um ihre Wiederanstellung zu bewirken. Es ist also kein Zweifel, daß er Sie und die übrigen Berliner als Fremdlinge ansieht, auch ist Ihrer bei Auszahlung der letzten 2 Monate Gehalt, welche wenige Tage nach Ihrer Abreise erfolgte, durchaus keine Erwähnung geschehn."

3) 2. März, Urkbd. Der Entwurf zur Antwort in margine von Beymes Hand. Ausfertigung vom 13. März, gedr. Körte II, 21.

4) Die Vorlesungsliste Köpke 141.

5) Schmalz an den König, 20. September 1808. Geh. St.A. XXIX, 1. vol. II. Ausfertigung.

Nachrichten über Halles Wiederherstellung bewogen ihn, Nolte, und durch diesen seinen Chef anzuspornen, mit den Vokationen Ernst zu machen und die Eröffnung der Universität anzukündigen. Spätestens im Februar müsse es „auf ganz authentische und öffentliche Art" geschehen. Es gehöre, meinte er, dazu gar kein direkter Schritt der Regierung, sondern nur etwa, daß die berufenen Lehrer privatim oder halboffiziell autorisiert würden, öffentlich zu erklären: „sie wären entschlossen und befugt, hier in Berlin provisorisch eine Universität zu eröffnen, welcher alle Privilegien und Rechte preußischer Universitäten schon provisorisch zugesichert wären, und auf welcher von Anfang Mai oder Juni an erfolgende Vorlesungen würden gehalten werden"; dazu brauche man dann nur noch ein tüchtiges Verzeichnis und eine Anzahl berühmter Unterschriften — und es müßte übel zugehen, wenn nicht zu rechter Zeit Studierende ankommen sollten. Also ein „wissenschaftlicher Verein" im Sinne der Schrift, welche Schleiermacher gerade zur Herausgabe vorbereitete, und in den alten Formen, die er darin rechtfertigte. Das Geld aber spielte für den Tapferen keine Rolle: „Mag auch die Gehaltszahlung erst von einem bestimmten weitern Termin aus versprochen oder vorläufig in Verschreibungen geleistet werden, statt baren Geldes, das wird keinen rechtlichen Mann, dem es mit der Sache Ernst ist, und der die Lage der Dinge kennt, befremden oder abhalten".[1]

Fichte, gewohnt zu entbehren, hatte, so sehr gerade er und die Seinen unter der Stockung der Gehaltszahlung litten, die Regierung mit keinem Worte darüber belästigt. Erst durch Hufeland, der selbst dem Freunde auszuhelfen suchte, erfuhr Beyme im November von den Verlegenheiten, in denen sich der Gelehrte befand. Er ließ ihm darauf durch Nolte 100 Taler auszahlen und teilte ihm dies persönlich in taktvoller Form mit. „Nehmen Sie", so schrieb er ihm am 17. November, „meinen guten Willen für die Tat an und beweisen Sie mir solches dadurch, daß Sie mir vertrauensvoll jede künftige Verlegenheit selbst mitteilen und auf meine tätigste Sorgfalt rechnen."[2] Darauf mochten Fichte die Vorlesungen, die er am 13. Dezember in dem runden Saal der Akademie eröffnete, und die nun Sonntag für Sonntag eine dichte Schar von Hörern um ihn versammelten, wohl über die Sorgen des Tages hinausheben: jene unvergeßlichen Reden, in denen er den deutschen Genius anrief und seine Zukunft verkündigte, „so groß, tief und stolz, wie fast noch niemand von der deutschen Nation gesprochen hatte".[3] Jedenfalls machte er von dem Anerbieten Beymes keinen Gebrauch. Den Empfang des Geldes ließ er ihm zunächst durch Hufeland bestätigen. Am 2. Januar schickte er ihm persönlich „seinen, wenn auch etwas verspäteten, darum nicht minder

1) C. M. Berl. Un. I. Gedr. Köpke 183.

2) [illegible]

3) Gentz' bekanntes Wort gegen Adam Müller.

herzlichen Dank für die ihm zugeflossene Hilfe". „Ich wollte Sie", schreibt er, „verehrungswürdigster Gönner und Freund, nicht mit einer solchen Kleinigkeit schriftlich behelligen, darum ließ ich es mündlich durch Hufeland, an den ich ohnedies schrieb, ausrichten." Kein Wort von der Wiederherstellung Halles. Und nur der Wunsch, den „Schreiern", die sich schon in Flugblättern vernehmen ließen, das Handwerk zu legen, „welches durch eine öffentliche Erklärung, daß die Sache beschlossen sei (falls sie es ist), leicht getan sein würde". Es ist der berühmte Brief, in dem er sich über den Eingriff der Zensurbehörde, des Oberkonsistoriums, das den Druck seiner ersten Vorlesung beanstandet hatte,[1] beschwerte und die Grundzüge eines Preßgesetzes skizzierte, das alle und jede Zensur aufhob und nach Englands Vorbild die Presse lediglich den bürgerlichen Gerichten unterwarf.

Schütz, Ersch und Reil bleiben in Halle.

Von den übrigen Gelehrten, auf die man in Memel gerechnet, hatten Schütz und Ersch, sobald die Entscheidung in Kassel gefallen, wieder Anschluß an ihre alte Universität gesucht und gefunden; und mit ihnen war die Aussicht, ihre Zeitschrift für Berlin zu gewinnen, verloren gegangen. Weder von diesen noch von Reil findet sich nach jenem Zeitpunkt eine Erklärung oder auch nur eine Zeile in den Akten.[2]

1) Vgl. darüber Max Lehmann, „Fichtes Reden an die deutsche Nation vor der preußischen Zensur", Preuß. Jahrbb., 82. Bd. (1895) 501 ff. In seiner Korrespondenz mit Beyme berührt Nolte die Reden zweimal. Zunächst in der Nachschrift zu dem Brief vom 31. Dezember, die aber erst am 3. Januar hinzugefügt ist (die Briefe Schleiermachers vom selben Tage, Fichtes und Frorieps — s. u. — vom Tag vorher müssen also mitgegangen sein; und deshalb wird Nolte, der mit Schleiermacher am 2. eine Unterredung hatte, mit der Absendung so lange gewartet haben). Hier heißt es: , Mit der heutigen Sonntags-Vorlesung hat Herr Professor Fichte vielen Beifall eingeerntet. Nach Ew. Hochwürden und Hochwohlgeboren ersehnter Rückkehr hoffe ich mit voller Unparteilichkeit über ihn urteilen zu können." Ferner in einem Brief vom 12. März. Darin spricht er sich folgendermaßen aus: „Verzeihen Ew. Hochwürden und Hochwohlgeboren, wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihnen noch folgendes vorzutragen. Herr Professor Fichte hält gegenwärtig, wie Ihnen bekannt ist, Vorlesungen „über die National-Erziehung der Deutschen", in welchen gewissen Menschen so derbe Wahrheiten gesagt werden, als ihnen wohl noch nie gesagt worden sein möchten. Allen diesen Reden hat das Ober-Konsistorium, jede Verantwortlichkeit schnöde verachtend, das Imprimatur gegeben; nur in Betreff der ersten hat es die Erlaubnis zum Drucke aus dem Grunde verweigern zu müssen geglaubt, weil die eine und die andere der darin aufgestellten Behauptungen von Übelwollenden auf unsere Regierung gedeutet werden könnte Nun gestehe ich allerdings, daß einer Zensurbehörde in der Regel gar nicht obliegt, die Folgerungen zu berichten [so], welche aus den Äußerungen eines Schriftstellers gezogen werden können; sollte es aber, unter den jetzigen Zeitumständen, wo so sehr viel darauf ankommt, daß das zwischen dem Landesherrn und der Nation bestehende Verhältnis durch nichts gestört werde, nicht daher verzeihlich sein, wenn alles entfernt würde, was nur auf irgend eine Art zu Mißdeutungen Veranlassung geben könnte? Ew. Hochwürden und Hochwohlgeboren besitzen, wie ich weiß, auch jene erste Rede, und ich würde es mit vielem Dank erkennen, wenn Sie mir in obiger Hinsicht Ihr Urteil über dieselbe mitteilen wollten."

2) Schütz hatte bereits Anstalten zur Übersiedelung der Zeitschrift getroffen, neue Lettern bestellt, Papier nach Berlin schaffen lassen und seinen Sohn Julius (das „Söhnchen" oder den

Froriep geht nach Tübingen.

Auch Froriep war nach Berlin übergesiedelt und las seit Anfang Dezember vergleichende Anatomie und Entbindungskunst.[1] In einem Schreiben, das er gleich nach Neujahr durch Nolte an Beyme gelangen ließ, erwähnte er des Geldpunktes ebensowenig wie die Genannten; seine Wünsche betrafen nur die Akademie, vor allem die bessere Verwertung ihrer naturwissenschaftlich-medizinischen Institute, und die Berufung Steffens', für die er sich mit Schleiermacher einsetzte. Da er, und zwar mit Erfolg, praktizierte,[2] mochte er es finanziell besser aushalten als andere. Aber dann traten auch an ihn die Versuchungen heran. Schon im Mai berichtete er nach Königsberg, wohin der Hof unterdes übergesiedelt war, von wiederholten Anerbietungen, die ihm aus Süddeutschland zugegangen wären. Er benutzte sie, um zunächst die im Januar nur angedeuteten Wünsche zu präzisieren: Eintritt in die Akademie und Direktion der Zoologischen Sammlungen waren es, was er forderte; er betonte, daß sich in der Akademie niemand mit der vergleichenden Anatomie und keiner ausschließlich oder im ganzen Umfang mit der Zoologie beschäftige. Beyme unterließ nicht, diese Forderungen bei Stein warm zu befürworten. Es erfolgte aber nichts, und so wandte im Herbst auch dieser bedeutende junge Forscher Berlin den Rücken und ging nach Tübingen.[3]

„Erbprinzen" pflegte ihn Wolf zu nennen) dorthin vorausgeschickt. Sein letzter Brief an Beyme ist vom 21. Dezember: Beyme könne sich die Sehnsucht und das ängstliche Harren der Hallenser kaum vorstellen. Er gesteht bereits, daß er mit Ersch und Vater abwarten wolle, was aus der Hallischen Universität werden würde. Auch ihnen war das Gehalt seit dem 1. Oktober ausgezahlt worden; ihre neue Regierung wußte also nichts von ihrer Verpflichtung gegen ihre alte oder ignorierte sie. Die Abgeordneten der Universität waren damals schon in Kassel. Über Schütz unterrichtet auch sein Briefwechsel (herausgegeben von seinem Sohn: Christian Gottfried Schütz, Darstellung seines Lebens usw., Halle 1834f.). So schreibt Böttiger aus Dresden, 3. Januar 1808 (I, 20): „Die Restitution von Halle verdient einen Päan. Wohl Ihnen, wenn Sie Hieronymiter sind und bleiben. Wohl jedem, der die Verwandlung schon überstanden hat. Wir in Sachsen sind noch Chrysaliden. Aber die Reihe kommt gewiß an uns, und wahrscheinlich bald. Nun erfreuen Sie mich bald mit den Fortsetzungen guter Nachrichten. Es ging mir unbeschreiblich nahe, Sie nach Berlin wandernd zu denken. Dort kann auch Ihre Literatur-Zeitung nimmer auf grüne Zweige kommen. Sie muß an der Brust einer Universitätsstadt liegen. Loder, Froriep und alle emansons kommen gewiß wieder nach Halle. Wie wird es mit Kurt Sprengel?" Ähnlich 24. Januar (23): Briefe, die für die Stimmung in der sächsischen Gelehrtenwelt charakteristisch sind. Ferner Lenz in Gotha, 2. März 1808 (I, 373). Voigtel aus Kassel, 22. Dezember 1807 und 1. Januar 1808 (II, 522). Im Sommer hatte Schütz auch an die Verpflanzung seiner Literatur-Zeitung nach Bayern gedacht (v. Hoven an ihn, Nürnberg 22. August, I 174).

1) Köpke 141. Er hatte zunächst Schwierigkeiten mit dem Königlichen Medizinal-Oberkollegium, das ihm, noch bevor er nach Berlin übergesiedelt war, wohin er aber seine Sammlungen bereits geschickt hatte, die Abhaltung der Vorlesungen verbieten wollte, weil das Privileg des Medico-Chirurgischen Instituts dadurch verletzt würde. Es bedurfte erst eines strengen Befehls aus Memel, um den Einspruch aufzuheben. S. d. Akten im K. M. I, 1.

2) Stägemann an seine Frau, 8. Mai 1808; Briefe und Aktenstücke aus Stägemanns Nachlaß, herausgegeben von Fr. Rühl, IV, 94.

3) Im K. M. a. a. O. das Promemoria Frorieps vom 13. Mai, in Abschrift durch v. Madeweis Beyme zugestellt, von diesem Stein mit empfehlendem Brief übersandt am 1. Juni. Weitere Akten

Loder kommt

Mit Loder ging es nicht anders. Im März schien er noch fest entschlossen, dem Ruf nach Preußen treu zu bleiben. Er bat, sein anatomisches Kabinett, das er nach Berlin hatte kommen lassen,[1] in der École vétérinaire trocken aufstellen zu lassen; sein getreuer Bernstein werde dafür sorgen und Froriep darauf sehen, bis seine Frau selbst dahin kommen werde: „Alles, was ich habe, Frau und Kinder[2] mit eingerechnet, gebe ich unterdes zum Unterpfand nach Berlin, bis ich selbst komme." Zunächst jedoch wiederholte er die schon im September ausgesprochene Bitte um den Titel eines Königlichen Leibarztes, als Ägide, wie er schrieb, gegen die hohen Verheißungen, mit denen man ihn in Rußland festzuhalten suche. Dies ward gewährt und zugleich der Urlaub, wie er ebenfalls gebeten hatte, um ein Jahr verlängert. Als dies herum war, hatte er abermals großartige Anerbietungen der Russen zu melden: der Zar, dem er schon 1807, im März, zu Petersburg vorgestellt war, wollte ihn zum Leibarzt machen, mit der Erlaubnis, in Moskau, wo er unter dem Adel einer großartigen Praxis genoß, zu bleiben; er sollte Wirklicher Etatsrat mit dem Generalsrang IV. Klasse werden, 6000 Rubel jährliches Gehalt und lebenslängliche Pension erhalten. Loder erklärte zwar, er stelle alles dem König anheim, und werde tun, was diesem beliebe. Aber was blieb der preußischen Regierung auf solche Vorstellungen anderes übrig als ihm und seinem alten Landesherren zu bewilligen, was beide wünschten? So gewährte ihm denn der König nicht nur seine Entlassung, sondern hing ihm noch den preußischen Adel an und empfahl ihn seiner Akademie zu ihrem Korrespondenten.[3]

Auch Bernstein

So ging also auch dieses Gestirn für Berlin verloren, um fortan bis an sein Ende über Moskau zu glänzen.[4] Da schließlich auch Bernstein, der seine Anhänglichkeit an Preußen in warmen Worten wiederholt versicherte, zunächst in Halle blieb und übrigens allein garnicht mehr verlangt wurde, so war man für die medizinische Fakultät lediglich auf die Mitglieder des Collegium medico-

im Geh. St. A., Rep. 89, A. XXIX 1, vol. II. Froriep an den König, Berlin 1. September 1809: Bitte um Entlassung; seine Familie verlange, daß er den Ruf nach Tübingen annehme. Die Regierung suchte ihn zu halten, indem sie ihm 400 Taler als Abschlagszahlung versprach; aber Froriep blieb bei seinem Entschluß. Vielleicht hat darauf der Umstand eingewirkt, daß die Akademie auf Antrieb Steins im August eine ganze Anzahl neuer Mitglieder aufgenommen hatte, unter denen Frorieps Name fehlte (Harnack I, 578). Vgl. auch Goethe an Zelter 7. November 1808, Briefwechsel I, 348.

1) Man wird annehmen dürfen, von Halle her; Loder war ja zunächst nur auf Urlaub gegangen.

2) Auch sie scheinen danach in Deutschland geblieben zu sein.

3) 26. September 1809. Demgemäß erscheint Loders Name in diesem Jahr auf der Liste der Akademiker; 1823 wird er als Ehrenmitglied aufgezählt (Harnack 653, 969). Die Verhandlungen führte bis zuletzt Beyme. Er riet auch die Erhebung in den Adel und die Empfehlung zum korrespondierenden Mitglied der Akademie: dies werde der Eitelkeit Loders, die auch andern bekannt war, außerordentlich schmeicheln und übrigens seinen Verdiensten entsprechen. Akten im K. M. I, 1 und Geh. St A. R. 89, A. XXIX 1, vol. II und III.

4) Auch von Würzburg war ein Ruf an Loder gelangt.

Mittlerweile war aber auch Beyme seines Auftrages quitt geworden. Am 31. Mai hatte er noch dem früheren Prediger an der französischen Gemeinde in Berlin, Mila, der seit längerer Zeit Sprachunterricht in vornehmen Berliner Häusern, auch in dem Beymes, gegeben hatte, als dem zukünftigen Lektor der französischen Sprache an der Allgemeinen Lehranstalt 300 Taler bewilligt, auch ein Extraordinariat in Aussicht gestellt, falls Mila seinen Auftrag, wie er gewünscht, auf die französische Literatur ausdehnen würde.[2] Dies und die Empfehlung Frorieps an den Freiherrn von Stein waren, so weit wir sehen, die letzten Amtshandlungen, welche Beyme als Einrichtungskommissar der Berliner Universität ausgeübt hat. Wenige Tage darauf verließ er den Hof, um seine Stelle als Präsident des Kammergerichts in Berlin anzutreten.

Letzte Beymes.

Fortan sahen sich die vier Professoren, welche Preußen treu blieben, auf Stein angewiesen. Schon am 11. Juni wandte sich Wolf[3] abermals an den König mit bekümmerter Klage und der Bitte, ihn endlich seiner bedrängten ökonomischen Lage zu entreißen. Und diesmal endlich mit besserem Erfolg: 800 Taler wurden ihm als Abschlagszahlung auf sein Gehalt bewilligt.[4] Die Verfügung, die am

Wolf und belohnt, Schleiermacher

1) Von den Hallensern waren der jüngere Schütz und Tieftrunk ungebeten nach Berlin gekommen. Des letzteren Idee, dort ein patriotisches Wochenblatt zu gründen, war in Memel gebilligt und ihm eine Unterstützung durch Ankauf einer Reihe von Exemplaren versprochen worden. Auch hatte er Vorlesungen angekündigt. Aber beides war nicht zustande gekommen, die Vorlesungen nicht, weil sich, wie er Beyme am 15. Februar, schon wieder von Halle her, schrieb, zwar genug Zuhörer gemeldet, alle aber Zahlungsaufschub verlangt hatten — worauf Tieftrunk als Vater von sieben Kindern sich nicht hatte einlassen können. So war auch er wieder nach Halle zu seiner Familie zurückgekehrt. „Jetzt scheint", so schreibt er, „mancher hier bleiben zu wollen, der sich fort zu sehnen schien." Mit ihm sei es anders; er sei bereit in des Königs Dienst zu bleiben und wünsche Ostern wieder nach Berlin zu kommen. Zum Schluß eine Bitte um Unterstützung.

2) Im Herbst waren die Verhandlungen darüber geführt worden: K. M. I, 1. Die Idee, die Literatur mit in den Lehrauftrag aufzunehmen, hatte Mila gehabt; Beyme billigte sie ganz; doch sei zu der Bestellung als Extraordinarius die Genehmigung Sr. Majestät erforderlich. Damit beginnt also die Geschichte der romanischen Studien an unserer Universität. Die 300 Taler setzten sich zusammen aus den beiden Lektoraten, die in Halle bestanden hatten (das französische mit 200 und das polnische mit 100 Talern).

3) Er hatte schon im April Stein, der damals in Berlin war, persönlich in Anspruch genommen, um eine ihm gewährte Summe von 300 Talern (s. u. 143, 2), deren Auszahlung sich verzögert hatte, zu erhalten. Stein hatte darauf durch Stägemann die Auszahlung anweisen lassen, „da Wolf wirklich Not zu leiden anfange", wobei Nolte jedoch ausdrücklich die Genehmigung Beymes vorbehielt. Das bestätigende Schreiben Beymes K. M. I, 1.

4) „Se. Königl. Majestät haben die dem Geheimen Rat Wolf erteilte Zusicherung nur auf Hoffnungen gründen können, deren Erfüllung durch nicht erwartete und unvorhergesehene Begebenheiten, unabhängig von Sr. Maj. Macht und Willen, bis jetzt verzögert worden; Höchstdieselbe haben jedoch eine zu vorteilhafte Meinung von ihm, um nicht versichert zu sein, daß er, selbst

20. Juni ausgestellt wurde, trägt bereits ganz das Gepräge des Geistes, der mit dem neuen Minister zur Herrschaft gekommen war.

Auch Schmalz, der in diesem Sommer als Einziger las[1], bekam den Lohn für sein loyales Verhalten, da auch er einen Ruf (nach Dorpat — schon im vergangenen Herbst) in die Wagschale werfen konnte: er ward, vorläufig freilich ohne Gehalt, im Nebenamt an der Appellationsinstanz des Kammergerichts angestellt und seines Hallenser Gehaltes vom 1. August ab versichert. Nur Fichte und Schleiermacher gingen, da sie nichts forderten, leer aus.[2]

Im übrigen hören mit Beymes Weggang von Königsberg die Akten auf; für die Regierung schien in der Tat das Projekt nicht mehr zu existieren; und daß sie die Augen geflissentlich davon abwandte, zeigt sich uns in der Art, wie man

unter den Bedrängnissen der Zeit, sich ausdauernd die Kraft und den Mut erhalten werde, seine Talente und Kenntnisse dem Vaterlande für den günstigen Augenblick aufzubewahren, mit dem der hergestellte Staat in Wiederbelebung allgemeiner Tätigkeit und Erweckung des erstorbenen Gemeinsinns und vaterländischer Tugenden unter seinen geprüften Dienern auch die Lehrer der Wissenschaften in vorzüglichen Anspruch nehmen muß. In diesem gnädigsten Vertrauen haben Se. Königl. Maj. zu befehlen geruht, daß ihm auf sein Gehalt wiederum die Summe von 800 Talern angewiesen werde, und fordern ihn zugleich auf, dem Staatsminister Freiherrn von Stein seine Vorschläge einzureichen, auf welchem Wege er jetzt bis zu anderweitiger Bestimmung seine gelehrte Tätigkeit mit einer praktischen Beschäftigung nützlich vereinigen zu können glaube.“ Da Wolf in Halle von der westfälischen Regierung bis zum 1. August 1807 noch salariert worden war und sein akademisches Gehalt von 900 Talern seit der Übersiedelung nach Berlin bezog, hatte er also für das erste Jahr seine normale Einnahme so ziemlich erreicht. Nach der Ausfertigung bei Körte II, 22. Konzept im Geh. St. A., Rep. 89, A. XXIX 1, vol. II. Vgl. Arnoldt I, 140. 209 (7).

1) Über juristische Enzyklopädie, Institutionen, Pandekten und kanonisches Recht.

2) Außer je einem Anteil an einer Summe von 1200 Talern, die Beyme im Februar für sie beide, Schmalz, Wolf und Froriep flüssig gemacht hatte. Verschweigen wollen wir jedoch nicht, daß auch Schleiermacher, als die Lage immer unsicherer wurde, sich dem Gedanken, sein Glück anderswo zu suchen, doch nicht ganz entzogen hat. In Heidelberg schlug Creuzer im Februar vor, die durch den Abgang Ewalds erledigte Professur durch Schleiermacher zu besetzen. Böckh meldete dies jenem am 19. Februar. Vgl. „Aus Schleiermachers Leben“ IV, 148, wo aber am Schluß der folgende Satz weggelassen ist: „Die Regierung ist freilich nicht im mindesten liberal und steckt voll theologischer Vorurteile, wie der Großherzog selbst. Sollte es Ihnen aber um einen akademischen Katheder wieder zu tun sein und sollten Sie ihn hier wünschen, so würde die Regierung wohl vielleicht zu bestimmen sein, wenn Sie es nach der Art, wie es hier allgemein Sitte ist, selbst Hand ans Werk zu legen nicht unter Ihrer Würde fänden.“. — Der Verlauf der Angelegenheit erhellt aus zwei weiteren Briefen Böckhs an Schleiermacher (in dessen Nachlaß), Heidelberg, 18. und 28. März 1808. Danach hat Schleiermacher „auf einen gewissen Fall“ seine Geneigtheit zu kommen, erklärt. In Karlsruhe aber und ebenso unter den Heidelberger Theologen selbst bestand keine große Neigung, der Anregung Creuzers zu folgen. Ewald selbst, auf den Böckh sehr schlecht zu sprechen ist, arbeitete dagegen, in Verbindung mit dem Karlsruher Konsistorium. So ward die Besetzung der Stelle um ein Jahr hinausgeschoben. Ein vierter Brief Böckhs (Heidelberg, 7. Oktober 1808) verrät, daß auch die Göttinger, aber wieder nicht die Fakultät, sondern — die Studenten Schleiermacher zu sich gewünscht haben. „Haben Sie denn schon“, schreibt er, „von der Motion gehört, welche die Göttingischen Studenten zu Ihren Gunsten gemacht hatten, um bei der dortigen Fakultät Ihre Berufung zu bewirken? Worauf diese sich höchlich entrüstet haben soll.“

Wolf und Schmalz zu entschädigen suchte; die Aufträge, die man beiden gab oder in Aussicht stellte, hatten mit der Universität nichts mehr zu schaffen.

Literarische Fehde zwischen Schmalz und den Frankfurter Professoren.

In der Öffentlichkeit und zumal der akademischen Welt schlief aber die Angelegenheit nicht ein. Die literarische Erörterung, welche der Plan hervorgerufen hatte, setzte sich vielmehr fort und nahm gerade im Herbst dieses Jahres die schärfsten Formen an. Rufer im Streit war vor andern Geheimrat Schmalz, der in Beymes Plan sein eigenstes Werk zu verteidigen glaubte und in der Tat wie kein Zweiter an dem Zustandekommen interessiert war. Ihm lag vor allem daran, Frankfurt, das sich in diesem Jahr natürlich eines größeren Zulaufes erfreute als je, und dessen Hoffnungen stiegen, je mehr das Berliner Projekt zurücktrat, zu diskreditieren. Er tat es in der ihm eigenen selbstbewußten und täppischen Manier, durch die er sich in der Folge ein so übles Andenken gestiftet hat, in einer Flugschrift, die, obschon nur als Manuskript und mit den Initialen seines Titels und Namens gedruckt, dennoch über seine Autorschaft keinen Zweifel ließ und in weiteren Kreisen verteilt wurde.[1] So kam die Schrift auch nach Frankfurt hinüber, und hier sahen nun die Professoren sich und ihre Universität in einer Weise abgeschildert, die sie in der Tat empören mußte, mochten auch ihre Gegner in manchen Punkten gar nicht so unrecht haben. Schmalz hatte Königsberg und Frankfurt kurzweg für die schlechtesten Universitäten erklärt und dies bei Frankfurt für jede Fakultät in der Weise durchgeführt, daß er nicht bloß über die Hülfsmittel und Institute, sondern auch über die Personen aufs ungescheuteste den Stab brach. Er erklärte, daß nach Hüllmanns Abgang (dieser war im Herbst nach Königsberg berufen) die Universität nur noch fünf taugliche Lehrer besitze, Madihn, Meister, Eichhorn, Weber und Schneider. Neben ihnen wollte er den jungen Thilo noch gelten lassen. An den übrigen aber fand er nichts zu loben: die Theologen (er nannte Steinbart und Wünsch) seien zu alt, die Mediziner nichts als praktische Ärzte. Wolle man der Universität aufhelfen, so müsse man ihr wenigstens 20 neue Lehrer geben. Jene fünf wollte Schmalz nach Berlin nehmen, wohin sie gerne kommen würden; alle andern riet er auf den Absterbeetat zu setzen. In einem zweiten Teil entwickelte er seinen Universitätsplan, so wie wir ihn vorhin kennen lernten, und zum Schluß die uns ebenfalls bekannten Gründe, die für die großen und gegen die kleinen Städte als Sitze von Universitäten sprächen.[2] Die Frankfurter setzten dem An-

1) Zur Entschuldigung mochte es dem Pamphletschreiber dienen, daß eine ihm gewidmete Flugschrift vorausgegangen war: „Sendschreiben an Herrn G. S. über die Verlegung der Universität Halle nach Berlin. Berlin 1807“. Mir unbekannt geblieben, zitiert von Köpke S. 140. Auch die Schrift von Schmalz lag mir im Druck nicht vor; dafür aber eine Abschrift in den Akten des G. St. A.'s, Rep. 89 A. XXIX 1, vol. II, fol. 135 – 145 (gezeichnet ebenfalls G. S.).

2) Darunter manche treffende Bemerkung, z. B., daß unsere Vorfahren ihre Universitäten in Residenzen oder großen Handelsstädten, deren Schmalz eine Reihe aufzählte, gegründet hätten, und daß Frankfurt im Jahr 1506 die größte Stadt der Kurmark gewesen sei. Gegen die kleinen Städte führt er das Beispiel und die Memoiren des Magisters Laukhard von Gießen ins Feld.

griff nicht nur eine Gegenschrift entgegen, deren Verfasser, der Romanist an der Universität, der alte Meister, einer der fünf von Schmalz Geschonten, den absolutistischen Charakter seines Reformplans geißelte und die Vorzüge der korporativen Verfassung wirksam und geistvoll hervorhob[1], sondern sie gingen in ihrer Entrüstung so weit, daß sie ihre Klagen vor den Thron des Königs brachten. Sie verteidigten sich nicht nur ausführlich gegen die „arroganten und verleumderischen" Vorwürfe, sondern forderten geradezu die Verfolgung und Bestrafung des Urhebers der Schmähschrift. Auch die Stadt Frankfurt selbst kam bei dem König um die Erhaltung ihrer Universität ein. Wären nur die Gründe, die sie anführten, besser gewesen! Aber es ließ sich doch nicht ableugnen, daß die Institute und alle Sammlungen der Viadrina dürftig und verfallen, die Lehrstühle nur zum Teil besetzt und die Geldmittel schmal und dem Versiegen nahe waren; während in Berlin die Institute im Flor, Gelehrte in Menge vorhanden und eine Konkurrenz mit einer Universität in der Hauptstadt auf eine Entfernung von zehn Meilen ausgeschlossen war. Das alles war so einleuchtend, daß es auch in dem Kollegium der Viadrina selbst Anhänger fand, und unglücklicherweise außer Meister gerade diejenigen, die vor Schmalzens Auge Gnade gefunden hatten und von ihm der Versetzung nach Berlin würdig geachtet waren.[2] Und diese vier scheuten sich nun gar nicht, ihre abweichenden Ansichten gleichfalls dem König vorzutragen, worin sie eben die Punkte in Frage stellten, auf welche ihre Kollegen sich zu stützen suchten. Nannten diese z. B. unter den Vorzügen Frankfurts das Mineralbad und seine Beliebtheit bei dem umwohnenden Adel, so sahen jene darin nur Nachteile; denn die Studenten würden dadurch zu Spiel und Ausschweifungen verführt. Auch die dreimaligen Messen im Jahr seien nur schädlich: denn die Hörsäle blieben dann leer, während die Studenten unterdes in die schlechten Schauspiele liefen, die in der Messezeit

1) Ein Abdruck in den genannten Akten des Geh. St. A.'s unter dem Namen des Verfassers: „Auch ein paar Worte zu dem Tagesgespräch über Universitäten und beiläufig ein Wort für die Universität Frankfurt a. O. Frankfurt a. O. 1809". Unter anderm plädiert Meister lebhaft für die humanistische und die romanistische Vorbildung der Juristen. Es sei ein kaum auszurottendes Vorurteil, als bedürfe der Jurist der griechischen Sprache gar nicht, der gelehrten Kenntnis der lateinischen nur wenig, usw. Sehr hübsch spricht er über den akademischen Vortrag, gegen die hergebrachten Kollegienspäße, das Diktieren, die unnütze Polemik. Schon 1798 hatte er im Auftrage der Regierung ein Gutachten über die akademische Disziplin abgegeben: sehr verständige Vorschläge, die er hier wiederholte. Die Schrift gehört zu den wertvolleren Stücken dieser literarischen Fehde.

2) Weber hatte schon am 3. Januar bei Beyme und Stein die Bitte, ihn nach Berlin zu ziehen, vorgebracht. Er machte daher einen im Dezember von Dresden her (er war Sachse von Geburt) an ihn gebrachten Antrag geltend, das Sekretariat der Leipziger ökonomischen Sozietät mit 800 Taler Gehalt zu übernehmen. C. M. I, 1. Auch Krug hätte Berlin vorgezogen, statt nach Leipzig zu gehen. Am 8. April 1808 richtete er in diesem Sinne eine Eingabe an den König; aber die Antwort, die er erhielt, lautete so unbestimmt, daß er sich nicht halten ließ.

gegeben würden, sich auf die Bühne drängten und mit dem Theatervolk gemein machten. Auch sie widersprachen der Legende von den geringeren Gefahren kleiner Städte für die Sittlichkeit der Studierenden; nicht einmal den Vorzug der Billigkeit wollten sie gelten lassen: Frankfurt sei ebenso teuer oder teurer als Berlin, und der Parteigeist sowie die gesetzwidrigen Verbindungen nur in einer großen Stadt auszurotten.

Über den Eindruck, den diese Reden und Gegenreden am Hofe machten, läßt sich aus der Antwort, die der König der Universität am 17. Dezember zukommen ließ, kaum etwas schließen; und auch in Frankfurt wird keine der beiden Parteien dadurch viel sicherer geworden sein. In bezug auf die Angriffe seitens des hochmütigen Berliner Geheimrats wurde sie auf den Weg Rechtens verwiesen: im übrigen behalte Se. Majestät sich vor, über die Verlegung der Universität und die Verbesserung ihrer Mängel demnächst selbst zu entscheiden.

Schon aber war eine neue Wendung in der inneren Politik Preußens eingetreten, eine Krisis, die in ihrem weitern Verlauf für die Entwickelung der ganzen Frage entscheidend und, wie man auch sonst über sie urteilen mag, für unsere Hochschule heilbringend geworden ist: Stein war entlassen, ein neues Ministerium gebildet worden.

Drittes Kapitel.

Humboldt.

Die Franzosen verlassen Berlin.

Am 8. September 1808 hatte des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, in Paris die Konvention unterschrieben, durch welche Napoleon die Räumung des Landes von der Okkupationsarmee gewährte, freilich unter Bedingungen, welche Preußen fast zur Wehrlosigkeit verurteilten, ohne seine Fesseln eigentlich zu lockern. Von französischen Vasallenstaaten umgeben, unter der Last der noch erhöhten und unerschwinglichen Kriegskontribution, von französischen Militärstraßen durchschnitten, die Oderpässe von Stettin bis Glogau in der Hand kaiserlicher Garnisonen, blieb der Staat so ohnmächtig, wie er war. Immerhin, die Provinzen wurden frei. Die französischen Kriegslager, welche noch im Sommer zwischen Elbe und Oder errichtet waren, wurden aufgehoben, nachdem der König den Vertrag unterzeichnet hatte; in der ersten Dezemberwoche verließen die letzten fremden Truppen Berlin. Friedrich Wilhelm konnte wieder in seiner Hauptstadt residieren, ohne die französischen Trommeln vor den Fenstern seines Schlosses hören zu müssen. Von dieser Seite hätte also der Errichtung der neuen Universität nichts mehr im Wege gestanden. Schon aber war der Friede, der in Tilsit erreicht schien, wieder gestört und der Erdteil aufs neue von schwerer Erschütterung bedroht. Spanien war seit dem Sommer im Aufstand, und Österreich rüstete sich, das dreimal verlorene Spiel unter günstigeren Sternen zum vierten Male zu wagen. Unter solchen Umständen hielt der König es für richtig, die Rückkehr in seine Hauptstadt, für die sein Minister des Auswärtigen, Graf Goltz, seit den Tagen von Erfurt lebhaft eingetreten war, und die auch Stein nicht widerraten mochte, noch einmal zu verschieben. Er wahrte sich dadurch die Möglichkeit, die Gelegenheiten zu benutzen, welche das eben neu aufflammende Kriegsfeuer für Preußen bieten konnte; denn nur, wenn er dem Bereiche der französischen Waffenmacht fern blieb, behielt er einigermaßen die Freiheit des Entschlusses. Aber er reizte aufs neue den Argwohn des Kaisers und vermehrte die Unsicherheit der Lage, zumal da er, statt nach Berlin zu gehen, mitten im Winter mit seiner Gemahlin der Einladung des Zaren nach Petersburg folgte — eine Reise, die den Charakter einer Demonstration erhielt und bloß der hinterhaltigen Politik Alexanders zugute kam. Nur die ganz unerwartete Niederlage in Spanien hatte Napoleon ver-

Der Hof verschiebt abermals seine Rückkehr: die Petersburger Reise.

mocht, seine Truppen aus Norddeutschland hinwegzuziehen, da er sie gegen die Insurgenten gebrauchte. Er hatte, um die unruhigen Geister nördlich vom Main im Zaum und den Rücken gegen Österreich sich frei zu halten, keine andern Mittel als Maßregeln der Territion, in denen er ebenso sehr Meister war wie im Spiel der Waffen, und die er rücksichtslos anwandte. Von ihnen waren bereits im November, noch vor der Räumung Berlins, auch zwei der treu gebliebenen Professoren betroffen worden, Schmalz und Schleiermacher, die auf die Denunziation des Zensors, eines Predigers Hauchecorne, hin arretiert und vor Davoust gebracht wurden, der sie wegen ihrer angeblichen Umtriebe mit Vorwürfen und Drohungen überhäufte. In Königsberg aber kam es zur Entlassung Steins, der sich im August durch jenen Brief an Fürst Wittgenstein unzweifelhaft schwer kompromittiert hatte, nun aber mehr noch dem Hasse seiner einheimischen Feinde als dem Drucke des französischen Kaisers weichen mußte; er war längst entlassen und wieder in Berlin, wo er bis Mitte Januar bleiben wollte, um dann nach Breslau zu ziehen, als ihn das Achtdekret von Burgos erreichte, das ihn zwang, bei den Feinden Frankreichs seine Zuflucht zu suchen.

Schmalz und Schleiermacher vor Davoust.

Stein hinterließ ein unvollendetes Werk. Die befreienden Gesetze waren gegeben: aber zu ihrer Ausführung fehlte so gut wie alles: und sobald der starke Wille ausgeschaltet war, der sie allein durchsetzen und fortführen konnte, griffen mehr als je Verstimmung und Unordnung, Verzagtheit und Schwäche um sich. Das galt auch von der neuen „Verfassung“, wie man das System der zentralen Verwaltung nannte, an dem der große Minister seit einem Jahr gearbeitet hatte, und das noch vor seinem Abgang, am 24. November, auf sein ausdrückliches Verlangen von dem König genehmigt wurde. Zum erstenmal war darin der Versuch gemacht worden, die Einheit der Regierung, die bisher nur in der Person des Monarchen und in seinem Kabinett realisiert war, in den Spitzen einer harmonisch gegliederten und von der Kraft wie dem Geiste der Nation erfüllten Beamtenschaft herzustellen. In fünf Ministerien (des Innern, der Finanzen, des Auswärtigen, des Krieges und der Justiz) sollte fortan, an Stelle der zersplitterten und getrennten oder ineinander geschobenen alten Organisationen, die Verwaltung des Staates zusammengefaßt werden und sein Leben pulsieren. Das Kabinett wurde seinem Wesen nach verändert; denn es war in das Kollegium der Minister umgebildet, denen wenige, besonders und zum Teil auf Zeit berufene Räte und Abteilungsdirektoren beigeordnet sein sollten; und es ward dem System, dem es bisher übergeordnet war, eingefügt als die erste Abteilung des Staatsrats, auf den der größte Teil seiner Geschäfte überging, während ihm selbst nur Funktionen mehr formaler Natur verblieben. In dem Staatsrat fanden sich die Minister noch einmal zusammen, hier jedoch nicht als Mitglieder des Kabinetts, sondern als Chefs ihrer Departements, und darum begleitet von ihren Abteilungsdirektoren, die, als solche verantwortlich, an diesem Orte jenen gleichgestellt waren und eben daher

Seine Neuordnung der Verwaltung.

den Titel „Geheime Staatsräte“ führten, der auch den Ministern als Mitgliedern des Staatsrats eigentümlich war. In dem Staatsrat, dessen Beratungen in kollegialischer Form erfolgen sollten, fand neben den Prinzen des Königlichen Hauses, die den übrigen Mitgliedern ebenfalls nur gleichgestellt waren, auch der König seinen Platz: er aber nicht bloß als der geborene Vorsitzende, sondern mit der Vollmacht ausgestattet, die durch Stimmenmehrheit erzielten Beschlüsse, mochte er anwesend sein oder nicht, zu bestätigen oder zu verwerfen. Hier also war der Punkt, in dem sich die Vollgewalt der Krone mit dem in der Beamtenschaft organisierten und im Staatsrat zusammengefaßten Willen des Staates verknüpfte. Der König war auch gegenüber seiner Bureaukratie kein King in parliament: sein freier Wille, seine Prärogative blieben gewahrt. Er besaß das absolute Veto, und zwar nicht, wie im parlamentarischen Staat, als Chef der Regierung, sondern als der Regent den mitregierenden Staatsdienern selbst gegenüber, als der Erbherr der von seinem Vorfahren erworbenen Krone. Dennoch sollte nach dem Plan Steins in dem Staatsrat das Schwergewicht des staatlichen Lebens liegen. Ihm sollte die Anordnung sämtlicher Grundsätze der Verwaltung, ihre oberste Leitung und ihre oberste Kontrolle gehören. Von ihm aus wollte der Neuschöpfer der preußischen Verwaltung auch die Brücke schlagen zu der Mitarbeit der Nation, mochte sich diese nun in der Form ständischer Versammlungen oder in besonderen Beratungen ihrer Repräsentanten mit den unteren Behörden des Staates vollziehen. Denn das blieb das letzte Ziel des großen Ministers, der Hauptzweck dieses kunstvoll ausgedachten Systems: „der Geschäftsverwaltung die größtmöglichste Einheit, Kraft und Regsamkeit zu geben, sie in einen obersten Punkt zusammenzufassen und alle Kräfte der ganzen Nation und des einzelnen auf die zweckmäßigste und einfachste Art für solche in Anspruch zu nehmen.“

Das Departement für Kultus und Unterricht.

Dem Ministerium des Innern war das „Departement“ oder, wie man auch sagte, die „Sektion“ des Kultus und des öffentlichen Unterrichts eingegliedert: zwei Abteilungen, die zwar unter einen Geheimen Staatsrat als gemeinsamen Chef gestellt wurden, so jedoch, daß neben diesem, der den Unterricht dirigieren sollte, der Kultus einen Leiter von größerer Selbständigkeit als die Direktoren anderer Unterabteilungen der Sektionen erhielt: er hatte nicht bloß eine besondere Verantwortlichkeit für seinen Geschäftskreis, sondern bei Meinungsverschiedenheiten mit dem Sektionschef auch ein votum suspensivum bis zur Entscheidung im Staatsrat. Zusammen mit dem Medizinalwesen, das fürs erste noch einer andern Sektion des Ministeriums unterstellt war, später aber ebenfalls unter Humboldts Leitung kam, umfaßte dessen Ressort also bereits den gesamten Geschäftskreis desjenigen Ministeriums, das heute von allen das belastetste ist.[1]

1) Damals hatte das Ministerium des Innern noch drei andere Sektionen; und in dem ursprünglichen Plan (von 1807) waren die Ministerien des Innern und der Finanzen sogar noch vereinigt, sowie ja Stein und später Hardenberg beide in ihrer Person verbanden.

Auch auf die Auswahl der Personen, denen er sein Werk anvertrauen mußte, hatte Stein noch einwirken können.[1] So war, wie bemerkt, Beyme, der zum Chef des Justizwesens, als Großkanzler, erhoben wurde, ganz der Mann seiner Wahl; in ihm hoffte er die starke Hand gefunden zu haben, die das Steuer in der von ihm erfaßten Richtung führen und die Reformen weiter entwickeln könnte. Auch bei der Bestallung des Grafen Alexander zu Dohna, der das Hauptstück seiner Erbschaft, das Ministerium des Innern, übernahm, hat Stein mitgewirkt, oder doch jedenfalls seiner Ernennung nicht widerstrebt; sowie auch Humboldt von ihm selbst zur Leitung der Sektion für Kultus und Unterricht ausersehen worden ist. Bei diesem jedoch war er nicht ohne Bedenken. Seiner altväterischen, bei allem Freisinn dennoch der Spekulation abgewandten Religiosität war die in der Ätherhöhe der Humanitätsidee freischwebende Weltanschauung des großen Hellenen fremdartig und kaum verständlich. Er besorgte, daß das religiöse Leben der Nation unter seiner Leitung der geistlichen Angelegenheiten Schaden erleiden möchte; und so trug er sich anfangs mit der Absicht, jene beiden Abteilungen ganz voneinander zu trennen, Humboldt zwar das Erziehungswesen anzuvertrauen, Nicolovius die Leitung des Kultus und zwar ganz unter eigener Verantwortung zu übertragen. Dohna, dem wir diese Nachricht verdanken (er hat noch bei seiner eigenen Verabschiedung anderthalb Jahre später den König daran erinnert), bemerkt, daß er selbst bei der Stellenbesetzung die Steinschen Vorschläge bei des Königs Majestät mit Wärme unterstützt habe; denn eine 23jährige Bekanntschaft mit Herrn von Humboldt habe ihn in den Stand gesetzt, die vollkommene Richtigkeit der Steinschen Ansichten anzuerkennen. Das Ergebnis der Beratungen war jedoch, daß die Verbindung in der vorhin angedeuteten Form aufrecht erhalten und Humboldt zum Chef der vereinigten Sektion ernannt, Nicolovius aber zwar selbständiger als seine Kollegen gestellt, jedoch nur als einfacher Staatsrat der Kultusabteilung vorgesetzt wurde.[1]

Beyme wird Justizminister, Dohna Minister des Innern.

Humboldt wird zum Chef von Kultus und Unterricht.

Als Wilhelm von Humboldt im Oktober Rom verließ, konnte er kaum ahnen, daß damit die glücklichste Epoche seines Lebens, wie er die römische Zeit noch

Humboldt verläßt Rom.

1) Urkb. — Humboldt hat, wie aus den Briefen an seine Gemahlin erhellt, von diesen Schwankungen nichts erfahren. Er selbst hatte Dohna, und zwar noch von Italien aus, (Brief an Caroline vom 14. Dezember, III 46) für das Ministerium des Innern in Vorschlag gebracht und hielt sich, vielleicht mit Recht, für den eigentlichen Urheber von dessen Kandidatur: „Dohna ist, wie du weißt, meine Empfehlung. So regierte man die Staaten von Italien aus“. Die offizielle Korrespondenz mit seinem Chef und dem König selbst (im Geh. St. A.) ergibt darüber nichts. Der Vermittler war Kunth, der von Berlin aus mit Stein darüber korrespondierte; einen Brief von ihm, der nach Humboldts Abreise in Rom einlief, sandte Caroline diesem nach, einen zweiten und dritten erhielt Humboldt in Deutschland. Vgl. den Brief an Caroline vom 16. November (S. 18). Stücke der Korrespondenz Kunths mit Stein bei Goldschmidt, Das Leben des Staatsrats Kunth, S. 61ff., aber gerade diese Briefe fehlen dort. Auch von Caroline fehlen die meisten Briefe aus diesen Wochen, so auch der, mit dem sie den erstgenannten der Kunthschen Briefe nachschickte.

im Jahr seines Todes genannt hat, abgeschlossen sei, und daß es ein Abschiednehmen auf immer war. Schon im Jahr zuvor hatte er, persönlicher Verhältnisse halber (es handelte sich um Vermögensangelegenheiten seiner Frau, die ihn nach Erfurt zu ihrem Vater riefen) um einen Urlaub nach Deutschland gebeten, der ihm für den Frühling bewilligt, dann aber von ihm selbst bis zum Herbst 1808 hinausgeschoben war. Zwar hatte ihm sein Chef, Graf Goltz, geschrieben, daß bei der Neuorganisation der Behörden und Gesandtschaften, die im Werke sei, auch seine zukünftige Stellung geregelt werden würde, und ließ ihn der stürmisch sich entwickelnde Konflikt zwischen Napoleon und der Kurie schon befürchten, daß seine Mission vielleicht bald mit der Herrschaft des Papstes selbst ein Ende nehmen könnte. Aber eigentliche Besorgnis scheint er noch nicht gehabt zu haben. Seine Familie blieb in Rom; nur Theodor, den Ältesten, dessen Instruktor, der junge F. G. Welcker, im Frühjahr an das Gießener Gymnasium zurückgekehrt war, nahm er mit sich. Er hoffte im April oder Mai wieder unter der römischen Sonne atmen zu können; auch den Sohn gedachte er, falls sich für ihn ein geeigneter Lehrer fände, wieder mit sich über die Alpen zurückzuführen. Wohl überkam ihn, als er „den großen Schritt über den Ponte Molle getan“ und jeder Tag ihn weiter von allem, was er liebte, trennte, das schmerzliche Gefühl, als könnte ihm das Glück fortan geraubt sein, „die Kolosse zu sehen, nach dem Vatikan zu gehen, den Aventin zu besuchen“. Dies aber entsprang doch mehr der Stimmung des Abschiedes von den Seinen und der ewigen Stadt, von der Welt antiker Herrlichkeit, an die er nur „mit Götterehrfurcht und mit Heimatsehnsucht“ denken konnte,[1] als der Furcht, daß die Regierung über ihn anders verfügen möchte.

Erfährt seine Ernennung.

Erst auf deutschem Boden, den er nun doch mit dem freudigen Gefühl der Zugehörigkeit zu deutscher Art und Kunst betrat, in das sich der Schmerz über des Vaterlandes Unglück mischte, erhielt er Gewißheit, daß die Gesandtschaft in Rom unterdrückt und er zurückgerufen werden sollte: in Erfurt, gleich am Abend seiner Ankunft (11. November), von seinem Schwiegervater, dem es der Minister selbst erzählt hatte, als er dort zu dem Kongreß als Vertreter des Königs erschienen war. Und wenige Tage später meldete Kunth, der alte Freund des

1) An Welcker (ed. R. Haym S. 5), Ferrara 20. Oktober 1808; an Goethe (Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. H., ed. Brataneck 217), 23. August 1804. Gebhardt, W. v. H. als Staatsmann I, 80ff. Wenn Humboldt noch im Mai 1807 ausspricht, daß es ihm „jetzt peinlich sei, hier müßig zu sein und nichts für das bedrängte Vaterland tun zu können“, so trat diese Empfindung seit Tilsit in ihm zurück; danach waren es wirklich nur persönliche Verhältnisse, die ihm die Reise nach Deutschland eingaben. Sonst war er wunschloser als je und in der Stimmung, die ihn bei seinem Eintritt in Italien ergriffen hatte, als er von dem Zauber des Landes überwältigt dem Freunde in Weimar die Worte schrieb: „Mein Aufenthalt dort ist nicht mit einer bloßen Reise vergleichbar. Es beginnt mit ihm eine neue Lebensepoche, und vielleicht halten mich diese Mauern, bis mich die Pyramide des Cestius empfängt.“

Humboldtschen Hauses, daß bereits über ihn verfügt, daß er zum Chef des Erziehungswesens ausersehen sei.[1]

Noch einmal glaubte er sich vergebens geängstigt zu haben, als er Anfang Dezember von seiner Gemahlin die Urlaubsbewilligung nachgeschickt erhielt, welche Stein selbst unterzeichnet hatte und worin seine Rückkehr nach Rom vorausgesetzt war. Daß Stein, wie er nun hörte, den Abschied wirklich bekommen hatte (am 25. November), machte ihn in dieser Hoffnung nur sicherer, zumal ein Gerücht besagte, daß Wolf die Stelle habe, die man ihm zugedacht hatte. Er lebte sich schon ganz in diesen Gedanken ein und hoffte, im April wieder in Rom zu sein — als am 18. Dezember, wieder durch Kunths Hand, die bestimmte Nachricht an ihn kam, daß er zum Chef der vereinigten Sektion für Kultus und Unterricht bestimmt sei.[2] Er war tief erschrocken und, wie er schreibt, in ängstlicher Verlegenheit. Wie schwer der Antrag abzulehnen sei, sah er wohl ein. Von allen Seiten, auch in Weimar, wo Knebel in diesem Sinne auf ihn einsprach, ward er bestürmt, ihn anzunehmen: er dürfe sich der Aufgabe nicht entziehen, er müsse das Opfer dem Vaterlande bringen. Er selbst verkannte diese Pflicht nicht. Auf der anderen Seite aber: wie groß war gerade für ihn das verlangte Opfer! Als Gesandter hatte er von Zeit zu Zeit seine Berichte, und diese, wenn es ihm gut schien, unmittelbar an des Königs Majestät, einzureichen gehabt, im übrigen aber ein der Kunst und den Wissenschaften geweihtes Leben führen

Versucht, das Amt abzulehnen; Gründe hierfür.

1) Ob Humboldt auch hierüber bereits in Rom etwas erfahren, läßt sich, da die Kunthschen Briefe eben fehlen, nicht sagen. In Ferrara scheint er nach dem Brief an Welcker (s. o.) noch nichts davon gewußt zu haben, doch brauchte er diesen ja nicht in Verhältnisse, die ihm selbst noch unklar waren, einzuweihen. Mit Jacobi, den er in München (wo er am 30. Oktober eintraf und eine volle Woche blieb) täglich sah, hat er bereits darüber gesprochen (s den Brief an diesen vom 18. Februar 1809, ed. Leitzmann S. 81), und vielleicht war es dort, wo er zuerst davon erfuhr (s. d. Brief an Caroline vom 7. November, S. 10). In dem Brief vom 12. November (oder auch schon in dem obengenannten) setzt er es als bekannt voraus, S. 17: „Die Fälle, zu denen es kommen kann, wären die vier: ein unabhängiger Posten in Berlin, der angetragene abhängige, unsere alte Lage in Rom mit verringertem oder gar keinem Gehalt“. Aber diese Stelle beweist noch nichts für die Annahme, daß beide es schon in Rom besprochen haben. Frau von Humboldt kann es in dem Kunthschen Brief, den sie ihrem Gemahl nachschickte, gelesen haben. Auch fehlt ein Brief Humboldts an Caroline aus München, zwischen dem 1. und 4. November, wo er also den Kunthschen Brief erhalten und mit Bezug darauf an sie geschrieben haben kann. Kurz, ich schließe noch mit einem Non liquet.

2) S. die Briefe an Caroline aus Erfurt vom 7. und 18. Dezember. An letzterem Orte schreibt er: „Über meine Rückkunft nach Rom glaubte ich ganz im reinen zu sein, Dohna ist wirklich Minister des Inneren, und der, der mich hineinziehen wollte, ist fort. Aber auf einmal kehrt doch immer wieder durch Kunth der Antrag auf eine Weise zurück, die mich in die äußerste Verlegenheit setzt. Ich habe den Antrag erst seit einer halben Stunde und in einer halben geht die Post. Nur so viel sage ich: ich soll durchaus unabhängig sein und Sitz und Stimme im Staatsrat haben, und man verlangt mich eigentlich nur für die erste Organisation. Der Antrag ist übrigens so weit, daß ich Kultus (alle Prediger, Kantoren usw. Gott!!) und alle Unterrichtsanstalten (Akademie der Wissenschaften und Künste, Zensur und sogar die Theater) unter mir habe“.

können; er war der Vertreter seines Staates gewesen, mochte er nun unter Künstlern und Gelehrten oder im Kreise der Monsignori und fremden Diplomaten weilen; in jeder Hinsicht war er auf der Höhe des Daseins gewandelt. Der Antrag sicherte ihm nun freilich nach der Verfügung vom 24. November Sitz und Stimme im Staatsrat und ließ ihm die Hoffnung, nach nicht zu langer Zeit zur Freiheit zurück zu gelangen; zunächst aber bot er dem unter der Sonne des Südens Verwöhnten doch nur die Aussicht, vielleicht fern von der Geliebten, in dem „graulichen Nebel des Nordens", in dem Staub der Akten und dem Einerlei unsympathischer Geschäfte zu leben, unter denen er bei aller Selbständigkeit seiner Stellung seine Persönlichkeit niemals ganz zur Geltung bringen konnte. Seinen Chef ging er noch einmal an, wenn es möglich sei, den Kelch von ihm zu nehmen, und kündigte ihm an, daß er dem König selbst darum schreiben werde. Aber er war unter Umständen bereit, es auf die Probe ankommen zu lassen. „Ich werde", schrieb er nach Rom, „mit Klugheit handeln, wirken und nützen, wo ich kann. Denn ist die Probe gemacht, daß ich nur einen Nutzen stifte, der das Opfer einer Existenz wie die unsre nicht wert ist, so hält mich auch niemand und nichts. Nur die Probe muß gemacht werden, wäre es auch bloß, weil die Leute nie so etwas ohne Probe glauben."[1] Vier Tage später erhielt er, schon wieder in Erfurt, die offizielle Mitteilung von seiner Bestimmung für den neuen Posten, sehr höflich, wie er schreibt, mit sehr vielen Lobsprüchen, und nicht in Form einer Ernennung, sondern wieder in Form eines Antrages, auf den aber schleunige Entschließung verlangt war. Dies bestimmte ihn, sogleich nach Berlin zu gehen, da sich die Umstände in Erfurt nicht übersehen ließen.[2] Kaum aber war er in Berlin angekommen, so zog er noch einmal, am 17. Januar, alles zurück und flehte den König persönlich an, ihm die Rückkehr nach Rom zu gestatten. Die Briefe an seine Gemahlin lassen die Gründe dieser neuen Wendung klar erkennen. Es war die Nachricht, daß ihm die Selbständigkeit, die ihm in dem Antrage gewährt war und die ihm allein Entschädigung für die verlorene Freiheit bieten zu können schien, geraubt sei. Am 16. Dezember war in dem Publikandum, worin der König seinen Untertanen die Neuordnung der Staatsverwaltung kund tat, das Hauptstück in Steins Verfassungsentwurf, der Staatsrat, ausgelassen; er war bis auf weiteres suspendiert worden. Nach dem Entwurf, der Steins Namen trug, wäre Humboldt Mitglied eines Conseils geworden, das unter den

1) An Caroline, aus Weimar, am Neujahrstage, in Goethes Hause, bei dem er seit dem ersten Weihnachtstage wohnte. Damals lernte er aus dem Munde Goethes bei der Wolzogen dessen neuste Schöpfung, „Pandoras Wiederkunft", kennen. Erst die Hälfte sei fertig, in der die weggegangene Pandora betrauert werde. „Es ist", schreibt er, „eine der wunderbarsten Produktionen, aber der allerschönsten und größesten." (28. Dezember.)

2) An Caroline, 4. Januar, „gegen ein Uhr nachts". Auf der Reise berührte er noch einmal Weimar und weiter Leipzig und Wittenberg.

Augen des Königs beriet und beschloß, in dem seine Stimme so viel galt wie die seines Ministers; und sowenig sich die Last des Amtes und täglicher Geschäfte der seligen Muße des römischen Lebens hätte vergleichen lassen, hätte ihn die Aussicht, unter eigener Verantwortlichkeit das Geistesleben der Nation nach seinen Ideen zu gestalten, wohl entschädigen können. Nun aber war ihm jene Möglichkeit genommen. Er sah voraus, daß die Verantwortlichkeit, die ihm in seiner Stellung noch zugeschoben war, mit der Zeit eingeengt und geschmälert, ja schließlich ganz vernichtet werden müßte, wenn er seine Anträge nicht mehr selbst an der entscheidenden Stelle vertreten oder im Falle einer Differenz mit dem Minister rechtfertigen könnte; daß er, ausgeschlossen von dem Zentrum des Staates, keinen seinem Ressort vorteilhaften Impuls geben, keinen Wink von dorther benutzen und Gefahr laufen würde, von andern Sektionen her in dem eigenen Gange gestört und geschädigt zu werden.

Wir werden noch sehen, welchen Kampf er darüber führen mußte: es ist der Anlaß für ihn geworden, der ihn zur Niederlegung seines Amtes brachte. Um so bedeutsamer aber ist es, daß derselbe schon jetzt das Motiv für ihn ward, von dem schon gefaßten Entschlusse noch einmal zurückzutreten.[1] Er tat es, trotzdem von allen Seiten auf ihn eingeredet wurde, dem Ruf zu folgen. Wolf und andere drohten öffentlich, wegzugehen, wenn er nicht bleibe; von mehreren Schulen kamen schriftliche Petitionen an ihn. Man hörte, daß Beyme die Stelle immer gewünscht habe; und er selbst meinte, es sei nicht unwahrscheinlich, daß jener seine abschlägige Antwort benutzen werde, um sie anzunehmen und mit seinem Ministerium zu verbinden. Gegen Beyme aber war alle Welt, und man machte Humboldt Vorwürfe, daß er diesem den Weg bahnen werde. Direkt sprach er es nicht aus, was ihn zu dem Wechsel seines Entschlusses bestimme. Nur gegen seinen bisherigen Chef sprach er sich aus; dem Grafen Dohna und dem König deutete er es kaum an; und er erklärte ausdrücklich, daß er dem ausgesprochenen Willen des Königs sich unterwerfen werde. Allein er hoffte, es werde sich schon jemand finden; auch liege es nicht im Charakter des Königs, zu zwingen. Am 4. Februar ward ihm auch diese Hoffnung genommen. Vom König freilich war noch keine Antwort da. Die Petersburger Reise war dazwischen gekommen. Aber von Goltz und Dohna kamen Briefe, die ihm das Weigern unmöglich machten. Nur das Versprechen ward ihm gegeben, daß man ihn auch künftig als zum auswärtigen Departement gehörig betrachten und bei den Vakanzen bedeutender Gesandtschaftsposten zuerst bei ihm anfragen werde. Dohna selbst beschwor ihn bei ihrer

1) An Caroline, Berlin, Behrenstraße 60, 19. Januar 1809. „Mein Entschluß ist gefaßt, liebe Li, und die Briefe gehn heute ab. Ich habe den neuen Posten ausgeschlagen und den König gebeten, mich nach Rom zurückkehren zu lassen. Du siehst das Nähere aus den drei abschriftlichen Anlagen, ich schicke sie mit Fleiß, damit Du genau sehen kannst, wie ich gehandelt habe."

Wird zur Annahme genötigt.

alten Freundschaft, das Opfer zu bringen. So sah Humboldt keinen Ausweg mehr. Ein Zurückgehen, so schreibt er, heiße den König und eine bedeutende, ja jede Tätigkeit verlassen. „Ich habe daher das aufgegeben, aber sehr ernst und ein wenig traurig geantwortet, wenn der König befehle, müßte ich gehorchen und würde es, allein ich hoffte, der König würde nun bei meiner gänzlichen Unterwerfung unter seinen Willen auch meine Wünsche erfüllen. Als solche habe ich nur einzig angegeben, daß man mir die Möglichkeit erhalten soll, nach vier, fünf Jahren, oder bei eintretenden wichtigen Umständen auch früher, auf den römischen Gesandtenposten zurückzugehen. Bedingungen machen wollte ich nicht. Muß ich einmal bleiben, bleibe ich auf eine edlere Art.“ Auf der Stelle begann er sich aus den Akten über Art und Umfang seiner Aufgabe zu orientieren. Er war schon in sein Studium vertieft, als am 28. Februar die Kabinettsordre eintraf[1], die seine Ernennung zum Chef der Sektion aussprach.

Nimmt nur zögernd den Berliner Plan auf.

Der Berliner Universität waren diese Arbeiten noch kaum gewidmet. Auch an diese Aufgabe ist Humboldt zögernd und nicht eben gern herangegangen. In Königsberg war man momentan dem Projekt fast besser gesinnt als derjenige, in dem wir den Schöpfer unserer Hochschule verehren.[2] Humboldts konservativer Natur widerstrebte es, niederzureißen und neu zu bauen, ohne sich um das Alte zu kümmern und die Fundamente, auf denen dies geruht, auf ihre Tragfähigkeit geprüft zu haben; vollends solche Pläne, wie sie ihm aus den Akten entgegentraten, mußten seine Pietät für alles Gewordene, den aus der Tiefe seines Genius hervorquellenden Sinn für organische Entwickelung zurückstoßen und beleidigen. Auch war er an sich keineswegs für die Idee einer Zentraluniversität in der Hauptstadt eingenommen: dem Geist der Studien, glaubte er, würde die Stille eines kleinen Ortes viel angemessener sein.[3] Es kam hinzu, daß er gerade in Frank-

1) Die Kabinettsordre vom 20. Februar. Vgl. an Caroline, 28. Februar. Über die Form der Kabinettsordre war er dennoch verwundert: „Ich erwartete, man würde mich einladen, anzunehmen, oder mir sagen, daß mein Hierbleiben nötig sei; statt dessen heißt es, gegen alle Wahrheit, ich hätte angenommen.“

2) Vgl. Nolte an Schütz, 10. Januar 1809 (im Briefwechsel falsch, zum Jahr 1808, eingereiht; schon von Köpke 63 bemerkt): „Des Herrn Grafen von Dohna Exzellenz sollen für die Sache sein; wie der Herr Geheime Staatsrat v. Humboldt darüber denken mag, ist mir unbekannt.“ Noltes Rolle war, wie diese Stelle anzeigt, ausgespielt. Humboldt scheint sich kaum noch in andere Beziehung zu ihm gesetzt zu haben, als daß er ihm im Februar die Akten abfordern ließ, die aus seinem Kommissariat für Beymes Universitätsplan erwachsen waren.

3) Vgl. den Brief an Schleiermacher vom 23. Mai (a. a. O. 169): „Ich bin, wie Sie wissen, immer, obgleich nur bedingt, weil man Halle verloren hat, für die Berliner Universität.“ Und besonders einen Brief an Altenstein vom 29. Juli (veröfftl. zuerst v. Varrentrapp in der Hist. Zeitschrift 65, 278. Wiederholt Ges. Schr. X, 2, 154; s. u.): „Auch ich bin innig überzeugt, daß eine Universität in einem kleinen Orte unendlich besser und angemessener ist. Allein ich bin es auch ebenso sehr, daß die Anstalten in Berlin schon ehemals zu weit gediehen waren, um sie noch jetzt verlegen oder unvollständig lassen zu können, und daß eine höhere und allgemeine Lehranstalt, für deren Errichtung im ganzen auch Ew. Exzellenz zu stimmen scheinen, nur da-

furt, der alten Universität des märkischen Adels, seine Studien begonnen hatte und dort noch jetzt verehrte Lehrer besaß. Nichts konnte ihm widerwärtiger sein als die vordringliche Art, mit der Schmalz gegen die ehrwürdige Viadrina Partei ergriffen hatte; wie ihm überhaupt dessen ganze Persönlichkeit und Denkart unsympathisch sein mußte. Wir haben keinerlei Andeutung, daß er mit ihm in näheren Verkehr getreten sei; schon damals hat er sichtlich den Geheimrat beiseite geschoben. Nicht viel anders erging es Fichte; und kaum ertrug es der Heißblütige, sich so zurückgesetzt zu sehen, nachdem er einen Moment gehofft, der Schöpfer der neuen Universität, der Regenerator der nationalen Bildung zu werden; er wollte überhaupt nichts mehr damit zu tun haben.[1] Fast könnte man meinen, daß Humboldt sich auch gegen Schleiermacher zunächst zurückgehalten habe. Denn in einem sonst sehr eingehenden Brief, den Schleiermacher in diesen Wochen seinem alten Freunde Brinkmann schrieb, erwähnt derselbe die Übernahme der Direktion der „wissenschaftlichen Angelegenheiten" durch Humboldt nur leichthin und nebenher. Immerhin sieht man daraus, daß sie bereits miteinander verkehrten.[2] Um so mehr erschloß sich Humboldt dem Manne, den er längst zu seinen besten Freunden rechnete, dem großen Philologen, in dem er recht eigentlich den Pförtner zu dem Tempel antiker Schönheit und Menschenwürde und den berufensten Verwalter der heiligen Schätze bewunderte, und zu dem er mit der Verehrung des Schülers für den Meister emporblickte: Friedrich August Wolf.

Läßt Schmalz und Fichte fallen.

Zurückhaltend gegen Schleiermacher.

Verbindet sich mit Wolf.

Seit dem Sommer, seit Stein sich seiner angenommen, waren für Wolf bessere Tage gekommen.[3] Auf seine Vorschläge hin hatte im August der selbstherrliche

Wolf schon durch Stein und Dohna gefesselt

durch noch mit Ernst und Solidität einer gewissen in Berlin befürchteten Frivolität begegnen kann, wenn sie sich so streng, als es der Geist der Zeit erlaubt, an die Formen der bisherigen Universitäten bindet und diesem Namen getreu bleibt." Humboldt stimmte also darin mit seinem Bruder überein.

1) S. seinen Brief an Altenstein vom 10. Juni im Urkbd. Die immer wieder nachgeschriebene Angabe des jüngeren Fichte von den Vorträgen seines Vaters über die Errichtung der neuen Universität in Humboldts Hause vom 9. bis 14. April 1809, denen Nicolovius, Uhden und Schleiermacher beigewohnt hätten (I, 415), kann höchstens, wie übrigens auch Köpke ohne weiteres annimmt, für das Jahr 1810 gelten. Am 8. April 1809 reiste Humboldt nach Königsberg ab, wo er Nicolovius fand. Ganz unglücklich ist Gebhardts Versuch (I, 207), die Konferenzen nach Königsberg selbst zu verlegen. Das Faktum selbst will ich nicht leugnen.

2) Über seinen Verkehr mit Dohna in diesen Wochen schreibt Schl. an Henriette von Willich am 26. Januar: „Dohna nimmt sich, soviel ich erfahren kann, vortrefflich. Mich setzt er in rasende Bewegung; er möchte posttäglich die ausführlichsten Briefe von mir haben, und ich kann kaum anders als willfahren, da ich ihm über Gegenstände der inneren Verwaltung schreiben kann, die für mich von dem höchsten Interesse sind." (Aus Schl.'s Leben II, 210). Vgl. den Brief vom 21. Febr. 1809 (223.)

3) „Mein hiesiges Los", schreibt er am 8. September an Johannes Müller, „ist durch Herrn von Stein, bei dem ich hier manche sehr erfreuliche Stunde genoß, gar sehr verbessert worden, und so der Gedanke jeder Auswanderung verbannt. Wie wunderbar liefen doch die Schicksale, besonders seit der Zeit, wo ich mehr durch Ihre als irgend jemandes Aufmunterung gereizt das vorige Nest verließ." Briefw. IV 385. Arnoldt I 142.

Minister der Akademie vier neue Mitglieder, darunter Wilhelm von Humboldt selbst, aufgenötigt. Um den unruhigen Mann noch mehr zu fesseln, war ihm noch unter Stein, im Oktober, das durch Merians Tod erledigte Amt eines Visitators des Joachimsthalschen Gymnasiums provisorisch übertragen worden.[1] Im Dezember hatte er eine neue Gelegenheit gefunden, sich die Regierung zu verpflichten, als er einen Ruf nach Landshut, den er sich zu verschaffen gewußt, ablehnte.[2] Dohna war ihm ebenso gut gesinnt wie Stein, und Wolf fand gerade jetzt in Königsberg noch einen anderen Fürsprecher, der gleich Humboldt zu ihm als seinem Meister emporsah, seinen persönlichen Schüler von Halle her, Süvern, der soeben damals als Staatsrat in die Sektion für das Unterrichtswesen berufen war. So wurde er noch im Januar von dem Minister aufgefordert, dem Herrn von Humboldt seine Wünsche „wegen einer bestimmten Anstellung" mitzuteilen.[3] Was konnte für Humboldt erfreulicher sein, als die Aussicht, das Werk, dem er sich nun doch nicht mehr entziehen konnte, mit dem Freunde zu beginnen, in dem er nicht nur den größten aller lebenden Philologen, sondern gerade auch den berufenen Pädagogen und Organisator des klassischen Unterrichts bewunderte! Kein Zweifel, daß ihm nichts den Entschluß, das Amt auf sich zu nehmen, so sehr erleichtert hat wie diese Hoffnung. Unmittelbar nachdem er dem Minister seine Einwilligung erklärt, die Bürde des neuen Amtes auf sich zu nehmen, trat er mit Wolf in die Verhandlung ein, und schon am 6. Februar schrieb er auf Grund einer Eingabe desselben, welche seine Forderungen enthielt, den Antrag nieder.[4] Den Inhalt kennen wir bereits so ziemlich aus den Vorschlägen, welche Wolf anderthalb Jahre zuvor an Beyme eingeschickt hatte. Auch jetzt suchte er sich seine Stellung so einzurichten, daß er bei weitreichendem Einfluß nach Möglichkeit von amtlicher Tätigkeit verschont blieb. Also an der Universität eine bloße Honorarprofessur unter Befreiung von allem Anteil an den Geschäften der Korporation, dazu ein Seminar, unter Leitung jedoch eines Inspektors für die spezielle Anleitung der Zöglinge; ferner an der Akademie, im Falle diese reformiert würde, das Direktorat der philosophischen Klasse oder eine andere

Anträge Humboldts für Wolf.

1) Arnoldt 141ff.

2) Darüber Friedrich Jacobs in den „Nachrichten aus meinem Leben" S. 130, aus einem Gespräch mit Sömmering im Herbst 1810: „Sömmering erinnerte sich, daß die bayerische Regierung im Jahr 1805 mit Wolf in Unterhandlung gestanden hätte; und daß diese, damals abgebrochen, im Jahre 1808 von seiner Seite durch einen anonymen Brief wieder angeknüpft, aber auch zum zweitenmal auf eine fast unbegreifliche Weise, eben als sie zum Schlusse gediehen war, abgebrochen wurde, war mir selbst vollkommen bekannt." Vgl. Humboldt an Caroline, 28. Januar, S. 79.

3) 24. Januar. Arnoldt I, 156.

4) Samt der Eingabe Wolfs vom 5. Februar gedruckt von Köpke 185; Humboldts Antrag auch in den Ges. Schriften X, 2, 17. Die Ausfertigungen im Geh. St. A., Rep. 76 V, Sekt. II, Berlin. Univ.-Sachen, IV. Abt., Nr. 1. Vgl. den Brief an Caroline vom 28. Januar, S. 79.

Stelle von Einfluß; und in der allgemeinen Verwaltung die Oberaufsicht über die Berliner Schulen in Absicht des Unterrichts und der Methode, und ein Sitz in einem der für die allgemeine Leitung des höheren Schulwesens einzurichtenden Senate; wobei er auf die Ansetzung und die Wahl der Lehrer besonderen Wert legte. Als Gehalt verlangte er in Summa 3000 Taler. Humboldt machte alle diese Forderungen zu den seinen. Sie schienen ihm, wie groß sie waren, durchaus den Talenten Wolfs und dem, was man von ihm erwarten müsse und was notwendig sei, zu entsprechen. Denn auf einer Universität und bei der Bildung einer ganzen Nation komme es nicht so sehr auf die bloße Masse angesammelter und vielleicht tot daliegender Kenntnisse an als auf den Geist, mit welchem ein ganzes Fach überschaut und das Studium desselben dergestalt geleitet werde, daß es sich an die allgemeine Bildung und die allgemeine Aufklärung anschließe und für Kopf und Charakter fruchtbar werde. Gerade dies aber besitze Wolf in hohem Grade, wie er es noch neulich in seiner Übersicht der philologischen Wissenschaften in dem ersten Stück seines Museums auf eine unübertreffliche Weise dargetan habe: „Mit diesem Geiste und mit einer großen Vielseitigkeit und Gewandtheit hat er, wo er bisher gewirkt hat, die Köpfe um sich her belebt und so gerichtet, daß diejenigen seiner Zuhörer, mit welchen er näher umging, gründlicher und geistvoller zugleich arbeiteten. Denn es ist immer ebensoviel als Lehrer von ihm geleistet worden wie als Schriftsteller, und die guten unter seinen Schülern, von welchen einige selbst in Berlin gegenwärtig als Lehrer angestellt sind, zeichnen sich wie er selbst vorzugsweise durch Tiefe, Gründlichkeit und Fruchtbarkeit ihrer Forschungen und dadurch aus, daß sie sich nicht an schwankenden oder halbwahren Begriffen, wie sonst so häufig der Fall ist, begnügen. Eine solche Einwirkung auf den gelehrten Ton in einem äußerst bedeutenden und mehr oder weniger auf alle anderen Einfluß habenden Fache aber kann einer Universität nicht anders als höchst wichtig sein, und wer da weiß, wieviel dazu gehört, sie auszuüben, wird nicht wähnen, hierin ein Subjekt leicht durch ein anderes ersetzen zu können."

Abschluß der Verhandlungen mit Wolf.

Über die Art der Verwendung des verehrten Mannes wollte Humboldt noch nichts bestimmen, da diese Fragen noch nicht abgeschlossen seien. Doch fand er Wolfs Vorschläge durchweg zweckmäßig und meinte, am besten würde er seinen Platz in der wissenschaftlichen Deputation finden, deren Schaffung einer der Hauptpunkte seines Programms war. Auch dabei suchte er mit feinem Takt die Wünsche und Eigentümlichkeiten seines Freundes mit den Bedürfnissen des Amtes zu verbinden, indem er seine Stellung so einrichten wollte, daß ihm Arbeiten aufgetragen würden, die vor diese Behörde gehörten, ohne ihn jedoch in einen regelmäßigen Geschäftsgang zu ziehen — „da ich", schreibt er, „Gelehrte in Geschäftsmänner zu verwandeln, wenige einzelne Fälle ausgenommen, gleich zweckwidrig für die Gelehrsamkeit und die Geschäfte halte."

Bei dem Minister fanden diese Vorschläge volles Entgegenkommen. Schon am 16. Februar wurde der Antrag an den König entworfen. Jubelnd schrieb es Süvern zwei Tage darauf seinem geliebten Lehrer: „So wären Sie denn uns und so vielem Guten, das für die Wissenschaft und den öffentlichen Unterricht jetzt im preußischen Staate bezweckt wird, gerettet. Möge es doch auf immer sein.“ Er sprach die Hoffnung aus, daß er selbst bald wieder zu seinen Füßen sitzen werde: „Denn auch Ihre Vorlesungen fleißig zu benutzen und nun eigentlich von vorn an zu studieren, habe ich mir fest vorgenommen.“ Dennoch zögerte sich die Entscheidung wochenlang hin, so daß Humboldt schon ängstlich ward und am 18. März noch einmal bei dem König direkt um die Genehmigung seines Antrages einkam.[1] Unterdes aber war diese, am 17. März, erfolgt, und zwar in der von Humboldt gewünschten Form: so daß zunächst nichts über den Wirkungskreis gesagt und nur das Gehalt bestimmt war; als Gegenleistung gegen ein Fixum von 3000 Talern (wozu noch 400 bis 500 Taler Umzugskosten kamen) sollte fürs erste nur die Stellung Wolfs an der Akademie und die des Visitators am Joachimsthalschen Gymnasium gelten.[2]

Humboldt tritt für Berlin ein; will Frankfurt zunächst erhalten.

Der Grund der Verzögerung läßt sich aus den Akten nicht ersehen. Vielleicht hing sie mit neuen Bedenklichkeiten zusammen, die um diese Zeit in der Umgebung des Königs gegen das Universitätsprojekt auftauchten.[3] Humboldt selbst hatte in seiner Eingabe vom 6. Februar, gleich Wolf, die Errichtung der Universität vorausgesetzt. Und von ihm darf man glauben, daß er sich, je mehr er sich in sein Amt einlebte, um so mehr mit dem Plan befreundete, der in Dohna und Süvern so lebhafte Fürsprecher fand.[4] Auch irrt man wohl kaum in der Annahme, daß ihn nun neben Wolf, und vielleicht noch eifriger als jener, besonders Schleiermacher in dieser Richtung bestärkt hat, und daß beide sich gerade dabei gefunden haben. Auch Schleiermacher war ja, gleich Humboldt, nur bedingt für die Berliner Universität gewesen. In seinen „Gelegentlichen Gedanken“ hatte er die Idee, daß gerade die

1) Ges. Schriften, a. a. O. 20.

2) Wie hoch Humboldt diesen Erfolg einschätzte, lehren uns seine Briefe an Goethe vom 8. April und 2. Juni (Briefwechsel 232ff): „Das einzige eigentlich Gute, was ich bis jetzt gewirkt habe, ist, daß Wolf hier gehalten worden ist und einen Ruf nach Landshut aufgegeben hat.“ So in dem ersten; und in dem zweiten: „Wolf war vor einigen Monaten im Begriff, uns zu verlassen und nach Landshut zu gehen; es ist meines Bedünkens das Wichtigste, was ich getan habe, und ich kann sagen, daß, obgleich sein Gehalt nun auch bis auf 3000 Taler erhöht ist, er doch ohne mich gegangen wäre.“

3) Schleiermacher erfuhr davon durch Dohna selbst. „Es zieht sich“, schreibt er am 10. April an seine Braut, „eine Wolke über unsere nächste Existenz zusammen, durch die ich noch nicht durchsehen kann; Dohna schreibt mir, daß die Errichtung der hiesigen Universität wieder unsicher geworden ist durch das Einreden einiger Leute, die es für bedenklich oder gefährlich halten.“ Aus Schleiermachers Leben II, 238.

4) Noch in dem Brief an Wolf hatte Süvern die Aussicht als sehr sicher und nur den Zeitpunkt als ungewiß bezeichnet (a. a. O.).

Hauptstadt der Ort sein müßte, so sehr in den Hintergrund geschoben, daß er bei manchen sogar den Eindruck erweckt hatte, als gehöre er zu ihren Gegnern. Auch er verabscheute die radikalen Pläne eines Fichte und Schmalz und trat, wir sahen es ja, mit Wärme für die Erhaltung und Neubelebung der überlieferten, ihm ehrwürdigen Formen der alten Universitäten ein. In Halle hatte er seine besten Jahre verlebt, und nur weil es verloren war, hatte er sich, gleich Humboldt, mit dem Berliner Plan befreundet. Jetzt war bei ihm hierfür ein persönliches Interesse hinzugetreten, der Wunsch, seinen Hausstand zu gründen, was auf der Basis seines Predigtamtes kaum möglich war; er hätte jedoch auch eine Professur in Frankfurt oder, woran er noch im Sommer gedacht hat, in Königsberg angenommen.

Vor allem aber waren es doch die Institute, welche die Universität in die Hauptstadt hinüberzogen. Dies war auch für Humboldt das durchschlagende Motiv. So gut er den Frankfurtern gesinnt war, durfte er doch nicht hoffen, ihnen die Kliniken und Sammlungen zu verschaffen, ohne welche die medizinischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen nicht bestehen konnten. Er wollte seine alte Hochschule darum nicht aufgeben; dem Gedanken, den Nolte, schon im Oktober, dem König vorgetragen hatte,[1] die Universität nach Breslau zu verlegen, sie mit den dortigen beiden Jesuiten-Fakultäten zu verschmelzen, versagte er sich: eine solche Anordnung würde die Provinzen des Staates auseinanderreißen, statt sie in sich zu einigen. Und als der alte Madihn im Namen der Frankfurter Minorität sich an ihn wandte und für die Verlegung nach Berlin sprach, erhielt er zur Antwort, daß das gänzliche Aufhören der Frankfurter Universität und ihre Verpflanzung nach Berlin ihre sehr bedenklichen Seiten habe. Frankfurt, dies war zunächst Humboldts Gedanke, sollte in seinem Lehrpersonal verstärkt werden, wozu es nicht vieler Mittel bedurfte; während Berlin in der Akademie und seinen Instituten und Schulen ja Ressourcen genug bot, um die Neubewilligungen im wesentlichen ebenfalls auf die Anwerbung neuer Lehrer zu beschränken.

Vorverhandlungen mit J. Chr. E. Schmidt und

Schon begann er seine Aufmerksamkeit diesen Fragen zuzuwenden, auch hierin von Schleiermacher und Wolf beraten. Jener wies ihn auf Joh. Christian Ernst Schmidt in Gießen hin, der sich als Kirchenhistoriker und Dogmatiker durch seine kritische Richtung einen Namen gemacht hatte. Schleiermacher war bereits bei Nolte für ihn eingetreten,[2] ließ jetzt mit Humboldts Erlaubnis durch dritte Hand, durch Schwarz in Heidelberg, der beiden nahestand, eine Anfrage an ihn gelangen, die nicht ungünstig aufgenommen wurde;[3] auch Welcker ward

1) 20. Oktober. Immediateingabe. Ausfertigung K. M. I, no. 1, vol. I.

2) 3. Januar 1808, Köpke 183. Ebendies beweist, daß Schleiermacher es war, der Humboldt den Rat gab.

3) Darüber s. Alfred Bock, Aus einer kleinen Universitätsstadt (2. Aufl. 1907), S. 63ff.: Schleiermacher an Schmidt, 28. April 1810. Ferner Humboldt an Schleiermacher, 23. Mai 1809; Aus Schleiermachers Leben IV, 169.

von seinem hohen Gönner veranlaßt, mit dem Gießener Theologen in Verbindung zu treten.[1] Daß auch andere Namen damals zur Sprache kamen, daß Schleiermacher z. B. auf Reil und Steffens, wie früher Nolte, so jetzt Humboldt aufmerksam gemacht hat, werden wir ohne weiteres sagen können; doch weiß ich nicht, ob letzterer sich mit diesen, amtlich wenigstens, bereits in Beziehung gesetzt hat.[2] Ebenso erwog man schon die Berufung von Savigny; und da dieser, wie wir sahen, bereits auf Wolfs Vorschlagsliste vom September 1807 gestanden hatte, so wird man vielleicht ihn als den Urheber, oder doch den besonderen Förderer dieser Idee anzusehen haben. Achim von Arnim war es, den Humboldt bewog, deshalb bei seinem Schwager anzuklopfen.[3]

Eintritt Uhdens

Indessen mußten alle Vorschläge und Wünsche in der Luft schweben, solange nicht der Plan selbst endgültig gesichert, d. h. die Hauptfragen der Fonds und der Organisation geregelt waren. Dies aber war nicht möglich, solange der Chef der Sektion von dem Zentrum der Regierung getrennt war. Humboldt hatte in Berlin außer ein paar Kanzleigehilfen nur einen einzigen Rat zur Verfügung, und auch dieser trat erst Anfang März in die Geschäfte ein. Es war Wilhelm Uhden, einst Humboldts Vorgänger in Rom, und diesem seitdem wohlvertraut und von ihm wegen seiner Raschheit und Exaktheit in den Geschäften hoch geschätzt. Uhden[4], der ursprünglich Jura studiert hatte, war immer von lebhaftem

1) Humboldt an Welcker, 25. April: „Würde nicht der Theologe Schmidt Gießen verlassen, wenn man ihn nach Berlin beriefe?“ Und 30. Mai: „Für die Unterredung mit Schmidt meinen herzlichsten Dank. Unterhalten Sie die Idee und suchen Sie ihm Vertrauen und Wohlwollen zu mir einzuflößen. Über die Sache werde ich erst in einigen Wochen etwas Näheres sagen können“ (S. 10f.).

2) Schleiermacher an Nolte, 2. Januar 1808. Ferner Blanc an Schleiermacher, Halle 4. April 1809: „Wenn Steffens' Berufung zum Teil von seinem Verhältnisse zu Reil abhängt, so ist die Sache, von der Seite aufgefaßt, vortrefflich gestellt; sie sind die besten Freunde, und Reil hat selbst gegen Rienäcker erklärt, er werde nie ohne Steffens nach Berlin gehen“ (in Schleiermachers Nachlaß auf der Königl. Bibliothek zu Berlin).

3) S. Humboldts Brief an Arnim vom 9. Juni (bei R. Haym, Briefe von W. v. H. an G. H. L. Nicolovius, Anhang, S. 120): „Ihr Brief vom 13. Junius vorigen Monats hat mir eine so herzliche Freude gemacht, daß ich Ihnen nicht lebhaft genug dafür danken kann. Ich schmeichelte mir bei weitem keiner so günstigen Antwort von Savigny, und zweifle jetzt nicht, daß, wenn nun überhaupt bei uns etwas zustande kommt, das des Anerbietens wert ist, wir ihn auch besitzen könnten.“ Seit Neujahr war Arnim in Berlin. Sein Brief hat Savigny also in oder gleich nach den unruhigen und angstvollen Tagen erreicht, als Landshut von dem Kriegsungewitter überrascht wurde, das der Donaufeldzug Napoleons gegen Österreich heraufführte. Ereignisse, die ihm den Gedanken an die Übersiedelung nach Berlin wohl nahe legen konnten (vgl. Humboldt an Goethe 2. Juni über Wolf: „Daß er den Kanonen in Landshut entgangen ist, wird er mir unstreitig sehr danken“, a. a. O. S. 234). Vgl. die Schilderung voll Geist und Leben, die Clemens Brentano in einem Brief an Arnim davon entwirft (bei Steig, A. v. Arnim und die ihm nahe standen, I, 272ff.).

4) Johann Daniel Wilhelm Otto U., geb. 1763, gest. 1835. Vgl. auch Humboldt an Nicolovius, 2. Febr. 1835, über den Tod des alten Freundes, mit dem er in Rom in der glücklichsten Periode seines Lebens zusammengewesen sei, und der ihm 1809 viel Anhänglichkeit bewiesen habe.

Eifer für die Altertumswissenschaften, zumal die archäologischen Denkmäler, erfüllt gewesen. Er hatte nach Beendigung seiner juristischen Studien, schon als Referendar, eine Stelle an dem Friedrichsgymnasium in Berlin unter Gedike verwaltet und dann in Göttingen sich unter Heyne fortgebildet. Von hier war er nach Italien gegangen, wo er zunächst als Privatmann seinen Studien gelebt und seit 1795 die Vertretung seiner Regierung an der Kurie übernommen hatte. Jetzt hatte er sich zunächst Hoffnungen gemacht, Humboldt in Rom zu ersetzen, und von Königsberg aus war ihm bereits die Stelle vorläufig zugesagt worden. Aber er selbst änderte, von Humboldt dazu veranlaßt, seine Entschlüsse und trat als Staatsrat in die Unterrichtsabteilung der Sektion ein.[1]

Dohna will Humboldt in Berlin zurückhalten.

Was aber für den Universitätsplan galt, galt für alle andern Geschäfte des Ressorts. Gerade bei der Abhängigkeit, zu der Humboldt durch die Kabinettsordre vom 16. Dezember verurteilt war, konnte er eine solche Isolierung, wie sie ihm in Berlin aufgenötigt war, auf die Dauer nicht ertragen; er mußte fürchten, daß ihm jeder Einfluß verloren gehen, und daß es überhaupt zu keinem eingehenden und festen Geschäftsgange kommen werde. Merkwürdigerweise teilte sein Minister diese Besorgnisse nicht. Ihm schien es vielmehr gar nicht unlieb zu sein, den Jugendfreund, dessen angebliche religiöse Kälte ihm so unbehaglich war, recht weit entfernt zu wissen und damit die geistlichen Angelegenheiten mit dem ihm gleich gesinnten Nicolovius in der Hand zu behalten. Nur so läßt sich ein Vorschlag auf Teilung der Geschäfte verstehen, den er Humboldt am 18. März zugehen ließ. Statt auf die mehrfach bezeugte Bereitwilligkeit Humboldts, nach Königsberg zu kommen, irgendwie einzugehen, fragte ihn der Minister vielmehr, und zwar um, wie er sagt, dem Kollegen an den Geschäften seiner Sektion so viel Anteil zu geben, als ohne großen Aufenthalt und ohne nachteilige Verwirrung möglich sei: ob er nicht alle zu diesem Ressort gehörigen Sachen aus den Marken, Schlesien und Pommern an sich ziehen, die aus den drei preußischen Departements herrührenden aber an Nicolovius adressieren lassen wolle. Letzterer würde dann die den öffentlichen Unterricht betreffenden Sachen, sobald sie nicht etwa Eile hätten, Humboldt zustellen, dieser dagegen alle bei ihm eingehenden den Kultus betreffenden Sachen, allenfalls mit seinen Bemerkungen versehen, nach Königsberg schicken und nur die eiligen, ebenso wie alle den Unterricht be-

1) Die Motive, die ihn dazu bestimmten, sehr persönlicher Natur, sind jetzt durch den Briefwechsel Humboldts mit seiner Gemahlin aufgedeckt worden. Uhden hatte in Rom Unglück in seiner Ehe gehabt; seine Frau war in Beziehungen zu Thorwaldsen getreten und hatte ihren Mann verlassen, um sich mit dem dänischen Künstler zu verbinden. Dies hatte Uhden bewogen, seine römische Stelle aufzugeben. Als er sich jetzt aufs neue darum bewarb, war es Frau von Humboldt, die, durch ihren Gemahl davon unterrichtet, es hintertrieb, indem sie, aus Rücksichten der Delikatesse gegen den Papst, es für unmöglich erklärte. Humboldt selbst hatte es nicht so angesehen, aber er folgte dem Rate der Gattin, stellte Uhden die Sache vor und bewog ihn dadurch, seine Bewerbung zurückzuziehen. A. a. O. 76f., 101.

treffenden in Berlin selbst abmachen. „Die den Kultus betreffenden", heißt es weiter, „würden alsdann sämtlich, bloß mit Ausnahme der von Ew. Hochwohlgeboren dort in Fällen der Eile abgemachten, hier unter Direktion des Herrn Staatsrats Nicolovius (der jedoch nach Vorschrift der Verordnung bei gewissen Sachen Ew. Hochwohlgeboren Meinung einholen, wie überhaupt Sie mit dem Gange der Geschäfte im allgemeinen in Bekanntschaft erhalten müßte), die Angelegenheiten des Unterrichts aber auf Ew. Hochwohlgeboren Verfügung in Berlin abgemacht und hierdurch, die bei dem Aufenthalt des Personals an zwei verschiedenen Orten unvermeidlichen Unbequemlichkeiten abgerechnet, der Gang der Geschäfte so eingerichtet werden, wie er in der Folge beibehalten werden soll." Auf diese Weise hätte also der Minister erreicht, was er schon bei den Beratungen über die Anstellung Humboldts gewünscht hatte: die Trennung des Ressorts in zwei Sektionen und die Entfernung Humboldts von den geistlichen Angelegenheiten. Er war naiv genug, noch die weitere Bestimmung hinzuzufügen, daß Humboldt alle Sachen, welche vorschriftsmäßig vor das Plenum gehörten, nach Königsberg senden müsse, damit sie durch die dortigen Mitglieder der Sektion im Pleno vorgetragen werden könnten.

Humboldt trägt auf seine Berufung nach Königsberg an.

Humboldt wußte, wie gesagt, nicht, wie der alte Universitätsfreund im Grunde seines Herzens über ihn gestimmt war. Aber auch so konnte er sich mit dem Vorschlage nicht befreunden. Dazu hatte er nicht die wonnige römische Freiheit aufgegeben, um sich hier in eine völlig bedeutungslose Stellung herabdrücken zu lassen. An sich hatte er gar keine Lust, Berlin zu verlassen und noch weiter in den kalten Norden zu gehen. Nur in Berlin fanden sich die Akten und die Personen, durch die er sich von dem Inhalt und Umfang seines Departements näher unterrichten konnte; und in jeder Beziehung war es zu wünschen, daß die Regierung in die Hauptstadt zurückverlegt würde. Auch hatte man dies allgemein und bis zuletzt gehofft und erwartet. Nun aber war die Rückkehr des Hofs nach der Petersburger Reise abermals hinausgeschoben worden. So beschloß denn Humboldt — wie ich annehme, unter dem bestimmenden Eindruck jener eigentümlichen Zumutung seines Chefs —, selbst nach Königsberg zu gehen, wenn auch nur für wenige Wochen, um alle Geschäfte in einen Gang zu bringen, der seinen Gesichtspunkten und dem, was er wollte, entsprach. Am 24. März war ihm der Brief zugekommen, und schon am folgenden Tage erklärte er seinem Kollegen Nicolovius, mit dem er bereits mehrfach korrespondiert und der selbst den Wunsch, mit Humboldt vereinigt zu sein, ausgesprochen hatte, daß er in jedem Augenblicke bereit sei, nach Königsberg zu kommen, und dies dem Minister womöglich noch heute vorschlagen werde.[1] Mit

1) Ob dies geschehen, weiß ich nicht. In den Akten fand ich den Brief an der Stelle, wo man ihn suchen müßte, nicht. Möglich, daß Humboldt es bei der Ankündigung, wenigstens an demselben Tage, gelassen und zunächst seinen Wunsch nur indirekt, durch Nicolovius, dem

vollendeter Diplomatie bemerkte er, daß er die ihm vom Minister zur Leitung der Geschäfte gemachten Vorschläge für vollkommen zweckmäßig halte, und daß, dürfte er etwa noch eine kleine Modifikation dabei vorschlagen, diese seinen Anteil an den Geschäften nicht erweitern, sondern vielmehr für den Augenblick noch beschränken würde. Aber wie das gemeint war, zeigen sofort die nächsten Worte: „Aber wie gut auch dies Interimistikum sei, so verberge ich mir nicht, daß doch eigentlich nichts bei dieser Trennung geschehen kann. Die sogenannten kurrenten Sachen abzumachen, ist in der Tat das Kleinste und Geringfügigste. Es muß etwas geschehen, es muß entworfen und ausgeführt werden. Und dies unterbleibt jetzt ganz, und muß unterbleiben, und dadurch kommt nun auch in die Abmachung der kurrenten Sachen eine unerträgliche Ungewißheit, die soweit geht, daß man oft nicht weiß, was man einem einzelnen Menschen sagen soll, weil es unbestimmt ist, welches Schicksal das Institut haben wird, dem er angehört. Jetzt z. B. sind die Prüfungen der Gymnasien. Ich zittere zu fragen, auf welche Universität die Entlassenen gehen, und muß beinahe heimlich wünschen, daß man mir eine auswärtige nenne. Wie kann ich aber von hier aus mit Kraft an der Errichtung einer Universität arbeiten, wenn die Hauptfragen über die Fonds und andre Punkte erst mit dem Ministerio zu berichtigen sind?“

Zugleich aber benutzte Humboldt die Gelegenheit, um seine grundsätzlichen Anschauungen über die Leitung der Geschäfte den Königsberger Herren klar zu machen. „Alsdann würden wir“, so fährt er fort, „auch auf die nähere Abgrenzung der beiden Unterabteilungen der Sektion für den Kultus und für den öffentlichen Unterricht denken können. Da ich aus Ihren gütigen Gesinnungen gegen mich schließen darf, daß es auch Ihnen angenehm sein wird, so viel als möglich gemeinschaftlich mit mir zu handeln, so werden auch Sie gewiß für die möglichst enge Verbindung dieser Unterabteilungen sein. Ebenso sind Ew. Hochwohlgeboren auch sicherlich darin mit mir einverstanden, daß alles, was sich auf Schulen, auch die niedrigsten auf dem Lande nicht ausgenommen, bezieht, nicht bloß zugleich durch mich, sondern auch durch die ganze Sektion des Unterrichts gehen muß, da sonst keine Einheit der Prinzipien mehr möglich sein würde, und daß ich persönlich, da ich einmal den Namen von der ganzen Sektion führe und für sie verantwortlich bin, speziellen Anteil an der Entscheidung alles desjenigen, sich auch bloß auf den Kultus Beziehenden nehmen muß, was in Rücksicht auf Sachen oder Personen irgend neu, und nicht bloß Verfügung in dem einmal verabredeten Gange oder System ist. Es ist meine liebste und erfreulichste Hoffnung, ohne die ich mich nie zur Annahme meines

Minister zu verstehen gegeben hat. „Ich bin bereit,“ schreibt er, „in jedem Augenblicke nach Königsberg zu kommen, und habe deshalb schon einige Male das Nötige an den Minister geschrieben. Die Entscheidung hängt allein von ihm ab, und wenn Ew. Hochwohlgeboren in der Tat glauben, daß diese Reise unvermeidlich ist, so ersuche ich Sie, mit ihm deshalb zu reden.“

Postens entschlossen hätte, daß ich gewiß sein kann, weder mit dem Minister, der mir mit jedem Posttage Beweise seiner herzlichen und vertrauten Freundschaft gibt, noch mit Ihnen, da Sie sich so gütig und zuvorkommend gegen mich äußern, in irgend eine Geschäftskollision zu geraten.“ Es war eine Erklärung, auf die es nur zwei Antworten gab: Annehmen oder Ablehnen. Nicolovius und der Minister wußten nun, woran sie waren: wollten sie mit Humboldt zusammen arbeiten, so mußten sie sich ihm fügen. Beide waren aber nicht aus dem Holze geschnitzt, um einem so starken und klar ausgedrückten Willen Widerpart zu halten. Umgehend, noch an dem Tage, wo jener Brief ankam, bewilligte der Minister die Reise,[1] und schon am 8. abends verließ Humboldt Berlin, Uhden als Stellvertreter zurücklassend.[2]

Reist dorthin.

So ward die Stadt Kants, in dessen Philosophie die Weltanschauung Humboldts und die Prinzipien seines Handelns wurzelten, der Ort, wo er die reformatorischen Ideen, mit denen er sich für die nationale Bildung trug, verwirklichen sollte.

Denn sobald er unter seine Amtsgenossen trat, hatte er gewonnen Spiel. Vor der ruhigen Klarheit seiner Gedanken, der ebenso sicheren wie liebenswürdigen Art, womit er seine Entwürfe vortrug, auf die Einwände hörte und sie, soviel es ihm möglich war, berücksichtigte, zerflatterten die Nebel des Mißtrauens, mit dem man ihm in Königsberg entgegengesehen hatte. Selbst Graf Dohna, so scheint es, gab seinen Argwohn auf oder ließ ihn doch nicht hervortreten. Wenigstens findet sich in den Akten in bezug auf diese Fragen nirgends eine Differenz. Und persönlich begegnete Dohna dem Jugendfreunde auf das allerherzlichste. Täglich war Humboldt mittags und abends sein Gast.[3] Humboldt selbst schreibt an Schleiermacher, er habe nicht eigentlich Widerstand gefunden. Übrigens fanden seine Pläne, soweit sie das Unterrichtswesen und zumal die Universität betrafen, bei dem Minister im allgemeinen volles Verständnis und herzliche Bereitschaft. Auch mit Altenstein suchte und fand Humboldt rasch Fühlung; und selten hat es wohl einen Finanzminister gegeben, der so eifrig die geistigen Interessen zu unterstützen bereit war. Vor allem aber er-

Gewinnt die Führung in der Sektion und gegenüber Dohna und Altenstein.

1) Dohna an Sack, 30. März, präs. 5. April: Auftrag, Herrn von Humboldt auf Wunsch Zahlung für Extrapost zu leisten. Dazu die Notiz Nicolovius' auf seinem Brief: „Erh. 30. curr., beantw. eod.“

2) H. an die Sektion, 8. April. K. M., A. Generalia, Oberbehördensachen Nr. 85. An Goethe, Briefwechsel S. 231. An seine Frau, S. 130.

3) An Caroline, 25. April (a. a. O. 143): „An Bewegung fehlt es mir nicht. Ich gehe viermal zu Dohna und zurück, weil ich mittags und abends bei ihm esse. Dohna ist die Liebe selbst mit mir, und so viel es jetzt sein kann, sind wir froh miteinander“. Vgl. S. 156. „Auch mit Beyme“ schreibt er an der ersten Stelle, „bin ich sehr gut. Er behandelt mich mit unbeschränktem Vertrauen und wirklicher Herzlichkeit, und beträgt sich jetzt hier gut und sehr klug. Am meisten beschäftigt er sich aber mit seinem Justizdepartement.“

oberte er sich seine Räte, Nicolovius nicht weniger als Süvern. Indem er jenem gerade in seinen Lieblingswünschen entgegenkam, in der Reform der Volksschule nach den Ideen Pestalozzis, die ihm früher keineswegs sympathisch gewesen waren[1], und bei dem Versuch, Reinhard in Dresden mit dem übergroßen Gehalt von 5000 Talern zum geistlichen Mitglied der Kultusabteilung zu gewinnen, bewies er ihm, daß seine eigene Stellung zu den göttlichen Fragen keineswegs ‚der religiösen Bildung der Masse nachteilig sein solle, und ließ ihn den Anspruch auf die Oberleitung seiner Abteilung um so weniger empfinden. Binnen kurzem hatte sich zwischen beiden ein wahrhaft freundschaftliches Verhältnis herausgebildet, das alle Stürme der kommenden Jahre überdauert hat.

Niemals seit dem Jahre des großen Unglücks waren der König und seine Minister in größerer Unruhe gewesen als in dieser Zeit. Wenige Wochen, nachdem Humboldt Berlin verlassen, hatte Major Schill seine Husaren aus Berlins Toren herausgeführt, um den Kampf gegen die Franzosen auf eigene Faust zu beginnen. Der ganze Norden Deutschlands erzitterte unter den Schlägen des neuen Krieges, den Österreich an der Donau und in Mähren gegen den französischen Kaiser führte. Von allen Seiten ward der König bestürmt, den Kampf der Rache und der Errettung zu wagen.

Unsicherheit der Mannhaftigkeit Humboldts.

Schwerlich war Humboldt in das Geheimnis der Beratungen eingeweiht, welche im Kabinett in diesen Wochen geführt wurden und den König zwischen Entschluß und ohnmächtigem Verzicht hin- und herwarfen. Aber die Unsicherheit der Lage hat auch er jedenfalls aufs tiefste empfunden; wie jedermann sah er den Staat vom Fieber geschüttelt und am Abgrunde hin taumeln. „Das Gefühl der Dauer und Sicherheit“, so hatte er schon am 24. März Nicolovius geschrieben, „von dem Ew. Hochwohlgeboren reden, muß wohl jedem mangeln, der ernsthaft denkt und sich nicht chimärischen Täuschungen hingibt.“ Ihm schien es, als ob es in Deutschland bald ärger aussehen würde als im 30jährigen Kriege.[2] Auch persönlich durchlebte er sorgenvolle Wochen; während er nach Königsberg reiste, ging seine Frau ihrer schweren Stunde entgegen; Ende April genas sie eines Töchterchens. Die Männer, mit denen er arbeiten sollte, kannte er zunächst kaum. Nicolovius hatte er vor langen Jahren in Plön bei Jacobi gesehen, ohne damals einen tieferen Eindruck von ihm zu empfangen. Auch Süvern, der gleichzeitig mit ihm in Jena (als Erzieher des jüngeren Schütz) gewesen war, mag er dort kennen gelernt haben; näher aber stand er auch ihm nicht. Seine Freunde, alle diejenigen, mit denen er sich in seinen Plänen und seiner Lebensauffassung eins wußte, waren in Berlin geblieben; auch seinen Sohn hatte er dort, in der Familie seines alten Freundes Karl Laroche, untergebracht. Wie

1) An Goethe, 23. August 1804, Briefwechsel, S. 223 f.
2) An Goethe, 2. Juni, a. a. O. 234.

hatte er sich, als er nach Deutschland kam, auf das Wiedersehen mit seiner schönen Freundin, der Herz, gefreut! Sie war aber im Winter fortgewesen, um nun, wo er hinweg gemußt, wieder zurückzukehren. Dazu das nordische Klima, das dem an die Sonne des Südens Gewöhnten abscheulich vorkam, zumal da es ein besonders kühler Frühling und Sommer war. „Wenn sich jetzt die Familie Kälte und Wärme freundschaftlich mitteilte, könnte sie wirklich ein recht temperiertes Klima herausbringen", so schreibt er mit dem Humor der Resignation an seinen jungen Freund Welcker. „Als ich kam", schreibt er an Schleiermacher von ihrer gemeinsamen Freundin, „war sie in die Eiszone gegangen, und nun ich. Hier ist es übrigens mit dem Eis auch im Julius keine Redensart. Ich sitze seit drei Tagen auch in der Stube im Rock und Überrock. Warum sollte denn auch die Sonne dies Land erwärmen? Das Bescheinen ist schon Güte genug." Und an Goethe: „Sie hatten vermutlich schon aus den Zeitungen gesehen, daß mich dieser hohe Norden endlich auch nach sich gezogen hatte. Das wird Ihnen zugleich ein Beweis gewesen sein, daß meine amtliche Tätigkeit angefangen hat. Denn was konnte einen, als Geschäfte, verleiten, in diese Ungegend zu wandern, in eine Stadt, die wirklich nur Kant, weil er nie eine andere gesehen hatte, zu loben imstande war?" Das alles aber schien nur da zu sein, um seine Kraft zu stählen und ihn mit immer frischerem Leben zu erfüllen. Allem bänglichen Schwanken stellte er das Postulat „im weiland Kantischen Sinne" entgegen: „um auch nur für den Augenblick handeln zu können, muß man annehmen, das Wirken sei für die Ewigkeit." Nicht weil er Zuversicht und Vertrauen habe — so an Goethe — denn wo solle jetzt Vertrauen herstammen und wer könne es hegen: sondern weil man einmal ganz treiben müsse, womit man in Berührung gesetzt sei.[1]

Anträge für Fichte und Zelter.

Auch jetzt ließ er die Personalfragen nicht außer acht. Am 10. Mai beantragte er bei dem König, das im Herbst 1806 Fichte zugesagte Gehalt von 800 Talern entweder sogleich ganz oder für jetzt zur Hälfte auszahlen zu lassen und ihm die Fortdauer desselben auf so lange zuzusichern, bis er bei der in Berlin zu errichtenden Universität in Tätigkeit gesetzt werden könne. Und die Form, in der er den Antrag stellte, und das Motiv, das er ihm gab, zeigten, wie hoch er die sittliche Größe des Mannes einschätzte, dessen Ratschlägen er sich sonst

1) Ähnlich immer an seine Gemahlin. Vor allem wundervoll am 29. April: „Der Wille, den man in eigentlichen Handlungen übt, hängt schrecklich vom Schicksal und selbst von solchen Zufälligkeiten ab, die man nicht gern mit dem Namen des Schicksals beehrt. Aber der Wille, der tiefer in der Seele liegt, der die ganze Handlungs- und Lebensweise betrifft, an den glaube ich unendlich. Darum überlasse ich gern die einzelnen Dinge dem Zufall, wirke wenig geradezu ein, aber beharre fest auf meinem Wollen und benutze lieber die Umstände, wie sie sich finden, als daß ich sie selbst geflissentlich hervorbringe. Auf diese Weise zwingt man die Menschen sehr bestimmt, indem man ihnen anscheinend und wirklich sehr viel Freiheit läßt, und bestimmt am Ende doch selbst sein Schicksal."

zu entziehen suchte. Er wies auf die langjährige Krankheit hin, die Fichte arbeitsunfähig gemacht habe, und auf die Bescheidenheit und Delikatesse, die ihn in einer höchst drückenden Lage zurückhielten, selbst mit Bitten deshalb einzukommen. „Je mehr nun diese Gesinnung", so schreibt er, „ihn selbst ehrt, desto mehr halte ich es für meine Pflicht, einen Mann, welchen Deutschland zu den ersten seiner Philosophen zählt, und der auch in den letzten unglücklichen Zeiten die überzeugendsten Beweise der Festigkeit seines Charakters und der Reinheit seines Patriotismus gegeben hat, Ew. Königlichen Majestät ins Gedächtnis zurückzurufen." Vier Tage später stellte er den Antrag, Zelter zum Professor und Aufseher der Akademie der Künste zu machen. Er folgte dabei einer Anregung Goethes. Doch werden auch Wolf, der mit Zelter in guter Freundschaft stand, und ebenso Schleiermacher in diesem Sinne geredet haben. Denn indem Humboldt als eine der Aufgaben Zelters die Reform des musikalischen Teiles des Gottesdienstes hinstellt, meint er, daß sich vielleicht in der Kirche der in Berlin zu errichtenden Universität ein Vorbild dafür schaffen lasse. Daß aber die Universität eine eigene Kirche habe, scheine ihm unumgänglich notwendig, da das jugendliche Gemüt am wenigsten in der Zeit, wo die Wissenschaft leicht zu einseitig nur den Verstand ausbilde, ohne religiöse Einwirkung gelassen werden müsse, in diesem Alter auch vorzugsweise für dieselbe empfänglich sei, aber eines eigenen, auf den Grad der Kultur und die besondere Lage der Studierenden berechneten Vortrages bedürfe. Damit sprach er einen Lieblingsgedanken Schleiermachers aus, dem wir in der Folge noch begegnen werden.[1]

Erster Entwurf des Antrages auf die Errichtung der Universität.

Vor allem jedoch suchte Humboldt, wie er sich schon in Berlin vorgenommen, für die materielle Sicherung des Planes Sorge zu tragen. Hier galt es den Termin zu erhaschen, den Moment zu wählen. Schon um Mitte Mai glaubte er ihn gefunden zu haben. Vom 12. bis zum 14. dieses Monats arbeitete er eine Denkschrift aus, welche den Antrag auf die Errichtung der Universität mit allen Motiven, die Grundzüge ihrer Organisation und ihrer Finanzierung enthielt und deren Inhalt wir uns nun vergegenwärtigen müssen.[2]

Wie die Männer von 1807, so führte auch Humboldt die Gründung auf die Notwendigkeit zurück, dem Staate tiefere Quellen des Lebens zu erschließen, durch geistige Kraft zu ersetzen, was ihm an physischer verloren war. Gleich jenen, nur noch nachdrücklicher und frei von der utilitaristischen Tendenz, welche Engels Vorschläge gehabt hatten, leitete er die Verpflichtung Preußens dazu aus der Stellung her, welche es als der Staat Friedrichs des Großen in Deutschland erworben habe: aus dem Vertrauen, welches die ganze Nation zu seinem Einflusse auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung gehegt, und das der König auch

1) Gutachten vom 14. Mai 1809. Ges. Schr. X, 2, 73ff., nach eigh. Konzept. Vgl. an Caroline, 11. März, S. 111f., und 19. Mai, S. 161.

2) K. M. Vol. I. Eigh. Konzept. Gedr. Ges. Schriften X, 2, 139—145.

in der Zeit der Not nur aufs neue bestätigt habe. „Ew. Königlichen Majestät Staaten“, so schreibt er, „können und werden daher fortfahren von dieser Seite den ersten Rang in Deutschland zu behaupten, und auf seine intellektuelle und moralische Richtung den entscheidendsten Einfluß auszuüben.“ Gerade die Idee der Einrichtung einer Universität in Berlin habe zu jenem Vertrauen besonders beigetragen, denn nur Universitäten könnten dem Staate einen Einfluß auch über seine Grenzen hinaus zusichern und auf die Bildung der ganzen dieselbe Sprache redenden Nation einwirken. Auch könne dies nur von der Hauptstadt ausgehen; denn wie die Schulen und Gymnasien, so seien auch die Provinzuniversitäten, Königsberg und Frankfurt, im wesentlichen nur Landesanstalten und könnten nie, auch mit dem größten Aufwande, einen bedeutenden Einfluß auf das Ausland gewinnen. Die Wahl eines neuen Ortes aber biete noch mehr Schwierigkeiten dar, und es bleibe nur eins von beiden übrig: man müsse eine Universität in Berlin errichten, oder überhaupt auf eine glänzende, auch Ausländer anziehende Universität verzichten. Wenn aber Engel die Ausdehnung des preußischen Einflusses, eine friedliche Durchdringung Deutschlands durch preußische Kraft erstrebt hatte, so betonte Humboldt mehr noch die Notwendigkeit, eine Brücke zwischen dem durch die Ereignisse von dem übrigen Deutschland getrennten Staate und dem draußen lebenden Teile der Nation herzustellen, mehr die deutsche als die preußische Idee, mehr die Bildung der Nation als die Vergrößerung der preußischen Macht. „Wenn Ew. Königliche Majestät“, so fährt er an jener Stelle fort, „nunmehr diese Einrichtung förmlich bestätigten und die Ausführung sicherten, so würden Sie Sich aufs neue alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessiert, auf das festeste verbinden, einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen, und in einem Zeitpunkt, wo ein Teil Deutschlands vom Kriege verheert, ein andrer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehoffte Freistatt eröffnen.“ Wieder ist es Schleiermacher, dessen Gedanken durch solche Wendungen hindurchklingen. Man glaubt den Gesprächen beider zu lauschen, wenn man diese Sätze liest. So auch in den folgenden Abschnitten, in denen Humboldt ebensosehr der Trennung der Fakultäten in bloße Fachschulen wie der losen Ausgestaltung einer allgemeinen Lehranstalt entgegentritt und, wie einst sein Bruder, den Namen Universität für die neue Hochschule fordert. Noch immer scheint er an der maßgebenden Stelle eine Abneigung gegen die überlieferten Formen der Universitäten zu fürchten. Er bemerkt, daß alles Veraltete und Nachteilige natürlich wegfallen müsse und der Name Universität nur anzeigen solle, daß keine Wissenschaft ausgeschlossen sei, und daß die Lehranstalt auch akademische Würden erteile. „Aber eine Lehranstalt gründen, die höhere [so], und doch nicht Universität sei, ist, wie anlockend auch den Gedanken die Neuheit und die gewissermaßen leichtere Aus-

führung macht, mißlich, da sich nicht einmal der Begriff eines solchen Instituts fest bestimmen läßt; eine bloß praktische Anstalt würde, weil Theorie und Praxis beim Unterricht nie so geschieden sein darf, noch gefährlicher sein. Wie man es überhaupt erwägen mag, so läßt sich zwischen die alten drei, durch die Natur der Sache selbst bestimmten Gattungen wissenschaftlicher Institute und Schulen, Universitäten und Akademien, nie anders, als willkürlich, eine neue einschieben."

Auch den bestehenden Universitäten widmete Humboldt ein kurzes Wort. Beide, Frankfurt ebensowohl als Königsberg, sollten erhalten bleiben. Mit 7000 Talern, die er dem ehemaligen Jesuiten-Fonds entnehmen wollte, von dem 5000 Taler Halle gehört hatten, 2000 aber neuerlich von dem König bereits zur Verbesserung des Schulfonds bestimmt waren, glaubte er den Bedürfnissen Frankfurts gerecht werden zu können; denn, wie gesagt, nur auf die Berufung tüchtiger Lehrer wollte er es hier ankommen lassen, da an einen Ausbau der Institute nicht zu denken war. Jedoch faßte er den Zeitpunkt der Aufhebung dieser Universität bereits ins Auge. Denn, wie er sagte, zwei Universitäten seien im Grunde für den Staat genug; nur dürfe man nicht das Alte zerstören, ehe das Neue die gehörige Haltbarkeit gewonnen habe; sobald also Berlin emporgekommen, könne man der Frankfurter Hochschule entbehren. Dagegen verwarf er wieder ganz den Gedanken, die Frankfurter Universität nach Breslau zu verlegen. Er gab zu, daß dadurch der große Nachteil einer bloß katholischen Universität, wie sie jetzt noch Breslau in seiner Jesuitenhochschule darstelle, hinwegfallen würde. Aber man würde auf diese Weise jedem Hauptteil der Monarchie eine eigene Universität verschaffen; die Einwohner eines jeden würden sich vorzugsweise zur ihrigen halten, und statt in Wissenschaft und Bildung das ganze Land zu vereinigen, würden sie sich nach Provinzen trennen und einseitig entwickeln. Sein Vorschlag ging vielmehr umgekehrt dahin, lieber auch den andern Universitäten katholisch-theologische Lehrstellen zu verleihen, damit die Katholiken sich nach und nach gewöhnen möchten, auf protestantischen Universitäten zu studieren, wogegen man Breslaus jetzige Universität in ein bloßes Gymnasium verwandeln könne.

In bezug auf die Kostenfrage, trug er eine Idee vor, die er schon in dem Brief an Nicolovius entwickelt hatte, und die nach seiner Art auch Fichte zur Grundlage seiner Universität hatte machen wollen: die Loslösung des gesamten Schul- und Erziehungswesens von der unmittelbaren Verbindung mit dem Staat und ihre Erhaltung durch eigenes Vermögen und durch die Beiträge der Nation.[1] Er stellte dies als einen Hauptgrundsatz in der Verwaltung des ihm

1) Gefaßt hatte er diesen Gedanken, wie wir jetzt auch aus einem Brief an seine Gemahlin wissen (vom 4. März), schon in Berlin: „Ich habe einen gewissen Plan, die Schulen bloß von der Nation besolden zu lassen. Die ist doch zu kleinen Abgaben noch so arm nicht, und man bekommt so einen Fonds, den selbst ein Feind einmal respektiert. Allein alle bisherigen Ansichten werden sich dagegensetzen, und ich werde viel Widerspruch finden."

anvertrauten Amtes hin und als das Ziel, dem er unablässig nachstreben werde. Gerade in der Verwirrung des Augenblicks, in der Armut des Staates, der Leere seiner Kassen fand er das Motiv. „Die Vorteile dabei", so führt er aus, „sind mannigfaltig. Erziehung und Unterricht, die in stürmischen wie in ruhigen Zeiten gleich notwendig sind, werden unabhängig von dem Wechsel, den Zahlungen des Staats so leicht durch die politische Lage und zufällige Umstände erfahren. Auch ein unbilliger Feind schont leichter das Eigentum öffentlicher Anstalten. Die Nation endlich nimmt mehr Anteil an dem Schulwesen, wenn es auch in pekuniärer Hinsicht ihr Werk und ihr Eigentum ist, und wird selbst aufgeklärter und gesitteter, wenn sie zur Begründung der Aufklärung und Sittlichkeit in der heranwachsenden Generation tätig mitwirkt." Also beantragte er, die neue Universität auf eine Dotation aus dem Domänenbesitz des Staates zu gründen, in der Höhe eines Jahreseinkommens von 60000 Talern. Durch eine feierliche Urkunde, gleichzeitig mit der Errichtung der Universität selbst, sollte ihr diese Stiftung bewilligt werden, dergestalt, daß die Revenüen vom Tage der Urkunde an zu laufen anfingen und zum Besten der Universität bis zu ihrer Verwendung aufgesammelt werden könnten; auf ewige Zeiten sollten jene Güter Eigentum der Universität sein und, wenn sie einmal aufhöre, ein für die Unterhaltung und Verbesserung des Schulwesens bestimmtes Eigentum der Nation bleiben.

Danach erst kommt Humboldt auf die Stellung der neuen Hochschule zu den Akademien, wie zu den wissenschaftlichen Instituten und Sammlungen zu sprechen. Beyme und Engel waren davon ausgegangen; auf die Vereinigung aller dieser Anstalten waren ihre Absichten gestellt gewesen. Humboldt ging auch darin auf den von Schleiermacher (wie auch von Wolf) festgehaltenen Grundsatz zurück, daß er die Universität als einen besonderen Bezirk abgrenzte und auf ihren eigenen Boden zurückführte. Dennoch versagte er sich nicht der Notwendigkeit, auch jene Fragen in Verbindung mit dem Universitätsplan zu lösen. Er bat um die Erlaubnis, einen Plan vorzulegen, um alle diese Korporationen und Institute, wie er in wörtlicher Anknüpfung an die Kabinettsordre vom 4. September 1807 schreibt, „in angemessene Verbindung mit der Universität zu setzen und demgemäß eine Reorganisation beider Akademien vorzunehmen", und fügte für diesen Fall die Bitte hinzu, jene Domänenverleihung noch auf 40000 Taler mehr auszudehnen.

In diesem Sinne machte er für die Minister des Innern und der Finanzen den Entwurf zu dem Kabinettsvortrag — denn nach der Verfassung vom 24. November hatte ja der Sektionschef seine Pläne bei dem König nicht persönlich zu vertreten. Um aber dem Plan ein noch stärkeres Relief zu geben, verband er damit einen zweiten Antrag: nämlich die gesamte Summe von 100000 Talern zunächst für die höheren Bürgerschulen und die Gymnasien des ganzen Landes zu bestimmen. Er ging dabei wieder aus von der gegenwärtigen Lage Europas,

die keinem Staate erlaube, sich der Fortdauer des Friedens versichert zu halten. So könne auch Preußen auf eine oder die andere Weise in den jetzigen Krieg verwickelt werden. Schon hätten die meisten Schulen und Lehranstalten während des letzten Krieges unglaublich gelitten; einige wären ihrer Auflösung nahe gekommen. Ein neues Ereignis ähnlicher Art würden viele nicht überleben; und so würde in der wichtigsten Nationalangelegenheit eine verderbliche Stockung entstehen. Diesem Übel könne man durch die Anweisung einer sicheren Revenüe von 100000 Talern zum großen Teil abhelfen. Denn die Ungewißheit über Krieg und Frieden könne höchstens bis Ende des Sommers dauern, und bis dahin werde noch nicht über einen großen Teil jener großen Summe disponiert sein. Käme es nun zum Kriege, so brauche seine Majestät der König nur zu erklären, daß die Errichtung der Universität zu Berlin und die Verwendung des Überrestes der Gelder für die Akademien bis zum Frieden suspendiert bleibe, daß aber die verliehenen Domänen mit ihrem gesamten Einkommen immer ausschließliches Eigentum der Nation seien, und also die Sektion des öffentlichen Unterrichts nur zu autorisieren, von diesen Revenüen die hilfsbedürftigen Schulanstalten des ganzen Landes zu unterstützen. Unmittelbar nach hergestelltem Frieden aber würde die Universität gestiftet, und beide Akademien ständen neuorganisiert wieder auf.

Konferenzen mit Altenstein.

Humboldt hatte den Antrag nicht entworfen, ohne mit dem Finanzminister Rücksprache zu nehmen und in der Hauptsache dessen Einwilligung zu erhalten. Ihm sandte er, erst am 20. Mai, den Entwurf des Antrages wie des ebengenannten Kabinettsvortrages, dazu auch den zu einem Begleitbericht der beiden Minister zu. Auch der Fundierung der Universität und der Akademien durch liegende Güter hatte Altenstein bereits zugestimmt und nur mit Bezug auf die Auswahl derselben eine abweichende Meinung geäußert. Humboldt hätte am liebsten statt der Güter selbst, deren Administration immer Umstände und Schwierigkeiten zu machen drohte, bare Gefälle oder Erbpächte, jedoch mit 30jähriger Erhöhungsfreiheit, erhalten. Auch an geistliche Güter oder an die Verleihung von Abgaben hatte er gedacht. Altenstein aber hatte die Überlassung von Domänen vorgezogen, und Humboldt den Vorschlag demgemäß gestellt. In einem Punkte war er noch über die Verabredung mit dem Finanzminister hinausgegangen; er hatte mit Rücksicht auf die Kunst-Akademie den Antrag auf 20000 Taler höher gesetzt, als abgemacht war, und meinte, auch darin noch zu enge Grenzen gezogen zu haben. Nur bei einer Summe von 120000 Talern könne wirklich für den einen und den andern Plan mit Freiheit gewirkt werden.[1]

1) In diese Situation gehört der Brief Humboldts an Schleiermacher vom 23. Mai und ein Brief Süverns an Schütz vom 25. Mai (Schütz' Briefwechsel I, 429; hier fälschlich in den März gesetzt).

Trotzdem verzögerte sich wieder alles um lange Wochen. Es lag dies, wie aus der Antwort Altensteins, die er erst am 2. Juli gab, daran, daß die Opposition gegen das Projekt noch immer nicht verstummt und der König selbst wieder zweifelhaft geworden war. Ein neues Moment fanden diese Bedenklichkeiten in der allgemeinen Lage. Man wies auf die Unsicherheit Berlins in diesem Augenblicke hin, auf die Gefahr, Schätze der Künste und Wissenschaften dort anzuhäufen. „Dieser letztere Grund", schreibt Altenstein, „gehört mit zu den Punkten, welche den gegenwärtigen Augenblick zu einem solchen Antrag ungünstig machen. Es wird sich solches heben, sobald über eine feste Partei fest und unabänderlich entschieden ist, wenngleich etwas Wahres an der Sache bleibt, solange jenen feindlichen Händen nichts heilig ist." Auch er war im Grunde gegen die Wahl Berlins, aber er wolle, erklärte er, sein Urteil sehr gern beschränken, da Humboldt sich aus überwiegenden Gründen für Berlin entschieden habe. Es beruhige ihn aber vorzüglich die Wahlfreiheit, welche den Studierenden und ihren Eltern bleibe, eine andere Universität für den Anfang der Studien zu wählen und Berlin nur zur letzten Ausbildung zu benutzen, sowie überhaupt der Universitätszwang aufhören müsse. Auch für den König dürfe in Ermangelung voller Überzeugung diese Ansicht beruhigend sein. Er riet gerade mit Rücksicht darauf, der Beibehaltung von Königsberg und Frankfurt noch etwas nachdrücklicher das Wort zu reden. Im übrigen gab sich Altenstein durchaus als Freund des Humboldtschen Planes zu erkennen, und es ist keineswegs richtig, daß er vom Standpunkt der Finanzen Schwierigkeiten gemacht habe. Er pries die „reine und kräftige Ansicht", welche Humboldt vorgetragen habe, und nannte es seine Pflicht, alles aufzubieten, um sein schönes Wirken für Wissenschaft und Kunst tätig in der von ihm selbst gewünschten Art zu unterstützen. Kurz, er zeigte sich erfüllt von dem lebendigen wissenschaftlichen Interesse, das ihn von jeher auszeichnete, und das er später in der Leitung des Unterrichtsministeriums durch lange Jahre bewähren sollte. Auch die Idee mit den geistlichen Gütern suchte er jetzt mit dem Vorschlage wegen der Domänen zu kombinieren, und zwar im Hinblick darauf, daß der König sich durch die Hausgesetze in der Überlassung von Domänen zu diesem Zweck beschränkt fühlen könnte: diese Bedenken ließen sich dadurch beseitigen, daß sogleich bestimmt würde, einen gleichen Betrag an katholisch geistlichen Gütern einzuziehen und zu den Domänen zu schlagen oder für Rechnung des Staatsschuldenfonds zu veräußern. Nur dürfe die Säkularisation nicht sogleich zu vollziehen sein, da sie im Moment zu viel Aufsehen erregen und nicht vorteilhaft ausfallen würde. Für die Ausstattung mit Domänen gab Altenstein den Rat, sie möglichst in der Nähe anzuweisen, damit kein Zufall die Institute von ihren Revenüen trennen und abschneiden könnte. Er fügte hinzu, daß man auch die übrigen Universitäten und wissenschaftlichen Institute mit Domänen ausstatten solle und also die Zuschüsse aus den Königlichen

Altensteins Abänderungsvorschläge.

Kassen um den gleichen Ertrag kürzen könne. Hinsichtlich der Frage der Administration der Güter teilte er Humboldts Bedenken nicht. Sicherer, als die Revenüen sogleich an eine bestimmte Schulkasse abzuliefern, schien es ihm, daß die größeren Institute die Administration selbst führten, etwa durch Deputationen aus den Regierungen und nach den Grundsätzen der allgemeinen Verwaltung: ohne diese Vorsicht würden die Güter Gefahr laufen, unter feindliches Sequester zu geraten und nicht als milde Stiftung behandelt zu werden. Man müsse, meinte er, den Haß gegen administriertes Grundeigentum nicht zu weit treiben. Eine solche Administration sei nur dann schlecht, wenn sie ganz isoliert sei. Dem würde sich abhelfen lassen, wenn die Aufsicht auf die Administration von den höheren Behörden, z. B. der Sektion für Domänen und Forsten, geübt würde. Endlich war Altenstein auch gegen die Aufsparung der Revenüen bis zur Verwendung der Fonds. Darin würde wahrscheinlich der König nicht ohne Grund ein Bedenken finden. Denn es könnten in den nächsten Monaten 20000 oder 50000 Taler dem Staate ein zehnfach größeres Opfer sein, als nach sechs Monaten. Er schlug vor, dem König die Disposition über die nicht verwendeten Revenüen als Darlehn des zu gründenden Institutes zu überlassen. So erhalte das Institut doch einen Fonds, wenn auch bis zum Gebrauch nur in Forderungen an den Staat. Dies werde die Entschließung seiner Majestät sehr erleichtern, und er selbst werde ohne dringende Not gewiß nicht von dem Fonds Gebrauch machen. Unter solchen Umständen riet er, den Antrag sogleich auf 120000 Taler zu richten. Auch das bleibe im Verhältnis zu den Kräften des Staates in ruhigen Zeiten wenig genug.

So sah Humboldt durch das weite Entgegenkommen des Finanzministers freie Bahn vor sich, und zögerte nicht mehr, sie zu beschreiten. Wir können aus den Akten sein Vorgehen genau verfolgen. Am 10. Juli redigierte er die neuen Entwürfe, sowohl zu dem Antrage selbst wie zu dem Begleitbericht der beiden Minister. Am 12. übersandte er beide an Süvern. Süvern unterzeichnete am 14., und ihm schloß sich Nicolovius sogleich an. Am 15. gab Humboldt die Anweisung zum Mundieren, was am 16. geschah. Am 19. ließ er die Schreiben Dohna vorlegen und reichte sie hierauf am 20. Altenstein ein.[1] Nach der Genehmigung durch beide Minister erhielt der Antrag sein endgültiges Datum, den 24. Juli, und wurde mit dem auf den 25. Juli datierten Begleitbericht den Ministern zum Vortrag an den König überwiesen. Es versteht sich aber, daß mündliche Beratungen den schriftlichen vorangingen und sie begleiteten. Daß Humboldt mit Altenstein wieder, und zwar schon vor dem 10. Juli konferiert hat, macht sein Bericht an diesen, mit dem er die beiden Entwürfe einsandte, deutlich;

Zweite Redaktion

1) Sein Begleitschreiben druckte Varrentrapp in der Hist. Zeitschr. 65, S. 278. Altensteins Antwort vom 23. Juli im Urkb.

nicht weniger haben wir anzunehmen, daß er sich auch des Einvernehmens seines Chefs versichert haben wird.

Vergleichen wir nun den neuen Antrag mit dem vom Mai, so bemerken wir neben vielem Verwandten doch auch eine Reihe von tiefgreifenden Änderungen; und da Humboldt den Text des Maientwurfes zugrunde gelegt und in ihn die Abweichungen eingetragen hat, so sind wir imstande, an der Hand seiner Konzepte alle Punkte anzugeben, an denen er seinen Gedanken eine neue Richtung gegeben hat. Er selbst bemerkt in dem Schreiben an Altenstein, daß er den Antrag durchaus nach dessen Ideen umgearbeitet habe, und daß besonders der Vorschlag mit der Berliner Universität danach eine ganz andere und in der Tat richtigere Stellung erhalten habe; überhaupt schmeichle er sich, daß auch in diesem Punkte seine Ansichten augenblicklich wenig oder gar nicht von denen des Ministers abwichen. Falls Humboldt darin nicht mit der Diplomatie der Liebenswürdigkeit, in der er Meister war, zu weit gegangen ist, so müssen wir demnach sagen, daß es Altenstein gewesen ist, der an jener Stelle eine in der Tat tiefgreifende Änderung bewirkt hat. Wir bemerken nämlich, daß Humboldt darin bis zu einem gewissen Grade sich zu der von Engel und Beyme vertretenen Auffassung zurückgewendet hat. Wenn er in der Mai-Denkschrift gesagt hatte, daß zu dem Vertrauen zu dem Einfluß Preußens auf Deutschland der Gedanke der Einrichtung einer Universität in Berlin sehr viel beigetragen habe, so setzt er im Juli wieder dafür den Begriff Allgemeine Lehranstalt ein. In dem ersten Entwurf hatte er ferner geschrieben: „Schulen und Gymnasien sind von dem wichtigsten Nutzen für das Land, in dem sie sich befinden. Allein nur Universitäten können demselben Einfluß auch über seine Grenzen hinaus zusichern und auf die Bildung der ganzen, dieselbe Sprache redenden Nation einwirken.“ Im Juli läßt er den ersten dieser beiden Sätze aus und setzt nur noch hinzu: „Allein nur solche Anstalten können demselben Einfluß auch über seine Grenzen hinaus zusichern“ — um damit den Satz zu schließen — so daß er also sogar auf die für ihn so ungemein charakteristische Beziehung zwischen Universität und deutscher Nation scheinbar keinen Wert mehr legt und die ältere Idee der preußischen Vormachtstellung auf geistigem Gebiet in Deutschland allein in Geltung bleiben läßt. Ohne Absicht kann Humboldt jene bedeutsame Wendung nicht vermieden haben. Er muß angenommen haben, damit der im Kabinett vorwaltenden Anschauung entgegenzukommen und auf den Sinn des Königs besser einwirken zu können; und ich möchte in der Tat glauben, daß auch dieser Satz zu denjenigen gehört, in denen er Altensteins Ratschlägen gefolgt ist.

Verwandtschaft und Differenz mit den Plänen von 1807.

Während ferner Humboldt im Mai den Einfluß der Universität auf die deutsche Nation der Anziehungskraft der Hauptstadt zugeschrieben und nur deshalb sie dorthin hatte verlegen wollen, so sah er jetzt, gleich seinen Vorgängern, den vorwaltenden Gesichtspunkt in der Tatsache, daß man schon jetzt dort viele

wissenschaftliche Anstalten und Sammlungen besitze. „Der erste Gedanke", so lesen wir, „an eine allgemeine und höhere Lehranstalt in Berlin entstand unstreitig aus der Betrachtung, daß es schon jetzt in Berlin außer den beiden Akademien, einer großen Bibliothek, Sternwarte, einem botanischen Garten und vielen Sammlungen eine vollständige medizinische Fakultät wirklich gibt. Man fühlte, daß jede Trennung von Fakultäten der echt wissenschaftlichen Bildung verderblich ist, daß Sammlungen und Institute, wie die obengenannten, nur erst dann recht nützlich werden, wenn vollständiger wissenschaftlicher Unterricht mit ihnen verbunden wird, und daß endlich, um zu diesen Bruchstücken dasjenige hinzuzusetzen, was zu einer allgemeinen Anstalt gehört, nur um einen einzigen Schritt weiter zu gehen nötig war." Damit konnte, den Wünschen Altensteins entsprechend, auch die etwas abschätzige Bemerkung über die Landesuniversitäten in Königsberg und Frankfurt, die wir vorhin erwähnten, fortbleiben. Vollends scheint Humboldt sich jenem darin zu nähern, daß auch er jetzt die Universität, oder, wie er noch einmal sagt, die „Allgemeine Lehranstalt" nur als Teil eines Gesamtkomplexes bezeichnet, der die Akademie der Wissenschaften und der Künste, die wissenschaftlichen Institute, namentlich die klinischen, anatomischen und medizinischen, die Bibliothek, das Observatorium, den botanischen Garten und auch die naturhistorischen und Kunstsammlungen zugleich umfasse. Mit allen diesen sei die allgemeine Lehranstalt selbst dergestalt in ein organisches Ganzes zu verbinden, daß jeder Teil, indem er eine angemessene Selbständigkeit erhalte, doch gemeinschaftlich mit den andern zum allgemeinen Endzweck mitwirke. Und er fährt fort: „Aus dieser Ansicht der Sache ergibt sich die örtliche Bestimmung, daß nämlich eine solche Anstalt nur in Berlin ihren Sitz haben könne, von selbst. Es würde, wenn nicht unmöglich sein, doch unglaubliche Kosten verursachen, die genannten Institute in einen andern Ort zu verlegen. Auch darf eine Anstalt, die alles, was zur höheren Wissenschaft und Kunst gehört, wie in einem Brennpunkt vereinigt, sich nirgend anders, als an dem Sitz der Regierung befinden, wenn nicht sie sich der Mitwirkung vieler schätzbarer Männer, und beide sich gegenseitig des Beistandes berauben wollen, den sie einander zu leisten imstande sind."

Sogar der besonderen Idee Beymes, Berlin als eine den Provinzialuniversitäten übergeordnete Lehranstalt einzurichten, stand er jetzt nicht mehr so fern. Indem er den Vorschlag wiederholt, Frankfurt und Königsberg bestehen zu lassen, meint er doch, daß man, wie es ehemals so häufig mit Göttingen geschehen, Berlin bloß zu einer höheren und letzten Ausbildung wählen könne: auch Beyme hatte ja gerade Göttingens Beispiel vorgeschwebt.

Dennoch dürften wir nicht sagen, daß Humboldt die Gedanken von 1807 lediglich wieder aufgenommen habe. Ziel und Ausgestaltung des gesamten Organismus, in dem er die höchsten Kunst- und Bildungsinstitute des Staates ver-

einigen wollte, waren doch wesentlich andere, als wie sie damals von den verschiedensten Seiten her formuliert waren. Jene Männer hatten den Charakter der Universität wie der Akademie zerstören oder doch so verändern wollen, daß ihre ursprüngliche Bestimmung und ihre Abgrenzung gegeneinander verwischt und verschoben wurden, mochten sie nun, wie Schmalz und Fichte, beide Institute ganz miteinander verschmelzen, oder, wie Beyme, sich die Umbildung in loser, unbestimmter Form denken. Humboldt wollte umgekehrt den eingeborenen Begriff eines jeden Institutes nur noch schärfer herausarbeiten und sie so erst auf die ihnen gemeinsamen Grundlagen und letzten Ziele zurückführen und hinlenken. Darin fand er das sie verbindende „organische" Element — ein Ausdruck, der ihm so recht eigentümlich und von den anderen bezeichnenderweise niemals gebraucht war: jeder Teil solle, indem er eine angemessene Selbständigkeit erhalte, doch gemeinschaftlich mit dem andern zu einem allgemeinen Endzweck mitwirken.

Unter diesem Gesichtspunkt konnte Humboldt für die Beibehaltung des „alten und hergebrachten Namens einer Universität" eintreten, und, indem sie von allem veralteten Mißbrauch gereinigt werde, das Recht für sie fordern, akademische Würden zu erteilen. Denn sie müsse in der Tat und Wirklichkeit, welchen Titel man ihr auch beilegen möge, doch alles enthalten, was der Begriff einer Universität mit sich bringe. Sie könne, von richtigen Ansichten allgemeiner Bildung ausgehend, weder Fächer ausschließen, noch von einem höheren Standpunkt, da die Universitäten schon den höchsten umfassen, beginnen, noch endlich sich bloß auf praktische Übungen beschränken. Auch die Rücksicht auf das Ausland verlange dies Recht. Die Universität würde sonst immer nur wenig auswärtige Zöglinge zählen, man würde dort weder einen bestimmten Begriff von ihrer Beschaffenheit, noch eigentliches Vertrauen zu ihr haben und sie mehr für einen wissenschaftlichen Luxus als für ein ernstes und nützliches Institut halten. Im übrigen wiederholte er, was er im Mai über die beiden älteren Universitäten und über die Dotation vorgetragen hatte; nur daß er die Summe der letzteren, sicherlich nicht ohne der Zustimmung beider Minister gewiß zu sein, noch einmal um 30000 Taler, also auf 150000 Taler erhöhte, ohne darum für die Universität allein mehr zu fordern. Ein Zusatz zu der älteren Denkschrift, an sich jedoch auch nur wieder Aufnahme einer Beymeschen Idee, war der Antrag, das Prinz Heinrichsche Palais, und zwar unter dem Namen des Universitätsgebäudes, für die neue Hochschule zu bestimmen; während er von sich aus dazu auch noch den Überrest des großen viereckigen Gebäudes, in welchem die Akademien sich jetzt befänden, das ihnen aber nicht ganz gehöre, zu verleihen beantragte. Wie die Güter, so sollten auch diese Gebäude auf ewige Zeiten Eigentum jener Anstalten bleiben.[1]

1) Bemerkenswert ist noch, daß Humboldt die im Mai geäußerte Idee, statt in Breslau eine Universität zu errichten, an den anderen Hochschulen katholische Professuren zu stiften, jetzt ausläßt.

Von der Idee, die er am 14. Mai dem „Kabinettsvortrage“ zugrunde gelegt hatte, die Revenüen zunächst für die gesamte Schulverwaltung zu bestimmen, sah er jetzt, entsprechend der bereits gebesserten allgemeinen Lage, ab. Statt dessen trug er die Forderung vor, von den Einkünften der Güter (die zunächst als ein dem Staat gemachtes Darlehen zur Disposition des Finanzministeriums bleiben sollten) so viel disponibel zu machen, um den Etat der Akademie der Wissenschaften zu bestreiten, die Mitglieder der Akademie der Künste wieder in ihre seit so langer Zeit entbehrten Besoldungen einzusetzen, der Königlichen Bibliothek einen Zuschuß zu den notwendigsten Ausgaben zu verleihen und die schon für die Universität bestimmten Gelehrten, sowie drei oder vier andere sogleich zu Berufende darauf anzuweisen; der Überrest aber sollte, sobald die Lage des Staates es erlaube, gleichfalls ganz, oder in zwei oder drei Teilen zur Disposition der Sektion gestellt werden.

Die Denkschrift „Über die innere und äußere Organisation der wissenschaftlichen höheren Anstalten in Berlin“.

Was verstand nun aber Humboldt unter dem allgemeinen Endzweck, dem er sämtliche wissenschaftliche Anstalten unterwerfen wollte? Wo suchte er die Instanz, zu der sie alle in Beziehung standen und die sie zu einer Einheit zusammenfügte? In dem Antrag vom 24. Juli 1809 hat er sich darüber nicht weiter ausgelassen. Und wir müssen, wenn wir den außerordentlichen Ideengang, den er dabei nahm, ganz verstehen wollen, noch ein anderes Elaborat seiner Feder hinzunehmen, jenes Bruchstück einer Denkschrift, das, seitdem es Gebhardt in dem Archive der Akademie wiedergefunden, mit Recht als der vollste und reifste Ausdruck seines Programms für die höheren wissenschaftlichen Anstalten gilt — ich meine die Denkschrift „Über die innere und äußere Organisation der wissenschaftlichen höheren Anstalten in Berlin“, wie der ihr von Humboldt selbst gegebene Titel lautet. Sie ist undatiert und wird der Zeit nach später anzusetzen sein, gehört aber doch bereits nach ihrem Inhalt in unsern Zusammenhang und muß daher hier von uns erörtert werden, da ihr Kerngedanke in dem Antrage vom 24. Juli bereits ausgesprochen ist.[1]

Ihre Abfassungszeit.

1) Nachdem Gebhardt große Stücke daraus bereits in seiner Biographie Humboldts abgedruckt hatte, wurde sie von Harnack in der Geschichte der Akademie II, 361 (vgl. I, 594ff.) publiziert und danach von Gebhardt in den Ges. Schr. X, 2, 250ff. wiederholt. In das Archiv der Akademie ist sie aus Uhdens Hand gekommen, dem Humboldt sie nach einer von ihm selbst hinzugefügten Randnotiz zugeschickt hatte: „Hrn. p. Uhden brevi manu vorzulegen, wenn er vielleicht von diesem Bruchstücke Gebrauch zu machen imstande sei“ — nämlich bei der Bearbeitung der Statuten der neuen Akademie, womit Uhden im Herbst 1810 beauftragt war. Der Zeitpunkt, in dem Humboldt Uhden das Schriftstück ausliefern ließ, läßt sich danach ungefähr bestimmen, aber nicht der Moment, in dem er die Pièce niederschrieb. Dieser muß (so wäre wenigstens die nächstliegende Annahme) in eine frühere Zeit fallen. Denn wäre es erst im Herbst 1810 geschehen, so würde Humboldt die Denkschrift schwerlich unvollendet gelassen haben; gerade das Marginale deutet darauf hin, daß es ein älteres Stück war, welches er nach seinem

Ihr Zusammenhang mit den [illegible] Anschauungen Humboldts über den Staat und die nationale Erziehung.

Einst, in jungen Tagen, hatte Humboldt dem Staate Grenzen ziehen wollen, die ihn von jedem Einfluß auf das persönliche Leben abgesperrt hätten; nichts als die Sorge für die Sicherheit seiner Bürger, gegen auswärtige Feinde wie gegen innere Widersacher, hatte er ihm lassen wollen und jeden Anspruch auf moralische Einwirkung als eine Beschränkung der persönlichen Freiheit ihm verweigert. Er hatte nicht zugeben wollen, daß man ja nur dem Beispiele Griechenlands und Roms folgen würde, wenn man Nationalerziehung, Religion und Sittengesetze unter das Gebot des Staates stelle. Denn, so sagt er, „jene Staaten waren Republiken, ihre Anstalten dieser Art waren Stützen der freien Verfassung, welche die Bürger mit einem Enthusiasmus erfüllte, welcher den nachteiligen Einfluß der Einschränkung der

---

Abgang vom Amt unter seinen Papieren fand und dem befreundeten Kollegen zusandte. Dieser Schluß würde freilich hinfallen, wenn das Marginale, wie Harnack zu sehen glaubte, mit ganz derselben Tinte, also zu einer Zeit mit der Denkschrift, niedergeschrieben ist. Aber gerade diese Tatsache muß ich bezweifeln. Soweit mich der Augenschein belehrt, ist vielmehr die Tinte beidemal verschieden, in dem Marginale dunkler als in dem Entwurf. So lassen sich für die Abfassungszeit nur innere Gründe geltend machen, und diese haben nicht volle Beweiskraft. An erster Stelle steht dabei die Differenz zwischen den Ansichten, welche Humboldt über das wissenschaftliche Ziel von Akademie und Universität zu verschiedenen Zeiten entwickelt hat. Während er nämlich in dem Jahresbericht vom 1. Dezember 1809 (Ges. Schr. X, 2, 220) und ebenso bereits in einem Memoire vom 25. März (ebd. 31) die Bestimmung der Akademien in der Erweiterung, die der Universitäten hingegen wesentlich in der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse wissen will, erklärt er in der undatierten Denkschrift jene Unterscheidung ausdrücklich für falsch. Man tue damit, so führt er hier aus, der Universität offenbar unrecht. Die Wissenschaften seien gewiß ebensosehr, und in Deutschland sogar mehr durch die Universitätslehrer als durch die Akademiker erweitert worden; der mündliche Vortrag und der Verkehr mit den Zuhörern machten den Gang der Wissenschaft geradezu rascher und lebendiger; überhaupt lasse sich die Wissenschaft als Wissenschaft nicht wahrhaft vortragen, ohne sie jedesmal wieder selbsttätig aufzufassen, und es wäre unbegreiflich, wenn man nicht hier sogar oft auf Entdeckungen stoßen sollte; sicherlich könne man daher die Erweiterung der Wissenschaften den bloßen Universitäten anvertrauen und zu diesem Endzweck der Akademien entraten. Der Terminus a quo ist damit gegeben. In Königsberg, das Humboldt am 5. Dezember 1809 verließ, kann er diese Gedanken nicht mehr zu Papier gebracht haben. Nun faßt er in dem Generalbericht an den König vom 23. Mai 1810, gleich zu Anfang, ganz kurz eben die Ideen zusammen, die er in jener Denkschrift ausführlich entwickelt hat, und bemerkt dabei, daß ein Plan zu der zweckmäßigen Verbindung der wissenschaftlichen Anstalten im wesentlichen fertig sei (273). Auch gegen Dohna hatte er, schon am 9. Mai 1810, von dem ausgearbeiteten Organisationsplan zu dem Gesamtinstitut gesprochen. Gebhardt, dem die Stelle nicht entging, hat daraus geschlossen, daß dieser Plan in unserer Denkschrift vorläge. Dagegen würde nur der fragmentarische Charakter derselben sprechen. Will man daher nicht beides identifizieren, so muß die Denkschrift meines Erachtens doch als eine Vorarbeit zu dem Plan, der sich in den Akten, soweit sie mir vorliegen, nicht findet, betrachtet werden, also in die Zeit vom Dezember 1809 bis Mai 1810 fallen. Am 1. Dezember hatte Humboldt bereits dem König versprochen, sofort nach seiner Rückkunft einen ausführlichen Bericht über die Organisation der Akademien zu erstatten (S. 220). Man könnte danach wohl annehmen, daß er in Erfurt oder Burgörner, wo er im Dezember und Januar weilte, oder auch später in Berlin jenes Aktenstück entworfen hat, ohne es zu vollenden und zu den Akten zu geben. Gerade die etwas abschätzigen Bemerkungen über die Bedeutung der Akademien entsprechen der Animosität, die ihn gegen die Berliner Korporation in diesen Wochen erfüllte.

Privatfreiheit minder fühlen und der Energie des Charakters minder schädlich werden ließ. Dann genossen sie auch übrigens einer größeren Freiheit als wir, und was sie aufopferten, opferten sie einer andren Tätigkeit, dem Anteil an der Regierung, auf.“ In unsern meist monarchischen Staaten sei das alles ganz anders. Auch stehe das Menschengeschlecht jetzt auf einer Stufe der Kultur, von welcher es sich nur durch Ausbildung der Individuen höher emporschwingen könne. Mithin könne die Erziehung nicht Sache des Staates sein. Denn dieser begünstige eine bestimmte Form, gebe der Persönlichkeit nicht das, was ihr zukomme. Nicht zum Bürger, sondern zum Menschen müsse das Kind erzogen werden; die freieste Erziehung müsse dem Eintritt in den Staat vorangehen. Erst der so gebildete Mensch möge in den Dienst des Staates treten und die Verfassung des Staates sich gleichsam an ihm prüfen. „Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe besseren Fortgang; blühen alle Künste schöner auf; erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbande enger, die Eltern eifriger bestrebt, für ihre Kinder zu sorgen, und bei höherem Wohlstande auch vermögender, ihren Wünschen hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Nacheiferung, und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staat zu erwarten haben.“ Sogar der Staat wird Gewinn davon haben. Denn seine Kraft wird wachsen, wenn die Kraft der Bürger ihm entgegenstrebt: er wird sich mit ihr durchdringen und dem Geiste wie der Form seiner Verfassung nach sich mit frischerem Leben erfüllen.

Seitdem Humboldt dies geschrieben, war die politische Welt, die er dabei im Auge gehabt hatte, von schwersten Stürmen heimgesucht worden und auf weite Strecken eingesunken. In Frankreich hatte die Revolution zum erstenmal ihren Kreislauf vollendet. Auch sie war von dem Evangelium der Natur und freien Menschenwürde ausgegangen. Es war der Trank, der ihre Propheten, ihre ersten Führer berauscht hatte. So war sie von ihren Zeitgenossen begrüßt worden, als die erste Repräsentation der Ideen, die das Jahrhundert herauf und eben jetzt zum Siege geführt hatte. Aber gerade sie hatte von Anfang an nicht bloß die Freiheit des Einzelnen, sondern auch die Macht des Staates angestrebt, nicht bloß die Gleichheit der Bürger, sondern auch die Einheit der Nation. Sie hatte eben das, was Humboldt den Alten hatte einräumen wollen, gefordert: nicht bloß die Selbstbestimmung, sondern auch den Anteil eines jeden Mitgliedes der Nation an der Macht des Staates. Aber der Kampf, den sie hatte führen müssen, um diese Tendenzen zum Siege zu führen, hatte nur aufs neue bewiesen, daß jene Gleichung zwischen Macht und Freiheit, um welche die Menschheit ringt, unlösbar ist. Die Hemmungen waren größer gewesen als die Antriebe, die in der Epoche lebten. Ihre Ideale hatten sich mächtiger im Zerstören gezeigt als im Aufbauen und traten zurück, sobald sie die Vernichtung des alten Staates

erreicht hatten. Nicht die Freiheit war es, welche sie brachten; je stärker vielmehr der Staat der Revolution wurde, desto machtloser seine Bürger, je allgemeiner die Gleichheit, desto geringer die persönliche Freiheit. Und so war aus dem Staate der Revolution, unter Katastrophen ohnegleichen, eine Monarchie hervorgegangen, in der alles moralische und intellektuelle Wesen nur einen Stempel trug und keine andere Überzeugung Geltung fand als die des Einen, des Herrschers.

Niemals hatte die Welt eine solche Ansammlung von Macht gesehen, und niemals einen größeren Despotismus. Vor dem versengenden Hauch der Revolution und den eisernen Umarmungen des Staates, den sie gebar, war alles zurückgewichen, was mit ihr in Berührung kam. Man mußte dieser Gewalt folgen oder mit ihr kämpfen. Und noch immer war sie im Fortschreiten begriffen. Nur England behauptete, da es unbesiegt blieb, seine alte Verfassung, und stützte sich um so stärker auf die konservativen Elemente in ihr, je glücklicher es im Kampfe war: auf dem Festlande jedoch mußte, wer sich dem politischen System Frankreichs unterordnete, sich auch seinem Geiste unterwerfen.

Jahrelang hatte Humboldt, ob er daheim war oder im Ausland, seine persönliche Freiheit behauptet. Dem Staate selbst, zu dessen Dienst er erzogen war, hatte er sich entfremdet. Ein Wanderer, der keine Stätte des Bleibens hatte noch haben wollte, so zog er mit seiner gleichgestimmten Gemahlin und den Kindern und mit den geliebten Büchern von Ort zu Ort. Um ihn her erkrachte die politische Welt bis in ihre Fundamente: Verwirrung, Leidenschaft, Anarchie und alle Schrecken des Krieges begegneten ihm, wo er lebte. Ihm aber war, als rühre es ihn nicht an. Von der Höhe, auf der er stand, sah er darauf, es sind seine eignen Worte, wie auf „armseliges Getriebe“ herunter. Wo er eine Stelle fand, an der er nach dem Golde der Ideen schürfen, aus den Quellen der Schönheit und des Geistes trinken konnte, machte er Rast: an den stillen Stätten, in denen Deutschlands Literatur ihre schönsten Blüten trieb, und in den Hauptstädten Europas, in Wien, Rom und Madrid, und auf Jahre hinaus in Paris selbst, in dem Zentrum der Bewegung, die von Jahr zu Jahr mehr die europäische Welt in ihren Wirbel riß. Und als er dann endlich doch in den Dienst seines Königs trat, geschah es wiederum nicht sowohl aus dem Wunsch nach dem Amt oder nach politischem Einfluß, als um der Aussicht willen, in dem Lande leben zu können, das ihm den Zugang zu der idealen Welt, der Welt antiker Schönheit bot, in der er seine Heimat sah. Hier, in Italien, weilte er in den Jahren, als das Deutsche Reich und der eigene Staat zerbrochen wurden: in der Stadt, die ihm die Vergänglichkeit alles „Großen, was die Erde je gesehen,“ und die Ewigkeit des Geistes, „der tiefverborgen weilet“, in ihren Trümmern täglich sichtbar machte, an dem Hofe, der Roms Macht zum zweitenmal erneuert hatte, um sie nun, so schien es, zum zweiten Male zu verlieren.

An der Politik des Staates, den er vertrat, an der Entscheidung seines Schicksals hatte Humboldt dennoch keinen Anteil. Was hätte er auch in der Ferne, wo er die Katastrophe selbst erst um Wochen zu spät erfuhr, für Preußen tun können! Er war nur wieder Zuschauer auch seines Unterganges gewesen. Nicht ohne Zittern hatte er die Krisis kommen sehen, und mit Schmerz erfüllte ihn der Zusammenbruch der Monarchie. Er bat, ihn heim zu rufen, damit er nach seinen Kräften zu dem Wiederaufbau helfen könne, und blieb doch gerne, als man nicht nach ihm verlangte. Denn nirgends fand er besseren Trost als „in diesem schönen, süßen, melancholischen Lande“. Auch galt seine Trauer weniger noch der Niederlage Preußens als dem Schicksal, das auch er einen Moment für die Güter des deutschen Geistes unter der Herrschaft des fremden Despoten fürchten mochte. Denn niemals ängstigte ihn, wie fern er der Heimat leben mochte, jenes Gefühl der Heimatlosigkeit, von dem Fichte lange Jahre beherrscht war, und niemals das Empfinden, daß mit dem Staate auch die Nation ausgelöscht sei. Im Gegenteil, je mehr die Ruinen der politischen Welt sich um ihn häuften, um so stärker ward er sich seines Deutschtums bewußt. Als würde die Nation erst recht frei und ihrer selbst gewiß, je mehr ihr die Fesseln des eigenen Staates abgestreift und zerbrochen wurden. Fast wie den Gegensatz zum Staat faßte er sie auf, als die Region der Freiheit gegenüber der Sphäre eigensüchtiger Gewalt. Nur in ihr schien ihm die Möglichkeit zu liegen, die Persönlichkeit frei zu entfalten, nur in ihr die Ideale realisierbar, welche über die Schranken der Nationalität selbst in die Höhenwelt menschheitlicher Würde und Freiheit hinaufragen. So sah er also auch jetzt noch nicht, wie es gerade die Geister der europäischen Nationen waren, die in ihrer Tiefe lebenden, durch die Revolution geweckten Instinkte der Massen, die in dieser Epoche in das Leben ihrer Staaten einströmten: daß eben von hier aus, von den Machttrieben, welche den Demos erfüllten, die alten Formen der europäischen Staatenwelt zerstört wurden, und also wiederum, in Ansturm und Abwehr politischer Revolutionen, der Genius der europäischen Nationen selbst einem neuen Gepräge unterworfen wurde. Seit Jahren hatte Humboldt es als die Aufgabe seines Lebens ergriffen, den Charakter unserer Nationen, ihr Werden und Wachsen vergleichend zu untersuchen: eine Schilderung des Jahrhunderts und die Gründung einer eigentlich neuen Wissenschaft, einer vergleichenden Anthropologie, das waren die beiden großen Pläne, mit denen er sich trug. Aber überall ging er dabei, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „hauptsächlich auf die Kenntnis des Menschen im einzelnen aus“. In das innerste Gefüge der Nationalität mußte er eindringen, um das Gemeinsame in der gewöhnlichen Wirksamkeit wie in den „fehlerhaften Ausartungen und den gelungensten Energien“ und „in allen einzelnen Teilen der menschlichen Beschaffenheit“ erkennen zu können. Er fand es in den seelischen Kategorien, wie Verstand und Geist, Pathos und Temperament,

Einbildungskraft und Leidenschaft. Aber nicht in dem, was vor Augen lag, in der politischen Welt, soviel tausend Beispiele die in ihren Tiefen aufgewühlte ihm auch bot, suchte er den Stoff und „eine Kenntnis, die empirisch genug sei, um vollkommen wahr zu sein, und philosophisch genug, um für mehr als den jedesmaligen Augenblick zu gelten“: sondern nur wieder in dem, was seine Seele füllte, in den literarischen und artistischen Sphären. „Um das Politische, wissen Sie, bekümmere ich mich nicht“, so schreibt er an Goethe, dem er diese Pläne entwickelte.[1]

Und nun war der Ruf an ihn ergangen (zögernd und ungern nahm er ihn an), an seinem Teil das Wort wahr zu machen, das sein König im August 1807 zu den Abgesandten der Hallenser Universität gesprochen hatte: dem Staate an geistiger Kraft wiederzugeben, was ihm an physischer verloren war.

Da ist es denn sehr bedeutsam, daß Humboldt den Unterschied zwischen Staat und Nation ganz so aufrecht hält, wie er ihn stets formuliert hatte, ja, daß er von ihm aus seine Aufgabe recht eigentlich angreift und es als den Grundgedanken seines Programms, als das Ziel seines Strebens hinstellt, das Werk der Erziehung allgemach dem Staate abzunehmen und auf die Schultern der Nation selbst zu legen. Als lasse in der Sphäre seines Wirkens sich der Staat lösen von dem Körper der Nation, ein ihr von außen aufgedrücktes Gebilde, das seiner Natur nach das in ihr pulsierende Leben einenge und unterbinde.

So fest glaubt Humboldt an die Möglichkeit dieser Trennung, daß er die Güter der Nationalbildung dadurch vor den Griffen des Eroberers zu sichern hofft. Schon von Berlin aus hatte er Nicolovius in diesem Sinne geschrieben: „Erziehung ist Sache der Nation, und bereiten wir (was aber nur mit großer Behutsamkeit geschehen muß) vor, daß wir der Kräfte des Staates mehr entraten können und die Nation mehr in unser Interesse ziehen, so können wir, was uns anvertraut ist, auch unter Menschenstürmen erhalten und brauchen es selbst im Fall des äußersten Unglücks nur andern Händen zu übergeben. Denn daß wir persönlich uns unter keiner Bedingung vom Staate trennen würden, versteht sich von selbst.“

Vergessen wir jedoch nicht, daß Humboldt eben doch den Staat in den Dienst der Nation stellen, daß er als Chef des ihm von seinem König anvertrauten Departements, als der verordnete Diener des Staates, das in dem Umkreis seiner Macht keimende persönliche Leben entfalten will. Als die Pflicht des Staates faßt er es auf, die Nation dahin zu bringen, daß sie selbst die Hüterin ihrer geistigen Schätze werden könne: und zugleich als sein eigenstes Interesse. Denn die Vernachlässigung würde sich nur an ihm selber rächen, „da kein

1) Aus Paris, im Frühjahr 1798: „Also ist es nur das Literarische und Artistische, wovon ich Kenntnis habe. Die Stadt, und was der Reisende so seinem Berufe nach sieht, sind neuerlich so oft beschrieben worden, daß mich ekelt, nur daran zu denken.“ A. a. O. 46ff.

Wirken im Staate bloß mechanisch ist". So ist ihm also auch der Staat nicht loszulösen von den Bereichen des organischen Lebens und seinen Gesetzen unterworfen — wenigstens so weit, daß er sie nicht ungestraft verachten darf.

Jene Pflicht aber hat sich nicht bloß auf den kleinen Kreis vornehmer Geister zu erstrecken, in denen die Blüte der Nationalität erscheint, um, zur Frucht gestaltet, neue Keime des Lebens auszustreuen, sondern auf die ganze Masse der Nation. Von Grund aus soll diese sich durchdringen mit dem Geiste der Selbständigkeit und einer aus sich selbst sich regenden und erneuernden Kraft. Nicht in der Beschränkung, sondern in der Entfaltung der Natur sieht Humboldt das Ziel seines Wirkens. „Mein hauptsächlichstes Streben ist also nur", so schreibt er einmal, „einfache Grundsätze aufzustellen, streng nach diesen zu handeln, nicht auf zu vielerlei Weise, aber bestimmt und kraftvoll zu wirken und das übrige der Natur zu überlassen, die nur eines Anstoßes und einer ersten Richtung bedarf. Die schwierige Aufgabe ist, die Nation geneigt zu machen und bei der Geneigtheit zu erhalten, den Gesetzen zu gehorchen, dem Landesherrn mit unverbrüchlich treuer Liebe anzuhangen, im Privatleben mäßig, sittlich, religiös, zu Berufsgeschäften tätig zu sein, und endlich sich gern, mit Verachtung kleinlicher und frivoler Vergnügungen, ernsthaften Beschäftigungen zu widmen." Niemand war tiefer überzeugt, daß Religion die Grundfeste aller Staaten sei. Aber die Quellen der Religion, die das Leben gestaltet, sah der Schüler Kants nicht in bloßen Gefühlen, wie innig und warm sie sich geben mögen, sondern in klaren und bestimmten Begriffen über die Pflichten. Diese müsse man der Nation so tief einpflanzen, daß sie zugleich als Gefühle Triebfedern und als Grundsätze Richtschnur des Handelns würden. „Denn ein natürliches, gesundes und sittlich reines Gefühl", so lauten die goldenen Worte, „wird von selbst zu einem religiösen, und was der Religiosität entgegensteht, ist aus Verderbtheit des Herzens oder bloßem Mangel an Ernst entspringende Unfähigkeit, sich zu höheren Ideen zu erheben, gleichgültige Gefühllosigkeit oder einseitige geistige, philosophische oder gelehrte Bildung."

Sind dies die Elemente der nationalen Bildung, so müssen sie auf allen Stufen der Erziehung wiederkehren. Schon auf der Elementarschule muß also nicht der Beruf, sondern die allgemeine Bildung das Ziel sein und jedem Spezialunterricht vorangehen. „Nicht darauf ist zu sehen, daß dieses oder jenes gelernt werde, sondern in dem Lernen muß das Gedächtnis geübt, der Verstand geschärft, das Urteil berichtigt, das sittliche Gefühl verfeinert werden. Nur so wird die Geschicklichkeit, die Freiheit, die Kraft erreicht werden, welche nötig sind, um jeden Beruf aus freier Neigung und um seiner selbst willen, und nicht um das Leben damit zu fristen, zu ergreifen."[1]

1) Jahresbericht vom 1. Dezember 1809, Ges. Schr. X, 2, 200ff.

Ihr Inhalt. Über den Schulen aber erheben sich, so beginnt die Denkschrift, der wir uns jetzt zuwenden, als die Gipfel, auf denen alles zusammenkommt, was unmittelbar für die moralische Kultur der Nation geschieht, die höheren wissenschaftlichen Anstalten, welche dazu bestimmt sind, die Wissenschaft im tiefsten und weitesten Sinne des Wortes zu bearbeiten. In dieser Region stehen Lehrer und Schüler gleichergestalt der Idee der Wissenschaft freien Auges gegenüber. Vor ihr sind sie alle Lehrlinge, denn niemand besitzt sie in ihrer vollen Klarheit. Keiner wird je den Schleier der Göttin völlig heben. Alle sind Suchende, Mitstrebende, Mitkämpfer. Und so „beruht bei der inneren Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten alles darauf, das Prinzip zu erhalten, die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten und unablässig sie als solche zu suchen. Sobald man aufhört, eigentlich Wissenschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv aneinander gereiht werden, so ist alles unwiederbringlich und auf ewig verloren; verloren für die Wissenschaft, die, wenn dies lange fortgesetzt wird, dergestalt entflieht, daß sie selbst die Sprache wie eine leere Hülse zurückläßt, und verloren für den Staat, denn nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und ins Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um, und dem Staat ist es ebensowenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun."

Einsamkeit und Freiheit sind, wo die reine Idee der Wissenschaft waltet, die leitenden Prinzipien. Doch gedeiht nur im Zusammenwirken das geistige Leben der Menschheit. Was dem einen mangelt, wird der andere ersetzen, die gelingende Tätigkeit des einen wird den andern begeistern, und allen die allgemeine, ursprüngliche, in dem einzelnen nur einzeln oder abgeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werden. Also muß auch die Organisation jener Anstalten ununterbrochenes, sich selbst immer wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten. Wäre es möglich, diese Gemeinschaft von allen Formen des Staates frei zu erhalten, so wäre dies gewiß das allerbeste. Denn jede Form, die sie annimmt, kann nie etwas anderes sein als ein Notbehelf. Aber wie die Menschen nun einmal sind, können sie ohne feste Formen nicht leben; sie können den vollen Atemzug der Freiheit nicht ertragen; ihr eigener wissenschaftlicher Verein, frei von solchen Fesseln, würde entarten. Und so muß der Staat, es ist seine Pflicht, dafür eintreten und die äußeren Formen und Mittel herbeischaffen, um die Bearbeitung der Wissenschaft zu ermöglichen. Möchte er nur nie vergessen, daß die Sache an sich ohne ihn unendlich besser gehen würde, daß jene äußeren Formen und Mittel immer notwendig nachteilig einwirken und das Geistige und Hohe in die materielle und niedere Wirklichkeit herabziehen, und möchte er darum stets das innere Wesen

vor Augen haben, um gutzumachen, was er selbst, wenngleich ohne seine Schuld, gehindert hat.

So hatte einst Martin Luther das Verhältnis des Staates (der Obrigkeit, wie er sagte) zur Kirche, zum Reiche Gottes formuliert: als die Pflicht, den Untertanen die Freiheit des Zuganges zu Gott zu sichern. Auch er hatte nichts weniger gewollt als die Eingliederung des geistigen Lebens in die Formen und Zwecke des Staates, so wenig wie die Unterwerfung des Staates unter den Willen der Kirche. Auch ihm war die höchste geistige Gemeinschaft weit erhaben über die Grenzen der staatlichen Gewalt, sowie ihm der Anspruch der Kirche auf die Unterwerfung der Gewissen als der Gipfel sittlicher Verkehrtheit, als die Verkörperung antichristlicher Seelentyrannei galt. Auch er hatte das Amt der Obrigkeit zwar in der Schutz- und Strafgewalt beschlossen gesehen, aber innerhalb dieser Machtbefugnisse ihr ein göttliches, d. h. sittliches Recht zuerkannt: weil auch ihm die Menschen des Schwertes, der Schirmgewalt für das Recht, nicht entraten zu können schienen. Und so waren ihm die Formen der kirchlichen Gemeinschaft selbst irdischer, also unvollkommener Natur gewesen, das höchste Ideal aber auf dieser Welt unrealisierbar, in seiner Vollendung der Ewigkeit vorbehalten, als die auf Erden unsichtbare Kirche. Hier liegen die Analogien zwischen jenen Gedanken Humboldts und dem Glauben des Reformators, ja mehr als das, die Fortbildung der reformatorischen Prinzipien in der Weltanschauung des von Kant her kommenden „Perikleischen“ Staatsmannes: in dem Boden der Reformation, als in ihrem tiefsten Grunde, ruht auch Humboldts Einschätzung der geistigen Werte, wie fernabliegend die Welt, in der er lebte, dem in dem Kulturbewußtsein seiner Epoche befangenen Reformator gewesen sein mochte; hier wurzelt, um wieder die eigenen Worte Humboldts zu gebrauchen, der tiefe und gründliche Geist, welcher die deutsche Nation in Wissenschaft und Kunst vor andern auszeichnet. Die Freiheit des Gewissens, die sittliche Überzeugung war auch für ihn der Kern: in der kristallenen Tiefe reinster ethischer Begriffe, die in Gefühl und Religion übergehen, weil sie bereits Religion sind, war die Weltanschauung dieses Mannes verankert, in dem die weichmütige, gefühlsselige Religiosität der Zeitgenossen nur den „Hellenen“ und einen kaltherzigen Verächter christlicher Ideen erblicken wollte.

Unterschied gegenüber Schleiermachers „Gelegentlichen Gedanken“.

Werfen wir von hier aus einen Blick auf Schleiermachers „Gelegentliche Gedanken“, so nehmen wir bei manchen Gleichartigkeiten zwischen beiden Denkern doch gerade an diesem Punkte einen bedeutsamen Unterschied wahr. Schon der Ausgang ist bei beiden ein anderer. Für Schleiermacher ist es nicht die Schutzgewalt, sondern der Machtwille des Staates, der nichts sieht als sich selbst und sich der Bildung, der Erziehung seiner Untertanen nur darum annimmt, weil er darin ein Mittel zur eigenen Erhöhung findet. Darum ist ihm der Gegensatz zwischen dem Staat und den wissenschaftlichen Vereinen, als der Sphäre der Freiheit, unüberbrückbar, und alles kommt ihm, dem Zögling der Mährischen Brüder, darauf an, Schutz-

wehren gegen die drohenden Eingriffe des Staates zu bauen: in dem Wall korporativer Selbständigkeit und Geschlossenheit will er die ursprüngliche Freiheit des „wissenschaftlichen Vereins“ behaupten. Damit hängt zusammen, daß Schleiermacher die Differenz zwischen Akademie und Universität an einer andern Stelle sieht, als Humboldt es, wenigstens in der Denkschrift, tut. Denn da Schleiermacher alles wissenschaftliche Leben auf die Ausbildung wissenschaftlicher Vereine zurückführt, so ist es klar, daß er den Unterschied zwischen Akademie und Universität nicht in ihrer Form, sondern nur in dem Inhalt ihrer Tätigkeit suchen kann. Er faßt die Universität als den Kreis der Lehrenden, die Akademie als den der Suchenden auf: jene dienen der Verbreitung der Wissenschaft, der Erziehung zur wissenschaftlichen Arbeit, diese der Entwickelung wissenschaftlicher Probleme selbst.

Anwendung dieser Ideen auf die Abgrenzung von Akademie und Universität.

Auch Humboldt hatte anfangs, wie bemerkt, vielleicht unter Schleiermachers Einfluß, diese Scheidung machen wollen. Dann aber führte ihn das Bemühen um die Formen der Organisation dahin, die Abgrenzung beider Korporationen gegeneinander nicht in ihrer Tätigkeit, sondern in ihrer Gestalt und in ihrem Verhältnis zum Staate zu suchen.[1] Und darin fand er nun das innere, das organische Band, welches beide zur Einheit zusammenschließe, ohne doch ihre Sonderzwecke zu verwirren, einer jeden ihr eigenes Leben lasse und sie dennoch zu einem gemeinsamen Endzweck vereinige. „Die Universität nämlich“, so faßt er jetzt seine Ansicht zusammen, „steht immer in engerer Beziehung auf das praktische Leben und die Bedürfnisse des Staates, da sie sich immer praktischen Geschäften für ihn, der Leitung der Jugend, unterzieht; die Akademie aber hat es rein nur mit der Wissenschaft an sich zu tun. Die Lehrer der Universität stehen untereinander in bloß allgemeiner Verbindung über Punkte der äußeren und inneren Ordnung der Disziplin; allein über ihr eigentliches Geschäft teilen sie sich gegenseitig nur, insofern sie eigene Neigung dazu führet, mit; indem sonst jeder seinen eigenen Weg geht. Die Akademie dagegen ist eine Gesellschaft, wahrhaft dazu bestimmt, die Arbeit eines jeden der Beurteilung aller zu unterwerfen.“ Darum müsse die Idee einer Akademie als die höchste und letzte Freistätte der Wissenschaft und die vom Staat am meisten unabhängige Korporation festgehalten werden. Keineswegs gibt Humboldt darum die Besorgnis auf, daß die Akademie ihre Unabhängigkeit mißbrauchen und, wie er mit einem verständlichen Seitenblick hinzufügt, durch zu geringe oder einseitige Tätigkeit beweisen könne, daß das Rechte nicht immer am leichtesten unter den günstigsten äußeren Bedingungen zustande komme. Aber auf diese Gefahr, meint er, müsse man es eben ankommen lassen: „ich sage, man muß es darauf ankommen lassen, weil

1) Daß dies in der Stadt Kants geschehen sei, hat er selbst später gegen Nicolovius ausgesprochen.

die Idee in sich schön und wohltätig ist, und immer ein Augenblick eintreten kann, wo sie auch auf eine würdige Weise ausgefüllt wird.“

Das Korrektiv erblickte er zunächst in der Wechselwirkung, welche man der Tätigkeit beider Korporationen geben müsse. Jeder Akademiker muß nämlich das Recht haben, auch ohne weitere Habilitation Vorlesungen zu halten, ohne dadurch Mitglied der Universität zu werden. Mehrere Gelehrte müssen also Universitätslehrer und Akademiker zugleich sein, aber beide Institute wiederum andere besitzen, die nur jedem allein angehören. Wir greifen wohl kaum fehl, wenn wir in dieser Bestimmung den Einfluß Friedrich August Wolfs erkennen, der von Anfang an eben dies Verhältnis, freilich unter sehr abweichenden und seinen persönlichen Wünschen angepaßten Formen und Vorrechten, angeraten hatte. Dies war das eine. Das andere betraf die Wahlen zu beiden Korporationen. Der Akademie wollte Humboldt das Recht der Ergänzung, ihrer Idee gemäß, überlassen und es nur an die Bestätigung des Königs binden. Denn die Akademie sei eine Gesellschaft, in der das Prinzip der Einheit bei weitem wichtiger sei und deren rein wissenschaftlicher Zweck dem Staat als Staat weniger naheliege. Die Ernennung der Universitätslehrer aber will er dem Staat ausschließlich vorbehalten. Es sei, so sagt er, gewiß keine gute Einrichtung, den Fakultäten darauf mehr Einfluß zu verstatten, als ein verständiges und billiges Kuratorium von selbst tun werde. Denn bei der Universität sei Antagonismus und Reibung heilsam und notwendig, und die Kollision, die zwischen den Lehrern durch ihr Geschäft selbst entstehe, könne auch unwillkürlich ihren Gesichtspunkt verrücken, auch sei die Beschaffenheit der Universitäten zu eng mit dem unmittelbaren Interesse des Staats verbunden. Wenn auf diese Weise Staat und Akademie ungefähr gleichen Anteil an der Bestellung der Universitätslehrer nähmen, so werde sich bald der Geist zeigen, in welchem beide handeln, und die öffentliche Meinung selbst werde beide, wo sie sich verirren sollten, auf der Stelle unparteiisch richten. Da aber nicht leicht beide zugleich, wenigstens nicht auf dieselbe Weise, fehlen würden, so drohe wenigstens nicht allen Wahlen zugleich Gefahr, und das Gesamtinstitut sei vor Einseitigkeit sicher. Eine weitere Garantie erhoffte er von der Institution der Privatdozenten, welche wenigstens anfangs bloß der Beifall ihrer Zuhörer hebe und trage. Und endlich wollte er zur Belebung des Wetteifers noch ein anderes Moment einfügen: die Veranstaltung von systematisch geordneten Beobachtungen und Versuchen seitens der Akademie, wovon einige ihr freigestellt, andere aber ihr aufgetragen werden müßten; und diese letzteren sollten wiederum von der Universität in Vorschlag gebracht werden.

Es fehlten in diesem System noch die Institute. Bisher waren sie fast ohne Ausnahme Annexe der Akademie gewesen. Dies war fortan unmöglich; denn sie waren es ja, auf welche die Universität gegründet werden sollte und die diese überhaupt nach Berlin gebracht hatten. Sollte also der Aufbau der

Universität mit der Reorganisation der Akademie in der von Humboldt geplanten Weise verbunden werden, so mußten die Institute der Akademie entrissen oder doch in eine Stellung gebracht werden, die deren ausschließliche Verfügung über sie einschränkte und sie mit der Universität unmittelbar in Beziehung setzte. Diesen Doppelzweck glaubte Humboldt dadurch erreichen zu können, daß er die Institute abgesondert zwischen beide Korporationen und unmittelbar unter die Aufsicht des Staates stellte. Er wollte zulassen, daß beide Anstalten, Akademie und Universität, nicht bloß die Benutzung, sondern auch die Kontrolle darüber hätten, letztere jedoch nur soweit, daß sie ihre Erinnerungen und ihre Verbesserungsvorschläge nicht unmittelbar, sondern beim Staate anbrächten. Die Akademie speziell gewinne dadurch die Benutzungsfreiheit auch solchen Instituten gegenüber, die, wie das anatomische und zootomische Theater, sonst mit keiner Akademie verbunden waren, weil man dieselben von dem beschränkten Gesichtspunkte der Medizin und nicht von dem weiteren der Naturwissenschaft aus angesehen habe.

Humboldt nimmt der Akademie ihre Institute und Sammlungen

Das alles ward über die Köpfe der Korporation hinweg beschlossen, welche Humboldt als die höchste und letzte Freistätte der Wissenschaft und die vom Staat am meisten unabhängige Korporation festhalten wollte. Begreiflich, daß die Bedrohten darin nicht sowohl eine Reform als eine Vergewaltigung und einen ihre Privilegien vernichtenden Staatsstreich erblickten. Es war, man kann es nicht anders nennen, für manche ihrer Mitglieder, für alle diejenigen, die nicht an die Universität übernommen werden sollten, geradezu eine capitis diminutio. Beinahe drei Jahre waren verflossen, seitdem die Akademie in Verbindung mit dem Universitätsplan Beymes den Auftrag, einen neuen Verfassungsentwurf einzureichen, erhalten hatte. Seit dem Eintritt Humboldts in sein Amt war von ihm diese Arbeit, die, gleich dem Universitätsplan, lange geruht hatte, wieder lebhafter in Angriff genommen worden. Im März hatte die Kommission, die mit dem Entwurf der neuen Statuten betraut worden war, diesen bei dem Plenum eingereicht. Er enthielt zwar eine neue Ordnung der Verfassung (jährlich wechselndes Präsidium, vier Sekretäre u. a.), aber die Grundlagen der alten Organisation waren darin nicht angetastet worden und der Verbindung mit einer Universität oder einem Lehrinstitut mit keinem Worte gedacht. Auch an die finanzielle Basis, zumal die Einkünfte aus dem Kalenderwesen und eigene Kapitalanlagen, war nicht gerührt worden und nur für die Ausstattung der Akademie und der Mitglieder selbst bestens gesorgt. Vor allem aber stellte sich der Entwurf schützend vor die wissenschaftlichen Institute und ihre Verbindung mit der Akademie. Einzig die Anatomie hatte man (auch das nicht ohne den starken Widerspruch von seiten des alten Walter, der sich damit der Rücksicht auf die neue Universität geopfert sah) aufgegeben und die Verbindung mit dem Collegium medico-chirurgicum ganz gelöst; alle übrigen Sammlungen und Anstalten hatte

man zu behaupten gesucht und bedeutende Mehrforderungen für sie in den Etat eingesetzt. Erst im Juli, in denselben Tagen, als Humboldt zum Ziel kam, ward der Entwurf zur Abstimmung gebracht und gegen die Renitenz weniger Mitglieder, darunter Nicolai und die beiden Walter, Vater und Sohn, angenommen. Noch ein voller Monat ging darüber hin, bis, am 1. September, der Entwurf dem Chef des Unterrichtswesens eingesandt wurde.

In dieser Zeit war das Geschick der Akademie bereits entschieden. Es sind nur wenige Urkunden, an deren Hand wir den Fortgang der Verhandlungen in Königsberg verfolgen können. Jedoch wird gerade dadurch deutlich, daß Humboldt nun nicht mehr größeren Schwierigkeiten begegnet ist. Die Aufstellung des Etats für Akademie und Universität beschäftigte ihn in den ersten Wochen nach der Eingabe des Berichts an das Kabinett; jedoch konnte dies nur ungefähr geschehen, da die Unterlagen nicht vollständig zur Stelle waren. Hierauf, am 16. August, stellte der König die Stiftungsurkunde für das Gesamtinstitut aus. Ihren Inhalt brauchen wir nicht mehr zu wiederholen, da sie lediglich die Ergebnisse der geschilderten Verhandlungen, sowie sie in dem Antrage an den König formuliert waren, sanktionierte. Gerichtet ist sie wie an Altenstein und Dohna, so auch an Beyme, der als Großkanzler und Justizminister durch die Verfügung über die Domänen mit engagiert war.

Die Stiftungsurkunde vom 16. August.

Am 28. August traten die Vertreter der drei Ressorts zu einer Konferenz zusammen, um nähere Bestimmungen über die Publizierung des Beschlusses, wie über seine Ausführung zu treffen. Während Altenstein und Beyme persönlich daran teilnahmen, war Dohna, man sieht nicht aus welchem Grunde, ferngeblieben. So vertrat Humboldt sein Ressort allein. Außerdem waren noch mehrere Räte hinzugezogen. Da Humboldt das Programm zu der Konferenz entworfen hat, so läßt sich durch einen Vergleich desselben mit den gefaßten Beschlüssen feststellen, wie weit diese von seinen Wünschen differierten, mithin der Gang der Beratung sich ungefähr rekonstruieren. In bezug auf die Publizierung, die auf dem Wege einer offiziellen Mitteilung an die Zeitungen und einer Verfügung an beide Akademien geschehen sollte, beschränkte die Konferenz sich im wesentlichen auf formelle Änderungen. In Humboldts Vorschlägen war ausgesprochen worden, daß der König dem Institut, soviel es die gegenwärtige Lage des Staates erlaubt habe, eine Dotation verliehen habe; und er hatte noch ausdrücklich hinzugesetzt, daß es für die Anstalten am nützlichsten und für die Staatskassen am leichtesten erschienen wäre, diese Dotation in Landeigentum zu gewähren. Die Konferenz zog diese beiden Sätze in einen zusammen, in dem es aber sehr viel vorsichtiger hieß: Se. Majestät habe an der Stelle der bisherigen unbestimmten Revenüen eine angemessene sichere Dotation und zwar in Landeigentum verheißen, wovon die Nutznießung in dem Maße, wie die Lage des Staates es erlauben werde, eintreten solle. Damit entsprach sie einer Be-

Ministerialkonferenz vom 28. August.

stimmung der Stiftungsurkunde selbst, in der es zum Schluß heißt: „Da übrigens nicht alle vorstehenden Bestimmungen zur Publizität sich eignen, namentlich die Domänen-Verleihung, ihr Betrag und eine jede dahin gehörige Festsetzung dazu nicht geeignet ist, so müssen die verschiedenen Maßregeln sehr sorgfältig abgesondert und höchstens, aber auch mit größter Vorsicht, nur diejenigen zur öffentlichen Kenntnis gebracht werden, welche dem Publikum einen neuen Beweis gewähren, daß Ich Mich ausschließlich mit Gegenständen innerer Administration zum Besten des Staats, der Wissenschaft und Kunst beschäftige.“ Humboldt hatte ferner die Verfügung von der Sektion ausgehen lassen und nur die Konzepte den Ministern zur Durchsicht vorlegen lassen wollen. Die Konferenz beliebte aber eine feierlichere und der Akademie mehr entgegenkommende Form der Mitteilung: der König selbst solle sie vollziehen, sowie ihm auch die Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern zur Genehmigung vorgelegt werden müsse.

Tiefer griffen die Beschlüsse der Konferenz in die Bestimmungen über das Dotationsgesetz ein. Humboldt hatte unter der Voraussetzung, daß die Domänen in der Nähe Berlins anzuweisen seien, den neuen Präsidenten der Kurmärkischen Regierung, von Vincke, mit der Auswahl der Güter betrauen wollen. Die Konferenz übertrug die Auswahl der Domänensektion des Finanzministeriums und motivierte dies wieder mit dem „Zweck der befohlenen Sekretierung“, dazu auch mit dem Wunsche, die Maßregel zu beschleunigen. Was die Bestimmung kurmärkischer Ämter betraf, so war die Konferenz damit einverstanden, jedoch wieder mit der Einschränkung: soweit sie nicht den Ständen verpfändet wären, und mit der Maßgabe, daß allenfalls passende, dem Bedarf angemessene Forstparzellen hinzugelegt werden sollten. Wenn Humboldt weiter zwar nur den jetzigen Ertrag, und nicht die etwa möglichen Meliorationen, wohl aber eine Revision des Ertrages nach 30jähriger Frist in Anschlag bringen wollte, so versagte die Konferenz sich beiden Vorschlägen; sie bemerkte, daß nach Sr. Majestät Intention die mit dem steigenden Preise stattfindende Revenüenvermehrung billigerweise nicht in Anschlag gebracht werden dürfte. Auch für Remissionen und Baukosten über die etatsmäßigen Revenüen hinaus wollte sie nichts vergütigen, weil diese Ausgaben durch die extraordinären Überschüsse über die Etats gedeckt würden. In betreff der Überlassungsurkunde für die Domänen, deren Ausfertigung Humboldt sodann beantragte, wies er selbst auf eine Schwierigkeit hin, die später für das ganze Projekt verhängnisvoll werden sollte; daß man nämlich von andrer Seite einen früheren Anspruch auf die Domänen geltend machen könne. Er hatte vorgeschlagen, für diesen Fall schon jetzt in der Urkunde diejenigen geistlichen Güter namhaft zu machen, an welche sich die Anstalt dann halten sollte. Diese Kautel wurde abgelehnt, da der Überlassung der Domänen an sich weniger Schwierigkeiten im Wege ständen, als der Säkularisation dieser Güter selbst. Im übrigen erklärte der Justizminister, daß er gegen die Überlassung der Domänen

nichts zu erinnern finde, insofern die zu säkularisierenden geistlichen Güter an ihre Stelle träten, und daß er die Ausfertigung der Urkunde besorgen würde, sobald das Finanzministerium die betreffenden Ämter namhaft gemacht und der König seine Zustimmung gegeben habe. In bezug auf die Administration hatte Humboldt gebeten, die Anstalt und die Sektion damit ganz zu verschonen und dieselbe dem Präsidenten der kurmärkischen Regierung und seinen Räten zu übertragen, diese Administrationskommission aber unter die Leitung seiner Sektion zu stellen. Die Konferenz gab die Verwaltung durch die Potsdamer Regierung zu, behielt jedoch die Oberaufsicht der Sektion für Domänen und Forsten vor; die Revenüen sollten von dem Provinzialhauptetat abgesetzt und von den Ämtern unmittelbar an die zu konstituierende gemeinschaftliche Kasse der Institute abgeliefert werden, der Hauptetat selbst von der Sektion für Domänen und Forsten und der Sektion des öffentlichen Unterrichts gemeinschaftlich entworfen und vollzogen werden. So hatte Altenstein es bereits am 20. Juli gegen Humboldt als seinen Wunsch ausgesprochen; wir haben also in dem Beschluß der Konferenz seinen Einfluß zu erkennen. Über die Art des Darlehns, das durch die Nichtverwendung der bewilligten 150000 Taler entstehen würde, hatte Humboldt nichts vorschlagen wollen. Die Konferenz verfügte, daß es wie alle übrigen Staatsschulden behandelt und mit deren Verteilung das Nähere festgestellt werden sollte; das Liquidum sollte alljährlich von der Generalkassensektion gemeinschaftlich mit der Sektion des öffentlichen Unterrichts festgesetzt werden. Endlich hatte Humboldt noch diejenigen Posten aufgezählt, auf die er schon jetzt Forderungen geltend machte. Der Finanzminister monierte, daß dabei die bisherigen Einkünfte der Institute nicht in Abzug gebracht waren, erkannte aber im übrigen die Richtigkeit an und versprach, gegen nähere Liquidation die entsprechende Verfügung zu treffen; schließlich behielt er sich wegen der geistlichen Güter noch die nähere Kommunikation mit dem Ministerium des Innern vor.

Wie man sieht, erreichte Humboldt nicht alles, was er wünschte, sowohl hinsichtlich der Finanzierung wie auch der Administration, bei der er sich und seinem Ressort einen stärkeren Einfluß zu sichern gesucht hatte, als ihm die Minister bewilligen wollten; aufs neue mußte er die Inferiorität seiner Stellung, die ihm das Kgl. Publikandum vom 16. Dezember aufgedrängt hatte, empfinden. Immerhin hatte er in der Hauptsache im Kabinett wie im Ministerium seinen Plan durchgesetzt und an den drei Ministern, welche konkurrierenden Einfluß besaßen, wohlwollende und für den großen Zweck eifrige Helfer. Sie waren ganz damit einverstanden, daß die zunächst nötigen Einleitungen ohne weiteres ins Werk gesetzt würden; und so konnte Humboldt schon in den nächsten Wochen mit dem großen Plan an die Öffentlichkeit treten.[1]

1) In einer Nachschrift zu dem Protokoll vom 31. August, kommt Humboldt nochmal auf den Punkt der Remissionen und Baukosten zu sprechen. Er gibt noch einmal dringend dem

Die Kabinettsordre an die Akademie vom 22. September; Antwort derselben.

Vom 22. September ist die Kabinettsordre datiert, welche der Akademie der Wissenschaft ihr Schicksal ankündigte. Es war zugleich eine auf wenige Zeilen zusammengedrängte Kritik des Folianten, in dem die Akademie ihren Reorganisationsplan niedergelegt, und die Antwort auf das Begleitschreiben, das sie ihm beigefügt hatte. Ihre Arbeiten und Kämpfe waren vergebens gewesen; mit dem einen Federstrich der Königlichen Unterschrift waren ihre Institute ihr abgesprochen und ihre Selbständigkeit aufgehoben. Am 4. Oktober war die Ordre bei dem Direktorium der Akademie eingegangen; am 9. zeigte dasselbe der Sektion den Empfang an, nicht ohne bereits einen Protest hinzuzufügen; vom 24. ist das von Biesters Hand entworfene Antwortschreiben der Akademie selbst an den König. Aber ändern konnte sie an dem Beschlusse nichts; nicht „mit freudigem Gehorsam", wie noch im Konzept alter Gewohnheit getreu gestanden hatte, aber doch „mit pflichtmäßigem Gehorsam" unterwarf sich die gelehrte Körperschaft dem Befehle ihres allerhöchsten Protektors. Kein Wort über den Verlust, den sie erlitten, aber auch keins des Dankes für den Ersatz durch die Dotation „an Stelle der bisherigen unbestimmten Einnahmen" und für die Verheißung, ihr „eine angemessene Selbständigkeit zu erhalten". In einem einzigen Satz, der aber ihren Kummer mehr verhüllte als offenbarte, gab sie ihren Empfindungen Ausdruck. Anknüpfend an jenes Wort des Königlichen Briefes bezeugte sie Sr. Majestät das „feste, auf so mannigfache Beweise Königlicher Huld gegründete Vertrauen, daß Sie dies Institut auch ferner Seines besonderen Schutzes würdigen und es in einer solchen von anderen Instituten unabhängigen Selbständigkeit und in derjenigen freien Wirksamkeit aufrecht erhalten werde, wodurch es um so besser die erhabene Absicht Sr. Kgl. Maj. werde erfüllen und auch von seiner Seite zu dem Ruhm und zu der Wohlfahrt des Staates beitragen können". Daß die beiden Walter ihr Todesurteil nicht mit unterzeichneten, wird ihnen niemand verdenken; auch der ältere Erman scheint sich dazu nicht haben entschließen zu können; wenn aber auch Wolfs Name unter dem Schriftstück fehlt, so werden dies andre Gründe als trotzige Opposition veranlaßt haben; es scheint vielmehr ein Zufall gewesen zu sein; denn wenn irgendeiner, so hatte er Ursache, mit den Anordnungen seines großen Freundes zufrieden zu sein.

Die Summe.

Fassen wir zum Schluß die Stellung, welche Humboldt den drei höchsten wissenschaftlichen Anstalten, Akademie, Universität und Instituten, zum Staate anwies, in einer Summe zusammen, so können wir es mit den Worten tun, in denen er selbst den Inhalt seiner Denkschrift rekapituliert. „Sie alle stehen", so

Finanzminister zur Erwägung, daß durch eine solche Bestimmung der Reinertrag dem Gesamtinstitute wirklich nicht angewiesen werde: ob nicht von den Einkünften der Domänen ein Quantum für Remissionen und Baukosten in Abzug zu bringen wäre, sowie von den Regierungen ein solches für die Domänenbauten im ganzen bewilligt sei?

schreibt er, „allein die beiden letzteren mehr, die erstere weniger, unter Leitung und Oberaufsicht des Staates.“ Merkwürdig genug, daß der Mann, der den Endzweck der wissenschaftlichen Organisationen und das Ziel seiner amtlichen Tätigkeit darein setzte, die Freiheit der Persönlichkeit gegenüber dem öffentlichen Willen zu sichern, am Ende darauf hinauskam, diejenigen Schranken, welche noch als eine letzte Schutzwehr für die Selbständigkeit jener Korporationen bestanden, zu beseitigen und den staatlichen Einfluß, statt ihn einzuschränken, zu erhöhen: so sehr, daß er der Universität die Ergänzung ihres Lehrkörpers, eins der ältesten Vorrechte ihrer zünftischen Organisation, vorenthielt und der Akademie, der er dies als ihr eigenstes Vorrecht lassen wollte, bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm bot, die Wahl, die sie getroffen, kassierte und ihr Kandidaten nach seinem Willen aufdrängte.[1]

Aber freilich, der Mann, der das Pflichtverhältnis des Staates gegen den freien Geist der Wissenschaft und ihrer Diener, das er nicht schonend und zart genug hatte schildern können, für sich selbst und sein Amt in einer solchen Weise zu interpretieren wagte, war Humboldt.

Rückkehr aus Königsberg. Weiterführung der Verhandlungen mit Schmidt, Savigny und Reil.

In den Wochen, wo diese organisatorischen Grundfragen beraten wurden, hatte Humboldt die Personalien naturgemäß in den Hintergrund treten lassen. Aber er hatte sie keinen Moment vergessen und war gewillt, sie sofort wieder in Angriff zu nehmen, sobald er jene in Ordnung gebracht hätte. Denn wenn er auch nicht der Universität die Wahl ihrer Mitglieder überlassen wollte, dachte er doch nicht daran, sie ganz nach seinem Kopf zu vollziehen. Vielmehr war seine Absicht darauf gerichtet, in jedem Fach zunächst die tüchtigsten Kräfte zu gewinnen, um dann mit ihnen die Zuwahlen und die Statuten weiter zu beraten.[2] Er hatte schon im Sommer darauf zurückkommen wollen; doch schoben sich auch diese Dinge wieder weiter hinaus, so daß er in Königsberg überhaupt nicht mehr dazu kam. Er blieb viel länger, als er anfangs geglaubt, da er höchstens

1) Indem er die Wahl Castillons zum interimistischen Sekretär annullierte und die „Ernennung“ von Tralles, Erman jun., Spalding und Biester „als besonders dazu geeignet“ empfahl. Harnack I, 588ff. Und dabei konnte die Akademie sich in diesem Fall darauf berufen, daß ihr ausdrücklich die Freiheit gelassen war, entweder einen interimistischen beständigen Sekretär zu wählen oder des Sekretärs Geschäfte bis zu der neuen Einrichtung unter mehrere Mitglieder zu verteilen.

2) Generalbericht vom 1. Dezember 1809, Ges. Schr. X, 2, 219. Vgl. Humboldt an Achim v. Arnim, Erfurt, 24. Dezember 1809: „Sehr richtig ist, was Sie über die Erbsünde unseres Staates sagen. Aber die Gründung einer Universität kann aus vielen Gründen so schnell nicht gehen, und muß es nicht, man müßte denn reiflich überlegte Organisationspläne und sorglich gewählte Männer haben. Mein ernstes Streben ist, einiger vorzüglicher Männer in jedem Fach gewiß zu sein. Um und durch diese gestaltet sich das übrige leichter.“

2 bis 3 Monate von Berlin entfernt zu sein gehofft hatte. Erst am 5. Dezember reiste er ab. Den Anlaß dazu gab ihm die unerwartet eintreffende Nachricht von dem Tode seines Schwiegervaters. Doch fuhr er auch so nur wenige Tage den übrigen Mitgliedern der Sektion wie überhaupt den Ministerien und dem Hofe voraus, deren Rückkehr seit Mitte November beschlossen war und im Laufe des Dezembers erfolgte.[1] Er selbst hatte ursprünglich erst gegen Mitte des Monats, später als seine Räte, fahren wollen, um unterwegs das Schulwesen in Pommern und der Neumark zu inspizieren und Anfang Januar in Berlin einzutreffen. Die Trauerbotschaft aus Erfurt nötigte ihn, die Reise hierhin ohne längeren Aufenthalt zu vollenden. In Berlin, wo er anderthalb Tage blieb, konferierte er mit Beyme, sowie mit Uhden und Wolf, unter anderm auch über die Berufungsfragen. In der Hauptsache aber betrieb er letztere von Burgörner und von Erfurt aus, wo er bis Ende Januar blieb.[2]

Es waren dieselben Männer, über die er im Frühling vorläufige Erkundigungen eingezogen hatte, der Theologe Schmidt, der Jurist Savigny und der Mediziner Reil, an die er vor andern dachte.[3] Von Savigny und Schmidt waren Antworten eingelaufen, die recht gute Aussicht zu bieten schienen. Jenem schrieb er nun selbst am 24. Dezember und hatte schon am 11. Januar eine vorläufige Zusage. Auch über Schmidt ließen die eingezogenen Nachrichten Gutes erwarten. Am unsichersten war noch immer Reils Kommen. Als Humboldt von Thüringen her seine Einladung wiederholte, gab Reil ihm freilich seine Zusage, hatte aber so viel Wünsche und Bedingungen, daß Humboldt noch nicht recht daran glauben wollte. Es war nicht sowohl die Stellung zur Universität als private Rücksichten, die Praxis und besonders die Anlage des Soolbades, welche Reil an Halle fesselten. Erst eine persönliche Verhandlung in Halle, wo Humboldt auf der Rückreise nach Berlin Halt machte,[4] gewann ihn ganz. Und so ward gerade Reil der erste, dessen Berufung der Chef der Sektion am 5. Februar beim König beantragen konnte. Ihm war dies um so wertvoller, als er den Aufbau der Universität überhaupt mit den medizinisch-naturwissenschaftlichen Fächern beginnen wollte, da, wie er

1) Entscheidend hierfür waren die Nachrichten über Napoleons friedliche Absichten gegen Preußen gewesen, welche Krusemark, Preußens Gesandter in Paris, von dort zurückgebracht hatte. So meldet es Humboldt an Wolf, Königsberg, 20. November: „Krusemarks Rückkunft hat unsrer Abreise, wenn sie vorher noch hätte ungewiß scheinen können, auch den letzten Zweifel benommen.“ Ges. W., V, 273. An Caroline 20. November, S. 279.

2) Siehe die Briefe an Nicolovius vom 17. und 24. Dezember und 11. Januar (a. a. O., S. 8ff.), an Welcker, Erfurt, 23. Dezember (a. a. O., S. 15ff.) und an Wolf, Erfurt, 11. Januar (a. a. O., S. 279). Dazu die Briefe an die Gemahlin vom Dezember und Januar. Am 12. Dezember war er in Berlin, am 16. bereits in Burgörner.

3) Vgl. bereits Humboldt an Wolf, Königsberg, 14. Juli 1809 (Ges. W., V, 270): „An Reil scheint freilich nach dem, was Sie sagen, kaum zu denken. Doch sobald ich in meinen Unternehmungen hier glücklich bin, mache ich mit ihm, Savigny und Schmidt gleich einen Versuch.“

4) Am 22. Januar war er in Halle (Brief an Caroline von diesem Tage, S. 322).

in dem Antrage ausführt, eine medizinische Schule, die freilich noch sehr bedeutender Verbesserungen bedürfe, bereits in Berlin bestehe und es immer gut sei, das Neue, soviel es geschehen könne, unmittelbar an das Alte anzuknüpfen.

Humboldt über-Medizinalwesen: sein Entwurf einer Neuordnung desselben.

Aber nicht bloß die Universität lag Humboldt dabei am Herzen, sondern, wie den größten Philologen für die Organisation und die Leitung der gelehrten Schulen, so wollte er den berühmtesten Mediziner Deutschlands für die neue Organisation des Medizinalwesens gewinnen, die er eben jetzt unter die großen Aufgaben seines Ressorts mit aufnahm.

Schon die Verfassung vom 24. November 1808 hatte eine Neuordnung des Medizinalwesens vorgesehen. Unter dem Namen „Ober-Medizinalrat" war in der vierten Sektion des Ministeriums des Innern, dem Departement der allgemeinen Gesetzgebung für das Innere und die Finanzen, eine besondere Abteilung gebildet worden, welche die ganze Medizinalpolizei mit allen Anstalten des Staates für die Gesundheitspflege umfassen sollte. Es war der Geschäftskreis, den die beiden ursprünglich getrennten, seit dem Jahr 1799 aber vereinigten Behörden für die Medizinal- und Gesundheitspflege, das Obercollegium Medicum und das Obercollegium Sanitatis, gehabt hatten. Da man nun auch das Collegium medico-chirurgicum[1] der neuen Abteilung anschließen wollte, so umfaßte diese das Ressort, das der Minister des Innern, General Graf Schulenburg-Kehnert, vor dem Kriege nahezu ein Jahrzehnt verwaltet hatte. Gerade der letztere Punkt aber forderte, wenn der Plan der Berliner Hochschule durchgeführt werden sollte, eine einschneidende Korrektur. Denn wollte man nicht geradezu sämtliche medizinischen Fakultäten des Staates unter die neue Abteilung stellen, so gab es fortan, da das Collegium medico-chirurgicum doch unmöglich neben der Universität bestehen bleiben konnte, gar keine wissenschaftlichen Anstalten mehr, über welche die neue Behörde hätte verfügen können. Fiel damit auch die Konkurrenz zwischen ihr und der Sektion für das Unterrichtswesen hinweg, so kollidierten sie doch wieder in andern Verwaltungszweigen, welche nach der November-Verfassung dem Ober-Medizinalrat unterstellt werden sollten, darunter die wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen mit ihren, den Regierungen beigeordneten Kommissionen in den Provinzen und die größeren Krankenanstalten in den Hauptstädten, soweit sie eigene Direktionen hatten und nicht der Regierung untergeordnet waren.

Solche Erwägungen waren es wohl, die dem Ministerium den Gedanken nahe legten, das Medizinalwesen aus der genannten Sektion ganz loszulösen und als eine besondere Sektion zu konstituieren, diese jedoch unter die Oberleitung Humboldts zu stellen. Er selbst hatte, schon im Sommer, von Altenstein und Dohna den Auftrag erhalten, unter diesem Gesichtspunkt einen Organisations-

1) S. die Denkschrift über die Organisation des Medizinalwesens vom 26. Juli 1809 und den Plan der „Organisierung der Medizinalsektion im Ministerio des Innern", Ges. Schr. X, 2, 122 ff.

plan für die neue Sektion zu entwerfen. Unmittelbar, nachdem der Plan für die Universität seine letzte Form erhalten hatte, führte er ihn aus (26. Juli bis 2. August), in einer Denkschrift, an der wir, da sie mit der Entwickelung unserer Universität in enger Verbindung steht, nicht vorübergehen können.[1] Aufs neue müssen wir die Sicherheit und die Großzügigkeit der leitenden Gedanken bewundern, welche Humboldt auch auf diesem für ihn so fremden Felde entwickelte. Die November-Verordnung hatte dem Chef der neuen Abteilung vier Räte beigesellen wollen, darunter nur zwei Ärzte, so daß (da auch als Leiter der Abteilung kein Arzt gedacht war) die Stimmenmehrheit bei den Laien war. Humboldt stellte dagegen als obersten Gesichtspunkt auf, daß die Obermedizinalbehörde, soviel möglich, bloß aus Ärzten bestehen müsse; da es, wie er argumentiert, offenbar viel leichter sei, daß diese sich die nötige Geschäftskenntnis erwürben, als daß Geschäftsleute mit Verstand über medizinische Gegenstände urteilten, auch die Fehler, die aus dem Mangel der ersteren entstehen könnten, bei weitem leichter zu heben und minder gefährlich seien. „Meiner Meinung nach", so sagt er, „muß alles, was irgend technisch ist, in diesem Collegio allein mit dem Chef durch Ärzte und ausnahmsweise, gegen den Geschäftsgang in den anderen Sektionen, schlechterdings streng durch Stimmenmehrheit entschieden werden. Damit auch die Stimme des Chefs keinen Schaden tun könne, so muß die Zahl der Ärzte darin gleich sein, und er bloß bei vollkommener Stimmengleichheit den Ausschlag geben. In diesem Fall, wo er zwei Ärzten gegen zwei Ärzte beitritt, ist niemals Gefahr zu besorgen." Als Chef der Sektion nahm auch Humboldt einen Verwaltungsbeamten an. Außerdem aber wollte er, da der Obermedizinalrat sowohl mit der Sektion der allgemeinen Polizei als mit der des öffentlichen Unterrichts in genauester Verbindung stand, ihm von beiden Seiten her je ein Mitglied zugesellen, welche jedoch, wie er ausdrücklich hinzufügt, kein höheres Stimmrecht als die anderen haben und keineswegs ihre Sektionen vertreten sollten. Sie sollten bloß dazu dienen, die vorkommenden Sachen mit ihren Kenntnissen und von ihren Standpunkten aus in ein helleres Licht zu setzen und dadurch die Sektionen selbst mehr in Übereinstimmung zu bringen. Andererseits wird auch ein Mitglied der Sektion des öffentlichen Unterrichts in ganz analoger Form der Medizinal-Sektion zugeordnet werden, und sollen überhaupt sowohl die Sektionen selbst als ihre wissenschaftlichen Deputationen untereinander kommunizieren, wo sich immer ihre Interessen berühren.

Ein besonders schwieriger Punkt in der Neuorganisation war das Verhältnis der Unterrichtsverwaltung zu dem Militärmedizinalwesen, das von jeher eine gesonderte Stellung im Staate eingenommen hatte, ja, wie wir wissen, ursprünglich das gesamte Medizinalwesen umschlossen und es recht eigentlich erst zur Entwickelung

1) Ges. Schr. X, 2, 122ff.

gebracht hatte. Humboldt war ganz gegen diese Absonderung. Der Anspruch der Militärbehörden, ihre Ärzte selbst zu bilden, gehörte zu jener Berufserziehung, in der er den Tod des wissenschaftlichen Lebens und eine Vermischung der erziehlichen und der staatlichen Aufgaben erblickte, die schließlich zum Schaden des Staates selbst ausschlagen müsse. „Besonderer Bildungsanstalten", so heißt es in der Denkschrift, „bedarf, wenn man unparteiisch reden soll, das Militär für sein Medizinalwesen nicht."

Von hier aus nimmt Humboldt Stellung zu dem Grundsatz der Verordnung, die allgemeinen Bildungsanstalten dem Obermedizinalrat zu substituieren. Vier Arten von medizinischen Unterrichts- und Bildungsanstalten könne es geben:

1. die medizinischen Fakultäten der Universitäten,
2. praktische Anstalten nach vollendeten Universitätsstudien,
3. medizinische Spezialschulen, und zwar eigentlich wissenschaftliche oder
4. empirische für diejenigen, die nicht studieren können.

Von diesen müßten die Universitäten allein unter der Sektion des öffentlichen Unterrichtes stehen und von der Medizinalsektion durchaus unabhängig sein. Er berief sich dafür auf die November-Verordnung selbst, die es, wenn man sie gehörig interpretiere, auch nicht anders meine; und er führte zugleich den Charakter des Universitätsunterrichts, der vorzugsweise theoretisch sei und niemals aus dem Zusammenhange der Wissenschaften herausgerissen werden dürfe, wie die Unabhängigkeit der Universitäten für seine Ansicht ins Feld.

Die dritte Gattung sei nichts als eine isolierte medizinische Fakultät und habe nur so lange noch ein Recht der Existenz, als keine Universität in Berlin errichtet sei. Statt dessen will er der Medizinalsektion die Aufsicht über die an zweiter Stelle genannten Bildungsanstalten übertragen, die zunächst eigentlich, soviel ihm bekannt sei, nirgends existierten. Denn die praktischen Anstalten der Universitäten selbst seien davon verschieden. Indessen könne es gewiß nicht ohne Nutzen sein, auch nach vollendetem Universitätsstudium und geschehener Promotion noch einen Unterricht am Krankenbett, nun, wo nicht mehr zu fürchten sei, den Zögling zu zerstreuen, in einem großen Hospital zu geben, da die Universität immer ein kleines vorziehen müsse.

Verwandtschaft mit Reilschen Ideen.

Ein besonderes Interesse nehmen noch die an vierter Stelle genannten „empirischen Spezialschulen" in Anspruch, welche für alle diejenigen bestimmt werden, deren Schulkenntnisse für den Universitätsunterricht nicht ausreichen, die aber doch so weit gebracht werden können, um den vom Staate bestellten Ärzten als Assistenten zu dienen, leichte Fälle allein behandeln und über schwere richtige und genaue Berichte machen zu können. Wir erkennen hierin nämlich die Idee Reils wieder, die dieser in der Schrift über die Pepinieren ausgesprochen, und die in Hufeland einen so scharfen Gegner gefunden hatte. Es sind die gleichen Gründe, die Humboldt zur Empfehlung dieses Vorschlages vorträgt: der Kampf gegen das Badstubenunwesen auf der einen Seite, und auf der anderen die

Unmöglichkeit, überall theoretisch und praktisch durchweg wissenschaftlich gebildete Ärzte zu erhalten. Gerade weil er, wie Reil, die medizinische Vorbildung auf einen allgemein wissenschaftlichen Boden stellen wollte, der nur in einem völlig durchgeführten Schul- und Universitätsunterricht gefunden werden könne, glaubte er für die Bedürfnisse des Staates in jenen Unterschulen einen gegebenen Ausweg zu finden.

Aber auch sonst bemerken wir, daß Humboldt in dieser Denkschrift durchweg Reils Gedanken wiedergibt. Und das ist kein Zufall; denn, wie wir aus einem Briefe an Wolf wissen, hatte er schon im Februar 1809 einen Aufsatz des Hallenser Professors über das Studium der medizinischen Wissenschaften voll „trefflicher Ideen“ in Händen[1]; und da wir wissen, daß er in jenen Wochen die Akten über den früheren Organisationsversuch der Universität studierte, so dürfen wir es wohl aussprechen, daß es eben der Plan Reils vom Februar 1802 war, den wir früher ausführlich analysiert haben.

Humboldt will die leitende Stellung geben.

Aber noch mehr: auch auf die persönliche Mitwirkung des großen Mediziners hatte Humboldt schon bei jenem Entwurf im Sommer gerechnet. Während er nämlich Hufeland die Stelle als Staatsrat, die zweite in der Sektion, unmittelbar hinter dem Chef, bestimmte, ließ er die eines Direktors der wissenschaftlichen Deputation zunächst frei. Auf dieses Organ der Sektion legte er aber ein ganz besonderes Gewicht. Denn in ihr sah er die Stätte, wo der wissenschaftliche Geist, mit dem er die medizinischen Anstalten des Staates und ihre Leiter durchhauchen wollte, sein Zentrum haben und die Verbindung zwischen wissenschaftlichem und staatlichem Leben sich vollziehen mußte. Sie sollte nicht bloß die Instanz werden, an welche die Regierung sich in allen Fragen der medizinischen Wissenschaft zu wenden habe, sondern vor allem auch die Prüfungen für alle wissenschaftlich vorgebildeten Mediziner in die Hand bekommen, die Militärärzte nicht ausgenommen. Dieser Bedeutung entsprach die Zahl ihrer Mitglieder, welche Humboldt auf zwölf ansetzte, und ebenso die Auswahl und die Form, in der die Mitglieder mit der Sektion verbunden sein sollten, der sie nur zeitweise und gegen Remuneration angehören würden, während ihr Schwerpunkt in der wissenschaftlichen Tätigkeit läge. Der Direktor selbst war zwar als dauernd gedacht, im übrigen aber auch seine Stellung nur als Nebenamt aufgefaßt. Für Hufeland hatte Humboldt, als den früheren Direktor der Oberprüfungskommission, eine Stelle als Mitglied der Deputation und „einen wesentlichen Anteil an den Prüfungen“ reserviert. Für die Stelle des Direktors aber war von ihm, ich zweifle nicht daran, von Anfang an kein anderer ins Auge gefaßt als Reil, dem er damit für die medizinisch-naturwissenschaftlichen Studien die analoge Stellung zugedacht hatte, in die er für das ganze Gebiet des auf

1) Ges. W. V, 275.

den klassischen Studien aufgebauten Unterrichts Wolf bringen wollte: die seines intimen Beraters.[1]

Antrag für Reil, 5. Februar 1810.

Denn eben dies war der Vorschlag, den er am 5. Februar 1810 mit dem Antrag an den König, Reil zum Professor der Therapie an der neuen Universität zu ernennen, verband. „Ich werde ihn alsdann zum Direktor der medizinischen wissenschaftlichen Deputation bestimmen, der ich in der Voraussetzung, daß sie vorzüglich solche Ärzte in sich vereinigen soll, die fortdauernd ihr Hauptgeschäft aus dem theoretischen und dem praktischen Studium ihrer Wissenschaft machen, keinen würdigeren Vorsteher zu geben wüßte."[2]

Besprechungen in Halle; Horkel [illegible] werden [illegible].

Auch daran ist nicht wohl zu zweifeln, daß Humboldt in Halle mit Reil diese Absichten durchgesprochen und überhaupt alle persönlichen und sachlichen Fragen mit ihm beraten hat, welche die Organisation der medizinischen Fakultät und überhaupt der naturwissenschaftlichen Fächer betrafen. Wir wissen, daß er in seinem Hause noch andere Gelehrte getroffen hat, Freunde und Kollegen Reils, an deren Gewinnung diesem selbst wie Humboldt lag. Genannt werden uns drei: Horkel, eine echte Gelehrtennatur, niemals ein großer Dozent und nicht einmal literarisch sehr fruchtbar, aber ein feinsinniger, spekulativer Kopf, und mit Reil eng verbunden; Graefe, der von Ballenstedt, wo er damals im Dienst des Herzogs Alexius von Anhalt-Bernburg stand, hinübergekommen war und durch sein jugendlich elastisches Wesen auf Humboldt einen sehr günstigen Eindruck machte; und Steffens, der ihnen allen nahe stand, und dessen Mitberufung Reil schon im Frühling fast als Bedingung für sich selbst aufgestellt hatte. Steffens hat in seinen Lebenserinnerungen[3] Humboldt die Schuld daran zuschieben wollen, daß aus der Berufung, für die er so einflußreiche Fürsprecher hatte, nichts geworden sei. W. v. Humboldt glaubte, so schreibt er, „daß kein philosophisches System der damaligen Zeit auf Anerkennung Anspruch machen könnte. Junge geistreiche Männer, meinte er, könnten sich als Privatdozenten den Rang abzulaufen suchen, und dem endlichen Sieger könnte man dann den Kranz machen. Einen Professor der Philosophie brauchte man zwar, aber Fichte wäre ja da, und Schleiermacher, obgleich Theolog, wäre ja auch ein tüchtiger Philosoph." Er erzählt dann weiter von den Intrigen, welche seine Gegner, die er besonders an der Berliner Akademie suchte, gegen ihn betrieben hätten; wie sie seine naturphilosophischen Theorien angegriffen und, um ihn zu diskreditieren, fälschlich verbreitet hätten, daß kein geringerer als Goethe öffentlich gegen ihn aufgetreten wäre. Die letzteren Angaben sind nicht unrichtig; der Briefwechsel

Steffens' Berufung scheitert.

1) Wie schwer Hufeland die Zurücksetzung, die auch nach Humboldts Abgang anfangs fortbestand, empfunden hat, dafür sind zwei Aktenstücke aus dem September 1810 merkwürdig, die ich im Urkundenbande deshalb abdrucken will.

2) An Gehalt beantragte er 3500 Taler, wovon 500 Taler für das Direktorat der wissenschaftlichen Deputation gerechnet waren.

3) VI, 143.

Steffens' mit Schleiermacher aus dem Sommer bezeugt es. Der Vorwurf gegen Humboldt dagegen war ungerecht und wird durch Steffens' Briefe aus jener Zeit selbst widerlegt. Humboldt hatte in Halle, wie Steffens selbst bald darauf an Schleiermacher schrieb, sich im Gegenteil ungemein entgegenkommend gezeigt. Auf eine Anfrage Reils, ob er Steffens einladen solle, hatte er geantwortet: es wäre ihm lieb, weil er ihn sonst doch aufgesucht hätte. Gegen Steffens hatte er die nämliche Versicherung wiederholt und selbst angefangen, von Berlin zu sprechen, auch zum Schluß eines langen Gespräches erklärt, man wünsche, ihn in Berlin zu besitzen, und er hatte dies sogar als seinen besonderen Wunsch hingestellt. Auch Steffens hatte ihm bekannt, daß ihm nichts Lieberes geschehen könne. Noch von Berlin aus hat Humboldt an Reil geschrieben, daß er in die Berufung Steffens' einwillige und sich nur acht Tage Bedenkzeit ausbitte. Dann, nach Verlauf mehrerer Wochen kam ein Brief von Humboldt nach Halle, worin er erklärte, es seien Hindernisse eingetreten, und die Berufung müsse so lange ausstehen, bis Reil nach Berlin reise. Dies Hindernis, das Steffens in seinen Memoiren nicht erwähnt, lag aber in seinem Verhältnis zu Reichardt, der, seitdem er seinem König untreu geworden und eine Stellung am Hofe Jérômes angenommen, in Berlin im übelsten Leumund stand. Dazu mögen dann noch jene „albernen Klatschereien" gekommen sein, wie Steffens es nennt, d. h. der Widerspruch der an der Berliner Akademie vorwaltenden Gegner der Naturphilosophie. Vergebens traten Reil, Schleiermacher und später Graefe für den Freund ein, erklärten sich sogar bereit, für die ersten drei Jahre zu seinen Gunsten auf einen Teil ihres Gehalts zu verzichten: der Widerstand, den die Berufung fand, war nicht zu überwinden. Steffens empfand diese Versagung seines höchsten Lebenswunsches aufs schmerzlichste. Nach Halle war er nur zurückgekehrt, weil man ihn in seiner dänischen Heimat nicht mehr wollte und er sich in Not und Elend umgetrieben fand. Die glänzende Wirksamkeit, die er in den großen Jahren der Universität entfaltet, war unwiederbringlich dahin; er, der Hunderte von Zuhörern um sein Katheder versammelt hatte, konnte jetzt kaum seine Kollegia zustande bringen. Zur Not des Lebens, von der er jederzeit bedrängt war, kam noch schweres Unglück in seiner Familie. Zwei Knaben wurden ihm binnen drei Monaten entrissen. Auch für Berlin war es ein Verlust. Der Antagonismus, in dem Steffens zu Fichte stand, hätte hier auf größerem Schauplatz nur anregend wirken können; es würde für unsere Hochschule eine große Erinnerung mehr gewesen sein, wenn der tapfere Mann zu ihren Studenten im Frühjahr 1813 gesprochen und mit ihnen ins Feld gezogen wäre.

Reil wird berufen

Am 15. Februar unterzeichnete der König die Kabinettsordre, welche Reils Berufung genehmigte. Am 18. machte Humboldt diesem den Antrag, und schon am 27. schrieb Reil zurück, daß er annehme und bereits in Kassel seine Ent-

lassung nachgesucht habe. Denn nachdem er einmal sich entschieden, betrieb er alles mit gewohntem Feuer und Nachdruck. Vergebens suchte die westfälische Regierung ihn zu halten; er widerstand, und jene war kulant genug, ihm keine weiteren Schwierigkeiten zu machen; obgleich er in Halle ansässig war und seine Söhne der Konskription unterworfen blieben, erhielt er in Gnaden seine Entlassung, und die einzige Bedingung, die man ihm stellte war die, seine Übersiedelung bis Michaelis hinauszuschieben.

Antrag auf Berufung Rudolphis und Horkels

An demselben Tage, an dem Humboldt dem König dies Ergebnis mitteilte, machte er ihm noch eine Reihe weiterer Vorschläge für die medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächer. Zunächst trug er auf die Berufung von Rudolphi in Greifswald und Horkel in Halle an. Jener sollte vergleichende Anatomie, dieser vergleichende Physiologie lesen. Beider hatte Humboldt sich bereits versichert, und man wird mit der Annahme nicht fehlgehen, daß er auch Rudolphis Wahl, der sich bereits durch zahlreiche Schriften einen großen Namen erworben hatte, mit Reil besprochen hat. Auch ihm hatte er eine besondere Aufgabe zugedacht; er hoffte, seine Dienste bei der Organisation der Tierarzneischule zu verwerten, die er bereits im Verein mit dem bisherigen Chef, dem Oberstallmeister von Jagow, in Angriff genommen hatte.

Graf Hoffmannsegg bietet seine zoologische Sammlung zum Geschenk an.

Eben jetzt bot sich eine Gelegenheit, die naturwissenschaftlichen Studien durch eine große Stiftung zu beleben. Der Graf Johann Centurius von Hoffmannsegg erbot sich, seine zoologische Sammlung, an tausend Stück meist brasilianischer Säugetiere, Vögel und Amphibien, ohne allen Ersatz dem Staate zu schenken; nur die Kosten für die Ausstopfung (die bei den meisten Tieren noch fehlte), sollte der Staat tragen. Noch wertvoller war die Aussicht, auch die Insektensammlung des Grafen, vielleicht die bedeutendste in Europa (19 bis 20000 Arten), zu erhalten. Diese, deren Besitz der Graf mit einem Freunde, dem schon 70jährigen Doktor Hellwig in Braunschweig teilte, die aber nach dessen Tode ganz an ihn fallen sollte, wollte er zwar nicht schenken, sie jedoch sogleich zum öffentlichen Gebrauch im Universitätsgebäude aufstellen und durch fideikommissarische Bestimmungen für immer an Berlin binden. Er bat lediglich um Ersatz der Transportkosten von Braunschweig nach Berlin: so daß Humboldt die Kosten für diese Schätze kaum auf tausend Taler anschlagen wollte. Mit den Sammlungen der Tierarzneischule und der königlichen Kunstkammer, dazu der Blochschen Fisch- und Amphibiensammlung und der Krebssammlung des Predigers Herbst, deren Erwerbung Humboldt ebenfalls um eine sehr geringe Summe erreichte, hatte man so ein ganz bedeutendes Museum für die Naturgeschichte gewonnen.[1] Nur eine Bedingung hatte der Graf an seine großmütige Schenkung

1) Im Sommer kam noch die reichhaltige Zoophytensammlung des Hofrats Gerresheim in Dresden hinzu, gleichfalls als Geschenk. Gerresheim war von Geburt Berliner.

geknüpft: die nämlich, den langjährigen Verwalter der Sammlungen selbst, seinen Freund Doktor Illiger in Braunschweig, mit zu übernehmen und ihn unter Verleihung des Professortitels mit der Leitung des Museums zu beauftragen.

Gewinnung Ilgers.

Was konnte Humboldt sich besseres wünschen! Seit Jahren, seit seiner Knabenzeit war Illiger mit der Hellwigschen Insektensammlung, mit der Graf Hoffmannsegg die seinige vereinigt hatte, verwachsen, und nicht weniger mit den Besitzern selbst. Aus engen Verhältnissen hervorgegangen, Sohn eines kleinen Kaufmanns in Braunschweig, war Johann Karl Wilhelm Illiger schon auf der Schule von Hellwig, der dort Lehrer war, zu seinen Arbeiten herangezogen und mit dem Enthusiasmus des Sammlers erfüllt worden. Gleich seinem größeren Landsmann Gauß auf dem Collegium Carolinum, und danach auf dem Collegium medico-chirurgicum seiner Vaterstadt fortgebildet, veröffentlichte er schon als Achtzehnjähriger seine erste Schrift, „Beschreibung einiger neuer Käfer in Schneiders entomologischem Magazin“ (1794), und bearbeitete im Jahr darauf, noch unter Hellwigs Namen, die zweite Auflage von Rossis „Fauna Etrusca“. Wie Gauß, so erschloß auch ihm die Munifizenz seines für alle geistigen Interessen eingenommenen Herzogs die wissenschaftliche Laufbahn: mit einem Stipendium von ihm ausgestattet, bezog Illiger 1799 die Landesuniversität zu Helmstedt, die er 1800 mit Göttingen vertauschte. Hier ist Blumenbach sein Lehrer geworden; daneben aber hat er, ein Beweis für sein geistiges Streben, auch Männer wie Heyne, Eichhorn und Heeren gehört. Auch sein erstes größeres und selbständiges Werk, den Versuch einer systematischen Terminologie des Tier- und Pflanzenreiches, das als eins der Fundamentalwerke der modernen Zoologie gilt, hat er schon auf der Universität veröffentlicht und seinem Gönner, dem Herzog, gewidmet. Als er 1802 nach Braunschweig zurückkehrte, traf er Graf Hoffmannsegg, der sich nach der Rückkehr von seiner portugiesischen Reise dort niedergelassen hatte und nun in enger Verbindung mit Hellwig und seinem jungen Schüler die wissenschaftliche Verwertung seiner Sammlungen ins Werk setzte. Seine Arbeiten hatten Illiger bereits einen Namen in der gelehrten Welt verschafft; von Kiel ward dem unermüdlich Weiterstrebenden das Doktordiplom gesandt. Der Tod des Herzogs an den Folgen der bei Jena empfangenen Wunden war, wie für Gauß, so auch für Illiger ein schwerer Schlag; beide verloren dadurch die Pensionen, von denen sie sich unterhalten hatten. So folgte er jetzt dem Grafen, der nach Berlin übersiedelte, um seine zoologische Sammlung dort zu ordnen. Aber schon nach 7 Monaten zwang den Zartgebauten ein Lungenleiden, das ihn in jungen Jahren ergriffen hatte und jetzt von neuem ausbrach, nach Braunschweig zurückzukehren. So war es also doch nicht völlig uneigennützig, wenn der Graf Hoffmannsegg seine und Hellwigs Sammlungen der neuen Universität anbot: er erhielt dadurch den jungen Freund, dessen Gesundheit sich gesetzt zu haben schien, wieder zurück, ohne ihn diesmal besolden zu müssen. Er durfte um so mehr auf ihn rechnen, als Illigers Wunsch nicht auf

die Lehrtätigkeit an der Universität ging, sondern auf die möglichst ungestörte Fortsetzung seiner alten Arbeiten. Hierauf ließ sich Humboldt jedoch nicht ein: neben der Stellung an der Akademie beantragte er eine Professur, die Illiger im Laufe der Verhandlungen denn auch annahm. Auch mit Hellwig ward die Verbindung nun fester; denn Illiger konnte nun die Tochter seines alten Lehrers als Gattin mit nach Berlin nehmen. Es war alles aufs beste ausgedacht; zugleich vornehm und klug. Nur einen Faktor hatten die drei Freunde nicht mit in Rechnung gesetzt: das alte Leiden Illigers, das den jungen Gelehrten schon im Jahre 1812 aufs neue packte und den Unermüdlichen in kaum anderthalb Jahren hinwegnahm.

Anträge an Gauß und Oltmanns.

An demselben Tage, wo er die Genannten in Vorschlag brachte, faßte Humboldt noch andere Erwerbungen von weittragender Bedeutung ins Auge, die Berufung von Gauß und Oltmanns. Auch über diese beiden hatte er schon Erkundigungen eingezogen, und der Vermittler war sehr wahrscheinlich kein anderer als sein Bruder Alexander. Für Oltmanns, der damals mit diesem in Paris war, ist dies so gut wie sicher. Niemand stand zurzeit dem großen Reisenden näher als der junge Ostfriese, dessen Rechentalent ihm die astronomisch-geographischen Beobachtungen, welche er auf seiner großen Reise gemacht, gesichert und die Herausgabe des Recueil des observations astronomiques, die gerade in diesen Jahren, 1808—1810, erfolgte, erst ermöglicht hatte. Aber auch für Gauß hatte sich Alexander von Humboldt längst interessiert. Ihm selbst hatte er den Recueil gewidmet, und in dem Schreiben, mit dem er dies dem von ihm schon bewunderten Gelehrten ankündigte (28. Dezember 1809), bemerkt er ausdrücklich, daß er sich bereits seit Jahren um seine Berufung nach Berlin bemüht habe. „Die erste und einzige Bitte", so schreibt er, „die ich je an den König von Preußen habe gelangen lassen, wenige Wochen nach meiner Rückkunft nach Europa, betraf Sie. Es hat nicht von mir abgehangen, daß Ihnen nicht eine glänzende Lage in meiner Vaterstadt bereitet wurde."[1] Schon damals (1806) hatte Gauß durch seine Berechnung des von Piazzi entdeckten, dann aber wieder verlorenen Planeten Ceres und durch seine klassischen Disquisitiones arithmeticae Weltruf erlangt. Seitdem war die für die rechnende Astronomie grundlegende Theoria motus erschienen und hatte ihm den Namen des ersten Mathematikers in Deutschland, den Wilhelm von Humboldt ihm in dem Antrag an den König beilegt, wohl verdient. Auch er hatte ihn von Anfang seines Amtes an für seine Schöpfung ins Auge gefaßt. Was liegt also näher, als daß es eben sein

1) Auch für sein Verhältnis zu Oltmanns hat Alexander in dem Briefe ein Wort übrig, das ein rechtes Zeugnis ist für seine liebenswürdige und wahrhaft vornehme Gesinnung. „Wir haben es gewagt", so beginnt er, „mein Freund, Herr Oltmanns und ich, Ihren Namen, verehrungswerter Herr Professor, einem astronomischen Werke vorzusetzen, das, was es Lehrreiches und Gründliches enthält, meinem Freunde verdankt."

Bruder war, der in seinem Namen in Göttingen angefragt hat.[1] Gauß hatte nun zwar eine Professur abgelehnt, unter Hinweis vornehmlich auf seine Gesundheit, wohl aber Neigung bewiesen, eine Stelle in der Akademie, die ihm zu wissenschaftlichen Arbeiten ungestörte Muße gäbe, anzunehmen. Der Chef der Unterrichtsverwaltung ging ohne weiteres hierauf ein, und die Akademie kam ihm zu Hilfe. Gleichzeitig mit Oltmanns, wie auch mit Rudolphi und Illiger, vollzog sie die Wahl, und Humboldt zögerte nicht, sie bei dem König zu empfehlen.[2] Beide sollten mit dem Professortitel eintreten, Oltmanns, der bereits bestimmt zugesagt hatte, zum Lesen verpflichtet, Gauß hingegen nur dazu eingeladen werden.

Im Kabinett fanden diese Vorschläge anfangs doch Schwierigkeiten. Die Gehälter (für Gauß 1500, für Oltmanns 500 Taler) waren nur zum Teil auf den Akademiefonds geschlagen; 900 Taler sollten, fürs erste wenigstens, auf den Universitätsfonds gelegt werden, ohne daß auf die Tätigkeit Gaußens an der Universität eigentlich reflektiert wurde. Indessen gelang es Humboldt, diese Bedenken zu zerstreuen. Am 15. April konnte er der Akademie schon Mitteilung von der königlichen Genehmigung machen, und noch vor Ende des Monats gingen die Einladungsschreiben, der Sektion wie der Akademie, nach Göttingen ab. Humboldt selbst fügte persönlich ein Schreiben hinzu, worin er alle seine Überredungskünste aufbot, um den großen Mathematiker für Preußen zu gewinnen.[3] Die Sendung traf Gauß nicht daheim, und da er sich keine Briefe hatte nachschicken lassen, so hat er erst Ende Mai Antwort gegeben.

Der Antrag auf Eröffnung der Universität zu Lehr bis 1820 in dem Generalbericht vom 23. Mai. Weitere Anträge: Bekker, Klaproth, Willdenow und andere Berliner.

Humboldt war also über ihn noch im Ungewissen, als er am 23. Mai in einem Generalbericht seine bisherigen Bemühungen und Erfolge zusammenfaßte und eine Reihe neuer Anträge stellte. Zugesagt hatten bisher von Auswärtigen Rudolphi, Oltmanns, Illiger, ferner Savigny und der junge Bekker, der auf Wolfs Betreiben schon im Februar einen Antrag erhalten und freudig angenommen hatte. So gut wie sicher war auch das Kommen Horkels, der nur noch eine Erhöhung des knapp bemessenen Gehaltes von 800 um 200 Taler wünschte. Verhandelt wurde, außer mit Gauß, noch mit Hugo in Göttingen, Schmidt in

1) Den Empfang eines Briefes Alexanders im Februar zeigt Wilhelm Goethe in dem Brief vom 10. Februar an (a. a. O. S. 236).

2) An demselben Tage wurden auch Uhden, Ideler, Niebuhr, Schleiermacher und Humboldt selbst zu ordentlichen Mitgliedern gewählt. Wenn Humboldt in dem Antrage für Rudolphi und Illiger betont, daß es eine durchaus freie Wahl der Akademie gewesen sei, so werden wir ihm wohl nicht Unrecht tun, wenn wir meinen, daß er dabei (abgesehen natürlich von seiner eigenen Wahl) den Geist der Akademie ein wenig nach seinen Wünschen gelenkt hat. Das Ganze war ein Akt der Ausgleichung des kürzlich noch so sehr gespannten Verhältnisses zwischen Sektion und Akademie — und, setzen wir hinzu, besiegelte die Unterwerfung der Akademie unter Humboldts Gesichtspunkte.

3) Der Brief der Sektion und von Humboldt selbst, jener vom 25., dieser vom 27. April, bei Bruhns, S. 3ff. Das Schreiben der Akademie wird nur in dem der Sektion erwähnt.

Gießen und dem Mediziner Kielmeyer in Tübingen. Humboldt glaubte nach ihren Briefen die Hoffnung auf ihre Gewinnung aussprechen zu können. Von den Berliner Gelehrten war, außer den genannten (darunter auch Hufeland, der im Februar 400 Taler für seine ambulatorische Klinik erhalten hatte), noch der alte Klaproth zur Professur aufgefordert worden; er hatte sich im März bereit erklärt. Jetzt brachte Humboldt noch andere Berliner Gelehrte, alles Mitglieder der Akademie, in Vorschlag. Es waren Willdenow für Botanik, Paul Erman für Physik, Tralles für Mathematik, diese drei als Ordinarien; ferner als Extraordinarien Hermbstädt für technologische Chemie und Fischer für Physik. Abgesehen von Tralles, der statt einer Zulage die Zusicherung einer Wohnung im obersten Stockwerk der neuen Universität erhalten sollte, bestimmte Humboldt 3—500 Taler als Zulage zu ihren bisherigen Gehältern. Wieder ganz im Sinne Reils, mit seinen Motiven und offenbar auf seine Ratschläge gestützt, schlug Humboldt sodann die Gründung zweier Universitätskliniken vor, der medizinischen und der chirurgischen zu je 12 Betten. Die erstere sollte Reil übergeben werden, für die Direktion der zweiten fehlte noch der Chirurg. Wie Reil in dem Gutachten von 1802, so betonte auch Humboldt die Notwendigkeit von noch zwei anderen Instituten, einem psychiatrischen und einem gynäkologischen; doch könne man sich fürs erste mit den beiden genannten begnügen.

Während so für die medizinische Fakultät und in Verbindung damit für die naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächer aufs beste gesorgt wurde, fehlte es bei den anderen Disziplinen noch an allen Ecken und Enden. Von Juristen konnte man zunächst nur auf zwei, Savigny und Schmalz, rechnen, und in der theologischen Fakultät war nur der eine Schleiermacher vorhanden. Auch der Rahmen der philosophischen Fakultät war, soweit es die Geisteswissenschaften betraf, noch längst nicht ausgefüllt. Für Fichte brachte Humboldt in dem genannten Bericht 1200 Taler in Vorschlag, so daß er also auf 2000 stieg;[1] daß auf Steffens nicht mehr gerechnet wurde, kam ihm zugute. Humboldt bewies damit aufs neue, wieviel ihm an der Erhaltung des Mannes lag, dessen Eigenrichtigkeit und Starrheit er für den Aufbau der Universität perhorreszierte. Es geschah auch mit Rücksicht auf die Kränklichkeit Fichtes, der zurzeit in Teplitz Heilung seiner schwer erschütterten Gesundheit suchte. Ich darf die warmen und eindringlichen Worte hersetzen, mit denen Humboldt gerade diesen Antrag begründete: „Er hat jetzt nur 800 Taler, und man mag auf sein durch Erfahrung erprobtes Talent, die Köpfe seiner Zuhörer zu bilden und sie mit Eifer für alles Wissenschaftliche zu erfüllen, auf seinen wohlbegründeten Ruf in seinem Fach, auf seinen streng moralischen Charakter, oder auf die Anhänglichkeit, mit der er, seit dem Anfange der unglücklichen Ereignisse, immer, und ohne E. K.

Gehaltserhöhung für Fichte.

1) Vgl. dazu die Zuschrift der Sektion (gez. Humboldt) an Fichte vom 2. Juni im Urkbd.

M. je mit einer Bitte zu behelligen, ausgeharrt hat, sehen, so verdient er gewiß, über die Nahrungssorgen hinweggehoben zu werden, in welche ihn eine schwächliche Gesundheit und Mangel aller anderen Hilfsquellen jetzt oft versetzen.“ An die Staatswissenschaften (die Historie eingeschlossen) war Humboldt noch kaum herangegangen.

Wolf entzieht sich jeder festen Anstellung.

Und selbst in der Philologie stand man im Moment vis-à-vis du rien. Denn Bekker war, wie bei seiner Berufung abgemacht war, soeben nach Paris gegangen, um dort im Auftrage der Akademie die handschriftlichen Schätze der Kaiserlichen Bibliothek zu studieren. An Wolf aber hatte Humboldt die schwerste Enttäuschung erlebt. Er, der ihm das philologische Studium mit aufbauen sollte, entzog sich gerade jetzt allen Verpflichtungen und jeder Mitarbeit an dem Werke seines großen Freundes. Gewiß, er konnte sich einigermaßen mit seinem Gesundheitszustand entschuldigen, der im Sommer 1809 und bis in den Winter hinein schlecht genug gewesen war und eine Reise nach Karlsbad wohl rechtfertigen konnte. Aber wie er den Urlaub ausnutzte, ward es zur Fahnenflucht, und es gehörte die grenzenlose Bewunderung und Verehrung Humboldts für den Freund dazu, um ein solches Benehmen zu ertragen. Die Stellung, welche Humboldt für Wolf bereitet hatte, konnte gar nicht bequemer und ehrenvoller sein. Als Direktor der wissenschaftlichen Prüfungskommission wäre er Mitglied der Sektion geworden, ohne daß er seine persönliche Freiheit hätte aufzugeben brauchen. Er sollte den Rang eines Staatsrats haben, und nur, um ihn von den Lasten eines solchen Amtes frei zu halten, war ihm der Titel selbst nicht bestimmt worden. Eben deshalb hatte Humboldt ihm die Stellung nur im Nebenamt und mit jährlicher Erneuerung geben wollen; während er ihn im Gehalt den Staatsräten fast gleich gesetzt hatte, vor denen er außerdem sämtliche Einnahmen aus den Fakultätsgeldern voraus hatte. Dennoch war Wolf nicht zufrieden zu stellen. Im Sommer 1809 hatte er Klage darüber geführt, daß sich die Erneuerung so lange verzögerte: Humboldt konnte sich damit entschuldigen, daß dies in Wolfs eigenem Interesse geschehen sei, um ihm die entsprechende Remuneration zu verschaffen. Als dann im November die Stelle gegründet und Wolf angeboten wurde, war dieser wieder empört, daß man ihm nicht auch den Titel eines Staatsrats gegeben habe, der ihm, wie er sagte, von Stein versprochen wäre. Humboldt antwortete (am 11. Januar aus Erfurt), indem er mit größter Ausführlichkeit alle die Vorteile auseinandersetzte, die gerade seine Anordnung für die wissenschaftliche Freiheit Wolfs, wie für seine Wirksamkeit in dem ihm zugedachten Amt haben würde. „Ein Gelehrter wie Sie“, schreibt er, „muß nicht Staatsrat sein, er muß es im eigentlichen Verstande unter sich halten. Als Titel muß er es verschmähen und mit vollen Geschäften sich nicht aufbürden lassen.“ Und als Wolf auch dann noch nicht schwieg und den kaum in Berlin Eingetroffenen abermals belästigte, wiederholte Humboldt mit fast unbegreiflicher

Langmut und Güte alle jene Gründe. „Dies, lieber teurer Freund", so schreibt er zum Schluß, „ist meine Ansicht aller Dinge, die Sie in Ihrem Briefe berühren. Ich will Sie gewiß in keine Verlegenheit keiner Art setzen, auch nicht überreden, aber daß es mir auch persönlich weh tut, wenn ich sehe, daß eine, wie es mir scheint, vorgefaßte Meinung über einen bloßen Titel Sie, der Sie in jeder Rücksicht so trefflich sind, hindert, mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen, jeden von uns zu nehmen, wie er nun einmal ist, von uns dasselbe zu erwarten und überall nur die Sache vorwalten zu lassen, treu zusammen zu arbeiten, gemeinschaftlich begangene Irrtümer, wo welche vorfielen, auch gemeinschaftlich zu tragen und vorzüglich zu verbessern, — das können Sie mir nun einmal nicht verargen und werden es nicht tun. Was Sie mir sind, wissen Sie, und sehen es noch an der Ausführlichkeit dieses Briefes, da ich wahrlich kaum Minuten in diesen ersten Tagen frei habe."

Hierauf schien Wolf sich endlich fügen zu wollen; er ließ sich das Amt übertragen. Als aber die Instruktion in seine Hände kam, welche im Ministerium einige ganz zweckentsprechende Abänderungen erfahren hatte, schlug seine Stimmung wieder um. Unter dem Vorwand neuer Krankheitszufälle, die ihn alles befürchten ließen, wenn er ihnen nicht ernstlich begegnete, bat er, auf die Stelle noch vor der Publikation verzichten zu dürfen, und erbot sich nur gelegentlichenfalls zu außerordentlichen Dienstleistungen. Auch durch das Anerbieten eines langfristigen Urlaubs ließ er sich nicht festhalten. Nachdem er die Sektion wochenlang auf die Antwort hatte warten lassen, erklärte er endlich, daß er von allen Verpflichtungen, auch von der Oberaufsicht über das Joachimsthalsche Gymnasium, frei bleiben müsse. Im übrigen wiederholte er sein altes Spiel, freiwillige Hilfe jederzeit leisten zu wollen. So blieb Humboldt nichts anderes übrig, als den Eigensinnigen ziehen zu lassen. Auch dies tat er noch mit dem Ausdruck herzlichen Bedauerns und der Freude, daß der große Mann wenigstens als außerordentliches Mitglied der Deputation dienen wolle; und in einem persönlichen Briefe, den er dem offiziellen Schreiben hinzufügte, fand er nur wieder Worte des Trostes und der Freundschaft für den von Krankheit und den Geistern des Mißtrauens Geplagten.[1] So erhielt Schleiermacher die Stellung, welche Humboldt

1) Körte geht in seiner Biographie über diese für seinen Helden so unliebsamen Vorgänge sehr rasch hinweg. Arnoldt ist auch hier unparteiisch und gründlich. Unter den Briefen, die in den Ges. Werken V und von Haym im Anhang zu den Briefen Humboldts an Nicolovius publizierten Briefen an Wolf sind einige ganz oder halb undatierte, die aber Haym schon meist richtig angesetzt hat. Den Br. LXXII stelle ich zum 10. März, Haym zum 13.; für den 10. beweisend ist aber die Notiz über die Liedertafel, die an diesem Tage, als dem Geburtstag der Königin, stattfand. Goethes und Zelters Briefwechsel, I 393; daß der Brief in den März gehört, bezeugt die Erwähnung von Humboldts Frankfurter Reise Anfang des Monats. Br. LXXV fällt in die Tage zwischen dem 24. März und dem 9. April, näher dem letzteren Tage. Br. LXXX wohl in den Februar. Urkbd. — Hiernach wird man es aber Humboldt nicht so ganz verdenken können, wenn er

Wolf zugedacht hatte. Am 26. März interimistisch, vier Wochen später definitiv. Wolf aber ging auf Reisen;[1] erst im Oktober werden wir ihn in Berlin wiederfinden.

Humboldt stellt den Antrag an den König, die Universität zu Michaelis zu eröffnen (23. Mai).

Solche Erfahrungen hätten jeden andern wohl mutlos machen können. Humboldt aber ließ sich nicht irren. So ungewiß noch alles war (auch die Frage wegen der Dotation durch liegende Güter, die ihm mehr als alles am Herzen lag, war auf neue Schwierigkeiten gestoßen und kam nicht von der Stelle), wagte er es dennoch, in der Eingabe, welche die genannten Anträge enthielt, den Michaelistermin für die Eröffnung der Universität in Vorschlag zu bringen. Mit noch acht bis neun Berufungen von auswärts und vier bis fünf Berliner Gelehrten hoffte er auskommen zu können; er rechnete damit auf ein Lehrpersonal von einigen dreißig Professoren. Dazu bedürfte es freilich neuer Mittel. 26000 Taler brachte er (jedoch nicht in dem Bericht an den König, sondern zunächst bei seinen Ministern) in Antrag. Voraussetzung war, daß die feierliche Inauguration noch nicht stattfinde: diese müsse bis nach der Vollendung der ganzen Organisation verschoben werden. Aber mit den Promotionen, mit der Eröffnung von Vorlesungen in allen vier Fakultäten und ihrer Ankündigung in einem gedruckten Katalog könne man im Herbst beginnen; und hierfür erbat er sich also vom König die Vollmacht. Noch einmal wies er auf den idealen Zweck hin, den der Staat durch die Gründung der neuen Hochschule erreichen werde: „Der höheren und wichtigeren wohltätigen Folgen der hiesigen Universität, der durch sie noch mehr zu verbreitenden geistigen und sittlichen Bildung, des Einflusses, den sie auf das ganze Gebiet der Wissenschaften gewinnen kann, der Achtung, die sie dem preußischen Staate fortdauernd erhalten muß, des Schutzes endlich, welche E. K. M. durch sie der gesamten deutschen Sprache und Literatur gewähren, deren Erhalter E. K. M. in einem Zeitpunkte werden, wo Vieles ihr unausbleibliches Verderben droht, brauche ich vor E. K. M. nicht ausdrücklicher zu erwähnen. Nur die einzige Bemerkung sei mir erlaubt, daß ein Staat wie ein Privatmann immer gut und politisch zugleich handelt, wenn er in einem Augenblick, wo ungünstige Ereignisse ihn betroffen haben, seine Kräfte anstrengt, irgend etwas bedeutendes Wohltätiges dauernd für die Zukunft zu stiften und es an seinen Namen anzuknüpfen."

---

seiner Gemahlin gegenüber einmal in folgenden Stoßseufzer ausbricht (22. Mai): „Mit wie vielen Schwierigkeiten ich bei dem allen zu kämpfen habe, wie die Gelehrten — die unbändigste und am schwersten zu befriedigende Menschenklasse — mit ihren sich ewig durchkreuzenden Interessen, ihrer Eifersucht, ihrem Neid, ihrer Lust zu regieren, ihren einseitigen Ansichten, wo jeder meint, daß nur sein Fach Unterstützung und Beförderung verdiene, mich umlagern, wie dann noch jetzt Unannehmlichkeiten und Zänkereien mit anderen Kollegien und Menschen hinzukommen, davon hast Du, teures Kind, keinen Begriff." Er war übrigens auch in bezug hierauf schon mit schlimmen Erwartungen dem Amt entgegengegangen. „Gelehrte dirigieren", schreibt er am 16. November 1808, „ist nicht viel besser, als eine Komödiantentruppe unter sich zu haben, und dies ganze Fach ist der Beurteilung, gerechter und ungerechter, eines jeden ausgesetzt."

1) Doch hat er noch angefangen zu lesen; erst Anfang Juni ging er fort.

Am 30. Mai vollzog der König die Kabinettsordre, welche alle diese Wünsche erfüllte, und dies ist also nach dem 4. September 1807 und dem 16. August 1809 der dritte, für die Gründung unserer Universität bedeutungsvolle Tag geworden. Die bestätigende Kabinettsordre von 30. Mai.

Mit unverminderter Energie schritt Humboldt zur Vollendung seiner Aufgabe. Einsetzung der Einrichtungskommission. Am 2. Juni wurden alle jene Aufträge ausgefertigt. Am nächsten Tage erließ er eine Verfügung über die Bildung einer Kommission innerhalb der Sektion, welche alle weiteren Berufungen und Organisationsfragen in besonderen Konferenzen unter seinem eigenen Vorsitz beraten sollte. Zu Mitgliedern wählte er Süvern, Uhden und Schleiermacher.[1] Es entsprach dies seinem längst gehegten Wunsch, mit einem kleinen Kreis ausgewählter Männer den Aufbau des Instituts durchzuführen, sowie seinem stets beobachteten Grundsatz, in persönlichem Austausch mit seinen Räten die Geschäfte zu führen. Ausdrücklich ward in der Verfügung der „Vorteil" betont, dadurch „auch andere sachkundige Männer über die Organisation der Universität bequemer und vollständiger zu Rate zu ziehen und diesem Organisationsgeschäft mehr Zeit widmen zu können, als die gewöhnlichen Sitzungen der Sektion erlauben würden".

Zum 6. Juni hatte Humboldt die Kommissare in seine Wohnung zu einer vorläufigen Besprechung eingeladen. Aber im letzten Augenblicke mußte er ihnen wieder absagen; denn dies war der Tag, an dem die seit Monaten schwebende Krisis innerhalb der Regierung akut wurde. Die von Wittgenstein gelegte Mine sprang: Altenstein, Beyme und Scharnhorst wurden entlassen, und Hardenberg trat als Staatskanzler an die Spitze der Geschäfte. Auch Humboldts Schicksal war damit entschieden. Nicht als ob es mit der Krisis an sich zusammengehangen hätte. Die Differenz, welche ihn zum Ausscheiden aus seinem Amte brachte, war viel älter als der Konflikt, dem das Ministerium zum Opfer fiel, und er selbst war es gewesen, der den Stein ins Rollen gebracht und seine Entlassung gefordert hatte. Der Entschluß dazu hatte, wie bemerkt, seinen Grund in dem schiefen Verhältnis, in welches er durch die Abänderung des Steinschen Verwaltungssystems geraten war. Dohnas freundschaftliches Entgegenkommen und Gewährenlassen und mehr noch die persönliche und geschäftliche Überlegenheit, welche Humboldt vom ersten Moment ab unter seinen Amtsgenossen bewährte, hatten ihn die Abhängigkeit, in die er dadurch versetzt war, amtlich wenig fühlen lassen, aber empfunden hatte er sie dennoch aufs tiefste und zu wiederholten Malen seinem Unmut darüber Ausdruck gegeben. Schon aus dem Juli 1809 haben wir einen Bericht darüber von ihm an Dohna, in dem er auf Änderung Humboldts Entlassung.

1) Schmedding und Ancillon empfanden es bitter, daß sie übergangen waren; im August haben sie sich direkt beschwert. Schmedding wurde im September zu den Verhandlungen über die Studentengesetze hinzugezogen.

seiner amtlichen Stellung durch Herstellung der Verfassung Steins dringt und dies unumwunden als die Bedingung seines Bleibens bezeichnet. Er hatte darin ausgeführt, daß ohne den Staatsrat die Geschäftsführung nach den Steinschen Plänen unzusammenhängend, unhaltbar und verderblich werden müsse, und daß unter solchen Umständen jeder Sektionschef, der es ehrlich mit der Sache meine, wünschen müsse, daß sein Minister selbst ihm seine prekäre Selbständigkeit abnehme und ihn zum bloß vortragenden Rat, ungefähr nach Art der alten Geheimen Finanzräte, mache. Um die Resultate der Administration seiner Sektionen zur Einheit seines Ministeriums zu verbinden, werde der Minister sich selbst in die Administration mischen, er werde nicht bloß von oben her leiten und kontrollieren, sondern selbst ausführen wollen, und damit müsse der Plan des Freiherrn von Stein in seinem Kern verfälscht werden: denn auf die Selbständigkeit der Sektionschefs sei darin alles gestellt, und nur durch den Staatsrat werde diese garantiert und verwirklicht. Es weist in eine viel spätere Zeit, in das Jahr, da Humboldt den Kampf gegen den Despotismus aufnahm, zu dem Hardenbergs Staatskanzlertum sich ausgewachsen hatte, wenn er am Schluß jener Denkschrift die Alternative zwischen wirklicher Ausführung der Steinschen Verfassung oder ihrer Vernichtung aufstellt, und in dem zweiten Falle die Minister und den Ministerrat zu den maßgebenden Faktoren im Staatsleben machen will. „Will man", so schreibt er, „die Einrichtung eines Staatsrats nicht, oder ist ein Staatsrat mit den Personen, die ihn jetzt ausmachen müßten, entweder nicht ausführbar oder in der Ausführung, die sich erwarten läßt, nicht ratsam, so bleibt nichts übrig als Vernichtung des Steinschen Plans, Vervielfältigung der Ministerien, Aufhebung der Sektionschefs und Organisierung eines Staatsrats aus bloßen Ministern, denen man aber notwendig einige gar nicht administrierende Mitglieder zuordnen müßte." Wer will leugnen, daß damit in der Tat die Linie angegeben war, auf der sich das System der preußischen Regierung fortentwickelt hat? Andererseits aber ist es nicht weniger deutlich, daß, wie die Dinge lagen, und in einem auf die Zentralisierung angelegten System, wie das der preußischen Monarchie, die weitgespannten kollegialen Institutionen Steins auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen mußten. Graf Dohna hatte dem Drängen seines Freundes zunächst auszuweichen versucht und Humboldt darauf, im Oktober 1809, gelegentlich eines Balles im Königsberger Schloß, den Versuch gemacht, unmittelbar auf den König einzuwirken. Friedrich Wilhelm hatte ihn sehr gnädig angehört und, wie Humboldt bemerkte, ein wirkliches Wohlwollen und Verständnis für seine Ansichten an den Tag gelegt. Die Wirkung davon zeigte sich in einer Kabinettsordre an das Ministerium vom 9. Dezember 1809, worin der König auf den Ausbau der Organisation drängte, welche nur teilweise ausgefüllt sei und in der er besonders die Einheit sowie die Teilnahme der Nation, soweit sie stattfinden könne, vermisse. Aber, wie so häufig, folgte der Einsicht Friedrich Wilhelms nicht die Tat.

Humboldt merkte schon im Januar, daß im Ministerium und in weiteren Kreisen gegen ihn und seine Absichten stark gearbeitet werde. Daß Dohna dahinter stecken könne, hat er sich damals kaum gesagt; sonst würde er wohl in den Briefen an seine Frau, die er recht genau über diese ihn ganz erfüllende Angelegenheit orientierte, etwas davon angedeutet haben. Wenn wir aber erwägen, daß Dohna von Anfang an gegen Humboldts Anstellung gewesen ist, und an das scharfe Urteil uns erinnern, das er in der Krisis vom Juni 1810 über den Freund ausgesprochen hat, so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir gerade in ihm einen der schärfsten Widersacher Humboldts vermuten. Sicher ist, daß er gegen den Plan mit dem Staatsrat sich aufs stärkste engagiert hat. Daraus machte er auch Humboldt gegenüber kein Hehl mehr und fand darin Zustimmung bei seinen Amtsgenossen wie im Kabinett. Am 17. März richteten die Minister eine Eingabe an den König, in der die Idee Steins rundum verworfen wurde. Sie suchten dagegen den kollegialen Charakter des Ministeriums zu verstärken, indem sie wöchentliche Konferenzen vorschlugen, und zwar gerade mit bezug auf denjenigen Geschäftskreis, der nach Stein dem Staatsrat vorbehalten war. Wenn sie in Analogie zu den Napoleonischen Verfassungen ein beratendes Conseil für die Gesetzgebung anrieten, zu dem nicht bloß Staatsdiener, sondern auch aufgeklärte Männer der ganzen Nation zugezogen werden müßten, so beschränkten sie diesen Wunsch sofort durch die Bemerkung, daß bei dem Mangel an ständischen Korporationen in einigen Provinzen die Sache noch nicht reif sei; und wenn sie doch noch an einem Staatsrat festhalten wollten, der sich einmal im Monat versammeln möge und zu dem die sämtlichen Geheimen Staatsräte hinzuzuziehen wären, welche bei der Bearbeitung der vorkommenden Gegenständen konkurrierten, so reduzierten sie wieder das Stimmrecht der Zugelassenen dadurch, daß diese nur in den Angelegenheiten ihres besonderen Ressorts ein volles Votum, in den übrigen Fragen aber, gleich den Staats- und Geheimen Oberjustizräten, nur ein Votum consultativum haben, die Ausfertigung aber nur unter der Unterschrift der Staatsminister geschehen sollte. Bei alledem wagten sie noch nicht, auf die völlige Ausscheidung der Steinschen Idee zu dringen, sondern wollten diese nur wieder in suspenso gelassen wissen. Diese Vorschläge genehmigte der König am 31. März, und eine Kabinettsordre, die das Datum des 17. April trug, jedoch erst am 24. offiziell bekannt gegeben wurde, sanktionierte die Beschlüsse, nachdem sie noch dahin modifiziert waren, daß bei den Ministerialkonferenzen in der Regel nur ein Geheimer Staatsrat oder ein Geheimer Oberjustizrat aus jedem Ministerium erscheinen sollte: so daß also die Geheimen Staatsräte aus den Wochensitzungen ganz ausgeschlossen und nur für die Sitzungen des monatlichen Staatsrats mit herangezogen werden sollten.

Humboldt hatte bereits am 14. April durch Dohna vertraulich von der neuen Verordnung Kenntnis erhalten. Sein Entschluß war auf der Stelle gefaßt. Er

wußte, daß seine Gemahlin an sich gegen das Abschiednehmen war, aber auch, daß sie, wenn sie zugegen wäre, es billigen würde. „Und tätest Du es nicht", schreibt er ihr, „so könnte ich mir hierin nicht helfen, sondern müßte, so ungern ich es täte, gegen Deinen Willen handeln." Er empfand die Verfügung, die sogar ohne jede Erläuterung mitgeteilt war, als einen Wortbruch und als schwere persönliche Kränkung. Seine Ehre, so schreibt er wiederholt, dulde es nicht, daß er sich einer solchen Zurücksetzung und Unterordnung füge, sein Ansehen stehe auf dem Spiel, die Geschäfte seines Departements selbst würden durch diese Schwächung seiner Autorität leiden. Er war sich bewußt, daß er vor keinem der Männer, denen er sich unterordnen sollte, zurückzuweichen brauche. „Ich kann jedem von ihnen dreist ins Gesicht sagen, daß es keinem von ihnen nur einfallen wird, eine innere Geistes- oder Charaktersuperiorität über mich zu behaupten, und wollte es einer, möchte er schwerlich viele Stimmen für sich haben. Auch im Äußeren kommt hinzu, daß keiner von ihnen vorher mehr als ich war, eher weniger. Ich begreife also nicht, warum ich mit aller mir allerdings in solchen Sachen nicht viel kostenden Langmut mir dies gefallen lassen sollte." Seine Neider und Rivalen hatten längst gesagt, daß er nur auf einen Ministerposten aus sei. Und es ist wahr, hätte man sein Departement in ein Ministerium verwandelt, er wäre wohl geblieben. So hatte er es im Oktober dem König selbst frei heraus gesagt: worauf dieser bemerkt hatte, daß er gar nicht meine, ihm nicht das Departement lassen zu können, wenn es ein Ministerium würde, die Sache aber freilich zu wichtig sei, um sich gleich darüber zu entscheiden; doch sei es ihm lieb, seine Wünsche zu wissen, und er werde zu rechter Zeit daran denken. Dennoch würden wir Humboldt ganz verkennen, wenn wir in seinem Verhalten nichts als verletzten Ehrgeiz, in dem gewöhnlichen Sinne des Worts, sehen wollten. Nicht in der Verfassung Steins an sich sah er das wesentliche, sondern in dem, was dadurch gewollt und geschaffen werden sollte. Dazu aber gehörte für ihn Einheit des Aufbaues, klare Gliederung, ein Zusammenwirken aller Teile zu dem Zweck des Ganzen. Nichts war seinem Perikleischen Sinn verhaßter als dies System von Halbheiten oder vielmehr diese Systemlosigkeit, welche die Minister an die Stelle der Verfassung ihres großen Vorgängers und Meisters zu setzen sich erdreisteten. Dabei mitzuwirken, deshalb seine Freiheit aufzugeben, hielt er sich allerdings für zu gut. Auch liegt darin, daß er als Minister seinem Departement treu geblieben wäre, gar kein Widerspruch zu seinem Vorgehen; denn dann hätte er eben die Konsequenz gezogen, die er als die andere Seite der Alternative gegen Dohna im Sommer 1809 als notwendig bezeichnet hatte: er hätte als Minister die nötige Einheit in sein Ressort gebracht, hätte die Stellung eingenommen, die er als Geheimer Staatsrat erstrebt und unter Dohna ja auch durchgeführt hatte, die er aber unter einem festeren und vielleicht ihm entgegenarbeitenden Chef in der neubeliebten Ordnung verlieren mußte. Die

Minister selbst hatten ja in ihrer Eingabe in diese Richtung gewiesen. Und sie hatten gar nicht so unrecht, wenn sie erklärten, daß der ganze Plan Steins auf einen Premierminister zugeschnitten sei, der das Innere und die Finanzen in seiner Person vereinige: hat doch Hardenberg gerade auf der Höhe seiner Stellung den Versuch gemacht, den Staatsrat Steins ins Leben zu rufen. Aber auch darin waren sie zu keiner festen Entschließung gekommen — und also mußte dem auf Klarheit und Bestimmtheit gerichteten Geiste Humboldts auch dies nur als eine Fälschung und Täuschung erscheinen, welche die übelsten Wirkungen nach sich ziehen werde.

Noch einmal ging er mit sich zu Rate. Sogar der Gedanke ist ihm gekommen, ob er nicht trotz alledem Geheimer Staatsrat bleiben solle, um nur sein Fach immer zu halten und zu retten, alles andere aber gehen zu lassen und mit gänzlicher Hintansetzung jeder noch so gerechten persönlichen Rücksicht nur dafür zu sorgen.[1] Auch mit ganz intimen Freunden, z. B. mit seinem alten Erzieher Kunth, sprach er sich aus; aber auch diese erklärten, er könne und dürfe nicht anders handeln. Klare Verhältnisse allein konnte er um sich sehen. Auch an höchster Stelle wollte er keinen Zweifel darüber lassen, was ihn zu seinem Gesuch bewogen habe, und daß er keine andere Entscheidung annehmen könne, als entweder eine Veränderung seiner Stellung oder, da dies nicht mehr zu erwarten sei, einfache Entlassung. So äußerte er es in dem Schreiben vom 29. April, worin er den König um seinen Abschied bat.[2] Noch einmal legte er den Konflikt in seiner ganzen Schärfe dar und bewies damit die sachliche und persönliche Unmöglichkeit, in der von ihrer ursprünglichen Bedeutung herabgedrückten Stellung zu verharren. Er verhehlte nicht, daß er sich auch in seinen Erwarwartungen getäuscht fühle. „Denn ich scheue mich nicht, vor Ew. Königl. Majestät, deren unparteiische Gerechtigkeitsliebe eine sichere Zuflucht für einen jeden Ihrer Untertanen ist, auch diesen Punkt zu berühren. Er bezieht sich allerdings auf etwas Persönliches. Allein es gibt bei dem Dienste im Staate ein Ehrgefühl, das mit dem Pflichtgefühl so enge verbunden ist, daß sich nicht das eine oder das andere abstumpfen läßt, und wem Ew. Königl. Majestät einen Posten einmal zu erteilen geruht haben, der würde Ew. Königl. Majestät huldreiches Vertrauen nicht ehren, wenn er sich mit Gleichgültigkeit plötzlich die wichtigsten Vorzüge desselben entreißen und sich denen gleichsetzen ließe, welche bis dahin

1) So schreibt er seiner Gemahlin erst am 28. Juli, nachdem er früher von dieser Erwägung nichts hatte verlauten lassen. „Du kennst mich genug“, setzt er hinzu, „um zu fühlen, teure Li, daß ich sehr gut diesem soliden Wirken und dauernden Ruhm einen Titel und eine äußerlich glänzendere Lage hätte aufopfern können. Aber ich habe es nach reiflicher Überlegung nicht getan. Es würde nichts dabei herauskommen, glaube mir das jetzt, mündlich werde ich Dich überzeugen können.“

2) Am 28. hatte er es bereits entworfen, wie er an die Gemahlin schreibt: „Indes ist jetzt der Schritt geschehen, ich habe dem König geschrieben.“

unter ihm standen.“ Er verzichtete sogar darauf, den Anspruch geltend zu machen, den ihm das Versprechen, ihm einen diplomatischen Posten offen zu lassen, gewährte: es sei ihm zu wichtig, über die Gründe seines jetzigen Entschlusses Seine Majestät nicht zweifelhaft zu lassen, als daß er jene Gunst jetzt in Anspruch nehmen sollte. Er bescheide sich gern, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen.

Er wollte überhaupt nie wieder in Dienst gehen. „Denn ich diene einmal,“ schreibt er seiner Li, „fest und gewiß keinem anderen Lande wie Preußen.“[1] Sein erster Gedanke war, nach Italien zu gehen, und so schrieb er es sogleich der geliebten Frau. In wenigen Monaten hoffe er bei ihr zu sein; dort könnten sie dann überlegen, ob sie in Italien bleiben oder im Herbst oder Frühjahr „hierher“ zurückkehren würden. „Wenn ich sage hierher, meine ich nur Deutschland. Denn in Berlin hat keiner von uns ein Interesse zu leben, und es ist für unser Vermögen verderblich.“ Der Tod des Schwiegervaters hatte die pekuniären Verhältnisse günstiger gestaltet, als sie vorher gewesen waren. Aber, wie diese Worte lehren, ganz frei konnte Humboldt doch nicht über seine Zukunft verfügen. Jedoch solche Sorgen ließ er sich am wenigsten anfechten, und ein jeder Tag, jede Stunde bestärkten ihn in der Gewißheit, daß er das Rechte und das Notwendige getan habe. Er hatte das Glück, bei seiner Gemahlin volles Verständnis und eine gleichgestimmte Seele zu finden. Schon auf seine ersten Briefe (vom 14. und 17. April) schreibt sie: „Ich kann den Schritt nicht mißbilligen, wenn die Sache so käme, wie es eingeleitet zu sein scheint, denn Deine Ehre wäre dabei kompromittiert. Mein Motto ist allerdings auch: ‚Bleibt der Ruhm das Höchste doch!‘“[2] Und als die Entscheidung gefallen war: „Die Art, wie Du dem König geschrieben, wie Du Italiens keiner Erwähnung getan, um jetzt wieder hinzukommen, hat mich außerordentlich gerührt. Dein ganzes inneres Sein und Denken ist, mein teures Wesen, im allerschönsten Einklang, daher auch immer diese Übereinstimmung aller Deiner Schritte im Äußeren.“[3] So sehr auch sie an Rom hing, und so gern sie dem Gemahl diesen liebsten Wunsch erfüllt hätte, widerriet sie ihm doch, dauernden Aufenthalt in Italien zu nehmen, auch mit Rücksicht auf die Gesundheit und die Erziehung ihrer Kinder und in Erinnerung an die beiden Knaben, die unter den Zypressen an der Pyramide des Cestius schliefen. Und sogleich stimmte er ihr darin bei: „Ich weiß, wie Du Italien liebst, und doch entscheidest Du Dich im ganzen für das Zurückgehen. Auch ich halte es für notwendig. Du setzest alle Gründe so gut und treffend auseinander, daß ich nichts hinzuzufügen weiß. Für die Kleinen ist das Herkommen moralisch notwendig. Es gibt doch nie ein Vaterland, dem man

1) Die gesperrten Worte hat Humboldt unterstrichen.

2) Rom, 11. Mai, 388. Der Brief Humboldts vom 17. April fehlt. Vielleicht beziehen sich diese Worte auf ihn.

3) Rom, 26. Mai, 401.

lieber angehören möchte, als Deutschland."[1] Er dachte nun einige Jahre zunächst in Deutschland zuzubringen und schlug dafür einen Aufenthalt zunächst in Dresden vor.

Bis zu diesem Moment war er in völliger Ungewißheit gewesen. Denn der König, der in diesen Wochen in Potsdam war und nur zuweilen und auf Stunden nach Berlin hinüberkam, hüllte sich in Schweigen. Als Humboldt, des Wartens müde, ihn in einem zweiten Schreiben um die Entscheidung seines Antrages bat, erhielt er (am 28. Mai) die kurze Antwort, daß der Entschluß noch ausgesetzt sei.[2] Am 4. Juni aber hob sich plötzlich der Vorhang. Hardenberg, der seit Wochen mit dem Monarchen in tiefem Geheim konferiert hatte, erschien wieder in der Öffentlichkeit und ward vom König zur Tafel gezogen. Am Tage vorher hatte er den Antrag an den Monarchen gestellt, die Minister, die wir nannten, sowie den Geheimen Staatsrat Nagler, Altensteins Schwager, ihrer Ämter zu entlassen. Goltz sollte bleiben. Die Justiz erhielt Kircheisen, die Finanzen blieben zunächst unbesetzt, und Hardenberg nahm sie unter die eigene Obhut. Dohnas Ressort aber beantragte er mit dem Geheimen Staatsrat von Humboldt zu besetzen.

Daran also hatte es gelegen, daß die Antwort des Königs auf Humboldts Entlassungsgesuch so lange verzögert worden war. Man hatte ihm an höchster Stelle den Schritt so wenig verdacht, daß man vielmehr damit umging, ihn zum Nachfolger seines bisherigen Chefs und Duzfreundes zu machen. Gerade in Hardenbergs Augen hatte Humboldt der Widerspruch gegen das Ministerium, dessen Mitglieder ja auch die Gegner des Staatskanzlers waren, nicht geschadet. Sein klares Auge, seine sichere Hand wären dem neuen Leiter der preußischen Politik sehr willkommen gewesen, um den tausend Schwierigkeiten, die seiner zumal im Innern harrten, zu begegnen. Hardenberg hoffte, in diesem Falle Dohna dahin bringen zu können, daß er das bisher von Humboldt verwaltete Departement, nun aber natürlich als Ministerium, übernähme. Hier aber stieß er auf einen Widerspruch, der ebenso stark war wie derjenige Humboldts. Graf Dohna erklärte in einem Privatschreiben an den Kabinettsrat Albrecht, daß er einen solchen Tausch unter keinen Umständen annehmen werde, nicht ohne unter bitteren Ausfällen gegen Humboldt Nicolovius als den allein geeigneten Mann für die Leitung der geistigen und geistlichen Interessen des Staates zu bezeichnen.[3] Hierdurch, so werden wir kombinieren dürfen, ward Hardenberg bewogen, sich an Humboldt mit einem anderen Antrage zu wenden: er bot ihm die Gesandtschaft in Wien

1) Caroline, 11. Mai, 389. Humboldt, 5. Juni. Doch stimmte Caroline ihrerseits wieder dem Plane Humboldts zu, noch auf kurze Zeit nach Rom zu kommen und dann mit der Familie zugleich zurückzugehen. Die gesperrten Worte wieder von Humboldt unterstrichen.

2) Aus einem Brief an Caroline vom 29. Mai. Die gnädige Aufnahme der wiederholten Bitte konnte Humboldt nur aus der Unterschrift schließen: „Euer Wohlgeneigter König."

3) Vgl. oben S. 151 und unten, IV. Kapitel.

an. Humboldt hatte sich dem kommenden Mann gegenüber ganz zurückgehalten; er hatte ihn noch gar nicht gesehen. Erst auf diesen Antrag hin machte er ihm seinen Besuch. Er ward aufs liebenswürdigste empfangen. Der Staatskanzler erklärte, daß ihm alles daran liege, ihn für das diplomatische Fach zurückzugewinnen; er hat ihm damals oder ein wenig später sogar den Wunsch ausgedrückt, ihn noch einmal an der Spitze des auswärtigen Ministeriums zu sehen.[1] Dohna aber ward zunächst noch im Besitz seines Ministeriums gelassen.

In den Wirrwarr dieser Tage hineinzusehen, ist bis jetzt ganz unmöglich. Auch die Ernennung nach Wien zog sich noch einige Tage hin. Erst am 9. Juni konnte Humboldt seiner Gemahlin gegenüber die Sache als sicher bezeichnen. Unter dem 14. erhielt er die Ernennung, und zwar in Form einer Antwort auf sein Entlassungsgesuch vom 29. April. Am 23. Juni legte der Minister, denn auch dieser Titel ward ihm mit der Ernennung bewilligt, sein bisheriges Amt nieder. Seine letzten Verfügungen von Bedeutung waren zwei Anträge an Hardenberg vom 22. Juni, seinem Geburtstage. Der eine forderte, gemäß einer bereits getroffenen Vereinbarung mit dem Finanzministerium, eine Summe von 40 bis 50000 Talern für die Schulen auf den Generaletat zu setzen.[2] Der andere enthielt den Vorschlag, Schleiermacher zum vortragenden Rat im Unterrichtsministerium zu ernennen.[3]

Im Kreise der Freunde und im Departement Humboldts selbst war man über die Wendung, die sein Schicksal nahm, sehr niedergeschlagen, obschon es jedermann klar war, daß er einen kompletten Sieg über seine Gegner davongetragen habe. Er selbst fürchtete fast, daß sein Abgang auf die Errichtung der Universität nachteilig wirken werde; denn, wie er seiner Gemahlin gegenüber bemerkte, das persönliche Vertrauen auf ihn hatte die Leute am meisten gereizt und sein persönliches Eintreten die Sache, als niemand daran glauben wollte, zusammengebracht. Reil, der schon ein Haus gemietet hatte, sprach davon, daß auch er nun gehen werde. „Ich halte noch", schreibt Humboldt, „soviel ich kann, allein ich weiß nicht, wie es werden wird." Ihm selbst ward es nicht leicht. Er durfte sich sagen, daß in dem ganzen System der Verwaltung an

1) Ob Hardenberg sich bei dieser Besprechung über den Antrag vom 3. Juni gegen Humboldt noch ausgelassen hat, ist mir nach den Briefen des letzteren an seine Gemahlin noch zweifelhaft. Erst am 19. Juni schreibt er davon. „Es sind freilich noch Ideen, mich hier zum Minister zu machen und mir mein Departement zu lassen. Allein es wird schwerlich etwas daraus werden, und es ist die Frage, ob es nun wünschenswürdig sei." Man sieht, wie sehr er selbst im ungewissen war. Vgl. ferner den Brief vom 13. Juli (437): „Überhaupt wird es Dich doch amüsieren, mündlich zu hören, wie wunderbar die Sachen mit mir gegangen sind. Ich war einen ganzen Tag lang wirklich schon fest und sicher zum Minister des Innern bestimmt. Einige Tage vorher war ich dem Bekommen des Abschieds sehr nah."

2) Veröffentlicht von Varrentrapp in der Hist. Zeitschr. 65, 281.

3) Urkbd.

keinem Orte so viel gearbeitet war und nirgends so viel Ordnung und System herrschte, wie in seinem Departement, und er bekannte, daß, wenn schon im ganzen die innere Verwaltung eines Staates viel, viel wichtiger sei als die äußeren Verhältnisse, so die Bildung der Nation, der er vorgestanden und die unter ihm gut gelungen sei, es noch ungleich mehr wäre. „Ich hatte", schreibt er, „einen allgemeinen Plan gemacht, der von der kleinsten Schule an bis zur Universität alles umfaßte und in dem alles ineinander griff. Ich war in jedem der Teile desselben zu Hause. Ich nahm mich des Kleinsten und des Größesten, ohne Vorliebe, mit gleicher Tätigkeit an. Ich ließ mich durch keine Schwierigkeiten abschrecken; wo ich für eine Sache augenblicklich schlechterdings nichts tun konnte, wandte ich mich sogleich an eine andere; ich hatte, wie die wirkliche Niedergeschlagenheit bei meinem Abgang beweist, allgemeines Vertrauen." Auch in den Tagen der größten Spannung hatte er keinen Moment die Arbeit an seinem Werke ausgesetzt. Was jeden andern bis in die letzte Nerve angriff, ging ihm, der seines inneren Seins gewiß war und dem die Geschäfte, in denen jene aufgingen, den reinen Atem des Lebens und die ideale Welt, in der er sein Glück fand, niemals ersetzen konnten, spurlos vorüber. Er sah, wie sehr die Leute sich über den Gleichmut, mit dem er auch in solchen Augenblicken die Geschäfte ununterbrochen fortgehen ließ, verwunderten. „Ich mache es aber, wie Du mich sonst in anderen Arbeiten und Geschäften kennst, und wenn nur noch fünf Minuten übrig sind, scheue ich mich nicht, noch etwas Neues anzufangen, und so kommt auch in diesen ewig unterbrochenen Intervallen etwas zustande." So schreibt er seiner Li am 22. Mai, in der Stunde, da er den entscheidenden Antrag an den König, die Gründung der Universität zu Michaelis geschehen zu lassen, vorbereitete. „Aber meine innere Sehnsucht nach Dir", fährt er fort, „läßt sich durch dies äußere Treiben nicht beruhigen oder täuschen. Mehr wie je schweben mir alle Bilder unseres sonstigen einfachen und stillen Beisammenseins vor der Phantasie, und mehr wie je wünsche ich jene schönere Zeit zurück."

Humboldt behält zunächst den Auftrag, die Universität einzurichten.

Unter diesen Umständen gereichte es ihm selbst zur Genugtuung, sowie es auch für uns zu den schönsten Erinnerungen gehört, daß er, solange er in Berlin war, bis Mitte August, nicht aufzuhören brauchte, für das Gedeihen der Anstalt, in deren Gründung er den Höhepunkt seiner amtlichen Tätigkeit erblickte, zu sorgen. Denn, wie einst Beyme, war ihm dies ausdrücklich vorbehalten worden. Nicolovius selbst, der mit der interimistischen Leitung der Sektion betraut wurde, die er schon vor Humboldts Eintritt und wiederholt in dessen Abwesenheit in Händen gehabt, hatte von sich aus dringend darum gebeten.[1] Noch auf der Reise nach Wien, in Unterredungen mit den Hallenser

[1] So sagt er selbst in einem Bericht, den er am 7. August dem Grafen Dohna einreichte, als Antwort auf die oben erwähnte Beschwerde Schmeddings und Ancillons wegen Aus-

Professoren und in Korrespondenzen mit Gottfried Hermann und den heimgelassenen Kollegen, hat Humboldt für seine Schöpfung gearbeitet.

Die Arbeiten der Einrichtungskommission.

a) Zusammenstellung des Lehrkörpers.

Uhden Präsident, Schleiermacher Stellvertreter. Humboldts Teilnahme. Werbungsreison.

Gerade in den Tagen, wo Humboldt abging, begann die Kommission, nachdem sie in den ersten Wochen des Monats, begreiflich genug, nicht in Gang gekommen war, ihre Beratungen.[1] Am 18. fand die erste Sitzung statt, am 20. die zweite, und so hat sie in den folgenden Monaten bis tief in den Herbst hinein jede Woche einmal und zuletzt noch öfter getagt. Humboldt selbst nahm, solange er noch in Berlin war, mehrfach daran teil; und er hat neben Uhden, der das Präsidium hatte, und Schleiermacher meist die Korrespondenz mit den Gelehrten geführt, deren Berufung die Sorge der Kommission in den ersten beiden Monaten fast ausschließlich in Anspruch nahm. Auch durch persönliche Verhandlungen suchte man den Lehrkörper zu ergänzen. Gleich in der ersten Sitzung ward beschlossen, Buttmann, der gerade in privaten Angelegenheiten eine Reise nach Frankfurt und Süddeutschland vorbereitete, aufzufordern, in Heidelberg mit De Wette deshalb zu verhandeln; er benutzte die Gelegenheit, sich auch in Wittenberg und Leipzig nach geeigneten Persönlichkeiten umzusehen. Gleichzeitig erhielt Horkel, der im Juni in Berlin war, den Auftrag, Tübingen und Stuttgart zu dem gleichen Zwecke zu besuchen. Ende Juli ward Uhden selbst ausgesandt auf eine Rundreise durch die Universitäten, die ihn über Wittenberg, Halle, Leipzig, Erfurt, Göttingen und Marburg nach Heidelberg führte; erst Anfang September kam er über Würzburg und Dresden (wo er die Verpackung und Überführung des Gerresheimschen Kabinetts besorgte) nach Berlin zurück. Ihm gab Savigny bis Leipzig das Geleit, um dann nach Bukowan in Böhmen zu gehen, wo er seine Familie zurückgelassen hatte. Während Uhdens Abwesenheit hatte[2] Schleiermacher den Vorsitz wie auch die Protokollführung. Nach seiner Rückkehr ging er selbst in die Ferien nach

schlusses von der Kommission (Urkb.). „Wie hätte ich", schreibt er, „diesen Wunsch nicht haben sollen, da die ganz vorzüglichen Einsichten und Talente des bisherigen Chefs allgemein anerkannt sind, und da er diese wichtige Angelegenheit bisher mit großer Vorliebe und lange beinahe ganz allein, ohne Hilfe der Sektionsräte, bearbeitet hatte?"

1) Diesem Abschnitte liegen vorzüglich zugrunde die Akten der Kommission im Kultusministerium I, 2, vol. 1ff.

2) Das Originalprotokoll im Kultusministerium. Uhdens Reisebericht (K. M. 4) gibt manche interessante Angaben über Frequenz und Lehrerschaft der von ihm besuchten Hochschulen. An Gießen, das er hatte besuchen sollen, ging er als „unmerkwürdig" vorüber.

Dresden, war aber auch hier für die Kommission tätig. Im August hat Schleiermacher so gut wie alle Verfügungen der Sektion in Angelegenheiten der Berliner Universität entworfen.[1]

Die Werbungen. 1. Die theologische Fakultät. Entwürfe Schleiermachers für die Bildung der Fakultät und für einen akademischen Gottesdienst.

Suchen wir nun einen Überblick über alle diese Bemühungen um die Bildung des Lehrkörpers zu gewinnen, so folgte, um mit der theologischen Fakultät zu beginnen, die Kommission, wie kaum zu sagen, den Vorschlägen und Gesichtspunkten, welche Schleiermacher aufstellte. Die Grundlage bildete ein Gutachten, welches dieser am 24. Mai Humboldt über die Gestaltung seiner Fakultät einreichte.[2] Von den vier Fächern oder Abteilungen, in welche man damals die theologische Fakultät einzuteilen pflegte, der exegetischen, historischen, dogmatischen und praktischen, schien ihm die letztere am ersten entbehrt werden zu können. Ja, eine eigene Professur dieses Faches wollte ihm eher nachteilig erscheinen. Denn an solchen, welche die praktische Theologie nebenher vortrügen, dürfe es, so meinte er, in einer an Kanzelrednern so reichen Stadt wie Berlin nicht leicht fehlen; je weniger aber die meisten, die zur Bekleidung dieser Professur Neigung hätten, in anderen Fächern etwas zu leisten vermöchten, um so eher würden sie in diesem zu viel tun. Und für die meisten würde die Versuchung zu groß sein, einen unverhältnismäßigen Teil ihrer Zeit den Vorbereitungen auf die eigentliche Amtsführung zu widmen. Ganz in diesem Sinne schrieb er an demselben Tage an Humboldt, als dieser ihn nach seiner Meinung über die Berufung von Sonntag in Riga gefragt hatte, gegen den er aber selbst Bedenken hatte, weil er doch nur wieder ein bloßer Homiletiker sei: „Wenn sich doch für die übrigen theologischen Professuren soviel Kompetenten fänden, als für die praktische! Herr Sonntag hat sich teils als Kanzelredner bekanntgemacht, teils durch Verbesserung der Liturgie in Livland, bei beidem aber ist er mehr als zu wünschen auf das Blendende ausgegangen. Gelehrtes ist mir gar nicht von ihm bekannt. Soll ich zugleich über den Gegenstand meine Meinung sagen, so scheint mir eine besondere Professur der praktischen Theologie nicht einmal wünschenswert und weit besser, daß dies von denen, die sich mit den theoretischen Disziplinen beschäftigen, beiläufig geschieht.“[3]

Es war eine Lieblingsidee Schleiermachers, an der Universität einen eigenen Gottesdienst zu gründen, wie er ihn ja auch schon in Halle geleitet hatte. Eben weil er die Religion, als das Zentrum sittlicher Bildung, wieder zum Gemeingut der leitenden Klassen der Gesellschaft machen wollte, wollte er an der

1) Man begreift danach seinen Ausspruch gegen Gaß (Briefwechsel S. 78, 1. September): „Jetzt bin ich, besonders seit Uhden auf einer Geschäftsreise abwesend war, aufs äußerste beladen gewesen, und sehne mich nach der Ausspannung, welche mir die Reise nach Dresden gibt.“

2) Köpke 211.

3) Briefwechsel IV, 179, Humboldt an Schleiermacher, 21. Mai; dessen Antwort vom 22. Mai.

höchsten Bildungsanstalt des Staates eine Stelle schaffen, wo sie in vorbildlicher Form nicht bloß gelehrt, sondern auch praktisch geübt würde. „Auf diese Wiederbelebung", so führt er in der genannten Denkschrift aus, „muß schon durch die Schule gewirkt werden, aber noch wichtiger sind hierbei die akademischen Jahre, denn was der Jüngling in diesen aufnimmt, eignet er sich mit Freiheit an, und es geht wahrhaft in seinen Charakter über. Wenn man also hier die Vereinigung des wissenschaftlichen Geistes mit dem religiösen Sinne zu bewirken und zu einer anschaulichen Tatsache zu machen weiß, so wird dadurch der beste Grund gelegt zur Aufhebung jenes scheinbaren Zwiespaltes zwischen Religion und wissenschaftlichem oder Geschäftsleben, ja zu einer inneren Verbesserung derer, die sich diesem gewidmet haben." Das wirksamste Mittel hierzu sei ein wohleingerichteter Universitätsgottesdienst. Schleiermacher denkt ihn sich als eine Normalanstalt, wo wünschenswerte Verbesserungen des Kultus am leichtesten zur Darstellung gebracht werden und sich von dort allmählich (denn alles soll nach seinem Sinne nur in Freiheit wachsen) weiter verbreiten könnten. Er gibt sogleich die Normen des Gottesdienstes an, wie er ihn wünscht. Die Leitung wird ein eigener Universitätsprediger haben, der, wenn es sein kann, einer von den ordentlichen Professoren der Theologie ist, auf jeden Fall auf dieselbe Weise mit diesen ernannt wird. Er darf, da die Anstalt nur gedeihen kann, wenn er mit Liebe zur Sache, in reinem, zuverlässigem Geiste und mit einer angenehmen Freiheit arbeitet, nicht unter der gleichen Aufsicht wie andere Prediger gehalten werden, sondern ist lediglich der Sektion für den Kultus und für den öffentlichen Unterricht untergeordnet, mit der er entweder unmittelbar oder durch die theologische Fakultät verhandelt. Der Gottesdienst wird nur vormittags und, um der Frequenz desto sicherer zu sein, an allen kirchlichen Festtagen und einen Sonntag um den anderen gehalten. Er besteht wesentlich aus Gesang, Gebet und einer religiösen Rede über einen freigewählten biblischen Text. Der Prediger muß mit dem Professor der Musik sich verbinden, um den Kirchengesang allmählich zu seiner rechten Würde und Vollkommenheit zu erheben. Man könnte ebendiesen Professor zugleich zum Musikdirektor bei dem Universitätsgottesdienst ernennen. Die eingeführten Gesangbücher lehnt Schleiermacher ab; er wünscht, daß die Gesänge jedesmal auf einem besonderen Blatt gedruckt und an den Kirchentüren ausgegeben würden, um auf diese Weise allmählich, ohne etwas zu beeilen, zu einem zweckmäßigen Gesangbuche zu gelangen.[1] Das Abendmahl soll als ein wesentlicher Bestandteil des kirchlichen Kultus wenigstens alle Vierteljahr einmal gehalten werden und zwar in der Form, daß alle ohne Unterschied, zu welcher protestantischen Konfession sie auch gehören, daran teilnehmen können. Zu dem

1) So hat er es auch später in seiner eigenen Kirche bis zur Einführung der Union gehalten. Rosenkranz, Von Magdeburg bis Königsberg (1878), S. 255. Lommatzsch, Gesch. der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, S. 97.

Ende wäre dabei ein solches Ritual einzuführen, woran keine von beiden Parteien einen begründeten Anstoß nehmen könnte. Die Universitätskirche soll keinen Parochialzwang haben, Stolgebühren sind auf keine Weise zu gestatten. Zum Gotteshaus wünscht Schleiermacher die französische Kirche auf dem Gensdarmenmarkte, weil sie in dem der Universität angewiesenen Bezirke liege und nur eine nicht große Gemeinde einen zweimaligen Gottesdienst darin halte. Das Beste wäre, wenn diese französische Gemeinde mit einer anderen vereinigt und der Universität die Kirche völlig eingeräumt würde. Sollte dies unmöglich sein, so müßten die Mittagsstunden von 11—1 dem Universitätsgottesdienste vorbehalten bleiben. Das Ganze war eine Einrichtung, die, wie sie aus dem Geiste Schleiermachers heraus geboren war, nur von ihm selbst in ihrer vollen Bedeutung dargestellt werden konnte. Und wir brauchen darum nicht erst zu sagen, daß er an sich selbst als den Leiter derselben gedacht hat, wie wenig es auch in seinem Sinne gewesen wäre, andere Kollegen von diesem Amt und dem Recht, die Kanzel zu besteigen, auszuschließen. Wir werden vielmehr sehen, daß er noch im Laufe der ersten Verhandlungen über die Besetzung der Lehrstühle auch hier das Prinzip der Freiheit, in dem er wurzelte, vertreten hat. So hat er auch in seinem Gutachten über die Einrichtung der theologischen Fakultät gegen jede Monopolisierung des Unterrichtes Verwahrung eingelegt. „Je mehr entgegengesetzte Ansichten und Behandlungsarten in der Theologie herrschen", so schreibt er, „je größer auch die Anzahl der jungen Leute ist, bei denen das Studium gar leicht etwas handwerksmäßiges annimmt, um desto notwendiger ist es, sie durch verschiedene Arten des Vortrages dieser Disziplinen mannigfaltig zu reizen und auch unter den Lehrenden selbst durch Konkurrenz einen ermunternden Wetteifer zu unterhalten." Er zieht daraus noch nicht die Folgerung, ein jedes Fach doppelt zu besetzen, denn ein gelehrter Theologe beschäftige sich selten mit einem jener Zweige ausschließlich; man finde vielmehr auf den Universitäten nicht selten mehrere Lehrer, die einen vollständigen Kursus vortrügen — er nennt Halle und Göttingen —, und darum, meint er, könne man sich für den Anfang mit drei ordentlichen Lehrern begnügen, wenn man sie so wähle, daß der eine ein Exeget und zugleich Dogmatiker, der andere Exeget und zugleich Historiker und der dritte Historiker und zugleich Dogmatiker wäre. Der Einwurf, daß die Fakultät Lehrer verschiedener Konfessionen aufweisen müsse, scheint ihm nicht mehr im Ernst aufgeworfen werden zu können. Das könne nur geschehen, um etwa durch eine unbegründete Opposition Hindernisse in den Weg zu legen, und es sei lächerlich, wenn Protestanten unter sich deshalb über Gewissenszwang klagen würden. „Schriftauslegung und Kirchengeschichte dürfen auf so einen geringfügigen Unterschied keine Rücksicht nehmen, und was die Dogmatik betrifft, so weichen die einzelnen Lehrer derselben Kirche und Partei viel weiter voneinander ab, als die Parteien selbst in ihren Symbolen sich unterscheiden.

Es ist daher genug, wenn dafür gesorgt wird, daß nur die wichtigsten symbolischen Schriften beider Konfessionen erläutert werden.“ Schleiermacher selber hatte jenen Konflikt bei seinem Eintritt in die Hallenser Fakultät noch an sich selbst erfahren; doch war es mehr persönliche Ranküne seiner Kollegen gewesen als wirkliche Überzeugung, und mit Recht konnte er in dem Gutachten darauf hinweisen, daß in den letzten Jahren der Grundsatz festgestanden habe, auf den Unterschied der Konfessionen in den theologischen Fakultäten nicht mehr zu sehen; sowie der erste reformierte Geistliche des Landes noch jetzt seine Söhne allein in dem ganz lutherischen Göttingen Theologie habe studieren lassen. „Es liegt“, so schreibt er, „den kirchlichen Behörden ob, bei den Prüfungen danach zu fragen, ob ein angehender Theologe das Eigentümliche seiner Partei aufgefaßt hat, nicht aber danach, wo und wie er zu dieser Kenntnis gekommen ist.“

Anträge und Berufungen: 1. Theologen. Planck.

Gleich die ersten Vorschläge, welche er machte, waren unter diesem Gesichtspunkte geschehen. Neben Schmidt hatte er den Lutheraner Planck nach Berlin bringen wollen. Am 24. Mai hatte Humboldt selbst diesen aufgefordert. Planck jedoch hatte, und zwar (eine Ausnahme) ohne die Verhandlungen lange hinzuzögern, abgelehnt. Er wolle, hatte der bescheidene und verständige Gelehrte geschrieben, in dem kleinen Kreise wirken, den er nach dem Maße seiner Kraft

De Wette.

ausfüllen könne. Für ihn wurde gleich in der Sitzung vom 20. Juni De Wette ins Auge gefaßt, von dem Schleiermacher einen Brief vorzeigen konnte, in dem eine Andeutung stand, daß er unter Umständen kommen würde. In der Tat erklärte De Wette Buttmann gegenüber sich gleich bereit, und schon am 11. Juli

Schleusner.

ward der Beschluß gefaßt, ihn zu berufen. Für Schmidt wurde Schleusner in Wittenberg gewählt, ein schon älterer Gelehrter aus der Göttinger Schule, dessen lexikographische Arbeiten für Jahrzehnte eine Grundlage für die neutestamentliche Forschung geworden sind. Buttmann hatte in Wittenberg über ihn bei dem jungen Lobeck Erkundigungen eingezogen, der seinen Vortrag als vorzüglich rühmte und ihn als den besten Philologen unter den Theologen bezeichnete. Daraufhin knüpfte Schleiermacher eine Korrespondenz an, die aber resultatlos verlief; Schleusner konnte sich von Wittenberg, wo er als Propst an der Schloßkirche in sehr behaglichen Verhältnissen lebte, nicht trennen. Er ist dort auch nach der Vereinigung der alten Lutheruniversität mit Halle als Lehrer an dem Predigerseminar bis an seinen Tod geblieben.[1]

Noch ein zweiter Heidelberger Theologe kam bald in Frage: am 18. Juli erhielt Schleiermacher den Auftrag, zunächst eine private und vorläufige Anfrage

Marheineke.

an Marheineke[2] zu richten. Am 10. August ward die Berufung beschlossen.

1) Die Verhandlungen zogen sich bis Ende Juli hin. Als Uhden nach Wittenberg kam, traf er Schleusner gerade dabei, die Antwort auf einen zweiten Brief Schleiermachers zu entwerfen.

2) Ich schreibe den Namen sogleich in der gebräuchlichen Form mit einem bloßen k, bemerke aber, daß M. diese erst seit 1823 anwendet; bis dahin schrieb er sich Marheinecke.

Auch Marheineke, der 1809 einen Ruf nach Königsberg abgelehnt hatte, zögerte jetzt nicht lange. Seine etwas ängstliche Frage, wie es mit dem Rangverhältnis in der Fakultät gehalten werden solle, konnte Schleiermacher dahin beantworten, daß davon bei der neuen Universität überhaupt keine Rede sein würde. Weder Titel- noch Nominalprofessuren sollten eingeführt werden. Und so gab Marheineke am 30. August seine Zusage.

Während die Verhandlungen mit beiden noch schwebten, zog man auf Savignys besondere Empfehlung die Berufung Münschers in Marburg in Erwägung, dem jener an der hessischen Universität nahe getreten war. Savigny legte auf seine Gewinnung einen solchen Wert, daß er meinte, man müsse diesem Manne 2000 Taler an Gehalt geben. Die Kommission ermäßigte diese Summe auf den Normalsatz von 1500 Talern, folgte im übrigen aber seinem Vorschlage, dem Marburger Theologen zugleich das Rektorat des ersten Jahres anzubieten. Savigny selbst übernahm es, den alten Freund einzuladen. Ob damit doch schon ein vierter Theologe ins Auge gefaßt war oder nur für den Fall gesorgt sein sollte, daß Marheineke nicht kommen würde, bleibt ungewiß. Münscher.

Münscher war eine zurückhaltende, etwas ängstliche, übrigens aber durchaus tüchtige und ernsthafte Natur, kein großer Gelehrter, aber von gutem Verstand und warmem Herzen, als Theolog ein Mann der Mitte, vorzüglich darauf bedacht, die ihm anvertrauten Schüler zu Seelsorgern heranzubilden und überhaupt für den Aufbau seiner Kirche zu sorgen. Seine dogmengeschichtlichen und exegetischen Arbeiten haben seinen Namen in der Gelehrtenwelt nicht hoch erhoben, doch rühmte man ihm Kenntnis der Quellen und gute Handhabung der Kritik nach. An seiner Universität hat er sich ein lang andauerndes Andenken gesichert, vor allem durch die sympathische Art seines Wesens, die Zuverlässigkeit seiner Freundschaft und das gütige Wohlwollen, das er in jeder Lebenslage bewährte. Nicht bloß Savigny, sondern auch Wachler, der damals noch in Marburg war, sind ihm in treuer Freundschaft verbunden gewesen. Wachler hat ihm nach seinem frühen Tode, der den zart gebauten und lange kränklichen Mann schon im Jahre 1816 ereilte, eine Lebensbeschreibung gewidmet, in die er sehr wertvolle und für Münscher charakteristische autobiographische Aufzeichnungen eingeflochten hat.[1] Er hätte auch in Berlin wohl

[1] D. Wilhelm Münscher, Lebensumrisse und nachgelassene Schriften, herausgegeben von Dr. Ludwig Wachler in Breslau, Frankfurt a. M. 1817. Ein paar Sätze aus der Selbstschilderung, die recht bezeichnend sind für die Ehrlichkeit des Mannes, mögen hier ihren Platz finden (S. 49): „Münscher ist lang und hager, sein Auge kalt und tot, sein ganzes Äußeres verspricht wenig. Auch ist im Betragen nichts Gewandtes und Einnehmendes. Nicht leicht kommt er einem Fremden entgegen, sondern er behält, bis man näher mit ihm bekannt ist, eine Zurückhaltung, die nicht aus Stolz herrührt, sondern eine Folge der Erziehung und seiner Lebensart ist. (Dieses hat sich doch in späteren Jahren und durch mehreren Umgang etwas vermindert, aber nicht verloren.) Er besitzt kein großes Genie, aber ziemlich viel richtigen, kalten Verstand.

seinen Platz ausgefüllt; aber ein Mann von der überragenden Bedeutung, der er nach Savignys Schilderung zu sein schien, war er nicht. Savigny urteilte hier unter dem persönlichen Eindruck, den Münscher auf seine Marburger Freunde machte. Jedoch konnte dieser sich nicht entschließen, dem Antrage zu folgen. Er selbst hat in seiner Lebensbeschreibung davon gesprochen, in Übereinstimmung mit dem, was die Akten melden. Ganz ohne Neigung zu gehen war er nicht. Schon die Bedingungen waren für Marburger Verhältnisse verführerisch genug. Mehr Reiz, sagt er, hätte ihm aber die Aussicht geboten, auf einem freieren deutschen Boden im Verein mit ausgezeichneten Männern und mit weit reicheren wissenschaftlichen Hilfsmitteln zu arbeiten: Bestimmungsgründe genug gegen seine Anhänglichkeit an die Marburger Universität und den Kreis seiner Freunde, und die vielleicht gesiegt haben würden, wenn nicht ein zufälliger Umstand anders entschieden hätte. An dem Tage nach dem Eintreffen jenes Antrages nämlich erhielt Münscher einen Brief des Studiendirektors aus Kassel mit der Nachricht, daß die Regierung ihm 486 Franks Zulage erteilt habe, nachdem er schon kurz vorher durch Verleihung des Ordens der westfälischen Krone ausgezeichnet worden war. Da ihm diese Beweise der Aufmerksamkeit ohne das mindeste Nachsuchen seinerseits gegeben waren, so erschien es ihm undankbar, jenen Rücksichten und Wünschen nachzugeben. Als Uhden nach Marburg kam, hatte Münscher sich schon zum Bleiben entschlossen, und der Eindruck, den der preußische Staatsrat von ihm gewann, ließ ihn eigentlich diese Absage nicht bedauern. Auch Marheineke freilich konnte Uhden, der vor allem auf freien Vortrag Wert legte, nicht sonderlich imponieren. Marheineke ist niemals ein großer Redner geworden, obgleich er schon damals den Ehrgeiz hatte und ihn auch Schleiermacher gegenüber aussprach, bei den Universitätspredigten beteiligt zu werden. Er hatte ein gutes Organ, aber sein Vortrag war, wie Uhden schreibt, „unangenehm". Er diktierte langsam und in pathetischem, einförmigem Fallen und Steigen der Stimme, was besonders bei Angabe von Büchertiteln oder Jahreszahlen komisch wirkte, zumal da er zwischendurch in stockenden und meist unvollständigen Perioden, die er mit vielen Gesten begleitete, das Diktierte zu kommentieren suchte. Uhden unterließ nicht, nach dem Kolleg ihm Vorstellungen darüber zu machen, die Marheineke übrigens gut und mit der Versicherung, sich bessern zu wollen, aufnahm.

Ohne eben mit tief eindringendem Scharfsinn ausgestattet zu sein, hat er doch eine große Leichtigkeit fremde Ideen aufzufassen, in hingeworfene Winke einzudringen und diese weiter zu verfolgen, sie zu ordnen und mit seiner eigenen Ideenreihe zu verweben. Diese Leichtigkeit verführt ihn zuweilen, daß er im Bücherlesen auf der Oberfläche hängen bleibt und nicht Mühe genug anwendet, um ihr Inneres zu ergründen. Er hat viel gelesen, verfährt aber dabei zu flüchtig usw." Wachler bemerkt dazu, daß Münscher im ganzen viel zu streng gegen sich gewesen sei: „Anders als bescheiden von sich zu schreiben, war er nicht imstande." Die Lebensbeschreibung falle in die ersten Jahre seines Professorats, das in Klammern eingeschlossene sei später hinzugefügt.

Als sich Ende August herausstellte, daß noch Mittel genug übrig waren, Ammon.
ging die Kommission noch einmal auf einen größeren Fang aus: Schleiermacher machte sich anheischig, mit Ammon in Erlangen anzuknüpfen. Zunächst sollten es nur allgemeine Erkundigungen sein, welche Ammon ebenso allgemein erwiderte. An salbungsvollen Worten der Freude und des Dankes ließ es der kluge Mann dabei nicht fehlen: „Der Gedanke, unter den Schutz einer Regierung zurückzukehren", so schreibt er (6. September), „die ich wie ein Sohn seinen Vater mit kindlicher Pietät verehre, an einem Orte meine Wohnung aufzuschlagen, von dem das Licht der Wissenschaft bald mit neuer und verstärkter Kraft ausgehen wird, der Gedanke endlich, mit Ew. Hochwürden in eine genauere Verbindung zu treten, ist und bleibt der erste, der sich mir in seiner ganzen Stärke darbietet." Dann aber kam eine Reihe von Wünschen, die auf sehr große Ansprüche schließen ließen. Schleiermacher meinte, daß er unter 2500 Talern wohl nicht zu haben wäre: „Aber ich sehe nicht ein", schreibt er, „warum es nicht auch einen Theologen geben soll, der so viel erhält." Den schwierigsten Punkt würde die Witwenpension bilden, von der Ammon gleichfalls geschrieben hatte. Das aber war ein Punkt, für den auch Schleiermacher mit Nachdruck einstand. „Ich gestehe gern, ich wünsche sehr dringend, daß auch dieser Fall einen neuen Stoß geben möge, um diese wichtige Sache baldmöglichst in Ordnung zu bringen." Die Sektion bot darauf in der Tat 2500 Taler und 300 Taler Reisevergütung an, bemerkte aber sogleich, daß dies das Höchste sei, was bewilligt werden könne. Eine Witwenpension gäbe es nach den Grundsätzen preußischer Staatsökonomie nicht, die Sektion sei aber mit der Berliner allgemeinen Witwenverpflegungsanstalt in Korrespondenz getreten. Das ist das Letzte, was die Akten melden; die Sache zerschlug sich, sowie die Freundschaft zwischen Schleiermacher und Ammon in der Folge in die Brüche gehen sollte.[1]

Um so mehr mußte man darauf Bedacht nehmen, mit den vorhandenen Kräften in das Wintersemester hineinzugehen. Von De Wette erhielt man schon Anfang September die Nachricht, daß er rechtzeitig, Anfang Oktober, dasein werde. Marheineke wollte es am 30. August noch unsicher lassen, da der Minister, Herr von Reitzenstein, in einem entfernten Bade weile und er seine Zustimmung abwarten müsse. Auch wünschte er für Reise und Gehalt etwas bessere Bedingungen, die ihm die Kommission zum Teil bewilligen konnte. Sie hoffte noch Ende des Monats auf sein Eintreffen, so daß seine Vorlesungen, die er einsandte, in den Katalog gerückt worden sind. Er ist dann aber doch erst zu Ostern übergesiedelt.

Auch für die juristische Fakultät hatte Humboldt zuerst nach den 2. Juristen.
großen Sternen ausgeschaut. Neben Savigny hatte er gehofft Hugo zu ge-

1) Am 1. Oktober war man in Berlin noch im Ungewissen. Savigny an Bang, eod. (Ludwig Enneccerus, Fr. C. v. S., S. 63). Bald darauf aber muß Ammons Absage gekommen sein.

winnen, neben dem glänzendsten Vertreter der neueren „philologischen“ Rechtswissenschaft ihren Begründer. Beide sollten Mitglieder der Sektion für allgemeine Gesetzgebung werden, also in eine analoge Stellung zu derjenigen gelangen, welche Reil und Wolf in den Sektionen für das Medizinalwesen und für den Unterricht zugedacht worden war. Klewitz, der Chef jener Sektion, hatte sein volles Einverständnis damit erklärt und nur bemerkt, daß die Einrichtung der Kommission noch nicht feststehe und von den Vorschlägen des Herrn Großkanzlers abhänge. Auf Savigny speziell rechnete Humboldt bei dem Aufbau der juristischen Fakultät und der Universität überhaupt fast mehr als auf jeden anderen. „Sie müssen noch eher dasein, als die Universität“, so hatte er ihm geschrieben. Ebendeshalb, werden wir sagen dürfen, zögerte die Sektion solange mit der weiteren Besetzung der Fakultät. Als aber der Erwartete am Schluß der ersten Juliwoche oder gleich darauf[1] eintraf, bereitete er Humboldt und seinen Räten eine große Enttäuschung. Er zeigte die entschiedenste Abneigung, sich überhaupt mit den Geschäften zu befassen, und berief sich dafür auf ein außeramtliches Versprechen, das ihm der Chef der Unterrichtsverwaltung selbst gegeben habe, und das ihn von der Verpflichtung zur Übernahme akademischer Ämter und Fakultätsarbeiten befreit habe; er hatte dies gewissermaßen als Bedingung gestellt, und Humboldt hatte für ratsam gehalten, es ihm zu gewähren. Auch jetzt empfahl dieser der Sektion dringend, Savigny seine Bitte zu gewähren, und es bedurfte erst einer sehr nachdrücklichen Vorstellung seitens der Sektion, um letzteren willfähriger zu machen. Sie überlasse es ihm selbst, so schreibt sie am 20. Juli, zu entscheiden, ob wohl in einem Zeitpunkte, wie dem gegenwärtigen, für die hiesige Lehranstalt die Mitwirkung von Männern entbehrt werden könne, welche durch reiche Erfahrung und überwiegende Talente sich auszeichnen. Sie habe auf ihn gerechnet und glaube, daß er seine Hilfe nicht versagen werde, daß er auch mit Liebe und Zuneigung der Leitung der Angelegenheiten einer so wichtigen Anstalt für vorkommende Fälle seine Kräfte gern widmen werde. Fast möchte ich annehmen, daß der Wunsch, den die Kommission geäußert hatte und dessen Ablehnung sie so sehr frappierte, kein anderer gewesen ist, als daß Savigny selbst das Rektorat übernehmen möge, zu dem er dann, wie bemerkt, seinen Marburger Freund empfahl. In seiner Antwort hob er hervor, daß er eben nur die Teilnahme an den akademischen Ämtern von sich abwehren wolle, im übrigen aber bereit sei, an den jetzigen organisatorischen Arbeiten mit Hingebung teilzunehmen. Er zeigte diese Bereitwilligkeit dann durch die Begleitung Uhdens auf seiner Reise bis Leipzig. Der Bericht des Staatsrates über die juristischen Fakultäten in Wittenberg, Halle und Leipzig selbst beruhte darum auf den Urteilen, welche Savigny ihm angegeben hatte.

1) Der Tag der Ankunft ist nicht ganz sicher; am 9. Juli war er jedenfalls schon da.

So hörte er in Wittenberg bei Zacharias, den er für Königsberg empfahl. In Halle suchte er seinen eigenen Schüler Bucher in der Vorlesung auf, jedoch mit dem Erfolge, daß er von ihm abzusehen riet.[1] In Leipzig aber gewann er Interesse für den jungen Biener, der dort als Privatdozent an der Seite seines Vaters Lehns- und Strafrecht lehrte und durch Vortrag und Persönlichkeit auf beide Kommissare einen sehr guten Eindruck machte. Noch hatten sie die Hoffnung, Hugo zu bekommen, nicht aufgegeben. Aber in Göttingen erhielt Uhden von ihm selbst die definitive Absage. Und dasselbe erfuhr er in Heidelberg von Heise, auf den Savigny besonders hingewiesen hatte, und dessen Weigerung Uhden, der seinen geistreichen und lebendigen Vortrag auf das höchste rühmte, sehr schmerzlich empfand. So kam man dazu, Biener anzuwerben. Am 22. August beschloß die Kommission demgemäß, und Savigny selbst richtete die Einladung an den jungen Kollegen aus.

Bucher.

Biener.

Biener war noch kaum bewährt. In Leipzig aber, wo das juristische Studium höchst belebt war (22 juristische Dozenten zählte Uhden), war die Säule der Fakultät Haubold, neben Savigny und Hugo, älter als sie beide, einer der Reformatoren der römischen Rechtswissenschaft. Auf diesen lenkte Savigny jetzt die Augen der Kommission. Haubold war ein unermüdlicher Arbeiter, gewissenhaft im einzelnen und von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, noch im besten Alter, 46jährig, eine Erwerbung, auf welche Berlin unter allen Umständen hätte stolz sein können. Aber freilich, ein dringendes Bedürfnis der Universität deckte er eigentlich nicht. Denn neben dem römischen vertrat er doch nur das sächsische Recht, während das deutsche Recht überhaupt noch keinen Vertreter gefunden hatte. Dies scheint die Sektion jetzt betont zu haben. Allein Savigny setzte abermals seinen Willen durch. Er erklärte, daß Haubold auch von dem deutsch-rechtlichen Standpunkte aus eine höchst erwünschte Akquisition sein würde, und so kam die Kommission in der Tat zu dem Entschluß, dem sächsischen Gelehrten das hohe Gehalt von 2500 Talern anzubieten. Wie die Verhandlungen weiter gegangen, ob sie in Berlin oder schon in Leipzig gescheitert sind, ob der Antrag überhaupt abgegangen ist, läßt sich nicht sagen; vielleicht ist es gar nicht zur Berufung gekommen, da sonst wohl die Akten etwas darüber enthalten würden. So geschah es, daß die juristische Fakultät in das erste Semester der Universität nur mit drei Ordinarien hineinging, unter denen überdies Schmalz' Interessen mehr der staatswirtschaftlichen als der staatsrechtlichen Disziplin galten. Um den Katalog etwas ansehnlicher zu gestalten, ward schließlich noch Schmedding, der seit dem Sommer 1809 als Staatsrat der Abteilung für den Kultus angehörte, ein

Haubold.

[1] Karl Franz Ferdinand Bucher, [illegible] Rechte zu Marburg. Dort besuchte er Schule und Universität bis zur Promotion 1805. 1808 war er nach Halle berufen; später in Erlangen. Allgem. Dt. Biogr. 3, 471 (Stintzing).

Extraordinariat für Kirchenrecht übertragen, das er in früheren Jahren an der Universität Münster vertreten hatte.

Goßler. Privatdozenten hatte die juristische Fakultät nicht, ja man benutzte nicht einmal die Gelegenheit, als sich ein Dozent anbot, der bereits bewiesen hatte, daß er den Beruf dazu besaß und alle formalen Bedingungen erfüllte, welche man an einen Privatdozenten stellte. Dies war der alte Goßler, seit 36 Jahren Rat beim Kammergericht, seit 1787 Mitglied der Gesetzeskommission und einer der Mitarbeiter am allgemeinen Landrecht. Schon eine Reihe von Jahren hindurch hatte er über verschiedene Teile der Rechtswissenschaft Vorlesungen gehalten, und zwar als der erste von allen in dem Prinz-Heinrichs-Palais selbst; noch in dem laufenden Halbjahr hatte er einen Kreis von Zuhörern um sich versammelt. Es scheint, als ob ihm die Sektion bereits Schwierigkeiten gemacht habe; oder er war wenigstens ungewiß, wie seine Bitte aufgenommen werden würde; denn statt, wie das Publikandum forderte, sich an die Sektion selbst zu wenden, richtete er das Gesuch um Aufnahme unter die Privatdozenten unmittelbar an den König (2. September). Unter Überreichung seines Doktordiploms von Halle (8. August 1798) nannte er 4 Vorlesungen, um deren Aufnahme in den Lektionskatalog er bat. Es waren Naturrecht als philosophisches System der Rechtswissenschaft, nach Hugos Lehrbuch, also auf kantischer Grundlage, ferner Kriminalrecht nach dem Grundriß seines Kollegen und Freundes Klein, drittens eine Anleitung zur Kenntnis des allgemeinen Landrechts nach seinem eigenen Lehrbuch, und endlich Handlungs- und Wechselrecht. „Ew. Königliche Majestät", so schloß er sein Immediatgesuch, „stelle ich allergehorsamst anheim, diese Vorlesungen in dem ersten Lektionskatalog mit aufnehmen zu lassen." Trotz dieses Appells an den höchsten Willen erreichte er seinen Zweck nicht. Die Eingabe ging aus dem Kabinett ordnungsgemäß an die Sektion, und diese entschied am 19. September sehr kurz: sie bedaure sehr, die Gelehrsamkeit und Talente des Herrn Goßler nicht benutzen und seine Vorlesungen nicht aufnehmen zu können. Wir täuschen uns wohl nicht, wenn wir auch hier Savignys Einfluß wahrnehmen: wie das alte Preußen, so war auch sein Recht in Mißkredit gekommen. Die Sektion folgte dem Grundsatz, den er aufstellte, daß die Grundlage des Rechtsstudiums das gemeine und nicht das preußische Recht sein solle, und so ward das Recht des Staates selbst an der neuen Universität nicht geduldet.

3. Mediziner. Kielmeyer. Auch die medizinische Fakultät nahm noch die Sorge der Kommission in Anspruch. Horkels Auftrag ging vor allem auf die Gewinnung Kielmeyers, der zusammen mit Autenrieth den Ruhm der medizinischen Fakultät Tübingens aufrecht erhielt. Ihm hatte schon im Winter der Obermedizinalrat Kohlrausch, zweiter Direktor in der chirurgischen Abteilung der Charité, den Wunsch Humboldts vorgetragen, ihn nach Berlin zu ziehen. Damals hatte der schwäbische Gelehrte abgeschrieben. Jetzt war Reil, dessen Anschauungen denen der beiden

Tübinger Ärzte sehr nahestanden, und der auch im Winter jene Vorschläge inspiriert hatte, aufs neue für seine Gewinnung eingetreten. Auf seinen Rat, wie ich denke, war Horkel im Juni nach Tübingen gesandt worden. Auch Kielmeyer und Autenrieth haben durch ihre Neigung zu naturphilosophischer Spekulation den Tadel der Geschichtsschreiber ihrer Wissenschaft auf sich gezogen. Aber ebensowenig leugnen die letzteren, daß es Männer von weitgespannten Ideen und hellem Blick gewesen seien. Auch von ihnen dürfen wir also wohl sagen, daß sich wie überall Schatten und Licht zusammenfanden. Die Gaben der Vergleichung und Beobachtung, die ihnen nachgerühmt werden, entsprachen dem Drange, die Gesetze der Entwicklung kennen zu lernen; und wenn sie in dem Wunsch, das Wesen der Dinge zu erkennen, über das Ziel hinausschossen, so war das Prinzip, von dem sie sich leiten ließen, dennoch kein falsches. Die Phantasie war eben nötig, um Ursache und Zusammenhang kennen zu lernen, mochte sie auch zuweilen zum Quell mancher Irrtümer werden. Beide Männer hatten ihren Horizont auf weiten Reisen erweitert; Autenrieth hatte nicht bloß Frankreich und Italien, sondern mit seinem Vater, einem hohen Württembergischen Beamten, auch Nordamerika besucht. Dort hatte er praktiziert und Studien über das gelbe Fieber gemacht, das er an seinem eigenen Leibe hatte erfahren müssen. Kielmeyer hatte in Göttingen 2 Jahre unter Blumenbach gearbeitet. Damals war er auch nach Berlin gekommen, und später hatten ihn wissenschaftliche Reisen an die Ost- und Nordsee geführt. Er hat niemals viel geschrieben, seine Vorlesungen füllten ihn aus. Auch war er nicht das, was man einen glänzenden Redner nennt. Im Gegensatz zu Autenrieth, dessen lebendiger Vortrag gerühmt wird, sprach Kielmeyer langsam und bedächtig, aber die strenge Logik, die kombinatorische und geistreiche Auffassung seiner Vorträge fesselte seine Zuhörer und erwarb ihm den Ruhm eines großen Redners. Sein größter Lobredner ist Cuvier gewesen, der, 4 Jahre jünger als er, mit ihm die Karlsschule in Stuttgart besucht hatte, der auch Autenrieth seine Bildung verdankte. Er betrachte Kielmeyer, so schrieb Cuvier ihm schon im Jahre 1793, immer als seinen Meister und werde allezeit sein Genie ebenso bewundern, wie er seine Persönlichkeit liebe. Alexander von Humboldt widmete ihm 1806 sein Werk „Winke und Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie“ als „dem ersten Physiologen Deutschlands“.[1] Aus den Akten wird nicht deutlich,

1) „Er hat“, so gesteht August Hirsch in seiner Geschichte der medizinischen Wissenschaft, „als der erste den Versuch gemacht, die gesamte Tierwelt nach dem organischen Zusammenhang und den verschiedenen Funktionen der Tiere zu vergleichen und ist somit der Begründer des in der Deszendenztheorie begründeten biogenetischen Gesetzes geworden.“ Nicht anders urteilte Johannes Müller: „Die Deutschen dürfen sich mit Stolz sagen, daß Kielmeyer es war, der die vergleichende Anatomie von dieser ihrer innerlichen Seite zuerst erkannte. Er, der sie ins Leben gerufen, hat ihr auch diese geistige Bestimmung mitgegeben. Darauf hat Cuvier die Organe durch die Tierreiche in ihrer leiblichen Metamorphose verfolgt.“ Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes, Leipzig, 1826, S. 29; cit. v. Rudolf Virchow in der Gedächtnisrede auf Johs. Müller.

für welches Fach Reil und seine Freunde ihn bestimmt hatten. Er war an der schwäbischen Universität als Professor der Chemie 1801 angestellt worden, las dann aber auch u. a. über Pharmakologie und Materia medica; vielleicht waren es diese Disziplinen, an die Reil bei seiner Berufung gedacht hat. Es bezeichnet, ähnlich wie bei Savigny, die Hingabe Reils an die von ihm ergriffene Richtung seiner Wissenschaft, die andere freilich als Einseitigkeit auslegen mochten, daß er auf die Gewinnung lauter solcher Kollegen auszog, für welche die biologischen Probleme und die vergleichende Methode Grundlage und Mittelpunkt ihrer Forschungen bildeten. Es schien nun anfangs wirklich, als ob der Tübinger Gelehrte den Ruf annehmen wollte. In Berlin unterließ man nichts, um seiner gewiß zu werden. Humboldt selbst schrieb ihm, und die Kommission gab ihm zweimal, am 22. Juni und nochmals verstärkt am 4. Juli ihren dringenden Wunsch kund, ihn zu besitzen. Schließlich sagte er dennoch ab, wie er in seiner Antwort an Humboldt bemerkt, aus Rücksicht auf seinen König, der seinen Weggang aufs übelste vermerkt haben würde.

Hochstetter. Kielmeyer wie Autenrieth hatten Horkel Hoffnung gemacht, daß Professor Hochstetter in Bern, dessen Name ebenfalls auf seiner Werbeliste stand, sich bereit finden lassen werde, wenn ihn nicht etwa seine Anhänglichkeit an die schweizerische Heimat und seine Geringschätzung des Geldes zurückhalten würden. Beide rühmten ihn als einen klassisch gebildeten, sehr geistreichen Mann. Kielmeyer meinte, er würde für Anatomie besonders geeignet sein, während Autenrieth die Pathologie oder die Materia medica als die Fächer bezeichnete, die er vorzugsweise vertreten könne. Auf Horkels Bericht erfolgte die Einladung, die Humboldt wieder persönlich ausführte. Aber auch hier holte er sich einen Korb. Hochstetter lehnte in der Tat ab, ohne ein anderes Motiv anzugeben, als daß er mit seinem Wirkungskreise unter erprobten Freunden bei gleichen Interessen, einer herrlichen Natur und voller Zwanglosigkeit der Lage völlig zufrieden sei. Auch ein Besuch Horkels in Stuttgart, wo er mehrere angesehene Ärzte, vor
Jäger. anderen den Obermedikus Dr. Jäger, einen Schüler Autenrieths, aufsuchen wollte, war vergeblich, wie ihm übrigens die Tübinger Herren schon vorausgesagt hatten, da Jäger eine Praxis hatte, die ihm jährlich 8000 bis 10000 Gulden einbrachte.

Graefe. Bevor man noch über Kielmeyer und Hochstetter in Bern Gewißheit hatte, ging die Sektion daran, die Stelle des Chirurgen zu besetzen, für die bis dahin vielleicht einer der Stuttgarter Ärzte bestimmt gewesen war. Am 25. Juli erhielt Reil die Aufforderung, den befreundeten Kollegen Graefe zu sondieren. Graefe hatte den Ruf nach Königsberg, der am 23. April erfolgt war, abgelehnt, ebenso wie er einen anderen nach Halle ausgeschlagen hatte, aus Attachement, wie Reil schreibt, an seinen Herzog, den er zur Zeit ins Bad nach Pyrmont begleitet hatte. Dem Ruf nach Berlin aber gab er Folge. Auf dem Rückwege nach Bernburg suchte er Reil in Halle auf und machte ihn mit seinen Bedingungen bekannt,

worauf am 29 August die Berufung erfolgte. Am 10. September erklärte Graefe sich bereit. „Mit dem heutigen Tage", so schreibt er, „trenne ich mich von einem Fürsten, der mir ein Freund war, zerreiße Verhältnisse, die mich beglückten." Als Bedingung forderte er, charakteristisch für ihn, daß mit dem Hörsaale ein Krankenhaus verbunden werden müsse, da die Theorie in den Erfahrungswissenschaften nur dann Wert erhalte, wenn das Allgemeine zur Erkenntnis des einzelnen führe, und die Wahrheit der Lehre nur am Krankenbette bewiesen werden könne. Bei seinem Ruf nach Königsberg hatte ihm die Sektion vorläufig nur 6 Betten bewilligt. Für Berlin forderte er mehr; wir erinnern uns, daß auch Reil für jede der beiden Kliniken 12 Betten gefordert hatte. Graefe durfte darauf hinweisen, daß seine Einrichtung des Ballenstedter Krankenhauses einstimmigen Beifall gefunden habe. So wie ihm hierbei die frühere Leitung von Militärhospitälern zu Hilfe gekommen sei, so, hoffe er, würden die Erfahrungen, die er mit dem Bernburger Krankenhause gemacht habe, für die Einrichtung eines zweiten noch besser verwertet werden können. Andere Wünsche betrafen Rang und Titel. Als erster Leibarzt eines regierenden Fürsten, als Chef der Landesmedizinalkommission werde er durch seine Versetzung in Rücksicht seines Ranges eher verlieren als gewinnen; da ihm auch Anstellungen in Rußland, Sachsen und Westfalen angeboten worden seien, mit denen hohe Stellen in den Fakultäten verbunden gewesen wären, so bitte er um die Bestätigung seines Charakters als Hofrat und um einen mittleren Platz in der Fakultät.

Nasse.

Reil war es wiederum, dem die Sektion folgte, als sie Dr. Nasse in Bielefeld aufforderte, sich in Berlin zu habilitieren. Nasse war in Halle von 1786 bis 1801 Reils Schüler gewesen, und keiner hatte ihm näher gestanden, sowie die Eindrücke, die Nasse von seinem Lehrer gewann, sein ganzes Leben durchdrungen haben. Doch konnte er sich damals noch nicht entschließen, seine Heimatstadt zu verlassen.

Übergehung

So ward die medizinische Fakultät durchaus nach den Wünschen des großen Hallenser Mediziners organisiert und Hufeland auch in diesen Fragen ganz in den Hintergrund geschoben. Wir haben daher anzunehmen, daß die Sektion auch die andern Punkte im engen Einvernehmen mit Reil wie übrigens auch mit Rudolphi, der seit dem Juli in Berlin war, geregelt hat.[1] So, wenn die beiden Walter, Vater und Sohn, für die schon im Sommer keine Hand sich erhoben hatte, bei der Stellenbesetzung ganz übergangen wurden. Es war dies zumal für den älteren Walter außerordentlich kränkend, denn seine Verdienste waren unleugbar. Das anatomische Kabinett, dessen Direktion er auch nach der Erwerbung durch den Staat behalten hatte, und das er als seine eigenste

1) Bei den Akten findet sich von Rudolphi nur ein Gutachten über die Reorganisation der Tierarzneischule und eine nähere Verbindung derselben mit der Universität.

Schöpfung betrachten durfte, mußte er nun abgeben. Aber die Kommission war unerbittlich; vergebens waren auch die stürmischen Proteste, welche der jüngere Walter gegen seine Entsetzung erhob. Die Sektion erklärte dem König, daß weder der Vater noch der Sohn an die neue Universität übernommen werden könnten. Jener sei zu alt, er habe seine Vorlesungen seit einer Reihe von Jahren dem Sohne übertragen und sich selbst um das anatomische Kabinett nicht mehr bekümmert; dem Sohne aber fehle die Würde und das Ansehen eines öffentlichen Lehrers gänzlich, er habe sich dazu wegen seines unartigen Betragens gegen einen seiner Zuhörer vor kurzem die Vorwürfe der Medizinalsektion mit Recht zugezogen. Dem älteren Walter, dessen Name in der Geschichte der Heilkunde immer mit Verehrung genannt werden wird, ward sein Gehalt von 600 Talern gelassen und ihm der Rote Adlerorden III. Klasse verliehen, dem Sohn aber nur die Hälfte der väterlichen Pension zugesichert. Hier wie in jedem anderen Falle setzte die Sektion ihren Willen durch.[1]

Knape. Eine Zeitlang schien es, als ob auch Knape, den gleichfalls die Last der Jahre drückte, übergangen werden sollte;[2] und hätte einer der Schwaben oder Hochstetter angenommen, so wäre es unzweifelhaft geschehen. Erst als er selbst, unter Berufung auf ein ihm von Hufeland nach der Rückkehr von Königsberg gegebenes Versprechen die bestimmte Erwartung aussprach, daß man ihn, der 27 Jahre lang als zweiter Professor der Anatomie an dem Kollegium Medico-chirurgicum in unverdrossenster Pflichterfüllung tätig gewesen wäre, nicht übergehen würde, fand er Erhörung. Am 15. September teilte ihm die Sektion mit, daß er mit Bestimmtheit zum Professor der Anatomie ernannt werden würde, und ersuchte ihn, seine Vorlesungen einzureichen. Wie die am 2. Juni berufenen Akademiker, erhielt er nur eine Zulage von 200 Talern.

Bernstein. Zu den Medizinern, die schon im September 1807 als zukünftige Lehrer an der Universität in Aussicht genommen waren, gehörte, wie wir uns erinnern, Bernstein, der 1803 von Loder nach Halle mitgenommen und in Tilsit durch ihn und Reil für Berlin warm empfohlen worden war. Er war mit Reil in Halle zurückgeblieben, fragte aber, sobald der Universitätsplan unter Humboldt von neuem in Gang kam, bei Hufeland an, ob man noch auf ihn reflektiere. Als ihm darauf dann im März die Anstellung mit einem Gehalte von zunächst 500 Talern, die aber später um 100 erhöht werden sollten, versprochen war, hatte er sofort einen auswärtigen Ruf abgelehnt, auch den Apparat für chirurgischen Verband, der für die Universität Moskau, mithin von Loder, bei ihm bestellt worden war, aufgekündigt und war trotz aller Avancen, die ihm der

1) Über die beiden Walter liegt weder von ihr noch von Reil eine Äußerung vor; deren Schicksal war von vornherein entschieden.

2) „Der alte freundliche Knape, trocken wie seine Lehre von den trockenen Knochen“, so charakterisiert ihn Chamitte, der im Winter 1812/13 bei ihm hörte.

Kanzler Niemeyer in Halle gemacht hatte, nach Berlin übergesiedelt. Auch er hatte Grund, sich zu beklagen; denn das Gehalt war ihm erst vom 1. Mai ab ausgezahlt worden und die Amtswohnung, die ihm als Konservator des anatomischen Kabinetts und der chirurgischen Instrumentensammlung in der Universität versprochen war, noch nicht eingeräumt; er hatte sich mit einem interimistischen, sehr dürftigen Quartier begnügen müssen. Er bat darum, von Hufeland, an den sich die Sektion deshalb wandte, warm unterstützt, einmal um die versprochene Erhöhung der Besoldung, sodann aber auch um den Titel eines Extraordinarius. Den Zuschuß bewilligte ihm die Sektion, gab ihm auch eine Vergütung von 50 Talern für die Heizung der Wohnung, das Extraordinariat aber glaubte sie ihm noch nicht bewilligen zu können.

Große Mühe, an die Universität zu gelangen, hatte ferner, und mit Recht, Dr. Gottfried Christian Reich, der durch seine Fieberlehre eine sehr isolierte, aber hartnäckig festgehaltene Stellung in der medizinischen Welt einnahm. Diese Lehre gipfelte darin, daß alle Fieber und fieberhaften Zustände im Körper vom Mangel des Sauerstoffes und Vermehrung des Stickstoffes herzuleiten seien, und daß demzufolge die Heilung in der Anwendung von Säuren, besonders aus dem Mineralreiche, in möglichst starken Dosen bestehen müsse.[1] Reich war bereits in Erlangen, wo er sich 1792 habilitierte, 7 Jahre hindurch, bis 1800 außerordentlicher Professor gewesen. Dann war er nach Berlin berufen worden, eben um seine Theorie vor einer Kommission zu vertreten. Der Bericht derselben, die aus Selle, Richter, Fritze und Formey bestand, fiel so günstig aus, daß Reich ein Wartegeld von 500 Talern und die Zusage seiner Anstellung erhielt. Hufeland aber hintertrieb dies, wie Reich andeutet, aus Besorgnis der Lehrer des Kollegiums, daß durch seine vermeintliche Heterodoxie die jungen Leute der Pepinière gefährdet werden könnten. So habe er sich mit der Venia legendi begnügen müssen. Vergebens hatte er sich dann in der Königsberger Zeit an Beyme und später an Humboldt gewandt, um an die neue Hochschule zu kommen; es war ihm nicht einmal eine Resolution darauf zugekommen. Trotzdem erneuerte er jetzt, sobald das Publikandum vom 12. August erschienen war, seinen Antrag, und zwar gleich in der Form, daß er um die Verleihung eines Ordinariats einkam, freilich ohne fürs erste auf Gehalt Anspruch zu machen. Man sieht, der Glaube an sich selbst fehlte Reich nicht; wenn ihm die Kollegen denselben versagten, so wuchs in ihm (wie es zu geschehen pflegt) um so mehr das Gefühl, von einer verständnislosen und ungerechten Mitwelt verkannt zu werden. Er ließ sich darum auch jetzt nicht durch die zweimal, am 29. August und 4. September, deutlich ausgesprochene Ablehnung seitens der Sektion zurückschrecken; schon drei Tage später reichte er ein neues Gesuch ein, in dem er

Reich.

1) So Pagel in der Allg. Deutschen Biographie, XXVII, 611.

ein lebhaft gezeichnetes Bild von seiner Entwicklung zu der Höhe seiner jetzigen Auffassung und von seinen Verdiensten um die Wissenschaft entrollte. „In den ersten zehn Jahren meines praktischen Lebens“, so heißt es u. a. darin, „hatte ich nur zu deutlich bemerkt, auf welchen schwachen Stützen das gesamte Gebäude der Arzneikunde beruhe, und wie sehr der Arzt durch seine mehr auswendig gelernten als begriffenen Maximen und durch den unbedingten Glauben des Publikums an seine Allwissenheit und allein schon um seines zeitlichen Fortkommens willen gezwungen sei, der hergebrachten gelehrten Charlatanerie zu frönen. Je öfter ich noch während dieser Zeit mich in der Lage befand, meinen akademischen Zuhörern die Gräuel unseres Verfahrens zu erläutern, und je häufiger sich dabei in dem Maße, als der Umfang meiner eigenen Erfahrungen bedeutender ward, die Lücken bemerken ließen, die noch auszufüllen übrig waren, desto mehr verlor sich der Schimmer von Aufklärung, die ich während meines sechsjährigen Studiums in den Vorlesungen meiner Lehrer erhalten zu haben glaubte, und desto deutlicher sah ich ein, daß die Ärzte vor dem Krankenbette in der Regel durchaus nichts weiter sind als eine etwas bessere Klasse von alten Weibern, die eine Menge von Rezepten im Kopfe haben, wovon das eine mit dem andern vertauscht wird, sobald die erwartete Wirkung nicht erfolgt. Auch ich sah mich in keinem besseren Lichte.“ So sei er denn in große Betrübnis geraten, und das Bestreben nach höheren Gesichtspunkten, die ihn als praktischen Arzt ebenso leiten sollten, wie die Mathematik ihre Bekenner führe, sei in ihm erwacht. Aber keins der Systeme, das er zu Rate gezogen, habe ihm genügt, und so sei er gezwungen gewesen, sich seinen eigenen Weg zu bahnen. Er schildert sodann, wie die Vereinfachung der Arzneimittel, die Abschaffung aller ausländischen, der Gebrauch einheimischer wohlfeiler Mittel von ihm eingeführt sei. So habe er vor kurzem noch die Menschen vor den Schrecken des Scharlachfiebers, der Masern und ähnlicher Krankheiten gesichert und dem Arzte die höchst einfachen und untrüglichen Mittel gezeigt, wie sie ihre Kranken binnen 3—5 Tagen vom Anfang des Übels an wiederherstellen könnten. Ebenso erstaunlich war der Umfang der Studien, deren Reich sich rühmte. Fast alle Zweige der Mathematik, Physik, Chemie und Naturgeschichte habe er studiert und so sich auch die neueren Sprachen, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Dänisch, Schwedisch, Russisch nach Möglichkeit zu eigen gemacht. Seine Ansprüche ermäßigte er jedoch; nur als Extraordinarius wollte er hier seine Lehre vertreten. Er bat, ihn mit einer Vorlesung über die Fieberlehre nach der organischen Physik in das Vorlesungsverzeichnis aufnehmen zu wollen. Und diesmal hatte er besseren Erfolg; am 18. September verfügte die Sektion wirklich seine Ernennung zum außerordentlichen Professor.

Wolfart. Nicht so viel Glück hatte fürs erste ein anderer Außenseiter der medizinischen Zunft, Dr. Carl Christian Wolfart, dem dann nur zu bald hohe Gönner-

schaft den vollen Eintritt in die medizinische Fakultät eröffnet hat, während Reich vor ihren engeren Schranken stehen geblieben ist. Wolfart war ein Hanauer, also ein Landsmann der Grimms, in deren Kreis er verkehrte, und in Kurhessen aufgewachsen. Er war zunächst in seiner Vaterstadt als Professor der Physik und Medizin bei dem Gymnasium superius, das, wie er bemerkt, dem Carolinum in Braunschweig entsprach, angestellt, danach als Ordinarius für die Universität Marburg bestimmt gewesen, aber durch Familienverhältnisse bewogen worden, als praktischer Arzt nach Warschau zu gehen. Der Krieg, der ihn mit mannigfachem Unglück heimgesucht, habe ihm, schreibt er, die besten Aussichten zerstört und ihn wegen einer patriotischen Schrift „Aufruf an die deutschen Krieger zur Erhaltung ihres Wohlseins“ zur Auswanderung aus jener Stadt gezwungen. Auch er betonte, wie seine patriotische Gesinnung, so seine Liebe zu dem idealen Beruf eines akademischen öffentlichen Lehrers und wies auf seinen guten literarischen Ruf hin, den er sich durch größere und kleinere Schriften seit 13 Jahren begründet und erhalten habe; es würde kränkend für ihn sein, ausgeschlossen zu werden, während an mehreren Hochschulen, in Würzburg, Erlangen, Marburg und Frankfurt sein Kompendium über das Formulare den Vorlesungen zugrunde gelegt sei. So bat er denn, und zwar unter Umgehung der Sektion bei dem Minister selbst, um Anstellung in der technischen Deputation der Kurmärkischen Regierung sowie als Professor der Universität. Er erbot sich, über das Formulare, über Pathologie sowie über die auf die praktische Medizin angewandte Naturphilosophie zu lesen. Aber mit allen diesen Gründen und Empfehlungen konnte Wolfart der Sektion nichts abgewinnen, die sich überdies durch seinen direkten Appell an den Minister nicht angenehm berührt fühlen mochte; ihm wurde nur eben die Habilitation gestattet.

Flemming.

An eine Abtrennung der Augenheilkunde von der Chirurgie war nicht gedacht worden; weder Reil noch Hufeland hatten in ihren Organisationsplänen die Begründung einer eigenen Professur dafür gefordert. Wie andere Organe des menschlichen Körpers, denen die fortschreitende Spezialisierung eigene Vertreter in der ärztlichen Wissenschaft und Kunst gegeben hat, ward auch das Auge promiscue von Chirurgen oder Medizinern erforscht und geheilt, je nachdem ihre Studien oder die Praxis sie darauf brachte. Reil selbst hat über den Glaskörper Forschungen angestellt, die ihm auch in der Geschichte der Ophthalmologie einen ehrenvollen Platz gesichert haben. Nur in Österreich, und zwar in Wien, Pest und Prag, gab es Professoren dieses Faches. In Wien, bei dem älteren Franck und Bähr, und dann noch in Triest hatte Dr. Flemming, nachdem er in Wittenberg und Jena vorgebildet war, Spezialstudien über das Auge gemacht und war dort promoviert worden. Seit sieben Jahren in Berlin als Armenarzt angestellt, hatte er hier eine Augenklinik errichtet und sie im Jahre 1810 mit der Poliklinik Hufelands vereinigt, der ihm den Unterricht in seiner Abteilung anvertraut

hatte.[1] Schon im Mai hatte er Humboldt um eine Anstellung an der Universität gebeten. Er hatte darauf ein liebenswürdiges Schreiben erhalten mit der Zusicherung, daß der Chef der Unterrichtsverwaltung darauf später zurückkommen werde. Dies geschah jedoch nach Humboldts Abgang nur insoweit, als Flemming die Erlaubnis zur Habilitation gewährt wurde. In dem Katalog wurden seine Vorlesungen und Übungen zugleich mit denen Hufelands angezeigt.

Friedländer.

Unverdrossen in der Selbstempfehlung war der Accoucheur Dr. N. J. Friedländer, der sich, wie er mitzuteilen nicht vergaß, der besonderen Gunst Hufelands und Formeys erfreute und schon ein paar Jahre hindurch an dem Collegium Medico-chirurgicum Vorlesungen gehalten hatte. Er dirigierte eine Frauenklinik und wünschte eine Professur der Entbindungskunst zu erhalten. Zweimal, am 8. und 22. August, versuchte er es, die Sektion von seinen Verdiensten zu überzeugen, ohne daß es ihm gelingen wollte. Auch ihm ward nur überlassen, sich als Privatdozent einzuführen.

Kohlrausch und Horn.

Zum Schluß haben wir in der medizinischen Fakultät noch derjenigen zu gedenken, die einem entsprechenden, allgemein gehaltenen Publikandum der Sektion (vom 12. August) zufolge um die Erlaubnis, Vorlesungen halten zu dürfen, einkamen. Es waren zunächst die beiden zweiten Direktoren der Charité, der Geheime Medizinalrat Kohlrausch von der chirurgischen Abteilung und Dr. Ernst Horn, der die medizinische leitete und der Nachfolger von Fritze als öffentlicher Lehrer an der Klinik der Charité geworden war. Beide waren Mitglieder der Sektion für das Medizinalwesen, in angesehener Stellung, von breiter Wirksamkeit, Horn überdies bereits in Braunschweig, Wittenberg und Erlangen 10 Jahre als Dozent tätig gewesen; es verstand sich, daß ihr Wunsch ohne Anstand gewährt und ihre Vorlesungen in den Katalog aufgenommen wurden.[2] Endlich kamen noch zwei Ärzte, Dr. Staberoh und Dr. Reckleben, von denen jener über Materia medica, Toxikologie und Rezeptierkunst, dieser, der an der Tierarzneischule als Professor angestellt war, über Tierarzneikunde lesen wollte, mit einem Gesuch um eine private Lehrtätigkeit. Beiden wurde, da sie ein ordentliches Doktordiplom beibringen konnten, die Habilitation bewilligt.[3]

1) Er war auch Arzt am Jenaer Blindeninstitut.

2) Es scheint aber, als ob Horn mehr verlangt habe, denn er schreibt in seiner Eingabe (vom 28. August): „Es wird dieser Anstalt (der Klinik in der Charité) zu einer vorzüglich ehrenvollen Empfehlung, der neuen Universität vielleicht zu einigem Nutzen und mir selbst zu einer großen Aufmunterung dienen, wenn die Sektion das Institut mit der jetzt errichteten Anstalt der neuen Universität zu vereinigen und mich unter die Zahl der ordentlichen Lehrer derselben aufzunehmen genehmigen wollte.“ Zugleich legte er eine Schülerliste über das letzte Semester vor mit 40 Namen, darunter viele Doktoren, u. a. „Dr. Lichtenstein aus Helmstedt“, und zwei Pensionärchirurgen.

3) Staberoh, der sein Gesuch damit motivierte, daß seine Wirksamkeit als praktischer Arzt nicht eben bedeutend sei, gab die Venia legendi schon nach einem Jahre auf.

4. Philosophische Fakultät.
1. Mathematisch-naturwissenschaftliche Gruppe. Karsten.

Wenden wir uns nun zu der philosophischen Fakultät, und zwar zunächst zu ihrer mathematisch-naturwissenschaftlichen Gruppe, so war hier, bevor noch die Kommission ihre Sitzungen begonnen hatte, ein schwerer Verlust zu decken: am 20. Mai war Karsten, Werners großer Schüler, gestorben. Beiden Humboldts hatte er persönlich nahe gestanden, und auf niemand hatte Wilhelm mit besserem Grunde rechnen können als auf ihn. Denn Karsten verband die beiden Eigenschaften, die sich der große Chef des Unterrichtswesens für seine besten Mitarbeiter und für den Aufbau der Universität und des geistigen Lebens überhaupt, das von ihr ausströmen sollte, wünschte, und die ihm selber so ganz zu eigen waren: wissenschaftlichen Weitblick und ausgesprochenes Talent zu praktischer, organisatorischer Wirksamkeit. Sohn eines Mannes, der selbst in der gelehrten Welt eines bedeutenden Ruhmes sich erfreut hatte, des Mathematikers Karsten, war Dietrich Ludwig Gustav Karsten nach der Lehrzeit in Freiberg in den Staatsdienst eingetreten und hatte sich in rascher Laufbahn bis zu der höchsten Stellung seines Ressorts heraufgearbeitet. Noch vor wenig Wochen war er als Staatsrat in dem Departement der allgemeinen Gesetzgebung für das Innere und die Finanzen über die Abteilung für das Bergwesen gesetzt worden. Karsten wäre nicht bloß als ein Gelehrter von europäischem Ruf, dessen Werke zu den Grundlagen für die allgemeine und vergleichende Geognosie gehören und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wirksam geblieben sind, sondern auch als Lehrer eine Zierde unserer Universität geworden. Denn seine Vorträge an der Bergwerkselevenschule und am Collegium Medico-chirurgicum waren schon um ihres geistreichen Inhaltes und ihrer anregenden Form willen berühmt, und er besaß dazu die persönlichen Eigenschaften, welche jene Talente für den Unterricht erst wahrhaft fruchtbar machen, herzliches Wohlwollen und Hilfsbereitschaft für die ihm anvertraute Jugend.

Weiß.

Humboldt ließ es fast seine erste Sorge sein, dem trefflichen Manne, der auf der Höhe des Lebens hinweggenommen war, einen Nachfolger zu geben. Er wandte sich dabei an den andern großen Geologen Preußens, seinen Freund und Genossen von der Akademie, Leopold von Buch, und dieser ist es gewesen, der in Christian Samuel Weiß einen Vertreter seines Faches persönlich geworben hat, der den Verlust Karstens einigermaßen ersetzen konnte. Schon am 3. Juni schrieb Buch von Gotha aus das Gutachten, welches Weiß empfahl, nachdem ihm dieser seine Geneigtheit zu kommen selbst eröffnet hatte. Was ihn vor allem reizte und auch in Buchs Augen seine Erwerbung besonders wertvoll machte, war die Direktion des Mineralienkabinetts, welches Karstens Sorgfalt zusammengebracht und zu einer mustergültigen, in ganz Europa berühmten Sammlung gemacht hatte. Denn er besitze, bemerkt Buch, ganz das Sorgsame, was dem Direktor einer solchen Sammlung zukomme, und viel Sinn für Schönheit und wissenschaftlichen Wert der Stücke: „Wie es mich gefreut hat“, so schreibt

er in seiner lebendigen Weise, „da er sich über Dr. Gehlen ereiferte, der einige Stücke im Vivarais abgeschlagen, von einem geologisch sehr wichtigen Punkte! Solche Denkmäler, meinte er, müßten nicht zerstört, sondern wie in einem großen Kabinett als Reliquien sorgsam gepflegt werden. Bei solchen Ansichten wird man in den einzelnen Stücken des Kabinetts nicht die Seltenheit oder den bezahlten hohen Preis als Maßstab des Wertes annehmen, sondern nur, was die Kenntnis des Ganzen dadurch für Zuwachs erhalten kann. Das ist nicht Jedermanns Ansicht.“ In Leipzig hatte Weiß Physik zu vertreten, war aber dort nach Buchs Ansicht gar nicht an seinem Platze. Weite Reisen hatten ihn in alle Täler der Alpen, zumal auf der italienischen Seite, bis Piacenza und Verona herab geführt; auch die französischen Berglandschaften, vor allem das Vivarais und die Auvergne, hatte er gesehen. „Dadurch“, schreibt Buch, „habe ich in zwei Tagen mehr bei ihm gelernt als in zwei Jahren vorher.“ Auch Weiß war ein Schüler Werners, und nicht bloß der geschickte Kristallograph, als den ihn Hauy rühmte, dessen Methode er auf das Gründlichste studiert hatte, sondern er hatte sich, wie Buch ebenfalls betont, auch die Wernersche Erkennungslehre der Mineralien gut zu eigen gemacht. Gleich anderen Naturforschern war er der Naturphilosophie, die er in Leipzig las, nicht zu abgeneigt. Buch bemerkt aber, daß sie auf seine Untersuchungen wenig Einfluß habe, und daß ihm eine zu große Masse faktischer Kenntnisse eigen sei, um nicht mit mehr Gründlichkeit die Wahrheit zu suchen, als sie den naturphilosophischen Physikern gewöhnlich zu Gebote stehe. Er wünschte, daß Weiß Karsten auch als Lehrer an dem Eleveninstitute folgen möge, sowie, daß die Bergwerksdirektion ihn als Rat oder Assessor unter sich aufnehme, für die es oft nötig und gut sei, einen Mineralogen von Fach in ihrer Mitte zu haben. Damit entsprach er jedoch nicht Weiß' eigenen Neigungen; dieser bat vielmehr, ihn von den praktischen Geschäften, für die er kein Talent habe, ganz fern zu halten. So wurde jene Verbindung der Ämter, welche Karsten vertreten hatte, ganz aufgehoben, und als Nachfolger in der Direktion des Bergwesens ihm Gerhardt gegeben, der dann mit Weiß das Fach auch in der Akademie vertreten hat.[1]

Da Gauß abgelehnt hatte und Oltmanns noch lange Jahre fern bleiben sollte, so ward, von Weiß abgesehen, die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion der Fakultät ganz mit Berlinern besetzt, wozu ja die Akademie Namen genug beisteuern konnte. Aber der Zahl entsprach nur in sehr wenig Fällen

1) In einem späteren Stadium der Verhandlungen im August fragte Dohna bei der Kommission an, ob man nicht etwa an Hausmann denken wolle, den Gerhardt, der bis dahin selbst in westfälischen Diensten gestanden hatte, empfahl. Die Kommission lehnte jedoch ab, unter Berufung darauf, daß die Verhandlungen schon zu weit gediehen seien. Unter den von Buch angeführten Namen findet sich derjenige Hausmanns merkwürdigerweise nicht. Das Gutachten Buchs im Urkundenbande.

die Bedeutung der Lehrer. Zu den Ausnahmen gehörte vor anderen Martin Heinrich Klaproth, neben Proust in der Epoche zwischen Lavoisier und Berzelius der bedeutendste Chemiker. Geboren zu Wernigerode in dürftigen Verhältnissen, hatte er, der außer der Bürgerschule keinerlei Schulunterricht genossen, sich ganz durch eigene Kraft emporgearbeitet. Wie so viele seiner gleichzeitigen Fachgenossen war er von der Apotheke her zu seiner wissenschaftlichen Stellung gelangt. Seit 1768, also seit mehr als 40 Jahren, gehörte er, von einer kurzen Zwischenzeit, die er in Danzig zubrachte, abgesehen, Berlin an. Er war Provisor bei dem älteren Valentin Rose geworden, hatte nach dessen Tode die Verwaltung seiner Apotheke übernommen und die Erziehung seiner beiden Söhne geleitet, deren älterem er in langer Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft verbunden blieb. In mehr als 200 Abhandlungen der Akademie, deren Mitglied er seit 1788 war, ist niedergelegt, was er für seine Wissenschaft, besonders in ihrem anorganischen Teil, geleistet hat. Man rühmt seinen Arbeiten die Reinlichkeit der Methode, die scharfsinnige Erfindung genauer und vollständiger Scheidungswege nach, die ihn zu einem der fruchtbarsten Analytiker machten, Eigenschaften, die dem klaren, ungeschminkten Wesen des ruhigen und beharrlichen Mannes entsprachen. Als erster in Deutschland hat er sich Lavoisiers antiphlogistisches System angeeignet und damit auch in der Chemie die Herrschaft der Stahlschen Lehre zerstören helfen. Indem er die Wage das Ausschlaggebende sein ließ, führte er, nach Ladenburgs Ausdruck, das Zeitalter der quantitativen Untersuchungen mit herauf.[1] Aber so berühmt Klaproth war, den alle Akademien Europas den ihrigen nannten, und so vortrefflich er auch als Lehrer an dem Collegium Medico-chirurgicum und anderen Berliner Fachschulen gewirkt hatte, ist er der Universität doch nicht mehr viel gewesen; sie hat ihn nur noch wenige Jahre unter ihren Lehrern gehabt, und schon vor seinem Tode (1. Januar 1817) ist seine Kraft durch schwere Krankheit erschüttert und gebrochen worden. Klaproth.

Neben ihm ist Sigismund Hermbstädt zu nennen, der technologische Chemiker, geboren am 14. April 1760 in Erfurt, aber wie Klaproth selbst schon längst zum Berliner geworden. Auch er ein Freund und Mitarbeiter Valentin Roses, dessen Tochter er geheiratet hatte. Als Professor am Collegium Medico-chirurgicum, wo er Chemie und Pharmazie vertrat, als Administrator der Königlichen Hofapotheke, die er 7 Jahre leitete, als technischer Mitarbeiter des Ministers von Struensee, und als Verfasser einer größeren Anzahl von Schriften, eigenen Untersuchungen oder Übersetzungen, hatte er sich in der Berliner Welt eine her- Hermbstädt.

1) Vergl. über ihn den Nekrolog von E. G. Fischer in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1818—19. Kopp, Geschichte der Chemie I, 343—49; Ladenburg in der Allg. Deutschen Biographie 6, 66.

vorragende Stellung gesichert. Der Universität hat er noch lange, bis 1833, angehört, ohne jedoch eine größere Bedeutung in ihrer Geschichte zu gewinnen.

Sigwart. Als Chemiker schloß sich der philosophischen Fakultät ferner Dr. Georg Karl Ludwig Sigwart an, der im Gefolge Reils nach Berlin gekommen war, als Assistent an seiner anatomisch-zootomischen Sammlung, eine Stellung, die er schon in Halle eingenommen hatte. Er war selbst von Haus aus Mediziner und hatte in der medizinischen Fakultät Tübingens 1808 promoviert, wo sein Vater und Großvater bereits Professoren der Medizin gewesen waren. Als Schüler Kielmeyers war er in der Richtung erzogen worden, der Reil anhing, ein junger Forscher von weitem Horizont und guter naturwissenschaftlicher Bildung, die sich auch auf das Gebiet der Physik ausdehnte und ihn zum Freund von Männern wie Klaproth und Erman machte.[1]

Daniel Tourte und Paul Erman. Söhne der Kolonie waren die beiden Physiker Karl Daniel Tourte und Paul Erman. Tourte[2] — oder Turte, wie er sich als feuriger Patriot seit dem Freiheitskriege, in dem er als Mitkämpfer das Eiserne Kreuz gewann, nannte, denn er wollte nicht mehr an seine französische Abkunft erinnert werden — kam von der Pepiniere, wo er seit 1806 als außerordentlicher Professor für Physik und Chemie angestellt war, und trat als Privatdozent ein. Er ist bereits im Winter 1812 Extraordinarius an der Universität geworden, hat aber seine Hauptstellungen außerhalb derselben bekleidet. Bei der Umwandlung der Pepiniere in die medizinisch-chirurgische Militärakademie behielt er seinen alten Lehrstuhl und wurde dort 1823 zum Ordinarius erhoben. Daneben hatte er seit 1816 noch mehrere Ämter halb militärischer Natur, die ihn auch auf der Stufenleiter der militärischen Hierarchie vom Hauptmannsrang in der Landwehr, den er schon im Kriege erreicht hatte, bis zum Rang eines Oberstleutnants führten.[3] Auch sonst war Turte ein ungemein tätiger Mann, beliebt und angesehen, eine tüchtige und klare Natur, als Mitglied zahlreicher Vereine voll Eifer für gemeinnützige Fragen, zumal für die Überführung der Theorien seiner Fächer in die Praxis; so Jahrzehnte hindurch in der polytechnischen Gesellschaft, deren Vorsitz er von 1840 ab führte. Zur

1) A. D. Biogr. 34, 304 (Lepsius).

2) Geb. 28. Februar 1776, gest. 29. Oktober 1847. Der Vater war Lehrer der französischen Sprache am Joachimsthalschen Gymnasium. Der Sohn studierte in Halle, promovierte dort 1802 in der philosophischen Fakultät und erhielt 1802 seine erste Anstellung als Lehrer in Physik, Chemie, Warenkunde und Technologie an der Handelsschule in Berlin. 1811 erwarb er sich auch das medizinische Doktordiplom. Vgl. den Artikel in dem Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 25 (1847), 712, der aber nicht fehlerlos ist.

3) 1816 ward er als Kapitän der Artillerie für seine Fächer an der neugegründeten Artillerie- und Ingenieurschule angestellt, 1817 erster Direktor der königlichen Pulverfabrik zu Berlin und Mitglied der Artillerieprüfungskommission. 1838 legte er diese Stelle nieder und schied damit aus dem Militärverhältnis aus, nachdem er von den beiden anderen Posten schon früher zurückgetreten war.

wissenschaftlichen Produktion ließ ihn diese zerstreuende Tätigkeit nicht recht kommen; aber als Lehrer hat er auch an der Universität anregend gewirkt; man rühmte an ihm die Klarheit des Vortrages, die Unbefangenheit des Urteils und besonders auch die große Geschicklichkeit im Experimentieren, auf das er, ein Feind leerer Spekulation, den größten Wert legte. In noch höherem Maße dürfen wir dasselbe von Paul Erman sagen, der nach dem Zeugnis seines Schülers und Freundes Dubois-Reymond ein Experimentator ersten Ranges war und durch seine elektrochemischen Arbeiten bahnbrechend gewirkt hat, aber auch als Physiologe etwas bedeutete. Ein Sohn Jean Pierre Ermans, des geistlichen Führers der Kolonie, war er von seinem Vater ebenfalls zur Theologie bestimmt worden. Ohne jemals eine Universität besucht zu haben, hatte er bereits die Kanzel bestiegen, auch in der Sekunda des Französischen Gymnasiums als 18jähriger vor der Klasse gestanden, als er aus eigenem Entschluß sich der Physik zuwandte. Wie sein Vater wurzelte er in der Berliner Aufklärung, die auch die Kolonie durchdrungen hatte. Ruhe des Blickes, Vorsicht in der Beurteilung und eine Schärfe des Urteils, die an Skeptizismus grenzte, aber unbedingter Wahrheitsliebe entsprang, zeichneten ihn aus und machten ihn frühzeitig zu einem Gegner der naturphilosophischen Strömung. Charakteristisch für den bescheidenen, mit seiner Persönlichkeit nur allzusehr zurückhaltenden Mann ist es, daß er eine Reihe bedeutender Untersuchungen begonnen hat, bevor er an ihre Veröffentlichung dachte; bis zu seinem 40. Jahre hat er nichts davon bekannt gegeben. Seine Freunde und die nächsten Genossen seiner Arbeit kannten seine Tüchtigkeit, aber in der großen Welt ward er zur Zeit der Gründung der Universität noch wenig genannt; erst die neueste Entwickelung seiner Wissenschaft hat die Blicke wieder mehr auf ihn gelenkt und den hohen Rang, den er in ihr einnimmt, erkennen lassen.[1]

2. Die Mathematiker. Tralles, Eytelwein, Grusonund Burg.

Unter den Berliner Mathematikern ließ sich nur einer mit Männern, wie Erman und Klaproth, vergleichen, Tralles, der, wie wir erwähnten, 1804 durch Beyme an die Akademie gekommen war. Ein Hamburger, eines Handwerkers Sohn, hat er sich durch eigene Kraft emporgebracht. Sein Göttinger Lehrer Kästner hatte ihn früh nach Bern empfohlen, wo er seit dem Jahre 1785 wirkte und sich rasch einen Namen machte, so daß er 1790 nach Paris berufen ward, um in der Kommission zur Festsetzung der Einheit des Längenmaßes und der

1) Vgl. über ihn den schönen akademischen Nachruf Dubois-Reymonds. Chamisso, der in späteren Jahren sein guter Freund war, hat ihm schon 1806 ein bewunderndes Xenion gewidmet:

„Wie mit Zank und mit Schweiß die Toren nur alle sich aufblähn,
Schreitet mit Ernst er allein, Isis, zu deinem Altar."

Hermbstädt kam, unverdient, sehr viel schlechter bei ihm weg:

„Fahre nur fort, zu verpuffen mit Spießglanz Deinen Salpeter,
Bis in der Technologie endlich Du selber verpuffst."

Gewichte mitzuarbeiten. Das Urteil Humboldts über ihn in einem Briefe an Wolf vom Sommer 1809, er sei eigensinnig, spitzig und nicht immer sehr artig, wird einigermaßen, wie aus den Fakultätsakten späterer Jahre, so auch aus der Korrespondenz mit der Kommission über seine Anstellung bestätigt, in der beiderseits ein sehr gereizter Ton angeschlagen wurde. Trotzdem Tralles, wie wir sahen, die Ernennung zum Ordinarius abgelehnt hatte, erhielt er nämlich dennoch am 28. Juli die Aufforderung, die Titel seiner Vorlesungen einzuschicken. Da er nun auf seine Remonstration gegen die Ernennung eine Verfügung erhalten hatte, in der es zwar ausgesprochen war, daß er die Professur nicht ablehnen könne, im übrigen aber es ihm freigestellt sei, zu lesen oder es zu unterlassen, so fragte er an, welche Verfügung er denn auf sich beziehen solle, die erste oder die zweite; worauf die Kommission die von Schleiermacher entworfene feine Antwort gab, er sei zwar von der Pflicht zu lesen entbunden, aber nicht von dem Rechte, Vorlesungen zu halten, und darum habe man die Aufforderung an ihn gerichtet. Schließlich gab er sich zufrieden und sandte seine Vorlesungen ein; die Wohnung in der Universität wurde ihm eingeräumt, auch ein kleines Gehalt gegeben, und später hat er als Direktor der Prüfungskommission eine Position erhalten, die seinem Ehrgeiz genügte. Neben Tralles besaß die Akademie, von ihren Physikern und den Astronomen Bode und L. Ideler abgesehen, als Mathematiker noch Eytelwein, Gruson und Burja, die als Akademiker nach der allgemeinen Bestimmung sämtlich zum Halten von Vorlesungen an der Universität berechtigt waren. Doch hatte die Kommission die Aufforderung dazu nur an Eytelwein ergehen lassen, den Direktor der Bauakademie, ohne Frage der bedeutendste unter den dreien. Schon Wolf hatte ihn in der Liste, die er im September 1807 an Beyme sandte, als einen der zukünftigen Lehrer angeführt, während er bei Burja und Tralles ein Fragezeichen gemacht, Gruson aber überhaupt nicht erwähnt hatte. Die Verdienste Eytelweins lagen freilich wesentlich auf praktischem Gebiet. Die Regulierung der Oder, der Warthe und anderer Flüsse, Hafenbauten, die Bestimmung eines definitiven Gewichtes und Maßes haben ihm Namen und Stellung im Staate gebracht. Aber auch die zahlreichen Lehrbücher, die man ihm verdankt, wie das mehrfach aufgelegte „Handbuch der Mechanik fester Körper und der Hydraulik“ (1801), sowie seine Abhandlungen in der Akademie zeigen durchweg eine gute Ableitung der theoretischen Formeln und sind für zwei Generationen Hülfsmittel für die auf die wirkliche Ausführung angewandten Theorien geworden.[1] Damals schon ein angehender Fünfziger (geboren in Frankfurt a. O. 1761), hat er in der Akademie und in seinen amtlichen Stellungen Jahrzehnte gewirkt; der Universität aber ist er bald wieder untreu geworden. Gruson und Abel Burja waren wieder Söhne der Kolonie. Gruson

1) So Encke in der Gedächtnisrede der Akademie.

hatte sich Hoffnung gemacht, eine Professur, wenn auch nur eine außerordentliche und gering dotierte, zu erhalten, und versuchte mehrfach mit Hülfe Dohnas und Hardenbergs, dem er persönlich bekannt war, die Herzen der Kommissionsmitglieder zu erweichen. Aber diese ließen sich nicht gewinnen; sie erklärten wiederholt sowohl dem Bewerber als dem Staatskanzler, daß für die Mathematik bereits hinlänglich gesorgt sei. Gruson fehlte es nicht an Erfindungsgabe und ausgebreiteter Bildung. Sein Neffe Karl Rosenkranz, der als Student in seinem Hause gewohnt hat und dem alten Herrn, der sich durch Hegels Herrschaft in seinen kantischen Überzeugungen nicht stören ließ, sehr nahe gekommen ist, glaubt sagen zu dürfen, daß er ursprünglich eine genialische Natur gewesen sei.[1] In der Armee ward sein System einer Geheimschrift seit 1813 gebraucht, und seine Methode, die Lastenzahl der Seeschiffe zu bestimmen, war in allen preußischen Häfen eingeführt. Er war begeistert für sein Fach, eine lebendige und heitere Natur, auch literarisch gar nicht untätig. Aber die Pflicht, für seine überaus zahlreiche Familie zu sorgen, hatte ihn, nach dem Verlust seines Vermögens bei der französischen Invasion, dahin gebracht, zu der Professur an der Kadettenanstalt, die er seit den 80er Jahren innehatte, noch mehrere andere Lehrstellen und dazu noch Privatstunden zu übernehmen, so daß ihm nur die Sonntage für seine Wissenschaft frei blieben. Er hat mathematische Handbücher geschrieben, die auch bei Gymnasien eingeführt waren, aber den Ruhm einer Akademie, welche einen Euler und Leibniz besessen hatte, nicht gerade erhöht haben; und in ihrer Geschichte hat er nur dadurch einen gewissen Namen erlangt, daß er ihr langlebigstes Mitglied geworden ist; er hat ihr fast 60 Jahre lang, von 1798 ab, angehört. Das Ziel, das er bei der Gründung der Universität anstrebte, hat er noch erreicht, aber auch nicht mehr; und zunächst konnte er nur das Recht zu lesen ausüben, das ihm seine Stellung an der Akademie gewährte. Burja hatte neben der Mathematik die Theologie zu seinem Berufe erwählt; er war in Petersburg in seiner Spezialwissenschaft Lehrer und zugleich französisch-reformierter Prediger gewesen und hatte auch in Berlin, wo er am französischen Gymnasium unterrichtete, diese Doppelstellung behalten. Sein Ehrgeiz war nicht so hoch gespannt wie der seines Kollegen; jedoch erbot auch er sich unaufgefordert am 27. August, Vorlesungen zu halten, was die Kommission dankend und mit der Bemerkung, daß sie schon im Begriff gewesen wäre, ihn einzuladen, annahm.[2] Ein besseres Los als diesen beiden war Bode gefallen: von frühen Jahren ab gehörte er ganz der Akademie und konnte alle seine Zeit ihren Arbeiten widmen, Bode.

1) In seinen Erinnerungen „Von Magdeburg bis Königsberg“, S. 156.

2) Wie wenig Burja sich seiner Aufgabe als Mitglied der mathematischen Sektion in der Akademie gewachsen fühlte, zeigte er 1811, als er den Antrag stellte, in die literarische Klasse übergeführt zu werden, was abgeschlagen wurde. Geboren am 30. August 1752, starb er am 16. Februar 1816. Der Akademie gehörte er seit 1789 an. Harnack, I. 656.

die seinen Namen unter die Ersten seines Faches erhoben haben. Auch er reihte sich unter die lesenden Mitglieder der Akademie ein, ohne den Ehrgeiz, an der Universität sich eine besondere Stellung zu machen, entwickeln zu brauchen.

Illiger will nicht lesen, und Lichtenstein tritt für ihn ein.

Eine Enttäuschung bereitete der Kommission Illiger, der, sei es aus angeborener Abneigung oder im Gefühl seiner Kränklichkeit, sich durchaus weigerte, das Fach, das er in der Einrichtung seines Museums so vortrefflich ausübte, an der Universität lehrend zu vertreten. Jedoch bot sich bereits in seiner Umgebung selbst ein Ersatz. Es war Lichtenstein, der seit einem halben Jahre in Berlin das Collegium medico-chirurgicum besuchte. Lichtenstein stammte aus akademischen Kreisen; er war der Sohn des Orientalisten, der als Abt und Professor seit 1799 zu Helmstedt lehrte. Vorher war derselbe in Hamburg gewesen, und hier hatte der Sohn Martin Karl Hinrich das Licht der Welt erblickt (10. Januar 1780). Zur Zoologie war dieser in jungen Jahren, und zwar auch er durch den Grafen Hoffmannsegg, gebracht worden, ohne jedoch zunächst sein Leben darauf gründen zu wollen. Er hatte 1802 in der medizinischen Fakultät zu Helmstedt promoviert. Ein unüberwindlicher Drang, so erzählt er selbst, seine Kraft in den Abwechslungen und Mühseligkeiten eines größeren und freieren Lebens zu versuchen, wie weite Reisen durch fremde Himmelsstriche es böten, und der Wunsch, ein Land zu kennen, das seit seinen Knabenjahren seine Einbildungskraft, seit dem reiferen Jünglingsalter seine Wißbegierde erfüllt habe, bestimmten ihn, dem Gouverneur der Kapkolonie, General Janßen, der vor seiner Abreise einen Erzieher und Lehrer für seinen dreizehnjährigen Sohn suchte, seine Dienste anzubieten.[1] Nicht also als Arzt, wie man sonst liest, sondern als Hauslehrer ist Lichtenstein nach Afrika gegangen. Auch hat er hier nicht sogleich kriegerische Abenteuer gefunden, wenn sie ihm auch später nicht erspart geblieben sind. Es war die Zeit des Friedens von Amiens, und längere Zeit blieb die Kolonie, auch nachdem der Krieg zwischen Napoleon und England wieder ausgebrochen war, in den Holland als Vasallenstaat Frankreichs mit verwickelt wurde, von Angriffen frei, so daß die Reisen, welche Lichtenstein im Gefolge des Generals durch Afrika gemacht hat, ausgeführt sind, während noch die Waffen ruhten. Erst im Jahre 1805 wurde der Angriff von den Engländern gemacht, der den Gouverneur sehr bald zur Kapitulation brachte und ihn zwang, nach Holland zurückzukehren. So war auch Lichtenstein wieder in seine Heimat zurückgekommen, um auf dem Carolinum in Braunschweig und auf den Universitäten zu Göttingen und Jena seine Studien fortzusetzen und die Ergebnisse seiner Reisen für den Druck vorzubereiten. Da das Werk in zwei Bänden 1811 in Berlin erschienen ist, war er wohl auch deshalb dorthin gegangen, wenn ihn nicht schon der Gedanke geleitet hat,

1) In der Einleitung zu seinen „Reisen im südlichen Afrika“ I, 5. Als Titelkupfer sein Bild.

durch die Verbindung mit seinen Braunschweiger Freunden an der Universität selbst eine Anstellung zu finden, ja vielleicht die Lehrtätigkeit, die Illiger ausgeschlagen, zu übernehmen. Jedenfalls erklärte er sich auf die Aufforderung der Kommission vom 30. August ohne langes Zögern bereit, „während seines fortgesetzten Aufenthaltes in Berlin“ über Säugetiere, Amphibien und Vögel zu lesen, und so kam sein Name schon im ersten Semester in den Katalog. Sein Aufenthalt in Berlin hat sich dann um beinahe ein halbes Jahrhundert fortgesetzt. Bis an seinen Tod ist er der Unsrige geblieben. An wissenschaftlicher Bedeutung steht er hinter Illiger zurück. Jedoch hat auch sein Leben ganz dem Museum angehört, das ihm nach Illigers frühem Tode anvertraut wurde, und überhaupt dem Sammeln und Ordnen, für das er ein leidenschaftliches Interesse und ein nicht geringes Geschick bewiesen hat. Wir werden noch sehen, wie gerade diese Vorliebe ihn auch in den allgemeinen Geschäften der Universität und sogar in ihren äußerlichen Angelegenheiten, wie Beleuchtung der Auditorien und Aufrechterhaltung der Hausordnung, zum Vertrauensmann des Senates und des Ministeriums gemacht hat. Lange Jahre hat er auch die Geschäfte als Regierungsbevollmächtigter an der Universität geführt. Seine Grundsätze in der Museumsverwaltung sind von seinem Nachfolger angegriffen worden. Dieser Tadel ist bis heute, und wohl nicht mit Unrecht, auf ihm sitzen geblieben. Zunächst aber verdankt doch vor allem seinem formalen Geschick und dem praktischen Sinn, den der Sohn Hamburgs aus seiner Heimatstadt mitgebracht und auf seinen Reisen ausgebildet haben mochte, das Museum die rasche und glänzende Entwickelung, die seine aus so vielen Bruchstücken überallher zusammengesetzten Sammlungen nach wenigen Jahren in eine Reihe mit den vornehmsten Europas stellte. Bei der Armut des Staates oder der Geringfügigkeit der Mittel, welche die Regierung in den folgenden Dezennien für wissenschaftliche Zwecke übrig hatte, war es kaum anders möglich, etwas vor sich zu bringen, als durch Anstellung halb gebildeter Kräfte und die Zusammenraffung verschiedenartiger Materialien. Jedenfalls hat Lichtenstein in den ersten Jahrzehnten unermüdlich an der Bereicherung des Museums gearbeitet; und wenn er in seiner späteren Zeit darin erlahmte und sein Interesse, besonders nachdem ihm im Jahre 1843 auch noch die Direktion des zoologischen Gartens übertragen war, nicht mehr so lebhaft war, wie früher, darf ihm doch der Ruhm, der Organisator, ja man kann wohl sagen der eigentliche Begründer des zoologischen Museums gewesen zu sein, kaum bestritten werden.[1]

Willdenow.

Das Schicksal fügte es, daß Lichtenstein zu Willdenow in ein ähnliches Verhältnis trat wie zu Illiger, insofern er nach dessen ebenfalls allzu frühem

1) Näheres in dem Bericht über das Museum (von Herrn Brauer) in der Geschichte der Institute.

Tode auch noch die Leitung des Botanischen Gartens für ein paar Jahre auf seine stärkeren Schultern nahm. Während aber Illigers Kränklichkeit sogleich Schlimmes befürchten ließ, hätte bei Willdenow im Sommer 1810 niemand ahnen können, daß er der jungen Universität, deren Glanz und Namen er wie wenig andere erhöhen zu sollen bestimmt schien, so bald entrissen werden würde. Geboren zu Berlin am 22. August 1765, war er von Kindheit auf in seinen Beruf hineingewachsen. Sein Vater war Apotheker; Gleditsch, der langjährige und verdiente Direktor des Botanischen Gartens, sein Oheim und Lehrer; Klaproth sein väterlicher Freund. Jedoch hatte er anfangs sein Leben nicht lediglich auf sein Lieblingsstudium gründen wollen, welches von je alle seine Mußestunden ausfüllte, sondern er begann als Lehrling in der väterlichen Apotheke. Auf der Apothekerschule in Langensalza fortgebildet, wandte er sich nach bestandener Prüfung Ostern 1785 in Halle der Medizin zu, wo er 1789 promovierte, und ließ sich hierauf in Berlin als Arzt nieder. In demselben Jahre wurde er als Professor der Naturgeschichte an dem Collegium medico-chirurgicum angestellt; denn er war nicht bloß in der Botanik, sondern auch in Mineralogie und Zoologie wohl beschlagen. Zwei Jahre vorher war sein erstes Buch erschienen, die „Berliner Flora“ oder der „Prodromus florae Berolinensis“. 1792 erschien der „Grundriß der Kräuterkunde“, den er auf den botanischen Exkursionen, die er mit seinen Schülern in der Umgebung Berlins ausgeführt hatte, aufbaute, ein oft aufgelegtes Buch, von dem auch mehrere Übersetzungen erschienen sind. In demselben Jahre ward er Botanist der Akademie der Wissenschaften und öffentlicher Lehrer der Botanik bei dem Forstdepartement und der Pepiniere. Der Botanische Garten, damals noch unter der Leitung von J. Ch. A. Meyer, war seit Jahrzehnten in tiefen Verfall geraten. Erst als Willdenow nach dem Tode Meyers 1801 die Direktion übernahm, begannen für ihn bessere Zeiten. Größere Mittel und mehr noch die unermüdliche Tätigkeit Willdenows erhoben ihn in wenigen Jahren auf eine Höhe, auf der er den Vergleich mit dem Jardin des plantes in Paris nicht zu scheuen brauchte. Hand in Hand mit der unausgesetzten Arbeit für den Garten gingen die literarischen Werke, welche Willdenow schuf. 1796 kam die erste Auflage seiner „Berlinischen wilden Baumflora und ihre Anweisung zur Kultur“ heraus. Alle darin beschriebenen Arten, bis 1811 770, waren unterdessen im botanischen Garten vertreten. 1797 veröffentlichte er den ersten Teil seiner „Species plantarum“, von der im Jahre 1810 der 9. Band erschien, ein Werk, durch das er das Übergewicht über alle Botaniker seiner Zeit erhielt. Unter den anderen Arbeiten nennen wir den ersten Teil des „Hortus Berolinensis“ 1806; der zweite, 1809 erschienen, gab eine vollständige Übersicht aller in Schöneberg kultivierten Gewächse. Mit Recht ist Willdenow als der eigentliche Schöpfer des Gartens gefeiert worden, der, wie sein Nachruf sagt, vorher eine den Namen eines Gartens nicht verdienende Wüste gewesen war. Während aber

sein Name über alle Weltteile hin genannt wurde — schon 1790 taufte ein Fachgenosse in Stockholm eine Pflanze vom Kap nach ihm —, blieb er dem Berliner Boden, mit dem er ganz verwachsen war, getreu. Seine liebste Lektüre waren Reisebeschreibungen: aber er selbst blieb daheim, während sein Jugendfreund Alexander von Humboldt auf seine großen Entdeckungsfahrten in der Neuen Welt auszog. Statt dem Antrag, an der russischen Weltumsegelung 1789 teilzunehmen, zu folgen, machte Willdenow Hochzeit mit Jungfrau Henriette Luise Habermaß. Er hat vor dem Jahre 1810 nur eine Reise gemacht, die ihn nach Wien und durch die Alpen nach Norditalien zu dem berühmten Garten von Padua führte. Seine Korrespondenz umspannte die Erde, und von allen Seiten schickten ihm seine Freunde und Kollegen Pflanzen zu: ihm aber war es genug, seinen Garten, seine „Puppe“ nannte er ihn, mit den Schätzen ferner Zonen zu schmücken. Ein rechter Vertreter des alten Berliner Geistes, wie ihn uns Chodowieckis feiner Stift abgeschildert hat, in seiner heiteren Behaglichkeit und dem bescheidenen Lebensgenuß, womit sich doch so viel Gutherzigkeit und Freimut und heller, tapferer Sinn gegenüber den tieferen Problemen des Lebens und Erkennens verband. Auch in den Stürmen des Jahres 1806 blieb Willdenow der treue Hüter seines Gartens, und es gelang ihm, dem der Garteninspektor Otto tapfer zur Seite stand, seine Schätze im wesentlichen unberührt zu erhalten. Zwar wurde Otto gänzlich ausgeplündert, ja er kam sogar einmal in die Gefahr, erschossen zu werden, und von den Pflanzen mußten mehrere die Reise nach Paris antreten. Aber keine Spezies war verloren gegangen, und schon im folgenden Jahre war der Garten, wie Willdenow seinem Freunde, dem Geheimrat v. Altenstein, der selbst ein eifriger Botaniker war, nach Memel schrieb, schöner und pflanzenreicher als je.[1] Die Begründung der Universität schien das Glück des bescheidenen und liebenswürdigen Gelehrten vollkommen zu machen. Er war sofort bereit, die Professur an der Universität anzunehmen, und nur die Freundschaft gegen Alexander von Humboldt war es, was ihn zunächst noch davon zurückhielt. Denn er mochte Humboldts Bitte, ihm bei der Ausgabe seiner „Nova genera et species plantarum“ zu helfen, nicht abschlagen und begab sich daher auf seine zweite Reise, die ihn durch Holland und Belgien nach Paris führte. Sie ward sein Verhängnis. Als er im nächsten Frühjahr heimkam, brachte er den Keim der Krankheit mit sich, die ihn im Laufe eines Jahres ins Grab brachte.

Zeune.

Auch für die Geographie gab es in Berlin einen Vertreter, Johann August Zeune, und es wäre vielleicht schwer gewesen, für diese Wissenschaft, deren Begriff kaum entdeckt war und an die man an den Universitäten noch kaum gedacht hatte, einen anderen Anwärter zu finden. Zeunes Verdienste lagen freilich auf einem ganz anderen und mit der Wissenschaft gar nicht

1) Urk.

verbundenen Gebiete. In den Unglückstagen Preußens, am 13. Oktober 1806, hatte er die Blindenanstalt in Berlin eröffnet, die seinen Namen tausendfach gesegnet und der er ein ganzes Leben in warmer Hingebung gewidmet hat. Doch hatte gerade der Blindenunterricht sein Interesse für die Geographie, deren Geschichte schon seine Dissertation (Wittenberg 1802) zum Gegenstande gehabt hatte, neu belebt. Er hatte ihm den Gedanken eingegeben, einen Reliefglobus, die „Tasterdkugel“ oder den „Blindenerdball“ nannte er ihn selbst, aus gepreßtem Holz herzustellen. So trug er jetzt der Kommission, die ihn ihrerseits schon ins Auge gefaßt hatte, den Wunsch vor, geographische Vorlesungen, die er schon in Wittenberg, wo sein Vater Professor der Philologie gewesen war, gehalten hatte, an der neuen Universität anzukündigen, wofür er auch auf den Versuch einer wissenschaftlichen Erdkunde, den er 1808 in der Gäa gemacht hatte, hinweisen konnte. Sein Anerbieten ward nicht nur angenommen, sondern die Kommission bot ihm, allerdings ohne Gehalt, ein Extraordinariat seines Faches an (28. August), zu dessen Annahme er sich gern bereit erklärte. Das ist denn freilich alles, was er an akademischen Ehren erreicht hat. Lange Jahre hat er in dieser Stellung ausgehalten, ohne daß ihm das Ministerium ein Gehalt bewilligt hätte, wie oft er auch unter Hinweis auf jenes Schreiben darum bat. Er hatte zunächst das Unglück, durch seine politische Haltung das Mißfallen der Regierung zu erregen, dann aber das noch größere, daß mit dem zweiten Jahrzehnt der Universität der Gründer der wissenschaftlichen Geographie, Karl Ritter, an die Universität gelangte. Und das gleiche Schicksal traf ihn in der anderen Richtung seiner Studien, die er mit derselben Begeisterung, aber auch dem gleichen Dilettantismus trieb, der germanischen Philologie. Ein Abkömmling, wie er wähnte, mütterlicherseits von den Rittern von Eschenbach, hatte sich der phantasiereiche Mann schon in seiner Jugend für die Blütezeit der mittelalterlichen deutschen Poesie begeistert und hat so auch dieses Fach an der Universität vertreten, lange allein, dann aber an der Seite von Lehrern, die wiederum mehr inneren Beruf dafür besaßen als er. Dennoch dürfen wir schon hier darauf hinweisen, daß die naive Begeisterungsfähigkeit, welche Zeune in allem, was er war und trieb, an den Tag legte, auch auf diesem Felde ihm einen großen Wirkungskreis verschafft hat, wenigstens solange noch die vaterländische Bewegung in der deutschen Jugend hohe Wellen schlug; außer Fichte, in dessen Hause er intim verkehrte (er war der Lehrer seines Sohnes und hat ihn selbst in den romanischen Sprachen unterrichtet), ward niemand von den Studenten lieber gehört. Hunderte von Zuhörern haben seinen Vorlesungen über das Nibelungenlied gelauscht.

Zu den Studienfächern, auf die im alten Preußen großer Wert gelegt worden war, gehörte das der Staatswissenschaften oder, wie sie recht in seinem Geiste genannt zu werden pflegten, der kameralistischen Disziplinen. Man ver-

H. Zeune: Denkschrift über die Professur der Staatswissenschaften.

stand darunter eine Summe von Einzelkenntnissen, welche, ohne rechte innere Verbindung untereinander zu besitzen, für die Verwaltung wichtig erschienen, und deren Erlernung daher von der Regierung wiederholt dringend eingeschärft wurde. Massow hatte besonders auf diesem Gebiete seine Reformabsichten zu verwirklichen gesucht. Auf seine Veranlassung wurden noch 1806 von allen Universitäten Studienpläne eingefordert, welche den Umfang dieser Disziplinen definierten und als Norm für die öffentliche Prüfung gelten sollten. Danach gehörte zur vollständigen Bildung eines Kameralisten außer der Jurisprudenz und den allgemeinen Vorbereitungskenntnissen so ziemlich alles das, was heute auf technischen Hochschulen samt den landwirtschaftlichen Akademien gelehrt wird. Schon die Hülfswissenschaften umfaßten ein Gebiet von dem Umfang einer halben Fakultät. Die Denkschrift, welche von Königsberg eingesandt wurde, und die auf keinen Geringeren als Kraus zurückgeht, bezeichnet als Teile derselben: die Naturgeschichte, theoretische und experimentelle Physik, die mechanischen und technischen Gebiete der angewandten Mathematik und die Experimentalchemie. Danach kamen erst die eigentlichen Kameralwissenschaften. Kraus teilte diese in einen materialen und einen formalen Teil. Zu jenem rechnete er Gewerbekunde, wozu noch Landwirtschaftskunde, Technologie und Handlungswissenschaften gehörten. Unter dem formalen Teil begriff er die Staatswissenschaft im engeren Sinne, d. h., wie seine umständliche Definition lautet, „die Analyse der Natur und der Ursachen des nationalen und Staats-Vermögens und -Einkommens samt der Darstellung des Zusammenhanges aller darauf sich beziehender Grundsätze überhaupt, als auch in Hinsicht auf die drei in dem materialen Teil enthaltenen Zweige im besonderen". Als zwei besondere Zweige nannte er ferner die Finanzwissenschaft, d. h. die Wissenschaft von den Bedürfnissen und Hülfsquellen des Staates, und die Polizeiwissenschaft, als die Darstellung der Veranstaltungen und Maximen zur Handhabung der durchgängigen inneren und äußeren, öffentlichen und privaten Sicherheit. Es gab Professoren, die in ihrem Kursus sämtliche Hülfs- und Hauptwissenschaften aus eigener Kraft bestritten. Kraus selbst hat als Lehrer der „praktischen Philosophie" regelmäßig alle Halbjahr von den drei Kollegien der Gewerbekunde, der Staatswissenschaft und der Polizei- und Finanzwissenschaft, die er zusammenfaßte, wenigstens eins, bisweilen zwei zugleich gehalten; ob es ihm gelungen sei, nützlich zu sein, so schließt er mit dem verhaltenen Stolz der Bescheidenheit sein Gutachten, das müßten seine Lehrlinge sagen, deren er bereits nicht wenige im Dienste der preußischen Kammer zähle.

Humboldt, der in Frankfurt ganz auf die alte Weise für die Staatsverwaltung vorbereitet war, hatte, wie bereits bemerkt, auch die Pflege dieser Disziplin sogleich sehr ernstlich ins Auge gefaßt, besonders im Hinblick auf die vielen Hülfsmittel, welche gerade für sie die Hauptstadt des Staates darbot.[1] Indessen ging

1) Vgl. die Denkschrift vom 23. Mai.

er nur zögernd an die Besetzung des Faches heran. Bittgesuche, die von außen kamen, von dem Braunschweiger Professor Kunz und von Prof. Weber in Frankfurt, hatte er bereits im Winter abgelehnt. Nun war, wie gesagt, in unmittelbarer Nähe ein Mann, der ganz den Geist und die Kenntnisse wie auch die Erfahrungen besaß, deren es hier bedurfte. Das war Johann Gottfried Hoffmann, der, in frühen Jahren nach Königsberg verschlagen, dort in praktischen Stellungen verschiedener Art tätig gewesen, 1803 von Auerswald für den Staatsdienst gewonnen und 1807 in Königsberg Nachfolger von Kraus geworden war, um nach der Reorganisation als Staatsrat unter Schön in der Sektion für gewerbliche Angelegenheiten wieder in den öffentlichen Dienst zu treten. So war er mit der Regierung nach Berlin gekommen. An ihn wandte sich Humboldt, gleichzeitig wie an Schleiermacher in betreff der Theologie, mit der Bitte, ihm einen Studienplan für seine Wissenschaft zu entwerfen. Diese Denkschrift, welche Köpke ebenfalls abgedruckt hat, ist im Gegensatz zu der Auffassung der kameralistischen Disziplin, wie sie in den früheren Studienplänen uns entgegentritt, für den Geist ihres Verfassers höchst charakteristisch. Der alte Staat hatte nur Beamte bilden wollen. Hoffmann dagegen denkt, und wir erkennen darin die Verwandtschaft mit den Ideen Humboldts und Schleiermachers, in erster Linie an die Bildung der Nation, welche noch vor dem Staate da ist und deren Geist in ihm lebendig werden muß. „Es ist", so beginnt er, „das eigenste Interesse des Staates, den gebildeten Teil dahin zu leiten, das öffentliche Interesse zu einem besonderen Gegenstande seines Nachdenkens und seiner Beobachtungen zu machen und gebildete Staatsmänner für den öffentlichen Dienst heranzuziehen." „Je mehr der öffentliche Dienst zwischen Schematismus und Willkür schwankt, desto unerläßlicher ist es, dafür zu sorgen, daß eine wohlgegründete und durch ein gesetzliches Organ ausgesprochene öffentliche Meinung ihn orientiere." Ob dieses Organ eine zweckmäßig kombinierte Nationalrepräsentation oder die Preßfreiheit oder beides zugleich sei, erscheine ziemlich gleichgültig. „Es kommt nur darauf an, daß der Regierung die lebendige Überzeugung einwohne, sie organisiere methodisch ihren eigenen Untergang, wenn sie sich dem Schatz von Belehrungen und Zurechtweisungen verschließt, der aus der Masse der Nation ihr zukommen könnte, wenn in dieser ein konsequentes Erforschen ihres eigenen Interesses aufgeregt wäre." Hoffmann spricht von der unsäglichen und unseligen Einseitigkeit, welche die Regierung selbst in einzelne feindselige Behörden zersplittere, ihr Einheit, Stärke und Achtung raube und besserer Erfolge würdige Kräfte zu einem armseligen Federgefechte mißbrauche. Diese Übel werde der Diener des Staates um so mehr vermeiden lernen, je mehr er durch seine ganze Bildung gewohnt sei, den Staat als ein organisches Ganzes zu betrachten, die Unterordnung der einzelnen Zwecke, welche derselbe sich vorsetzen könne, zu überblicken, und insbesondere wohl zu unterscheiden, welche dieser Zwecke bloß Mittel für höhere Zwecke seien und

was denn endlich das nähere und entferntere Ziel der Wirksamkeit dieses so vielfältigen Körpers sei. Von solchen Gesichtspunkten aus gelangt Hoffmann dazu, von dem Gebiete der eigentlichen Staatswissenschaften alle jene technischen Einzelkenntnisse zu trennen, die noch ein Kraus als den materialen Teil in dem Rahmen des kameralistischen Unterrichts hatte festhalten wollen, welche Hoffmann selbst aber als den ökonomischen Teil der Staatswissenschaften bezeichnet, während er der Polizeiwissenschaft den Anspruch auf eine Professur abspricht und sie höchstens in der Verbindung mit der Professur der Staatswissenschaft und um ihrer negativen Aufgabe willen gelten lassen will. Es ist wesentlich das, was Kraus als den formalen Teil der kameralistischen Wissenschaft hingestellt hatte, worin Hoffmann das Ziel der auf den Staat und seine Leitung gewandten Wissenschaft erblickt. Auch in dieser Begrenzung aber faßt er das Thema anders an als sein Königsberger Lehrer und Amtsvorgänger. Denn er legt fast den Hauptton auf den historischen Teil seiner Disziplin, der in der Denkschrift von Kraus ganz zurücktritt, und neben dem Hoffmann nur den statistischen Teil (unter den er auch die Finanzwissenschaft zu rechnen scheint) gelten läßt. Es sind Göttinger Gedanken, die er vorträgt. Schlözer ist sein Vorbild; die Verschmelzung beider Elemente in sich darzustellen, so daß keines ein unstatthaftes Übergewicht erhalte, erscheint ihm als das Ideal eines Lehrers. „Solange indessen", bemerkt er, „Natur und Kunst den verewigten Schlözer nicht wieder ersetzt haben, muß ich daran verzweifeln und nur wünschen, daß die Universität einen aufgeklärten Publizisten und einen gründlichen Statistiker erhält." Und so müsse es dem Nachdenken der Jünglinge, genährt durch den Geist einer gewählten Lektüre und orientiert durch die einzelnen treffenden Bemerkungen, welche Vortrag und Umgang gelegentlich spenden, vorerst überlassen werden, beiderlei Stoff zu einem fruchtbaren Ganzen zu verarbeiten. Wenn Hoffmann nun auch die ökonomischen Fächer der Professur der Staatswissenschaften (worunter, wie er definiert, sowohl Nationalökonomie als Finanzwissenschaft zu begreifen sei) entzieht, so will er diese doch nicht den Studierenden verschließen. Sie könnten, meint er, wohl in den Rahmen des Unterrichts aufgenommen werden; aber es sei nicht nötig, bestimmte Professuren für eins dieser Fächer aufzustellen. Er will überhaupt keine Professuren dafür haben. Soweit der Kameralist die Landwirtschaft nötig habe, möge er ein Jahr in dem nahen Thaerschen Institut verleben. Neben etwas so Trefflichem und Vollendetem dürfe man nichts Mittelmäßiges und Halbes aufstellen. Ebenso meint er, daß auch auf die Forstkunde, den Bergbau und die „ökonomische Baukunst", über die ja auch (wenigstens sei das vormals geschehen) in Berlin Vorlesungen gehalten würden, nur im Lektionskatalog hinzuweisen und dafür zu sorgen sei, daß sie nicht etwa ausfielen. Der Titel eines außerordentlichen Professors und eine Pension könnten für die betreffenden Lehrer genügen; oder noch besser wäre es vielleicht, damit die Sache nicht Nebengewerbe

würde, sondern reine Liebhaberei bleibe, solche Vorlesungen jährlich bei frei gewählten Geschäftsmännern zu bestellen und eine Remuneration dafür außer dem Honorar auf den Etat zu übernehmen. Die Technologie wünschte er nach ihren beiden Seiten, der Chemie und der Mechanik, unter die vorhandenen Vertreter dieses Faches, von denen er Hermbstädt für die Chemie nennt, zu verteilen, ebenso auch die Handelswissenschaft, für die er Heineccius nennt. Ihm schien diese freie Art des Unterrichts wirksamer zu sein, als einen stumpf gewordenen mittelmäßigen Lehrer dafür anzustellen; und vielleicht käme man durch solches Tasten an einen Mann, der durch seine Lehrtätigkeit so viel Interesse gewinnen und einen solchen Ruf erwerben könnte, um ihn der Aufnahme unter die ordentlichen Professoren würdig zu machen. Indem er dann zur Frage der Besetzung überging, enthielt er sich eines bestimmten Vorschlages. Er nennt Adam Müller und Schmalz, aber nur um sie zu verwerfen. Denn der eine habe sich durch seine staatswissenschaftlichen Vorlesungen nicht dazu legitimiert.[1] Schmalz aber empfehle seine unbedingte Anhänglichkeit an das physiokratische System auch nicht; es sei in der Tat auffallend, daß ein so guter Kopf nicht Kraft genug habe, sich von einer so höchst einseitigen Theorie loszuwinden. Er riet, einen Mann zu wählen, der mehr Kritiker als Systematiker sei. „Der vorschnellen Jugend möchte wohl am meisten damit gedient sein, daß man sie prüfen, zweifeln und des kommenden Tages harren lehre."

Man irrt vielleicht nicht, wenn man für diese Zurückhaltung persönliche Motive annimmt. Hoffmann hatte schon im April auf seinen ausdrücklichen Wunsch, den Humboldt ihm gern gewährte, die Erlaubnis erhalten, gleich in diesem Sommer freie Vorlesungen in dem zur Universität bestimmten Palais des Prinzen Heinrich zu halten, die er dann bis in den Herbst fortgesetzt hat. Wenn er nun in seiner Denkschrift gleich zu Anfang der Universität zwei Lehrer wünscht, einen Publizisten und einen Statistiker, so liegt die Annahme nahe, daß er bei der zweiten Stelle an sich selbst gedacht hat, und daß er damit eben hat andeuten wollen, daß er für eine solche Aufgabe vielleicht zu haben sei. Dennoch spricht er am Schluß nur von einer Professur, wohl weil Humboldt nur an die eine Stelle dachte.

Antrag an Sartorius.

Jedenfalls sah die Kommission zunächst von ihm ab und faßte Sartorius, also einen Göttinger, der als Schüler Spittlers und Heerens wie auch Schlözers selbst die historische Richtung der Staatswissenschaft besonders ausgebildet hatte, ins Auge. Georg Sartorius, geboren zu Kassel am 25. August 1765, hatte seinen Ruf durch die Propaganda, die er für Adam Smith gemacht hatte, begründet. Seit 1802 Ordinarius an der Georgia Augusta, der er, ursprünglich

1) Er meint die Vorträge, welche Müller im Sinne der Adelsfronde gegen die Reformgesetzgebung gehalten und die ihn im Winter in einen sehr scharfen Konflikt mit der Sektion gebracht hatten. Darüber siehe die Korrespondenz im Urkundenbande.

Theologe, von Beginn seiner Studienzeit angehörte, nahm er in der gelehrten Welt eine Stellung ein, die er weniger seiner wissenschaftlichen Bedeutung als seiner formalen Begabung verdankte. Weder als Historiker noch als Nationalökonom ist er jemals original gewesen. Er war in beiden Fächern abhängig von seinen Vorgängern oder Lehrern, von Adam Smith so sehr, daß die Werke, die er in seinem Sinne schrieb, kaum mehr als Auszüge waren, in denen auch die Fehler des großen Schotten wiederkehrten. Er war auch nicht eigentlich geistreich, wohl aber lebendig, leicht angeregt und dadurch auch als Lehrer anregend und gern gehört, obschon nirgends in die Tiefe der Forschung einführend. Sein Ansehen war so bedeutend, daß die Kommission ihn nur durch ein sehr hohes Anerbieten glaubte gewinnen zu können. Sie bot ihm nicht bloß die Professur der Statistik und Kameralwissenschaft mit einem Gehalt von 1000 Talern, sondern auch die Stelle eines Staatsrates in der Sektion für das Unterrichtswesen, für die nochmals 1500 Taler angesetzt wurden (20. Juni). Sartorius hat immer in dem Ruf gestanden, daß selbst er seine Eigenschaften höher einschätze als andere. Die Antwort, die er der Kommission zuteil werden ließ, bestätigt diese Überlieferung. Er zeigte sich durchaus geneigt zu kommen, stellte aber Bedingungen, wie sie sonst keiner verlangt hatte, nicht bloß in bezug auf sein Einkommen, das er für Berlin auf mindestens 4000 Taler anschlug, sondern auch für seine sonstigen Positionen: er müsse wünschen, auch noch Mitglied der Finanzsektion zu werden, wobei er jedoch von der gemeinen Aktenarbeit befreit zu bleiben hoffe, damit er sich ganz der Wissenschaft hingeben könne, und jedenfalls die Mitgliedschaft in der Akademie erhalten. In der Lebensbeschreibung, die von der Hand seiner Gattin nach seinem Tode erschienen ist, wird angedeutet, daß er den Antrag nach Berlin abgelehnt habe, und als Motiv die Anhänglichkeit an Hannover angegeben. Die Akten sagen darüber nichts; sie enthalten lediglich Vota Uhdens, Savignys, Schleiermachers und Humboldts, welche sämtlich dahin lauten, daß unter solchen Bedingungen wenig Aussicht sein werde, den Göttinger Gelehrten zu gewinnen. Uhden nahm mit Recht besonderen Anstoß an seiner Forderung, zwei Sektionen angehören zu wollen, ohne die Last der Aktenarbeit mit zu übernehmen. Ich glaube daher kaum, daß Sartorius die Gelegenheit erhalten hat, eine abschließende Antwort zu geben.[1]

1) Dies wird bestätigt durch eine Mitteilung Humboldts an Goethe vom 3. August (G.'s Handschr. Nachlaß III, Briefw. mit H., 239): „Sartorius ist von hier eine Staatsratsstelle und Professur angeboten worden; aber er hat Forderungen gemacht, die nicht billig in sich waren und die man hier nicht erfüllen konnte." „Sonst", fährt er fort, „steht es gut mit der Universität, meines Abgangs ungeachtet. Ich bin bis auf diesen Augenblick noch so eifrig dafür beschäftigt gewesen, daß mit Michaelis gewiß die Lektionen und Promotionen angehen. Auch die theologische Fakultät, mit der es bis jetzt am schlimmsten aussah, hat in diesen Tagen eine Akquisition gemacht, die ihre Existenz sichert." Damit meint er De Wette.

ahl Hoffmanns. Wie es nun dazu gekommen ist, daß Hoffmann der Erwählte wurde, ob er oder die Kommission den Anstoß gegeben, läßt sich wiederum nicht entscheiden. Genug, daß er unter dem 28. August den Antrag erhielt, seine staatswissenschaftlichen Vorlesungen auch im nächsten Winter als außerordentlicher Professor fortzusetzen, und daß er am 7. September, nachdem er die Einwilligung seines Chefs, des Grafen Dohna, eingeholt hatte, sich dazu bereit erklärte; eine Kabinettsordre vom 4. Oktober erhöhte dann die Stelle zum Ordinariat. Für unsere Universität eine Erwerbung, welche die Absage von Sartorius mehr als aufwog. Zu den Bahnbrechern seiner Wissenschaft gehört ja auch Hoffmann nicht; neben die schöpferischen Geister, die mit ihm an der Universität gewirkt haben, läßt er sich nicht stellen. Auch haben seine praktischen Ämter (noch in demselben Jahr übernahm er das statistische Bureau, das er mehr als ein Menschenalter ruhmvoll geleitet hat) seine Lehrtätigkeit gehemmt und zeitweise ganz unterbrochen. Aber andererseits ward diese durch den lebendigen Kontakt mit dem Leben des Staates, in dessen Zentrum er stand, auch wieder befruchtet; und die mit Besonnenheit gepaarte Kühnheit der Fragestellung, die sein Schüler und Nachfolger Dieterici seinen statistischen Arbeiten nachrühmt, und die uns auch seine Denkschrift zeigte, die Klarheit und Sicherheit, womit er sein Material zu ordnen und zu beleben wußte, der feine und tiefgreifende, stets auf die Zusammenhänge des ethischen und politischen Lebens gerichtete Sinn stempeln ihn zu einem würdigen Genossen jener Großen.

Thaer. Die historische Richtung der Nationalökonomie, die doch auch Hoffmann so stark betont hatte, trat nun allerdings zurück. Denn sein Wunsch nach einer doppelten Vertretung seines Faches fand keine Erfüllung, und seine eigene Entwickelung dahin ward durch seine administrative Tätigkeit gehemmt; es hat Generationen gedauert, bis jene an unserer Universität zum Durchbruch kam. Dagegen ging die Kommission hinsichtlich des landwirtschaftlichen Unterrichts noch über Hoffmanns Vorschläge hinaus, indem sie Thaer für einen Lehrstuhl in Aussicht nahm. Noch vor seinem Abgange, am 20. Juni, fragte Humboldt darum persönlich bei dem Gutsherrn von Mögelin an. Eine völlige Übersiedelung Thaers oder gar seines Instituts nach der Hauptstadt war nicht geplant; dafür wäre auch Thaer nicht zu haben gewesen. Humboldt hoffte aber, ihn für die Wintermonate gewinnen zu können, indem er andernfalls bat, Vorschläge für einen Ersatz zu machen oder etwa die Vorlesungen einem Vertreter zu überlassen und dann unterweilen zur Prüfung der Zuhörer hinüberzukommen. Die Anfrage fiel auf fruchtbaren Boden. Thaer zeigte sich sogleich bereit, die Stelle zu übernehmen, und es waren nur materielle Rücksichten, wenn er seine Zusage nicht sofort bedingungslos gab und zu ihrer Erledigung zunächst um eine mündliche Unterredung bat. „Nehme ich den Antrag an“, so schließt sein bedeutsames Schreiben, „so können Ew. Exzellenz überzeugt sein, daß ich es mit

Leib und Seele tue und daß ich alles leiste, was nur irgend in meinen Kräften stehet. Übrigens hoffe ich, daß Ew. Exzellenz die Leitung des öffentlichen Unterrichts auch in der Ferne beibehalten und alles zu einem großen Zweck — die Vervollkommnung der Menschen im Staate — vereinigen. Bloß für Gelehrte möchte ich nicht arbeiten.“ Die Verhandlungen verliefen dann doch nicht völlig glatt. Die Sektion bot zunächst nur ein mit 700 Talern dotiertes Extraordinariat, nachdem Uhdens Vorschlag, aus der Stelle ein Ordinariat zu machen, auf Schleiermachers Votum hin abgewiesen war. Thaer, der auch in diesem Falle seine praktische Begabung nicht verleugnete, beanspruchte dagegen zwar nicht die Stellung, wohl aber das Grundgehalt des Ordinariats, und setzte dies durch. Nicht so gut gelang es ihm mit der Forderung, seine Mögeliner Zöglinge zur Immatrikulation in Berlin nicht bloß zuzulassen, sondern zu verpflichten. Die Kommission hielt fest an ihrem Prinzip, die Immatrikulation auf diejenigen zu beschränken, welche auf höheren Schulen vorgebildet waren oder eine durch Privatunterricht erworbene gleichwertige Bildung nachweisen konnten. Sie gewährte ihm nicht einmal den Wunsch, der Verbindung seines Instituts mit der Universität in dem Vorlesungsverzeichnis Erwähnung zu tun.

Die Stellung, welche Thaer für die deutsche Landwirtschaft einnimmt, ihres wissenschaftlichen Begründers, behauptet für die Forstwissenschaft Georg Ludwig Hartig. Wenn aber Thaer als Liebhaber und nur von seiner, durch die Erziehung zum Arzt entwickelten Beobachtungsgabe geleitet, zur Landwirtschaft gekommen war, um dann Schritt für Schritt vom Boden der Praxis und eines Jahr um Jahr verbesserten und vermehrten Besitzes aus der große Theoretiker seines Berufes zu werden, so war Hartig ganz in den hessischen Wäldern aufgewachsen.[1] Seit der Väter Gedenken hatte seine Familie im Forstdienst gestanden. Der Vater selbst hatte ihn und seine Brüder, die gleich ihm zu hohen Stellungen gelangt sind, zu ihrem Beruf vorbereitet. Bei einem Oheim in Harzburg erlernte er die edle Jägerei. Heimgekehrt half er, vor und nach ein paar in Gießen verbrachten Semestern, dem Vater, bis er seine erste Anstellung als Forstmeister in Solms-Braunfelsischen Diensten zu Hungen in der Wetterau erhielt. Hier errichtete er ein Lehrinstitut, halb Schule, halb Pensionat, das er aus eigenen Mitteln und nach eigenem Plan organisierte. Er war ein geborener Lehrer, dem die Schüler zuströmten, und der sie durch Wort und Beispiel zu leiten wußte. Bald war sein Name über den engen Heimatskreis hinaus bekannt, und nun kam er rasch voran: von Hungen 1791 als Landforstmeister nach Dillenburg, und von dort 1806, als die Grafschaft an Murat fiel, dem zu dienen er verschmähte, als Oberforstrat nach Stuttgart; sein Institut

G. L. Hartig.

1) Geb. 2. September 1764 zu Gladenbach in Hessen-Darmstadt, gest. 2. Februar 1837 in Berlin. Vergl. über ihn Heß in der A. D. B. X, 659ff., wo auch die weitere Literatur angegeben ist.

nahm er überall mit sich. Schon 1809 war Altenstein mit ihm in Verhandlung getreten, um ihn für Preußen zu gewinnen, und schon damals hatte Hartig Neigung gezeigt zu kommen. Dohna erneuerte sie im Sommer 1810, aber erst im Frühling 1811 kam man zum Abschluß. Als Oberlandforstmeister trat Hartig an die Spitze des gesamten preußischen Forstwesens. Für sein Lehrinstitut, das er nach Berlin verpflanzte, war ihm eine nähere Verbindung mit der Universität versprochen worden. Hier aber stieß er auf dieselben Schwierigkeiten, wie Thaer. Auch er wünschte die Immatrikulation seiner Zöglinge; er meinte, gerade dadurch die nicht genügend vorgebildeten Elemente fernhalten zu können. Aber die Unterrichts-Sektion blieb auch unter ihrem neuen Chef, Geheimrat von Schuckmann, in diesem Punkte fest. Die Immatrikulation ward nur den genügend vorgebildeten Eleven vorbehalten; Hartig selbst blieb dem Lehrkörper zunächst fern und erhielt nur ausnahmsweise die Erlaubnis, ein Auditorium zu Vorlesungen für die Forstlehrlinge benutzen zu dürfen.[1]

Woltmann, edow, Dippold, ilken, Heeren.

Sehr viele Schwierigkeiten machte die Besetzung der historischen Professur. Von Woltmann, der zur Hand war, sah man ab; Humboldt wollte mit dem

1) Wenigstens anmerkungsweise mögen noch die Versuche erwähnt werden, welche Johann Christian Christoph Rüdiger machte, um an die Universität zu kommen — eins der wunderlichsten Originale, die jemals eine deutsche Universität unter ihren Lehrern gehabt hat. Geboren in Burg am 9. Mai 1751, war er bei der Magdeburgischen Regierung und später in Halle als Kammerschreiber und Assessor am Salzamt tätig gewesen, hatte danach an der Universität über Kameralia und Staatswissenschaft gelesen und es hier bis zum Ordinariat gebracht. Neben vielen Rezensionen für die Allgemeine Literaturzeitung hat er eine Reihe von Lehrbüchern geschrieben, die ihm in der Geschichte der Staatswissenschaften einen gewissen Namen gemacht haben. Denn es fehlte ihm nicht an neuen und eigentümlichen Ideen. Seine besondere Liebhaberei aber waren Sprachstudien, und als er die Hoffnung aufgeben mußte, in Berlin als Jurist oder Kameralist aufgenommen zu werden, meinte er sich für eine Professur der Sprachwissenschaft qualifizieren zu können. Er war ungeladen und unentlassen von Halle nach Berlin herübergekommen und hatte bereits auf eigene Faust Vorlesungen über die gälischen Dialekte und Ossian eröffnet. In einer der Eingaben, mit denen er die Sektion, den Minister und den König selbst bestürmte, nennt er als sein Forschungsgebiet das Altaustralische, Russische, Polnische und Böhmische, Türkische, Persische, Mongolische, Kalmückische. Auch das Malaiische, Tibetanische und Chinesische könne er lehren; besonders aber glaube er, für die indische Sprache und Gelehrsamkeit mehr leisten zu können, als irgend jemand in Deutschland. Alles, was Herr Schlegel nur entworfen habe, wolle er in kurzem zustande bringen. Wie lächerlich solche Rodomontaden klingen mochten, auf die er zunächst kurz ablehnenden Bescheid und schließlich gar keine Antwort mehr erhielt, kann man ihm doch eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit und mancherlei Gaben des Geistes nicht absprechen; was wir an Briefen von ihm haben, zeugt von Humor, Witz und Wissen. Leskien rühmt (in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXIX, 468) seine gute Kritik und bezeichnet ihn als den ersten, der bestimmt das Zigeunerische als eine neuindische Sprache nachgewiesen habe. Aber leider fehlte es ihm an jeder Kritik seiner selbst, wie auch an sittlichem Ernst, in einem Maße, das man nur als pathologisch bezeichnen kann; wie er denn in der Tat später in geistiger Verstörung endigte (21. Oktober 1822). — Vergl. außer den in den Akten des Kultusministeriums liegenden Eingaben Rüdigers auch die Briefe vom 9. und 10. August 1810 in Schütz' Briefsammlung II, 410ff. Dazu Biesters Brief an Schütz vom 25. September 1810 (ebd. II, 11). Schrader, Geschichte der Universität Halle II, 32 u. ö.

rasch und flach urteilenden Manne nichts zu tun haben.[1] Bredow, der seit einem Jahre in Frankfurt war, kam zunächst in Frage; man dachte, ihm dort einen Ersatzmann in dem jungen Dippold zu verschaffen, Verfasser eines von Johannes Müller gelobten Buches über Karl den Großen, der in Leipzig dozierte und bereits mit dem Rat von Danzig in Verhandlungen über eine Berufung dorthin stand. Jedoch beschloß die Kommission, sich fürs erste an Wilken in Heidelberg zu wenden, 11. Juli. Dieser lehnte ab am 26. Juli. Uhden war gerade abgereist, als seine Antwort in Berlin eintraf. Umgehend sandte die Kommission dem Staatsrat die Weisung nach, in Göttingen bei Heeren, an den man sich bisher nicht gewagt hatte, sein Heil zu versuchen. Der Brief traf Uhden noch in Göttingen, brachte aber auch nur eine Absage ein. Jetzt nahm man wieder Bredows Kandidatur auf; Schleiermacher erbot sich, Dippold zu bestimmen, seine Verhandlungen mit den Danzigern so lange hinauszuschieben. Unterdessen tauchte, möglicherweise auf Anregung Rudolphis, eine neue Kandidatur auf, die seines Greifswalder Kollegen Rühs, von dem die Kommission einen Brief besaß, den er im Mai an Humboldt gerichtet hatte und der gute Aussichten, ihn zu gewinnen, eröffnete. Diese Verhandlungen führten rasch zum Ziel; Rühs nahm mit Freuden an und kam noch vor Eröffnung der Vorlesungen in Berlin an. Er war kein Heeren: die präzise und leidenschaftslose Erfassung historischer Probleme, die den in Schlözers und Spittlers Umgang und in der Luft der Aufklärung groß gewordenen Göttinger Historiker auszeichnete und ihn uns fast als den modernsten unter seinen Fachgenossen erscheinen läßt, fehlte dem jungen Pommer, der, anders als man sich seine Landsleute vorzustellen pflegt, von warmer und starker Leidenschaft war und viel eher etwas von dem Feuergeist seines Freundes und Kollegen Ernst Moritz Arndt mit sich brachte. Merkwürdig, daß gerade in jenem Winkel deutscher Erde, der nun schon seit sechs Generationen dem Deutschen Reich entzogen war, der Altar errichtet war, auf dem die reinste Glut deutscher Vaterlandsgesinnung brannte, um so merkwürdiger, als man sich dabei keineswegs im Gegensatz zu den Fremden fühlte, die im Lande geboten, sondern in engster Verbindung mit ihrer Kultur und ihrer Regierung stand. „Wohl unter den drei Kronen ließ sich's vortrefflich wohnen", in diesem Vers hat man noch nach Jahrzehnten die Erinnerung an die alte Herrschaft in Schwedisch-Pommern festgehalten. Wie in der Zeit eines Chemnitz und Pufendorf gingen Professoren und Beamte, Landedelleute und Gewerbetreibende zwischen beiden Küsten hin und her. Man weiß, wie heimisch Arndt auf dem schwedischen Boden war und wie herzlich er an seinem angestammten König hing. Rudolphi war in Neuvorpommern als Sohn eines Landpredigers geboren, hatte aber seine Knabenjahre zum Teil in Stockholm verlebt,

Rühs.

1) Vgl. Woltmanns Brief an Schütz vom 9. August 1811 (a. a. O. II, 537), der etwas nach sauren Trauben schmeckt.

wohin sein Vater als Konrektor der deutschen Schule berufen war. Rühs selbst ging noch im Sommer 1810 Studien halber nach Schweden, und von dort hat er seinen Neffen, den jungen Homeyer, der aus Wolgast stammte, seit drei Jahren dort mit den Eltern lebte, mit nach Berlin gebracht und ist so nach dessen eigenem Zeugnis derjenige gewesen, der ihn für Preußen und damit auch für unsere Universität gewonnen hat. Überall sonst im deutschen Reiche färbte sich die Stimmung der Bevölkerung und zumal der verwaltenden Kreise nach den Interessen und Traditionen, die ihre Dynastien und Regierungen beherrschten: man empfand preußisch oder sächsisch, bayrisch oder hamburgisch, hessisch oder kölnisch. Nur in dem Ländchen jenseits der Peene fühlte man schlechthin deutsch. Hier war drei Jahre zuvor der letzte Widerstand auf deutscher Erde gegen die Macht des Welteroberers versucht worden, und der letzte der Wasa, der persönlich hinübergekommen war, um den Kampf zu führen, erschien seinen treuen Pommern fast wie sein großer Vorfahr, der von ebendiesen Ufern her seinen Kampf für die Rettung des deutschen Evangeliums gegen seine verwälschten katholischen Bedränger begonnen hatte. Rühs wurzelte ganz in diesem Boden. Ein Greifswalder von Geburt (1. März 1781), Sohn eines Kaufmanns und Ratsherrn der alten Hansestadt, hatte er, nachdem er auf dem Gymnasium und der Universität daselbst vorgebildet war, in Göttingen unter Meiners, Sartorius und Heeren seine Studien beendigt und sich dort 1801 habilitiert. Aber schon 1802 war er nach Greifswald zurückgegangen, wo ihm zunächst eine Stelle an der Bibliothek und 1808 ein Extraordinariat übertragen wurde. Seine Forschungen bewegten sich durchaus in der angedeuteten Richtung. Mit einer Geschichte des alten Skandinaviens begann er (1801), und sein erstes größeres Werk war eine schwedische Geschichte in fünf Bänden (1803 u. ff.), allzurasch hingeworfen, wie alles, was seine rastlose Feder schuf, aber doch aus den Quellen heraus. Es war der ganze Kreis der nordgermanischen Welt, der ihn anzog, weniger noch die Staatsgeschichte, als die Kulturbewegung und die ethnographischen und geographischen Elemente; er verfolgte sie bis in die Zeiten der Edda, von der er noch 1812 eine Ausgabe veranstaltete, und suchte sie auf allen Küsten der beiden Meere bis Finnland und Grönland hin auf, ohne der engeren Heimat, der er manche Arbeit gewidmet hat, zu vergessen: stets bemüht, sich die Beziehungen und die Verwandtschaft, doch auch die Differenzen zwischen der skandinavischen und der deutschen Entwickelung klarzumachen. Jakob Grimm hat ihm Ungenauigkeit und Mangel an Kritik vorgeworfen und ist in scharfen Konflikt mit ihm geraten. Aber mag auch Rühs' rasche Arbeitsweise Flüchtigkeiten mit sich gebracht haben, so ist andererseits die Weite seines Horizontes zu bewundern; und die Kenntnis der nordgermanischen Welt gab ihm gegenüber den phantastischen Bildern, welche Justus Möser von den altdeutschen Verhältnissen entworfen hatte, einen Maßstab der Kritik an die Hand, der nach dem Urteil eines unserer besten Kenner

der deutschen Rechtsgeschichte für eine nüchterne und vorurteilslose Auffassung des deutschen Staatslebens sehr wirkungsvoll gewesen ist.[1] Auch diese Studien füllten ihn jedoch nicht aus. Als er sich Humboldt vorstellte, hatten seine Gedanken schon eine ganz entgegengesetzte Richtung genommen: gleich einem der alten Wikinger wollte er einen Vorstoß nach Byzanz hin machen; eine byzantinische Geschichte zu schreiben und dafür zunächst die byzantinischen Quellen herauszugeben, war der Plan, den er dem Leiter der preußischen Unterrichtsverwaltung vortrug — die Idee also, welche Niebuhr und seine Genossen später zu realisieren begonnen haben.

Alles in allem war die Wahl von Rühs für Berlin der beste Griff, den man, da Heeren nicht zu haben war, machen konnte. Auch hat Rühs die Erwartungen nicht getäuscht; so jung er war, hat er sich bald eine geachtete Stellung an der Universität erworben. Schleiermacher z. B., der ja selbst in dem von der neuvorpommerschen Universität beherrschten Kreise seine zweite Heimat gewann, ward sein guter Freund. Obschon Krankheit ihn so früh gebrochen hat, darf er doch unter den Besten der jungen Universität genannt werden.

Auch aus Berlin kam ein Historiker an die Universität, der Professor am Grauen Kloster Christian Gottlieb Daniel Stein, der aber ein Sachse war, Stein.
Sohn eines Kaufmanns aus Leipzig (geb. 14. Oktober 1771). Dort hatte er Schule und Universität besucht, auch 1793 promoviert. Seit 1794 am Grauen Kloster angestellt, zunächst als Kollaborator, dann als Professor, hat er der Universität bis an seinen Tod (14. Juni 1830) als Privatdozent angehört. Als sein Lehrgebiet bezeichnete er der Kommission neben der Historie die Statistik, und dies war die Richtung, die er wie als Schriftsteller, so auch als Dozent mehr und mehr und bald ausschließlich betonte. Er begriff aber darunter wesentlich beschreibende Länder- und Völkerkunde in Büschings Sinn, als dessen Fortsetzer er betrachtet werden kann. Von großer Regsamkeit und literarischer Fruchtbarkeit, hat er mit einem durch wiederholte Reisen geübten, vielleicht etwas zu raschen Blick seine Kenntnisse und Erfahrungen zn verwerten gewußt; eine Reihe z. T. oft aufgelegter Hand- und Lehrbücher haben seinen Namen seinerzeit weitbekannt gemacht; wissenschaftlichen Nachruhm hat er aber nicht gewonnen.[2]

Unter den Historikern, an die Beyme und Wolf bei den Plänen von 1807 in erster Linie gedacht hatten, war auch der jüngere Ancillon gewesen. Seit- Ancillon.
dem war derselbe Mitglied der Sektion für Unterricht und Kultus geworden, konnte also für eine Professur kaum noch in Betracht kommen. Aber als Mitglied der Akademie glaubte die Kommission ihn dennoch zum Lesen auffordern zu sollen. Ancillon lehnte jedoch ab.

1) Brunner in dem schönen Nachruf auf Karl Gustav Homeyer, Preußische Jahrbücher XXXVI (1875) 22.

2) Neuer Nekrolog der Deutschen, Jg. 8 (1830), Teil 1 (nach Angaben von Pölitz). Allgem. dt. Biogr. 35, S. 605 (Fr. Ratzel).

Niebuhr. Die gleiche Aufforderung erging an Niebuhr und Hirt, von denen jener erst seit wenigen Monaten, dieser schon seit langen Jahren Mitglied der Akademie war. Und diese beiden nahmen an. Niebuhr war ja seit dem Sommer ein freier Mann. Auch ihm war die Krisis, welche die höchsten Regionen des Staates so schwer erschütterte, verderblich geworden, obschon er an den Kämpfen der beiden Fraktionen kaum teilgenommen hatte; sie hatten ihn eher eine jede in ihr Vertrauen zu ziehen gesucht. Aber niemand, auch Humboldt nicht, war mit größerem Gleichmut aus dem Staatsdienst geschieden, als Niebuhr, wie widerwärtig ihm die Intriguen der miteinander ringenden Parteien, denen seine zarte Natur nicht gewachsen war, gewesen sein mochten; von Ambitionen dieser Art war seine Seele so frei wie die Humboldts. Er betrachtete es fast als Glück, nun der wissenschaftlichen Arbeit wiedergegeben zu sein, der sein ganzes Herz gehörte und von jeher seine schönsten Stunden gewidmet waren. So hatte er in dem Entlassungsgesuch, das er, ohne dazu gedrängt zu werden, dem König im Mai einreichte, selbst den Wunsch ausgesprochen, als Professor der Geschichte bei der neuen Universität angestellt zu werden. Es fällt auf, daß in den Verhandlungen der Kommission hierauf nirgends Rücksicht genommen wird. Möglich, daß Niebuhr durch die Eigenmächtigkeit jenes Schrittes, den ihm auch Stein sehr übelnahm, an höchster Stelle angestoßen hat. In seiner Privatkorrespondenz kommt er, soweit sie uns vorliegt, auf jenen Wunsch nicht mehr zurück; im Gegenteil, es bedurfte erst des Zuredens seines Freundes Spalding, der selbst die Aufforderung zu lesen erhalten und angenommen hatte, um ihn dem Gedanken, als Akademiker zu lesen, geneigt zu machen. Erst danach trug ihm die Kommission den Wunsch vor, dem er dann nach abermaligem Bedenken entsprach.[1] Niemals hat Niebuhr einen Entschluß weniger bereut. Er brachte ihm die erhebendste Zeit seines Daseins: wie er es noch nach Jahren in der Einleitung zur zweiten Auflage seiner Römischen Geschichte gesagt hat, die lebensvollsten Tage seiner blühenden Jahre. Für unsere Universität aber ist es fast die größte Erinnerung an die Zeit ihrer Gründung, daß sie den Bahnbrecher der modernen Geschichtswissenschaft ein paar Jahre hindurch unter ihren Lehrern gehabt hat.

Hirt. Aloys Hirt hatte höhere Wünsche als seine beiden Genossen von der Akademie. Ein Süddeutscher aus dem Fürstenbergischen, der Sohn eines Bauern, hatte er nach merkwürdigen Irrfahrten des Lebens vor 14 Jahren in Berlin Heimat und Wirkungsstätte gefunden. Bei den Benediktinern in Beuron und später auf der Stadtschule in Villingen erzogen, war er auf süd- und westdeutschen Universitäten, zu Wien und Freiburg, auch zu Nancy, in Rechts- und Staatswissenschaften ausgebildet, um dann, ähnlich wie Uhden, seinem ästhetischen Drange

1) Auch Nicolovius hatte auf ihn eingewirkt. Niebuhr an die Hensler, 27. Mai 1810, Lebensnachrichten I, 441ff.; dazu 453ff. Der Beschluß der Kommission, ihn aufzufordern, wurde am 3. September gefaßt; am 5. erging die Verfügung, und am 11. gab er seine Zustimmung.

folgend, eine Kunstfahrt nach Italien zu machen. Jahrelang hatte er in Rom gelebt und war hier wie kein anderer Deutscher heimisch geworden. Goethe und dann Herder war er dort Berater und Begleiter gewesen, bis er zusammen mit Matthisson 1796 im Gefolge der Fürstin von Anhalt-Dessau über die Alpen zurückgekehrt war und in Berlin das Ziel seiner Odyssee gefunden hatte. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, die sich besonders auf das antike Bauwesen erstreckten, hatten ihm den Zugang eröffnet zu der Akademie der Wissenschaften wie zu der Akademie der Künste, an der er eine Anstellung als Lehrer erhielt. Für die Errichtung der Universität war er von jeher interessiert gewesen; in der Erklärung, die er der Sektion auf ihre Aufforderung gab, bemerkte er sogar, daß er vielleicht der Erste gewesen sei, der nach dem Frieden die Idee der Errichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin ins Auge gefaßt habe. Wolf, der sonst, nicht ganz mit Unrecht — denn dem Wissen Hirts entsprach die Tiefe und die Schärfe des Urteils nicht, es fehlte ihm an der philologischen Grundlage — sehr auf ihn herabsah[1] und ihn gern zur Zielscheibe seines Witzes machte, hatte ihn gleich anfangs unter den zukünftigen Professoren der neuen Hochschule haben wollen, aber bezeichnenderweise als Lehrer „der schönen Architektur“. Ganz in dieser Weise faßte Hirt selbst seine Mission auf, als er der Sektion seine Zusage gab (11. September). Indem er bemerkte, daß er unter der Archäologie die Theorie und Geschichte der zeichnenden Künste verstehe, sprach er den Wunsch aus, seine Lehrstelle an der Kunstakademie einfach an die Universität zu transferieren, so daß er in derselben Qualität als ordentlicher Professor mit dem gleichen Gehalt angestellt werde; die Kunstjünger, meinte er, könnten ebensogut auf der Universität bei ihm hören wie auf der Akademie. Der Universität war damit kaum gedient, wenigstens nicht mehr, als wenn Hirt nur als Mitglied der Akademie las. Um so weniger, da auch die Vorlesungen, zu denen er sich erbot, ein Publikum über die Geschichte der bildlichen Monumente mit Rücksicht auf Kunsttheorie und Kunstgeschichte und ein Privatum über die Theorie der Baukunst, kaum in den Rahmen der Universität hineinpaßten, und ebensowenig in den des archäologischen Unterrichtes selbst. Dennoch machte die Kommission keine andern Schwierigkeiten, als daß sie die Übertragung des Amtes bis zu der in Aussicht genommenen Neuorganisation der Akademie der Künste hinausschob, und Hirt verpflichtete, die Hörsäle der Universität zu andern Vorlesungen als den an der Akademie gehaltenen zu benutzen.[2]

1) Auch Niebuhr hatte, als Hirt bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom 1816 viel bei ihm verkehrte, an seinen mit großer Sicherheit vorgetragenen Kunsturteilen wenig Gefallen, wenn er für ihn auch gegen die Ignoranz der einheimischen Kunstkenner sehr vorteilhaft abstach. Lebensnachrichten II, 286, 291, 294.

2) Über seine wissenschaftliche Stellung handelt R. Kekulé v. Stradonitz, Zur Gesch. des archäol. Unterrichts in Berlin, Rektoratsrede vom 3. August 1903.

Auch für die klassischen Studien fehlte es in Berlin nicht an Lehrkräften: Buttmann, Heindorf, Spalding und Bernhardi waren zur Stelle. Dennoch glaubte man zunächst, für ordentliche Lehrstellen von ihnen absehen zu müssen. Sie selbst trauten es sich nicht zu, die Stelle, welche Wolf leer gelassen, einzunehmen, zumal dann die Gefahr bestehen blieb, daß der „Isegrimm", wie Zelter (einer der wenigen, die mit ihm auskommen konnten) ihn zu nennen pflegte, es sich einfallen lassen konnte, ihren Pfad zu kreuzen. Nur Einen glaubte die Kommission neben Wolf noch als vollwertigen Vertreter der humanistischen Wissenschaften aufstellen zu können, aber sie hoffte kaum, daß er kommen werde. Das war Gottfried Hermann, das Haupt der Leipziger Schule. Immerhin gab die Reise Buttmanns Gelegenheit, wenigstens einen Versuch bei ihm zu machen. Dieser aber fiel unerwartet gut aus. Als Buttmann Hermann, scheinbar ohne Auftrag, fragte, ob er wohl weggehen würde, und namentlich nach Berlin, war seine Antwort sogleich: „Warum nicht?" Er sei sehr unzufrieden mit dem Ton, der in Leipzig herrsche, und mehr noch mit dem Verhältnis zwischen seiner Universität und der Regierung. Er deutete an, daß „der jetzt alles Vermögende" — er meinte Reinhardt — durch seine Anmaßung und Herrschsucht sich sehr unangenehm mache und den echten liberalen Sinn vermissen lasse, und er beglückwünschte das preußische Gouvernement, daß jener vor einem Jahre den Ruf nach Preußen abgelehnt habe. Er habe, sagte er weiter, im ganzen nicht mehr als 800 Taler; was die Leipziger so fessele, sei nur die Sicherheit der Fundierung; er werde gern in Berlin leben. Danach, meinte Buttmann, würde er wohl schon für 1500 Taler zu haben sein, und nur das Dekorum möchte erfordern, daß man ihm 2000 biete; für diese werde er gewiß, und, was mehr sei, noch zu Michaelis kommen. Die einzige Bedenklichkeit Hermanns war, daß man in Berlin vielleicht zu große Forderungen an einen philologischen Professor stelle, da man ja Spalding und Heindorf habe und sie doch nicht nehme; auch sei er keineswegs bereit, sofort über die Griechischen Altertümer und Literatur, die er noch nie gelesen habe, vorzutragen; in Leipzig selbst fehlten ihm die Bücher zur Ausarbeitung. Diese Sorge beseitigte Buttmann sofort, indem er erklärte, man würde in Berlin ganz zufrieden sein, wenn er im ersten Halbjahr ein interpretierendes Kolleg lese. Hierauf zögerte die Kommission nicht mehr, und Humboldt selbst lieh wieder seine Feder dazu, den großen Philologen einzuladen (30. Juni). Und wirklich schien der Fang gelingen zu sollen. Hermann erklärte sich ohne langes Zögern schon am 7. Juli zur Annahme bereit, sobald nur gewisse Hindernisse beseitigt wären. Diese waren zunächst finanzieller Natur; denn Humboldt hatte in der Tat nur 1500 Taler geboten, und Hermann gab verschiedene Momente an (darunter die Nötigung, ein Reitpferd zu halten, woran er gewöhnt sei, und eine größere Bibliothek anzuschaffen, als er bisher habe), die ihm eine Erhöhung um volle zwei Drittel nötig zu machen

Gottfried Hermann.

schienen. Fraglich ließ er es nur, ob er schon zu Michaelis kommen könne. Er bat, mit Rücksicht auf seine Frau, die ihrer Niederkunft entgegensah, bis Ostern ausbleiben zu dürfen, wobei er noch bemerkte, er werde, wenn er zu Michaelis käme, die beträchtliche Einnahme des im Winter ihn treffenden Dekanats einbüßen. Zum Schluß kam dann freilich die Bemerkung, daß er eine Anfrage bei seiner Regierung, ob sie ihn halten wolle, nach Herkommen und Pflicht nicht umgehen könne; doch glaubte er versichern zu können, daß bei der Erschöpfung der Kasse davon keine Rede sein werde. Noch zuversichtlicher äußerte er sich in einem zweiten Briefe, nachdem Humboldt ihm eine Gehaltserhöhung auf 2000 Taler bewilligt und auch das Dekanat in Berlin in Aussicht gestellt hatte. Jetzt zeigte er sich sogar bereit, gleich im Winter zu kommen. Aufs neue glaubte er sagen zu können, daß an eine Erfüllung der Bedingungen, die er in Dresden angekündigt habe, nicht zu denken sei. Die Zweifel an seiner Lehrbefähigung, die er gegen Buttmann geäußert, berührte er nicht mehr, gab vielmehr der Freude lebhaften Ausdruck, bald an der Seite von Männern, wie Wolf und seine Kollegen, wirken zu dürfen. Vierzehn Tage später kam Uhden nach Leipzig. Seine Hoffnung, in einer Vorlesung Hermanns hospitieren zu können, erfüllte sich leider nicht, da dieser an dem betreffenden Tage, einem Sonnabend (4. August), nicht las. Aber an der Griechischen Gesellschaft, die er am Nachmittag in seiner Wohnung abhielt, nahm Uhden teil und fand kaum Worte, um sein Entzücken über die glänzende Leitung der Verhandlungen zu äußern. „Hier zeigt sich", schreibt er, „der wackere Hermann in seiner Kraft. Fließender, energischer, mit minderem Wortaufwand, mit größerer Fülle der Ideen, mit einem mehr bereiten Vorrat philologischer Gelehrsamkeit kann man in unserer Zeit schwerlich Latein sprechen hören als ihn bei diesen interessanten und ungemein nützlichen philologischen Übungen."[1] In jeder Sitzung werde über eine lateinische oder griechische Abhandlung mit einem Korreferenten und unter dem Praesidium des Professors disputiert. Unter den sieben Teilnehmern bemerkte Uhden als besondere Lieblinge Hermanns Schneider und Näke, oder „Näge", wie Uhden den sächselnden Hermann verstand. Jener sei ein freundlicher, lebhafter junger Mann, jetzt mit einer Ausgabe der äsopischen Fabeln für Schulen beschäftigt. Näke sei ernsthaft und steif. Ersterer sei für die Ritterakademie in Liegnitz geeignet, während Näke als Lehrer oder auch Rektor einer gleichen Schule in einer kleinen Stadt sehr gut zu gebrauchen sei. Beide sind später für Preußen gewonnen worden.

Während man noch in Berlin auf die sich lange verzögernde Antwort Hermanns wartete, entschloß man sich am 15. August doch, auch die Berliner Philologen aufzufordern, die Direktoren Spalding und Bernhardi, und die Lehrer

Spalding, Bernhardi, Ideler.

1) In dem Reisebericht, C. M. Un.-Sachen, I, 5; ähnlich brieflich.

Heindorf und Ideler. Von diesen lehnte Ideler, der ebensowohl in orientalischen Sprachen wie in Mathematik und Astronomie hätte unterrichten können, schon am 18. August ab. Bernhardi nahm an (21. August) und sandte alsbald den Titel seiner Vorlesung über philosophische Grammatik ein. Auch von Spalding kam zusagende Antwort, während Heindorf zunächst noch zurückhielt. Am 2. September aber kam ein dritter Brief Hermanns, der alle Hoffnungen enttäuschte. Unter vielen Entschuldigungen mußte er schreiben, daß die Bedingungen, welche man ihm in Dresden geboten habe, derart modifiziert seien, daß er sie nicht ablehnen dürfe.[1] Unter dem Eindruck dieser Nachricht beschloß die Kommission schon am 3. in einer außerordentlichen Konferenz (denn nun war keine Zeit mehr zu verlieren)
kh, Heindorf. sowohl Böckhs Berufung wie Heindorfs Anstellung als Ordinarius, nachdem dieser, wie er noch am 2. gegen Schleiermacher geäußert, seine Scheu vor dem öffentlichen Auftreten hinter dem Wunsch, von der Schule loszukommen, hatte zurücktreten lassen. Am 4. September wurden beide Vokationen ausgefertigt, am 5. expediert. Daß man auf Böckh rechnen konnte, wußte man bereits aus einem Brief De Wettes an Schleiermacher (24. Juli), und ebenso aus den Mitteilungen Buttmanns und Uhdens, denen Böckh in Heidelberg kein Hehl daraus gemacht hatte. So verfuhr er auch jetzt. Noch an dem Tage, an dem er die von Nicolovius unterzeichnete Einladung erhielt, am 10. September, erklärte er gegen Uhden seine Bereitschaft.[2] „Ich verhehle E. H.“, so schreibt er, „nicht, daß ich gern meine hiesige Lage verändere, weil mir der Geist und die Anlage der hie-

1) Am 10. August hatte die Kommission beschlossen, noch einmal eine Anfrage an ihn zu richten, auf einen Bericht hin über Heindorfs Aufenthalt in Leipzig, von dem ich sonst nichts weiß; man hatte darin noch Aussicht auf Verbesserungen gemacht. Auch Humboldt hatte sich noch auf seiner Reise nach Wien um ihn bemüht, indem er ihn zu sich nach Halle einlud. Hermann aber war ausgeblieben, wegen eines „kranken Fußes“, wie Humboldt am 6. September aus Rudolstadt an Nicolovius schrieb (a. a. O., S. 19). Dies muß also Mitte August gewesen sein. Humboldt wußte in Rudolstadt noch nichts von der Absage, er hatte noch in Gotha gehört, daß Hermann nach Berlin gehen werde.

Von Jacobs, an den man sonst denken könnte, stammt letztere Mitteilung nicht, da dieser erst im Dezember seine Münchener Stellung aufgab und nach Gotha zurückkehrte. Jacobs selbst erzählt von sich (Vermischte Schriften VI, 117, 138), daß auch er zweimal den Antrag, die Professur in Berlin anzunehmen, erhalten habe. Das erste Mal sei es durch den Staatsrat Uhden geschehen, und er verlegt dies in die Zeit seiner Verfolgung in München. „In dieser trüben Zeit“, so erzählt er, „erhielt ich von Berlin aus durch den Staatsrat Uhden den Antrag zu dem Rektorat an einem dortigen Gymnasium, einer Professur an der zu errichtenden Universität und der Teilnahme an der Akademie der Wissenschaften.“ Den zweiten Ruf verlegt er bestimmter in den Juni 1811 nach Spaldings Tode; danach sei an ihn von neuem die Anfrage ergangen, ob er nach Berlin übersiedeln und die Stelle des Verstorbenen einnehmen wolle. Beide Male habe er abgelehnt. Obschon ich in den Akten nichts darüber finde, ist an der Tatsache selbst nicht zu zweifeln. Creuzer meldet dasselbe an Görres. Heidelberg, 9. August 1810. (Görres' Briefwechsel II, 115). Nur weiß ich nicht, welche Direktorstelle im Herbst 1810 frei gewesen sein könnte, und möchte hierbei einen Gedächtnisfehler Jacobs' annehmen.

2) Ein Brief an Schleiermacher von demselben Tage in dessen Nachlaß.

sigen Universität nicht ganz gefällt; auch gestehe ich Ihnen offen, daß ich nirgends lieber zu leben und in der akademischen Laufbahn zu wirken wünsche als in Berlin, wohin ich nicht nur wegen meiner Anhänglichkeit an den preußischen Staat und wegen der Vortrefflichkeit alles dessen, was zur Errichtung der dortigen Universität gegenwärtig mitwirkt, sondern auch außerdem wegen vieler freundschaftlicher Verhältnisse mich von Herzen sehne.“ Wenn er dann doch noch nicht unbedingt zusagte, so geschah es, wie er gleichzeitig auch an Schleiermacher ausdrücklich schrieb, in Hinblick auf die Differenz, die zwischen seinem Gehaltssatz und dem De Wettes und Marheinekes bestand; denn die Kommission hatte ihm, wohl mit Rücksicht auf Heindorf, der auch nicht mehr erhielt, nur 1000 Taler gewähren wollen, während De Wette und Marheineke mit dem Normalgehalt von 1500 Talern berufen waren. Die Berufung hatte ferner nur auf die Vertretung der griechischen und lateinischen Sprache gelautet, obschon Uhden bereits in der Konferenz vom 3. September bemerkt hatte, daß ihm die Professur der Eloquenz zu übertragen sei. Dies holte die Sektion am 17. September nach, indem sie ihm zugleich den verlangten Zuschuß bewilligte. „Die Sektion“, so heißt es in dem von Uhden entworfenen Reskript, „ernennt Sie, weil sie überzeugt ist, daß Sie zu den mit diesem Lehramt verbundenen Pflichten ganz vorzüglich geeignet sind, zum Professor eloquentiae und ist überzeugt, daß Sie mit Ihrer großen Wissenschaft und Sprachkunde und Ihrem regen Eifer diesem Ihnen bei der hiesigen großen Anstalt anvertrauten Amte recht würdig vorstehen werden.“ Damit waren Böckhs Bedenken gehoben. Nur mußte er leider hinzusetzen, daß der Minister Herr von Reitzenstein auch ihm unter Berufung auf Marheineke die Entlassung erst für den Schluß des Wintersemesters bewilligt habe, und daß er darum erst zu Ostern kommen könne.

Am 13. September gab Heindorf, der zunächst seine Entlassung vom Joachimsthalschen Gymnasium betreiben mußte, seine Zustimmung. Nur die Aussicht auf eine der freien Ausbildung höchst günstige, längst gewünschte Lage bestimme ihn, den Ruf anzunehmen. Aber ausdrücklich verbat er sich, ihn zu irgendeiner Art öffentlicher Eloquenz zu verpflichten, „wozu ich mich bei einer unüberwindlichen Ängstlichkeit unfähig fühle“; auch könne er sich zunächst nur zu einer exegetischen Vorlesung verstehen.

Weiterungen mit Wolf.

Was sollte nun aber mit Wolf geschehen, der eins der größten Gehälter, die an der Universität gezahlt wurden, in der Fremde verzehrte und in den anmutigen böhmischen Bädern seinen Leib pflegte, während seine Kollegen im Staub und Sonnenbrand Berlins sich um die Ausgestaltung der Hochschule bemühten? Savigny, der ihn auf seiner Reise nach Berlin in Teplitz kennen lernte, empfing schon damals von ihm den übelsten Eindruck. Wolfs erstes Wort an ihn war: „Mit der Universität ist es aus. Humboldt geht fort.“ „Ihr könnt denken“, schreibt Savigny an seine Marburger Freunde, den Pfarrer Bang und die Seinen,

„wie mir zu Mut war.“ „Dann verachtete er“, fährt er fort, „Berlin, wie nie eine Stadt verachtet worden ist, prahlte mit Kenntnissen von Staatswissenschaften, die er nicht hat usw.“ Was Savigny in Berlin hörte, konnte diese Auffassung nur verstärken. „Wolf“, so faßt er es in dem Brief zusammen, „wird allgemein gehaßt und verachtet als höchst charakterlos und windig.“ Auch nach der Beendigung seiner Kur hatte der Eigensinnige nicht daran gedacht, zurückzukommen, sondern war zunächst nach Wien und von da nach München gereist, um, wie er der Sektion schrieb, in den dortigen Bibliotheken zu arbeiten. Solange nun Humboldt in Berlin war, faßte ihn die Kommission mit Vorsicht und der alten Freundlichkeit an. Am 30. Juli übersandte sie ihm ein von Schleiermacher persönlich unterzeichnetes Schreiben, worin er gebeten wurde, falls er im Winter Vorlesungen halten wollte, möge er baldmöglichst ein Verzeichnis derselben einsenden, weil mit der Bekanntmachung sämtlicher Vorlesungen vorgeschritten werden solle. Kaum aber war Humboldt fort, so ging die Kommission schärfer vor. Vom 15. August bereits datiert ein neues Schreiben, von dem interimistischen Chef der Sektion, Nicolovius, selbst unterzeichnet, in dem der Fahnenflüchtige an seine Erklärung vom 5. Februar 1809 erinnert wurde, wonach er zwar nicht eigentlich als Professor oder Glied einer Fakultät, aber dennoch, wie sonst zu Halle, alle Fächer seiner Wissenschaft vortragen und auch gern unter denen im Katalog stehen würde, welche als Honoräre oder außerordentliche Lehrer vor dem Publikum erschienen. Dieser Zeitpunkt sei jetzt nahe, da die Vorlesungen in der Mitte des künftigen Oktobers ihren Anfang nehmen sollten. „Indessen ehrt die unterzeichnete Sektion Ihren Wert und Ihre Verdienste zu sehr, als daß sie nach obiger Erklärung Ihren Anteil an dem neuen Institute bestimmen und ihn nicht vielmehr Ihrer eigenen Wahl überlassen sollte. Sie ersucht Ew. Wohlgeboren deswegen um eine baldige bestimmte Äußerung über die Verbindung, in welche Sie mit der Universität zu treten wünschen, und eine Angabe der Vorlesungen, welche Sie im bevorstehenden Winterhalbenjahre zu halten gesonnen sind, überzeugt, daß es Ihnen selbst erwünscht und erfreulich ist, endlich einen Wirkungskreis, dem ähnlich, in welchem Sie so lange als akademischer Lehrer den ausgezeichnetsten Nutzen gestiftet haben, Sich wieder eröffnet zu sehen.“

Schon auf das Anschreiben vom 30. Juli hatte Wolf ein Verzeichnis seiner Vorlesungen eingesandt, jedoch ohne bestimmte Stunden anzugeben, und in einer Form, die auch sonst alles im ungewissen ließ.[1] Auch die neue Verfügung, welche ihm noch nach Karlsbad gesandt war, ihn aber erst in Wien erreichte, bewog ihn nicht, von seiner hinhaltenden Taktik abzulassen. Die Antwort, die er — übrigens umgehend — am 4. September gab, war so geschraubt, daß sie fast verschroben zu nennen ist und den großen Stilisten geradezu zu falschem

1) Dies Schreiben fehlt; Wolf weist darauf zurück in dem Brief vom 4. September.

Satzbau verleitete.[1] Übrigens sandte er eine neue, verkürzte Anzeige seiner Vorlesungen ein, indem er es der Sektion überließ, nach ihrem Belieben die eine oder die andere zu gebrauchen, bat jedoch, seine Ankunft um 10 bis 12 Tage mit Rücksicht auf die Nachkur, sowie auf seine Studien in Wien und München verschieben zu dürfen.

Schon hatten sich die Zeitungen der Angelegenheit bemächtigt. Sie hatten, wie Savigny in dem genannten Briefe sagt, das „lächerliche“ Gerücht verbreitet, Wolf sei exiliert.[2] Man könnte vermuten, daß Wolf selbst dieser Nachrede nicht ganz fremd gewesen ist. Jedenfalls unterließ er auch der Sektion gegenüber nicht, auf die „glaubwürdig scheinenden“ Nachrichten hinzuweisen, welche noch vor ein paar Monaten die Ausführung des Universitätsplanes als aufgeschoben oder sogar aufgegeben dargestellt hätten. Aber die Sektion ließ nun nicht länger mit sich spaßen. Indem sie den Empfang des Schreibens vom 4. September kurz bestätigte, kündigte sie ihm an, daß sie die Anzeige seiner Vorlesungen in den Katalog aufnehmen und ihnen einen Platz anweisen werde, welcher der Anstalt und seiner selbst am würdigsten wäre.[3] Was darunter gemeint war, erfuhr Wolf erst nach seiner Rückkehr nach Berlin, als er zu seiner größten Entrüstung sich in dem Katalog unter den Ordinarien selbst angeführt sah und zwar als Professor Litt. Ant., während sein junger Schüler Böckh als Professor Eloquentiae et Poeseos, d. h. nach altem Herkommen als der führende Philologe angezeigt war. Wir werden leider noch genötigt sein, auch die Weiterungen, die sich daraus ergaben, zu verfolgen.

Für die Philologie glaubte die Kommission damit gesorgt zu haben. Wenn sie im September noch Johann Joachim Bellermann, den Direktor am Grauen Kloster, aufforderte, seine orientalischen Kenntnisse als Privatdozent zu verwerten, so rechnete sie diesen kaum den Philologen zu, sondern sie tat es im Hinblick auf die Theologen, denen die Grundsprache des Alten Testamentes vertraut sein mußte. Bellermann selbst bat, indem er das Anerbieten annahm, ihn der theologischen Fakultät zuschreiben zu wollen, da er jene Disziplin in Erfurt als Mitglied der theologischen Fakultät 14 Jahre hindurch vertreten habe.[4] So Bellermann.

1) Das Schreiben ist in zwei Formen gedruckt, bei Körte (II, 45) gekürzt und nach dem Entwurf, bei Arnoldt (I, 174) vollständig und nach der Ausfertigung. Wie bereits Arnoldt bemerkt, ist der Entwurf sehr viel einfacher und verständlicher, und die Differenzen sind höchst charakteristisch.

2) Vergl. Arnoldt, S. 176, A. 25.

3) Die boshafte Insinuation am Schlusse seines Schreibens lehnte sie in folgender Weise ab: „Die von Ew. usw. angezeigte Verzögerung Ihrer Ankunft zu Berlin bewilligt die Sektion mit der den angeführten Beweggründen gebührenden Achtung, und ist überzeugt, daß Ew. usw. Gegenwart und der hiesige Verein so vieler anderer berühmter Namen der jetzigen gelehrten Welt vollends alle die der Universität zu Berlin ungünstigen Gerüchte zerstreuen werden, welche unbedachtsame Zungen nur zu sehr verbreitet hatten.“ Süverns Herz war gegen Wolf bereits völlig erkaltet.

4) Geboren am 23. September 1754 zu Erfurt, hatte Bellermann eine Reihe seiner Jugendjahre als Hofmeister in Esthland, dann in Petersburg zugebracht. 1782 nach Erfurt zurückge-

wenig war der Begriff der Philologie ausgestaltet, so ganz barg er sich noch in der Hülle der beiden klassischen Sprachen und Literaturen. Man stritt wohl darüber, ob die Philologie sich auf den Kreis der antiken Literaturen und ihre Sprachen beschränken müsse, oder darüber hinaus auf die reale Welt, die sich in ihr spiegelte, sich erstrecken dürfe, ob sie das Leben der beiden Nationen, die ihre Träger waren, selbst ergründen, zur Altertumswissenschaft sich erweitern solle — aber daß sie über die antike oder auch nur die klassische Welt hinausreiche, daß sie auf alle Literaturen, alle Völker der Erde bis zu den kulturlosen Stämmen der Wildnis und der Wüste ausgedehnt werden könnte, war jener Zeit noch ein fremder Gedanke.

v. d. Hagen. Das hatte Friedrich von der Hagen zu erfahren, als er für sich und die deutsche Altertumswissenschaft einen Platz an der Universität zu erstreiten suchte. Von der Hagen hat in der Geschichte der germanischen Philologie, zu deren Gründern er gehört, nicht die Stellung erlangt, die er selbst in unermüdlicher Arbeit erstrebte. Neben den Grimm und Lachmann, ja selbst neben Beneke tritt er in den Schatten. Wie er, der ursprünglich Jurist war, als Liebhaber zu diesen Studien gelangt war, die er schon auf der Schule getrieben, so haben sie in seiner Hand immer etwas Dilettantisches behalten. Es fehlte ihm sogar der nachhaltige Ernst, der solche Schwächen getilgt haben würde. Die harten Vorwürfe, die ihm schon in diesen Jahren Männer wie die Gebrüder Grimm gemacht und deren Schüler und Fortsetzer nur verstärkt haben, werden nicht unverdient genannt werden können. Aber das darf uns nicht abhalten einzugestehen, daß Hagen viel weiter gesehen hat als die Kommission, welche mit dem Aufbau unserer Universität betraut war, und daß der Grund, auf dem er stand, ein fester, die Begeisterung, die er seiner Wissenschaft entgegengebracht und ein ganzes arbeitsreiches Leben hindurch bewährt hat, echt war. Er hatte ihr bereits materielle Opfer gebracht, und es war eine tiefe Liebe zu dem nationalen Genius, die ihn zu ihr getrieben hatte. In der Eingabe vom 11. August, worin er den Antrag stellte, hat er Idee und Ziele der deutschen Altertumswissenschaft in ihrem vollen Umfange definiert, und die Motivierung, die er darin gibt, zeigt eine weite Überlegenheit über die in ihren klassizistischen Vorstellungen befangenen Kommissare.[1] Die Antwort der Sektion vom 21. August hat wiederum

kehrt, war er im nächsten Jahre dort Magister legens und 1784 Professor der Philosophie geworden, welche Stelle er 1790 mit dem zweiten Ordinariat der Theologie und dem Direktorat am Gymnasium vertauschte. Im Februar 1804 hatte er die Leitung des Köllnischen Gymnasiums in Berlin übernommen, die er bis an seinen Tod, 25. Oktober 1842, innegehabt hat. 1816 ward er zum Extraordinarius in der theologischen Fakultät befördert. Seine Vorlesungen hat er bis an sein Lebensende fortgesetzt. Vgl. Allg. Deutsche Biogr. II, 310.

1) Er erwähnt in dieser Eingabe einen schon früher von ihm unterbreiteten Aufsatz, worin er die deutsche Altertumswissenschaft als eine an sich, und nicht bloß der Idee nach, gültige, durch die Forderungen der Zeit auch wirkliche, in Bildung begriffene Wissenschaft nach ihrem

Schleiermacher entworfen. Wenn man vielleicht meinen könnte, daß er und seine Kollegen an der Persönlichkeit Hagens Anstoß genommen hätten, so spricht der Inhalt des Schreibens dagegen. Denn es wird darin ausdrücklich gesagt, daß die Sektion, wie von dem Werte des Studiums der deutschen Altertümer, so von der Bewährung v. d. Hagens auf diesem Gebiete völlig überzeugt sei. Aber, so heißt es weiter, und wir erkennen darin so recht den Verfasser der „Gelegentlichen Gedanken", der Staat dürfe in solchen Dingen nur der öffentlichen Meinung folgen und ein neues Studiengebiet nicht eher als akademischen Lehrgegenstand aufstellen, als bis die allgemeine Stimme sich schon durch die Tat dafür erklärt habe; darum könne man den Bittsteller, zumal da es an den nötigen Mitteln fehle, zunächst nur als Privatdozenten zulassen; wenn indessen das Studium, wie es zu wünschen und erwarten sei, sich gut entwickelt habe, so werde die Sektion, sobald die Umstände dies erlaubten, nicht verabsäumen, etwas dafür zu tun. Hagen war, wie man begreift, durch einen solchen Bescheid sehr niedergeschlagen. Er wandte sich unter beweglichen Klagen über die schwere Enttäuschung, welche die Antwort der Sektion ihm bereitet habe, noch einmal an dieselbe mit einem Gesuch um Anstellung irgendwelcher Art, etwa in einem außerordentlichen Lehrfach der philosophischen Fakultät, welche in ihrem weiteren Begriffe ja wohl auch diesen Kenntniszweig mit umfassen dürfte, ihn zum Teil sogar, z. B. in Göttingen, auch wirklich schon umfaßt habe. Und diesmal gelang es ihm ein wenig besser; am 21. September verfügte die Kommission seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache, freilich zunächst ohne Gehalt, und nahm seine Vorlesungen (über die Nibelungen) in den Katalog auf. Vielleicht ist sie von außen dazu bestimmt worden, ich meine durch den Staatskanzler selbst, an den Hagen durch seinen Freund Friedrich von Raumer herankommen konnte, und der ihm am Ende des Jahres auch ein kleines Gehalt verschafft hat.[1]

Lektoren der neueren Sprachen.

War schon die eigene Nation so schlecht bedacht worden, so ist es erklärlich, daß von romanischer oder englischer Philologie noch viel weniger die Rede

ganzen Umfange dargestellt habe. Dieser ist mir nicht zur Hand. Es sei, so erklärt er, Pflicht der Regierung, diese Vorlesungen einzusetzen; der Staat müsse sie öffentlich anerkennen, und keine bessere Gelegenheit gebe es dafür, als die Einführung an der neuen Universität. Er verlangt zunächst eine Geschichte der deutschen Sprache nach den verschiedenen Zeitaltern und Mundarten im weitesten Umfange, auch in Beziehung auf die verwandten Sprachen und mit Vergleichung der noch lebenden; zweitens eine Geschichte der deutschen Literatur; drittens eine ausgeführte Geschichte der deutschen Poesie und Prosa auf der vorgenannten Grundlage; viertens Vorlesungen über Sitten, Gebräuche, Religion, öffentliches und häusliches Leben, oder was man gewöhnlich im engeren Sinne unter dem Namen der deutschen Altertümer begreife; auch die politische Geschichte und die Diplomatik müßten, soweit sie in Beziehung zu dem Genannten ständen, überall herangezogen, und endlich Vorlesungen über die alten Schriftsteller und ihre Werke ganz so wie über die Klassiker gehalten werden, zunächst über die anerkannt vortrefflichsten, wie die Nibelungen, das Heldenbuch, den Titurel, den Tristan, Reineke Fuchs u. a.

1) Hierüber siehe unten.

war. Als Wolf im Jahre 1807 Beyme seine Vorschläge übermittelte, hatte er zwar auch „Sprachlehrer“ für das Englische und Französische, wie für das Italienische, Spanische und sogar Portugiesische vorgeschlagen, aber im Vollbewußtsein des Humanisten hinzugefügt: „Als Professoren möchten diese nicht einmal dem Titel nach anzustellen sein; höchstens müßten sie sich mit dem Dr.-Titel befriedigen. So hat man's noch bisher durchaus auf den Universitäten gehalten. Dergleichen Sachen erscheinen Armseligkeiten und sind es auch für uns — aber nicht für andere“. Beyme selbst hatte damals einen früheren Prediger aus der Kolonie, namens Reclam, nicht bloß zum Lektor, sondern zum außerordentlichen Professor der französischen Sprache und Literatur machen wollen. Die Kommission aber wollte anfangs nicht einmal so weit gehen wie Wolf. Anträge, die ihr von mehreren Seiten zugingen, lehnte sie unter der Motivierung ab, daß man überhaupt von Lektoren absehen wolle. Dann hat sie freilich — vielleicht wieder unter höherer Einwirkung — doch solche Anstellungen und zwar für die vier erstgenannten Sprachen vorgenommen. Es waren die Doktoren Graßhoff und Montucci für das Englische und Italienische (jeder von ihnen für beide Sprachen), der Chevalier von Liaño, Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek, für das Spanische, Reclam und Theremin, diese beiden Geistliche von der Kolonie, für das Französische. Aber sie durften nur als Sprachmeister eintreten und rangierten im Katalog mit den Exerzitienmeistern, dem Fechtmeister und dem Reitlehrer unter einer Rubrik.[1]

Nicht als die Bereiche national umgrenzter Philologien wurden diese Studien von der Kommission anerkannt, sondern höchstens unter dem Gesichtspunkt

1) Karl Friedrich August Graßhoff war Schulmann, später im Köln er Konsistorium. Auch Reclam hat, am Französischen Gymnasium, unterrichtet. Anton Montucci, geb. zu Siena, Dr. der Rechte, war eigentlich Sinologe und privatisierte in Berlin. Von ihnen erscheinen im Katalog vom S.-S. 1811 nur noch Graßhoff und die beiden Prediger, von Michaelis 1811 ab nur noch der erstgenannte, und nach einem Jahr auch er nicht mehr. Danach kann man fast zweifeln, ob auch nur einer von ihnen eine Lehrtätigkeit entfaltet hat. Von Montucci und Liaño steht es nach den Akten jedenfalls fest, daß sie die Zumutung, als maîtres de langues in den Lehrkörper der Universität einzutreten, mit Entrüstung zurückgewiesen haben. Liaño suchte seine Beziehungen zum König für sich auszunützen, indem er sich bei diesem über die Sektion bitter beschwerte. Er erreichte aber so wenig wie Montucci. Der Senat bewilligte ihm nur den Widerruf seiner Anzeige am Schwarzen Brett; das Verlangen der beiden, dies durch die Zeitungen bewirken zu lassen, fand keine Beachtung, und die Rubrik „Recentiorum linguarum doctrina artiumque Exercitatio“ blieb noch zwei Jahrzehnte hindurch ungetrennt im Katalog, in dem seit dem Sommer 1820 neben der „Ars arma tractandi et in equum insiliendi“, die der Fecht- und Stallmeister Felmy lange Jahre lehrte, auch die Musica (Gesang und Theorie, zuerst unter der Pflege Bernhard Kleins) und seit dem Sommer 1826 unter Eiselen auch die edle Turnkunst eine Stelle fanden. Erst von Ostern 1830 ab, unter Hegels Rektorat, wurde eine Trennung zwischen den Lektoren und den Lehrern der Künste beliebt. Jene wurden auch in der Überschrift auf eine höhere Stufe gestellt und den Dozenten angenähert: „Scholae lectorum recentiores linguas docentium“ lautete fortan ihre Rubrik, während die Künste sich noch mit der alten Bezeichnung „Artium exercitatio“ begnügen mußten; doch waren jetzt nur noch Eiselen und Felmy tätig; die Musik war seit Ostern 1830 verwaist.

allgemeiner literargeschichtlicher Betrachtung. Von hier aus wurde sogar noch im Oktober die Gründung einer ordentlichen Professur ins Auge gefaßt, für die man, während für v. d. Hagen nicht ein Taler in der Kasse war, nicht weniger als 1200 Taler aussetzte. Aber charakteristisch ist, daß man keinen besseren Vertreter für diesen Lehrstuhl finden konnte als Johann Aloys Martyni-Laguna, eine Persönlichkeit, welche heute auch dem intimeren Kenner der deutschen Literaturgeschichte schwerlich sehr vertraut sein wird. Uhden übernahm es, den „bekannten Gelehrten", der in Dresden lebte, durch seine dortigen Freunde zu sondieren, auch über seine Gabe des mündlichen Ausdrucks und Vortrags Erkundigungen einzuziehen. Die Verhandlungen sind dann durch Schleiermacher weitergeführt worden; wir wissen nicht, woran sie schließlich scheiterten.[1]

Daß die Pädagogik, welche erst heute begonnen hat sich das Bürgerrecht auf deutschen Universitäten zu erwerben, zu einer Zeit, in der sich das Unterrichtswesen an der Hand der klassischen Philologie kaum aus den Armen der Theologie befreit hatte, fehlte, versteht man. Es fällt eher auf, daß sich schon damals jemand fand, der dieses Fach als besonderen Lehrgegenstand vertreten wollte. Es war der Geh. Kriegsrat und Zensor J. F. W. Himly, der die venia docendi dafür erbat und erhielt. Himly.

Werfen wir an dieser Stelle einen Rückblick auf die Gesamtheit des Lehrkörpers, den unsere Universität bei ihrem Beginn umschloß, so bemerken wir, daß die großen Erwartungen, mit denen sich ihr Schöpfer noch im Frühling getragen hatte, doch nicht voll erfüllt waren. Es fehlte gewiß nicht an weitklingenden Namen, aber diese hatte man meist schon im Besitz, als Mitglieder der gelehrten Berliner Institute oder, wie Wolf, Schleiermacher, Fichte u. a., als altpreußische Professoren, die man aus dem Zusammenbruch des Staates für die neue Universität gerettet hatte; auch Reil, Horkel und Bernstein konnte man wohl noch zu ihnen rechnen, da sie schon drei Jahre vorher geworben oder gewonnen waren und gern das halb zerstörte Halle verließen. Von auswärts hatten schließlich doch nicht mehr als zehn Dozenten zugesagt, und gerade Allgemeines Ergebnis der Werbungen.

1) Der Zuname Laguna soll der Mädchenname seiner Frau gewesen sein. Geboren am 5. Januar 1755 in Zwickau, studierte er Theologie und Philologie in Leipzig, war später mehrere Jahre Hofmeister in Dresden und Warschau, und lebte danach abwechselnd ohne Amt in Dresden und auf seinem Landgute Öhlau bei Zwickau. In dieser Stadt ist er am 19. April 1824 gestorben. Literatur und Schriften bei Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung VII² 276ff.; es sind literarhistorische Essays und Kritiken, auch eigene Poesien, zum Teil geistlicher Art. Ein Freund von ihm war der Pastor Riquet, den auch Schleiermacher kannte, und an den er sich im Oktober bei der Berufung wandte.

diejenigen, auf die Humboldt in erster Linie gerechnet, hatten abgeschrieben. Weder Tübingen noch Erlangen, weder Gießen noch Marburg hatten einen der Ihrigen geschickt; ein Schleusner hatte sogar das kleine Wittenberg mit der Hauptstadt Preußens nicht vertauschen mögen. Völlig versagt hatte sich allen Werbungen die stolze Georgia Augusta; und wenn Weiß aus Leipzig fortgegangen war, so war er doch im wesentlichen nur dadurch bewogen worden, Karstens Nachfolger zu werden, weil er an seiner bisherigen Wirkungsstätte sein eigenes Fach nicht hatte vertreten können; während Biener nur Privatdozent gewesen war. Haubold und Hermann waren geblieben, sowie Schmidt in Gießen, Sartorius, Hugo, Gauß, der ältere Eichhorn und Heeren in Göttingen, Ammon in Erlangen, Kielmeyer in Tübingen; und daß die Heidelberger sich so leicht von ihrer Universität trennten, lag in den höchst unerquicklichen Verhältnissen, die dort herrschten, sowohl in der Studentenschaft wie gegenüber der Regierung in Karlsruhe, wo man nur von den „mauvais professeurs“ in Heidelberg sprach. Außerdem hatte Berlin nur noch von zwei kleinen Universitäten, Landshut und Greifswald, Erwerbungen gemacht, freilich Männer, von denen zwei, Savigny und Rudolphi, bereits zu den Ersten ihres Fachs gehörten, der dritte, Rühs, seinen neuen Gefährten bald nahe zu kommen versprach. Von Universitäten waren, von Halle abgesehen, überhaupt nur acht gekommen; denn Graefe und Oltmanns hatten bisher noch auf keiner Universität gelehrt und waren weniger durch ihre Schriften als durch ihre großen Freunde empfohlen worden, Oltmanns überdies nur dem Namen nach in dem Kollegium; denn er blieb in der Ferne und ist schon im Jahre 1812 auf seinen Antrag, vorläufig wenigstens, ausgeschieden.

Dennoch überwog das einheimische Element in der neuen Lehrerschaft keineswegs, wenigstens nicht in dem Sinne, daß es der Mehrzahl nach Berliner oder auch nur Preußen gewesen wären. Wohl aber waren es mit wenigen Ausnahmen lauter Norddeutsche. Um nur einige zu nennen: Thaer und Schmalz waren Hannoveraner, Spalding, Rudolphi und Rühs Pommern, Niebuhr Dithmarse, Sohn eines Pfarrers auf Fehmarn war Horkel, Tralles und Lichtenstein Hamburger, Sachsen oder Thüringer waren Fichte, Hermbstädt, Bellermann und Weiß, Illiger war Braunschweiger, Klaproth stammte vom Harz, und so fort. Es wiederholt sich damit eine Erscheinung, die auch für andere Zweige des Staatslebens beobachtet worden ist, und auf die in der Einleitung dieses Werkes bereits hingewiesen wurde: wie auf dem Gebiete des geistigen Lebens, so hatte Preußen auch in Verwaltung und Heerwesen seit Jahrzehnten die besten Kräfte Norddeutschlands an sich gezogen. Damit ist auch das Bekenntnis der einzelnen gegeben. Ich wüßte außer Aloys Hirt keinen zu nennen, der katholisch getauft wäre; und von diesem ist anzunehmen, daß die Eindrücke, die er bei den Benediktinern im Kloster Beuron und in der Stadtschule zu Villingen erhalten hatte, längst

abgeblaßt waren. Beides hängt nun freilich damit zusammen, daß der katholische Bruchteil unseres Volkes für die deutsche Kultur in dieser Epoche überhaupt nicht in Betracht kam. Auch diejenigen, die aus Süddeutschland berufen wurden oder daher stammten, gehörten dem protestantischen Teil unserer Nation an. So die beiden Frankfurter, Buttmann und der Hugenottensprößling Savigny; aus einem schwäbischen Pfarrhause war Böckhs Vater hervorgegangen; De Wette war ein Weimaraner, Marheineke ein Hildesheimer, Sohn eines Kaufmanns. Sie alle hatten ihre Bildung auf norddeutschen Universitäten erhalten, auch Savigny, der in Marburg, und Buttmann, der in Göttingen studiert hatte und, seit Jahren in Berlin ansässig, sich bereits ganz als Preuße fühlte. Selbst für Böckh hatten die wenigen Jahre, die er in Halle und Berlin zugebracht, genügt, um ihn mit dem Staate Friedrichs des Großen auf das engste zu verbinden; das Beste, was er besaß, seine Wissenschaft und seine Freunde, hatte er dort gewonnen. In Halle hatte er seine Studien vollendet und seine erste Schrift veröffentlicht, in Berlin seine erste Anstellung gefunden; Bellermann und Buttmann, Schleiermacher, Wolf, Spalding, Heindorf, Ideler und Ferdinand Delbrück waren hier sein Umgang gewesen, und gleich den Untertanen des Königs hatte er wie ein persönliches Unglück den Zusammenbruch des Staates, den er in Berlin erlebte, empfunden.

Noch zwei andere Momente dürfen wir vielleicht als nicht unwesentlich für die Geschichte unserer Hochschule hervorheben. Das eine betrifft die Gehaltsfrage, die durch die Absage der großen Autoritäten eine für die Grundsätze preußischer Staatsökonomie, zumal in dieser schweren Zeit der Not, sehr angenehme Wendung genommen hatte. Savigny, Reil und Wolf waren die einzigen, die wirklich große Gehälter bezogen. Schleiermacher erreichte oder übertraf sie vielleicht nur durch die Kumulation von Ämtern, deren jedes er in vollem Umfange ausfüllte. Zu den besser Besoldeten gehörten Schmalz und Fichte, deren bewährte Treue dies wohl verdient hatte. Aber die großen Summen, die man einem Sartorius und Schmidt, einem Hermann, Hugo und Heeren, einem Haubold und Ammon hätte zahlen müssen, konnte man nun in der Kasse behalten. Die Berliner, welche zum Teil an ihre Stelle traten, bekam man sogar ungemein wohlfeil. Ihrer sechs oder mehr besoldete man mit einer Summe, für die man aus Göttingen, Tübingen oder Leipzig kaum Einen bekommen hätte. Auch die aus der Fremde Berufenen mußten sich meist mit dem Normalsatz und zum Teil mit noch geringeren Summen begnügen. Und was ihnen an wissenschaftlichem Ansehen noch abging, ersetzten sie durch ihre jugendliche Kraft. Auch dies Moment ist für die Entstehung unserer Hochschule bedeutsam, um so mehr, da es in ihrer späteren Entwickelung nicht eben als ein besonderes Merkmal in Anspruch genommen werden kann. Der älteste von allen war Klaproth, der mit seinen 66 Jahren ungefähr das Lebensalter erreicht hatte, von

dem man zuzeiten wohl gesagt hat, daß es das Durchschnittsalter für die Ordinarien seiner Fakultät sei. Auf ihn folgten Knape und andere Berliner Mitglieder der Berliner Institute. Auch Reil mit 52 gehörte noch zu der älteren Generation, während Rudolphi (geb. 14. Juli 1771) die Vierziger eben erreicht hatte. Der jüngste unter den medizinischen Ordinarien war Graefe, während unter den Privatdozenten in den Institutsdirektoren Kohlrausch und Horn wieder ältere Jahrgänge vertreten waren. Aus um so jüngeren Elementen waren die anderen Fakultäten zusammengesetzt. Auch Schleiermacher hatte das 40. Lebensjahr kaum überschritten, Marheineke und De Wette waren eben in die Dreißiger gekommen, Neander, der zwei Jahre später an Stelle Ammons kam, ist gar mit 24 Jahren der unsrige geworden. Kaum anders stand es bei den Juristen. Selbst Schmalz war trotz einer jahrzehntelangen akademischen Tätigkeit erst 50 Jahre alt, und so groß der Name Savignys war, hatte er es doch erst auf 31 Jahre gebracht, während der junge Biener soeben das 24. erreicht hatte. In der philosophischen Fakultät hatten die naturwissenschaftlichen Fächer aus dem gleichen Grunde wie die medizinischen die höchsten Alterstufen aufzuweisen. Hinter Klaproth rangierten Tralles und Willdenow.[1] Aber im allgemeinen überwog auch hier die Jugend, und zwischen dem 30. und 40. Lebensjahre standen die meisten. Eigentümlich, jedoch in den Verhältnissen begründet, ist es, daß die Privatdozenten und Extraordinarien im Durchschnitt älter waren als die Ordinarien, zumal wenn man die lesenden Mitglieder der Akademie jenen hinzuzählen will. Die Entwickelung des Lehrkörpers ist dadurch bestimmt worden: ebenso die dezennienlange Lehrtätigkeit der führenden Männer, eines Marheineke, Hoffmann, Böckh, Savigny, Erman und anderer, wie die Heranbildung des Nachwuchses, zumal da, wo, wie in der juristischen Fakultät, es nahezu Grundsatz wurde, diesen unter den eigenen Zuhörern zu suchen. Die Hochschule mußte erst ins Leben treten, bevor sich die jüngeren Kräfte fanden, welche sich in die akademische Laufbahn wagten; wobei es ihnen zunächst, solange es an Mitstrebenden fehlte, leicht genug, dann aber freilich schwer und schwerer gemacht worden ist.

b) Organisierung des Unterrichts und der Verwaltung.

Entwerfung eines provisorischen Reglements.

Die Zusammenstellung des Lehrkörpers war nur die eine Seite der Tätigkeit der Kommission: kaum geringer war die Arbeit, die sie auf die Organisation des Unterrichts und der Verwaltung der neuen Hochschule verwandte. Vor allen Dingen schien die Feststellung der Verfassung geboten, nach der sich das Leben der großen Korporation regeln sollte. Süvern übernahm es schon am

1) Tralles geb. 15. Okt. 1763, Willdenow 22. Aug. 1765.

20. Juni, Aufzeichnungen zu machen, die den Beratungen darüber zugrunde gelegt werden sollten. Am 4. Juli brachte er sie in die Kommission mit, worauf sie in Zirkulation gesetzt wurden; auch Savigny wurde um sein Votum ersucht. Am 25. Juli ward das Ganze noch einmal durchgesprochen und darauf Schleiermacher eingehändigt, damit dieser aus den Materialien einen neuen Entwurf mache.[1] Die Form, welche dieser ihm gab, ist in der Hauptsache dem endgültig gedruckten Reglement verblieben, nach welchem die Universität sich so lange regiert hat, bis sie in den Besitz der Statuten selbst gelangte. Seine Grundzüge sind, wie es sich bei dem Verfasser der „Gelegentlichen Gedanken" versteht, durchaus den überlieferten Formen der deutschen Universitäten nachgebildet. Als Fundament also die vier Fakultäten, in der herkömmlichen Reihenfolge, ohne daß jedoch darum die eine vor der andern den Vorrang behaupten sollte; so auch die Einteilung der Lehrer in die drei Gruppen der Ordinarien, Extraordinarien und Privatdozenten. Eine Besonderheit der Berliner Lehranstalt war ihr Verhältnis zur Akademie und den Instituten, mit denen sie — im Sinne Humboldts — gleich im ersten Satz als ein gemeinsames organisches Ganzes bezeichnet wurde, und demgemäß die Berechtigung der Mitglieder der Akademie, Vorlesungen zu halten. Es folgen Bestimmungen über Berufung und Legitimierung der Professoren, über die Rechte und Pflichten der Fakultäten, über die Abgrenzung der Ferien und das Lektionsverzeichnis, über die Ämter — Dekanat, Senat und Rektorat — sowie über die Rechte und Pflichten der Studierenden; sodann die Paragraphen über die akademische Gerichtsbarkeit, einer über die Zensurfreiheit der Professoren, und endlich ein solcher über das Gebäude und den Bezirk der Universität. Am 24. August konnte Schleiermacher seine Arbeit bereits wieder der Kommission vorlegen. An dieser Sitzung nahm auch Savigny teil, dessen Rat man, denn in der Kommission war, solange Uhden fehlte, kein Jurist, für die Bestimmungen über die Gerichtsverfassung wünschte. Es kam zur Aufzeichnung einiger Punkte, in denen das Reglement noch abgeändert werden sollte.[2] Daraufhin trat am 3. September die Sektion zu einer Sitzung zusammen, in der Schmedding das Protokoll führte, um die Normen für die akademische Gerichtsbarkeit festzustellen. Auch die folgenden Sitzungen der Kommission waren wesentlich der Durchberatung des Entwurfs gewidmet. Darum wurde Savigny von neuem hinzugezogen, der von nun ab fast allen Sitzungen im September beigewohnt hat. Neben ihm aber erscheint jetzt auch das zweite Mitglied der juristischen Fakultät, der Geheimrat Schmalz.

1) Die Aufzeichnungen Süverns und die genannten Voten liegen nicht bei den Akten; von Süverns Hand ist nur ein Blatt eingeheftet, das aber nicht hierzu, sondern zu den studentischen Gesetzen gehört.

2) Diese liegen nicht bei den Akten.

Schmalz zum ktor designiert.

Schmalz hatte die Zurücksetzung, die er von Humboldt erfahren mußte, aufs tiefste empfunden. Gerade drei Jahre waren verflossen, seitdem er den Plan der Berliner Hochschule dem König in Memel vorgelegt hatte, als dessen Urheber er sich allein betrachtete. Seitdem hatte er unerschütterlich ausgeharrt. In jedem Semester hatte er Vorlesungen gehalten, für Studierende und für Offiziere, für letztere sogar unentgeltlich. Mehrere Anträge, die von außen an ihn gelangt waren, so zweimal Dorpat, hatte er abgelehnt. Seit einem Jahr arbeitete er auch als Rat am Oberappellationsgericht, ohne ein besonderes Gehalt dafür zu beziehen; nicht einmal das ihm Zukommende hatte er bis zum letzten Rest erhalten. Er durfte mit Fug behaupten, daß niemand an Amtserfahrung es ihm zuvortue. 21 Jahre war er im königlichen Dienst, und zwar ebenso in der Verwaltung wie auf dem Katheder tätig gewesen, als Konsistorialrat und Kanzler in Königsberg und als Direktor der Universität in Halle. Auch wissenschaftlich glaubte er es mit seinem Rivalen aufnehmen zu können, und seine Lehrerfolge waren jedenfalls unbestritten. Sein Wunsch, dem König mit der Feder zu dienen, hatte ihn sogar in einen momentanen Konflikt mit den Fremden gebracht, die im Lande geboten. Und nun sah er Männer sich vorgezogen, die ihre Treue gegen den Staat sich mit hohen Summen hatten abkaufen lassen. Dies alles trug er in einer Eingabe an den König vom 5. August vor. „Ich habe keinen Wunsch“, so schließt er, „als den, Eurer Majestät nützliche Dienste zu leisten, mich der Gnade Ew. Majestät getrösten zu können und nur nicht kränkende Zurücksetzungen zu erfahren. Bloß in dieser Absicht empfehle ich ehrfurchtsvoll mein Schicksal in Ew. Majestät königliche Gnade.“[1]

An dieser Stelle müssen wir wieder die Einsilbigkeit der Akten beklagen, welche von jener Eingabe ab vier Wochen lang schweigen, bis zu einem Nachtragsprotokoll von Süverns Hand zu der Sitzung der Kommission vom 5. September, worin ganz kurz gesagt ist, daß die Kommission beschlossen habe, das Rektorat Herrn Schmalz zu übertragen. Wer der Vermittler gewesen, oder was den Anlaß dazu gegeben hat, ist fast noch schwerer zu sagen. Daß Humboldts Abgang, vielleicht auch Schleiermachers augenblickliche Entfernung dazu beigetragen hat, ist wohl anzunehmen. Man könnte nun meinen, daß Scharnhorst, der Schwager und Jugendfreund von Schmalz, seinen Einfluß zur Geltung gebracht habe; doch hat der General gelegentlich eines späteren Konfliktes, bei dem er für ihn eintrat, erklärt, daß er ihm zum erstenmal diesen Dienst erweise. Wenn er hinzusetzt, daß sein Schwager das Amt des Rektors nur übernommen habe, weil kein anderer es habe antreten wollen oder es sich nicht zugetraut habe, so wissen wir, daß der erste Teil dieser Behauptung auf Savigny zutrifft. Als man im Juli in der Kommission das Rektorat Münscher angeboten hatte, war für den

1) Urkb.

Fall seiner Ablehnung Reil als Ersatzmann ins Auge gefaßt worden. Möglich wäre es, daß auch dieser, der noch gar nicht in Berlin war, die Würde ausgeschlagen hat. Jedenfalls gab es, wie die Dinge einmal lagen, Beweggründe genug, um den in der Universitätsverwaltung erfahrensten Mann an die Spitze der neuen Gründung zu stellen, und es ist wohl zu glauben, daß der Wunsch infolge jener Klage Schmalz' von höchster Stelle her geltend gemacht worden ist. Genug, auf die lange Zurücksetzung folgte für Schmalz jetzt eine glänzende Rehabilitierung. Am 8. September wurde er in einer außerordentlichen Sitzung der Kommission, zu der er neben Savigny herangezogen war, einstimmig als erster Rektor designiert, und beschlossen, in diesem Sinn an den König zu berichten. Auch die Dekane wurden in derselben Sitzung bestimmt. Im Juli hatte man für die theologische Fakultät Schleiermacher ausersehen, damals das einzige Mitglied seiner Fakultät, über welches man mit Sicherheit verfügte; für die medizinische, im Fall der Zusage Münschers, Reil; für die juristische Schmalz, der, da Savigny verzichtet hatte, ebenfalls allein in Betracht gekommen war; für die philosophische, wie wir wissen, Hermann. Jetzt ward Schleiermacher wieder für die theologische Fakultät, für die juristische dagegen Savigny bestimmt, der sich aber seine Erklärung vorbehielt; für die medizinische wurden Hufeland oder Reil genannt: bei ihnen sollte es von der Anciennität abhängen, die noch festzustellen war; das philosophische Dekanat beschloß man Fichte anzubieten.

Designierung der Dekane.

Es entspricht dieser Wendung, wenn Schmalz von jetzt an fast als das tätigste Mitglied der Kommission erscheint. Er entwarf die Gesetze für die Studierenden, an Stelle des beurlaubten Schleiermacher, der auch dafür bereits die Vorarbeiten übernommen hatte, und ebenso die Formulare für die Matrikeln und die Fakultätszeugnisse. Auch bei den Beratungen des Reglements wird sein Einfluß sichtbar. Zunächst ward beschlossen, die Bestimmungen, die in der Konferenz der Sektion in bezug auf die Gerichtsbarkeit getroffen waren, in den Entwurf Schleiermachers einzufügen, der dadurch von 19 auf 31 Paragraphen wuchs, und mehrere Punkte wurden darin anders gefaßt. So hatte Schleiermacher, der auch darin der Gewohnheit anderer Universitäten folgte, die Osterferien mit Bezug auf das Osterfest geregelt, so daß das Wintersemester acht Tage vorher endigen und das Sommersemester eine Woche später beginnen sollte. Die Kommission setzte dafür ein, daß der Winterkursus vom 15. Oktober bis zum 15. März währen, der des Sommers acht Tage später beginnen und mit dem 15. Oktober schließen sollte, so jedoch, daß die großen Achtwochenferien in den Sommerkursus vom 15. August ab fielen. In § 11, der vom Senat handelte, wurde beschlossen, daß alle Ordinarien daran teilhaben sollten, während Schleiermacher ihn auf einen bestimmten Kreis hatte beschränken wollen. Für das Honorar der Privatvorlesungen hatte Schleiermacher eine bestimmte Taxe aufstellen wollen:

Gesetze für die Studierenden, Matrikeln, Fakultätszeugnisse, Ferienordnung.

Schmalz' Einfluß ist es offenbar zuzuschreiben, daß dies jetzt in das Belieben der Dozenten gesetzt wurde.

e Bestimmung über die bilitation der Mediziner.

Die Promotionssatzungen blieben außerhalb des vorläufigen Reglements, sie sollten erst nach der Eröffnung der Universität geregelt werden; jedoch stellte die Kommission in der Konferenz vom 17. schon vorweg fest, daß in den Statuten noch eine besondere Prüfung pro facultate docendi angeordnet werden sollte für diejenigen Doktoranden, welche sich der akademischen Lehrtätigkeit widmen wollten. Ein sehr wichtiger Beschluß. Erkennen wir doch in ihm den ersten Keim zu der Trennung zwischen Promotion und Habilitation. Denn im allgemeinen hielt man noch daran fest, daß, wie es auch Schleiermacher in den „Gelegentlichen Gedanken" ausgeführt hatte, das Doktorat als die höchste akademische Würde unmittelbar zur Lehrtätigkeit berechtige. Den Anstoß zu dieser Unterscheidung gab die gerechte Befürchtung, daß man mit der alten Auffassung in der medizinischen Fakultät üble Erfahrungen machen würde; ausdrücklich setzte man fest, daß alle Doktoren der Medizin, die schon jetzt um die Venia docendi einkämen, falls sie nicht schon durch Schriften oder Vorträge vorzüglich bekannt seien, abgewiesen und angemahnt werden sollten, sich bei der medizinischen Fakultät, sobald dieselbe konstituiert wäre, wegen der Habilitation zu melden.

kademische richtsbarkeit.

Am 19. September war man endlich so weit, um das Reglement, sowie die Gesetze für die Studierenden, nachdem man sie noch einmal gemeinsam durchgenommen hatte, in Reinschrift zu geben, damit sie zunächst der Sektion für die allgemeine Gesetzgebung zur Revision und Superrevision unterbreitet würden. Der Chef dieser Behörde, Geh. Staatsrat von Klewitz, hatte kaum Ausstellungen zu machen. Einige formelle Änderungen, die er vorschlug, wurden nicht beachtet. Sein besonderes Gefallen äußerte er über die studentische Jury, welche man in der akademischen Gerichtsbarkeit vorgesehen hatte, eine Einrichtung, die, dem Geist der Zeit recht entsprechend, ohne Vorbild in den alten Gerichtsverfassungen war, denen man sich sonst angenähert hatte. Schon Schleiermacher hatte diese, die in seinen „Gelegentlichen Gedanken" noch nicht erscheint, in den Entwurf gebracht, und die Sektion hatte sie noch näher bestimmt. Auf wen der Gedanke zurückzuführen ist, läßt sich nicht sagen. Er taucht schon auf bei jener Diskussion über das Universitätswesen um die Wende des Jahrhunderts, deren wir gedachten. Klewitz hatte ein Bedenken nur in bezug auf die Zusammensetzung der Jury, die noch näher zu bestimmen sei; was denn auch später geschehen ist. Einen ernsten Einwand erhob er gegen den Paragraphen über die Zensurfreiheit, der ihm zu weit gespannt erschien. „Politische Tendenz", so heißt es in seiner Kritik, „hat auch manche Schrift, deren Überschrift es gar nicht verrät. Die jetzigen Zeitumstände dürften eine besondere Verantwortlichkeit des Dekans notwendig machen, wenn er dergleichen durchliest." Wir werden noch sehen, daß auch diese Korrektur später Beachtung fand.

Sehr viel komplizierter gestalteten sich die Verhandlungen über die akademische Gerichtsbarkeit mit dem Justizministerium, um so mehr, da die Absicht bestand, die neue Gerichtsverfassung nicht nur für Berlin einzuführen, sondern auch auf die anderen Universitäten des Staates zu übertragen. Zwar bemerkte Kircheisen in seiner Kritik vom 25. September wohlwollend, daß er mit den gefaßten Beschlüssen im wesentlichen einig sei, jedoch nur um daran sehr eingreifende Ausstellungen zu knüpfen. Indem er sich auf den auch von der Unterrichtssektion anerkannten Grundsatz bezog, daß nur das beizubehalten sei, was in Beziehung auf die akademische Zucht und Ordnung notwendig oder von bewährtem Nutzen sei, forderte er, daß man der Universität in Zivilsachen nur eine eingeschränkte, lediglich auf Schulden und auf Injuriensachen sich erstreckende persönliche Gerichtsbarkeit über die Studierenden einräumen dürfe. Alles, was mit den Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, z. B. den Testamenten, zusammenhänge, ferner solche persönliche Klagen, die von bedeutenden Folgen betreffs des jetzigen oder künftigen Vermögens der Studierenden seien, z. B. Ansprüche auf fortdauernde Alimente, müßten an den ordentlichen Richter des Beklagten verwiesen werden. Sehr bedenklich schien ihm der Paragraph über die Jury, weil, wie er bemerkte, der Student dadurch an seiner Zeit, die er mit Studieren ausfüllen sollte, verliere, auch leicht Gelegenheit zu Händeln daraus entstehen könnte.

Hierüber kam es zu wiederholten Konferenzen, an denen von seiten der Unterrichtssektion Nicolovius selbst mit seinen Räten Süvern, Uhden, Schmedding und Schleiermacher teilnahm, während vom Justizministerium der Obertribunalrat Pfeifer delegiert war. Im wesentlichen gab die Sektion nach. Auch die Bedenken betreffs der Jury fand sie nicht ganz ungerechtfertigt: sie habe bereits in ihren früheren Beratungen darauf Rücksicht genommen und betrachte diese Sache vor der Hand bloß als Mittel, um unter den Studierenden einen der akademischen Disziplin günstigen Gemeingeist zu erwecken, auch werde der Wirkungskreis der Jury ausdrücklich auf die bloßen Disziplinarsachen, die nicht eigentlich Gegenstände der richterlichen Gewalt seien, beschränkt sein. Am schwierigsten zeigte sie sich in der Alimentensache, da diese in solcher Beziehung zum Disziplinarwesen der Universität stände, daß die Sektion die Jurisdiktion darüber ohne Verletzung des aufgestellten, auch von Se. Exzellenz dem Herrn Justizminister als richtig anerkannten Prinzips nicht wohl aufgeben könne. Kircheisen jedoch blieb fest. In der zweiten Konferenz (8. Oktober) erklärte sein Kommissar, daß Se. Exzellenz die Alimentensachen schlechterdings der Jurisdiktion der ordentlichen Gerichtshöfe vorbehalten müsse, weil es bei der Verhandlung derselben teils auf das Interesse der Vormünder oder Väter der Studierenden, teils auf das jetzige oder künftige Vermögen derselben bedeutend ankomme; überhaupt greife in solchen Fällen der Streit zu tief in das Vormundschaftswesen und

in das allgemeine Interesse des Staates ein, um eine Abweichung von der Regel zu gestatten und ein neues, besonderes Forum zu etablieren. Einen Moment schien es, als ob es zu keiner Einigung kommen würde, so daß die Herren von der Unterrichtssektion bereits erklärten, sie müßten sich, wenn dergestalt über den Umfang der akademischen Jurisdiktion Punkt für Punkt verhandelt werden solle, die Jurisdiktionsgerechtsame der alten Landesuniversitäten ausdrücklich reservieren, soweit sie sonst auch zu jeder Aufopferung bereit seien, die mit dem Wesen der akademischen Disziplin bestehen könne. Schließlich gab man aber auch darin nach. Nach einer persönlichen Unterredung zwischen Dohna und Kircheisen wurde jene Sache dem ordentlichen Richter zugewiesen und nur hinzugefügt, daß der Student sowohl in diesen wie in allen anderen, den akademischen Gerichten entzogenen Sachen auf das Forum privilegiatum der Eximierten seines Orts Anspruch habe, er möge seiner Herkunft nach die Berechtigung dazu haben oder nicht. Der Obertribunalsrat Pfeifer hatte in der zweiten Konferenz ein Konzept zum Reglement mitgebracht, worin der Umfang der den akademischen Gerichten künftig bleibenden Geschäfte zusammengefaßt war. In diesen Entwurf sind dann die letzten Korrekturen eingefügt, und so ist die Form hergestellt worden, in der am 28. Dezember die akademische Gerichtsverfassung für den gesamten Staat publiziert worden ist. Noch einmal kam so das Reglement vor die Kommission. Am 24. Oktober beschloß man, die Paragraphen, welche über die akademische Gerichtsbarkeit handelten, ganz zu streichen und bis zur Publikation des Reglements darüber die Universität vorkommenden Falles nach den im Landrecht enthaltenen Verordnungen die Gerichtsbarkeit ausüben zu lassen. Auch damit sind die Beratungen über diese erste Verfassung unserer Universität noch nicht zum Abschluß gelangt. Die Universität war längst ins Leben getreten, bevor sie publiziert wurden.

Überhaupt aber kam der Kommission der Eröffnungstermin so über den Hals, daß sie die erforderlichen Vorbereitungen und Einrichtungen nur mit genauer Not zu einem leidlichen Abschluß bringen konnte. In der Sitzung vom 8. September, in der Schmalz zum Oberhaupt der Universität für das erste Jahr designiert wurde, kamen auch die Rechte der akademischen Würdenträger und die Abzeichen ihres Amts zur Sprache. Zunächst die Gebühren, die im Reglement nicht ausdrücklich erwähnt waren. Sie wurden im wesentlichen so geordnet, wie sie bis heute bestehen geblieben sind. Die Einkünfte des Rektors bestanden danach aus den Gebühren für die Immatrikulation, die Promotion und die Abgangszeugnisse. Für die Immatrikulation sollte er die Hälfte bekommen, die andere Hälfte unter den Aktuar der Universität und die beiden Pedelle verteilt werden: von jeder Promotion einen Friedrichsd'or, jedoch mit der sehr bald obsolet gewordenen Bestimmung, wenn er gegenwärtig sei; und einen Taler Kurant für jedes „begehrte" Testimonium eines Trienniums — wonach also

Gebührenordnung.

anzunehmen ist, daß man auch ohne Testimonium abgehen konnte. Auch die Gebühren der Dekane und Pedelle, wie die Abgaben der Studenten für die Aufnahme an der Universität wurden in der gleichen Sitzung festgesetzt.

Verschiebung des Inauguralionstermins.

Dies alles geschah im Anschluß an die Gewohnheiten des deutschen Universitätslebens. Köpke hat auf den Gegensatz hingewiesen, der bei der Inauguration der Hallenser und der Berliner Universität zutage trat. Dort die Entfaltung größten Glanzes und Prunkes. Unter dem Donner der Kanonen war die Fridericiana eröffnet worden, in Gegenwart des Kurfürsten, der mit seinen Ministern erschien, und zahlloser Deputationen; ein Minister investierte den ersten Prorektor, es gab endlose Reden und Festmärsche, Einholungen und Ehrenbögen, Denkmünzen wurden ausgestreut, und auf dem Markte flossen Brunnen von Wein. Wie viel bescheidener sei man dagegen, sagt Köpke, bei der ersten königlich-preußischen Universität gewesen! Er möchte darin eine Abspiegelung der Epoche erblicken, in der Preußen sich bei der Gründung der Berliner Universität befand, der Jahre des Sammelns und Vorbereitens, des gefaßten Abwartens, bis die Stunde der großen volkstümlichen Eröffnung schlagen würde, mit der nicht nur ein neues Lehren, sondern auch ein neues Leben beginnen sollte. Aber diese Betrachtung, so fein empfunden sie sein mag, entspricht doch nicht der Stimmung, welche die Begründer unserer Hochschule beherrschte. Wenn sie am 24. September beschlossen, von einer feierlichen Inauguration an dem Eröffnungstermin, dem 15. Oktober, abzusehen, so wollten sie diese darum nicht aufgeben, sondern nur aufschieben bis zur Vollendung des Statuts der Universität. „Sogleich nach seiner Fertigstellung", heißt es ausdrücklich in dem Protokoll, „sollen die Einleitungen zu den auf deutschen Universitäten gewöhnlichen Inaugurationsfeierlichkeiten ganz unfehlbar getroffen werden." Es waren einfachere Ursachen, die diesen Beschluß veranlaßten. Weil in dem Großen Hörsaal noch alle Materialien zu einer feierlichen Handlung fehlten, auch noch nicht eine angemessene Zahl von Studenten vorhanden war, „sowie auch aus anderen Gründen" beschloß man, die Eröffnung durch den Anfang der Vorlesungen selbst geschehen zu lassen.

Akademischer Gottesdienst.

Gleichzeitig mit der Inauguration gedachte man auch den akademischen Gottesdienst, der Schleiermacher so sehr am Herzen lag, zu beginnen. Schleiermacher hatte dafür schon im Juni die Denkschrift, die er noch für Humboldt aufgesetzt hatte, der Kommission vorgelegt, auch die Anstellung Zelters angeregt, die noch im Juli erfolgte. Er hatte gehofft, daß man dazu die Französische Kirche auf dem Gensdarmenmarkt einräumen werde. Da die Gemeinde hiergegen Schwierigkeiten erhoben hatte, wollte man jetzt versuchen, die Werdersche Kirche zu erhalten.

Amtstrachten.

Überhaupt aber zielten alle Anordnungen dahin, das Ansehen der Universität möglichst zu wahren und zu heben. So beschloß man gleich am 8. September die Einführung einer Amtstracht für die Professoren und Beamten. Beide

Klassen sollten eine Galakleidung von schwarzem Tuch mit gleichen Unterkleidern und stählernem Degen in versilberter Scheide tragen, die Professoren darüber bei feierlichen Gelegenheiten einen kurzen Mantel von schwarzem Gros de Tours (einer leichten Seide) nach einem noch zu bestimmenden Schnitt. Der Mantel des Rektors sollte nach demselben Schnitt von schwarzem Sammet mit Goldstickerei sein. Ferner war ihm eine doppelte schwere goldene Kette bestimmt, mit dem daranhängenden in Gold gearbeiteten Bildnis des jetzt regierenden Königs, die er sowohl bei akademischen Feierlichkeiten, als auch bei der Cour, hier jedoch ohne den Mantel, zu tragen habe. Auch eine Tracht für die Pedelle wurde festgesetzt: Rock und Unterkleider von schwarzem Tuch mit einem Schilde auf der linken Brustseite; bei feierlichen Gelegenheiten sollten sie darüber einen Mantel von weißem Tuch tragen. Es müßten, so lautet die Bestimmung, ansehnliche, gewandte, rüstige Männer sein; man gedachte verabschiedete Wachtmeister von den Gensd'armes dafür anzustellen. Bei akademischen Akten, und überall, wo der Rektor in der Vertretung der Universität zu erscheinen habe, sollten sie ihm in ihrer Amtskleidung vorangehen, jeder mit einem Stabe, den der eine in der rechten, der andere in der linken Hand halte, von 6 Fuß Länge, mit Silber rundum beschlagen und oben mit dem preußischen Adler in vergoldetem Silber geziert. Auch das Siegel der Universität, und ebenso die der Fakultäten sollten erst mit der feierlichen Eröffnung der Anstalt in Gebrauch genommen werden. Bis dahin ward beschlossen, ein provisorisches Siegel zu beschaffen, welches für die Matrikeln und die Fakultätszeugnisse gebraucht werden müsse. Dieses wäre nur mit einem L. S. und entsprechender Umschrift zu versehen.[1] Jedoch wurden schon jetzt die Embleme festgesetzt. Das große Siegel würde die Figur des Königs, auf dem Thron im Königsmantel sitzend, zeigen, dazu die Umschrift: „SIGILLUM UNIVERSITATIS LITTERARIAE BEROLINENSIS", und die Unterschrift: „FRIDERICUS GUILELMUS III REX". Den Fakultätssiegeln waren symbolische Figuren zugedacht: für die Theologen die Religion", eine verschleierte Frauengestalt mit Kreuz und Kelch in den Händen, für die Juristen eine „Themis" mit Schwert und Schale, für die Mediziner eine „Hygiea", für die Philosophen eine „Athene"; Umschriften und Unterschriften waren entsprechend angeordnet. Für alle diese Fragen war Uhden die rechte Autorität. Er erhielt den Auftrag, mit Direktor Schadow über die Ausführung zu verhandeln; doch sollten die Entwürfe dem König vorgelegt werden.

e Siegel der iversität und r Fakultäten.

Hiermit im Zusammenhang steht die Titelgebung des Königs in den Matrikeln. Es fragte sich, ob die alte Form der Titulatur angewandt werden könne. Man entschied sich, da diese so wie so nach dem Tilsiter Frieden einer Revision bedurfte, für die allgemeine Bezeichnung: „Auspiciis etc. Regis Borussiae", in der Erwägung,

Titulatur des Königs.

1) Bei dem Universitätssiegel als Umschrift: „UNIVERSITATIS LITTERARIAE BEROLINENSIS", bei den Fakultätssiegeln „FACULTATIS THEOLOGIAE" usw.

daß die Universität nicht nur für die preußischen Provinzen, sondern auch für Unterrichtsuchende aus allen Ländern, wo Kultur und Zivilisation geschätzt werde, bestimmt sei. Das war wieder so recht im Sinne Schleiermachers und Humboldts. Doch dürfen wir nicht mit Köpke sagen, daß sie gerade damit lebhafter Zustimmung in der Nation begegnet seien. Wenn es in einem Artikel der „Augsburger Zeitung" vom 15. September heißt: „Diese geistige Wiedergeburt eines politisch hart bedrängten Staates verdient gewiß die innigste Achtung und Teilnahme jedes deutsch Fühlenden, er wohne an der Donau oder am Rhein", so war das eine sehr vereinzelte und, wie ich annehmen möchte, von Berlin aus inspirierte Stimme. Denn im allgemeinen begegnete die neue Schöpfung Preußens gerade in den Kreisen der übrigen Universitäten nur Neid und Mißgunst, wie wir es ja bereits aus den Mitteilungen Wolfs entnehmen konnten, und dies fast mehr noch bei den preußischen Schwesteranstalten und in dem altpreußischen Halle als etwa in Göttingen oder in Leipzig, wo man sich in dem Glanze der eigenen Stellung zu sicher fühlte, um solche Stimmungen zu hegen oder doch zu verraten. In Frankfurt sah man mit der Gründung Berlins das eigene Ende vor Augen. In Breslau fand man sich ebenso zurückgesetzt und übergangen; man hatte hier vielmehr die Erweiterung der eigenen Universität erwartet; als die Berliner Universität eröffnet wurde, ging von den dortigen Abiturienten nur ein einziger dorthin, alle andern zogen nach Leipzig. Wie hatten die Hallenser gejubelt, als sie von dem Abgang Humboldts erfuhren! Es sei, so erzählte man sich, ein Dekret von dem neuen Ministerium vorbereitet, welches der projektierten Universität das Todesurteil sprechen würde.[1] Dem allem suchten die Berliner schon im Juni und noch einmal im September durch offiziöse Zeitungsartikel entgegenzuwirken. Auch die Prooemien, welche sie ihren beiden Katalogen, dem deutschen und dem lateinischen, voranschickten, waren auf diesen Ton gestimmt. In jenem hatte Nicolovius selbst die Feder geführt, der lateinische hatte Heindorf zum Verfasser. Ersterer war nicht gerade sehr geschickt abgefaßt;[2] Nicolovius war zu ehrlich, indem er darin fast entschuldigend auseinandersetzte, weshalb die Eröffnung der Universität ohne eine feierliche Proklamation geschehe: die vollständige Begründung und Einrichtung eines so ansehnlichen Instituts erfordere zu viele und zu wichtige Vorbereitungen, als daß sie das Werk weniger Monate sein könne; nur allmählich könnten geeignete Lehrer herbeigezogen werden, und die Verfassung der Anstalt müsse durch die reiflichste Überlegung der dazu mitwirkenden Staatsbehörden festgestellt werden. Auch Heindorf wies auf die Schwierigkeiten des Werkes hin und suchte die alten Bedenken über die Gefährdung der jungen Leute in der großen Stadt zu zerstreuen. Er forderte die

1) So schreibt Reil von dort.

2) Worauf Humboldt Nicolovius in einem Brief aufmerksam machte.

Kommilitonen auf, von ihrer Seite die Hoffnungen wahr zu machen, welche man auf die Wahl Berlins setze, dessen reiche Bildungsmittel er jenen Besorgnissen entgegenhielt, und lenkte den Blick wieder auf den hohen Sinn des Königs zurück, den er durch die Gründung einer für Preußen und Deutschland bestimmten Bildungsanstalt in dem Unglück des Vaterlandes bewährt habe.

iversitätsbe-
, Studenten-
arthere, stud.
ittagstische.

Eben dahin zielte die Abgrenzung eines bestimmten Universitätsviertels, dessen Umfang in dem Reglement genau angegeben war; es sollte den Friedrichswerder, die Dorotheenstadt und den von der Mauer- und Leipzigerstraße umschlossenen Teil der Friedrichsstadt umfassen. Zu den ersten Beschlüssen der Kommission gehörte es, die Reinigung dieses Stadtteils von den unsauberen Elementen zu veranlassen; womit man denn freilich nicht viel Erfolg hatte. Auch sonst kam man den Studenten in jeder Weise entgegen. Um ihnen gute und billige Wohnungen zu verschaffen, ward das Amt eines eigenen Logiskommissarius eingerichtet und einem Bürger der Stadt, Johann Christian Gädicke, übertragen. Dieser erhielt zugleich die Stellung eines Kastellans und Dienstwohnung im Universitätsgebäude. Er hatte gegen ein kleines Entgelt für den Nachweis guter und billiger Quartiere Sorge zu tragen.[1] Um den Ärmeren entgegenzukommen, trug man Sorge, bei den Speisewirten die Einrichtung von billigen Mittagstischen zu

lonorarwesen.

veranlassen. Auch der Erlaß des Honorars wurde in derselben Absicht ins Auge gefaßt, und das Honorarwesen so geordnet, daß, wie es in einem von Schleiermacher verfaßten Publikandum der Sektion vom 4. Oktober heißt, Professoren und Studenten aller unangenehmen und ihrer Würde nicht anständigen Verhandlungen überhoben wurden.[2]

1) Gädicke war seines Zeichens Buchdrucker; von seiner Hand existiert ein Studentenalmanach mit einer Fülle von nützlichen Anweisungen, betitelt „Nachrichten für angehende Studierende“. Er ist auch der Verfasser eines „Lexikon von Berlin und der umliegenden Gegend“, 1806. Den Posten eines Kastellans bekam er an Stelle des früheren Schloßverwalters Liboron, eines Franzosen, der sich große Hoffnungen auf die Stellung gemacht hatte und dank höchster Fürsprache auch die Zusage bereits erhalten hatte, dann aber durch lässiges und unredliches Verhalten dieselbe verlor. An die Stelle Gädickes ist später noch ein zweiter Logiskommissarius, namens Lange, getreten.

2) Danach war es jedem Lehrer freigestellt, die Höhe des Honorars zu bestimmen. Im Gegensatz zu der alten Gewohnheit, daß die Professoren die Honorare selbst von den Studierenden einzogen, ward mit ihrer Einziehung der Quaestor der Universität beauftragt, dem dafür 2 % ausgesetzt wurden. Jeder öffentliche Lehrer hatte gleichzeitig mit dem Anschlag am Schwarzen Brett dem Quaestor das Verzeichnis seiner Vorlesungen mit der Bestimmung des Honorars zu schicken und ihn zugleich zu instruieren, unter welchen Umständen er einzelnen das Honorar zu erlassen gesonnen sei; mit dem Vorbehalt, diese Instruktion für jeden Kursus und jede Vorlesung nach Gutbefinden abändern zu können. Jeder Student hatte sich bei dem Quaestor zu melden, das Honorar praenumerando zu entrichten, wofür er den Schein empfing, den er dem Lehrer selbst vorzeigte, um sich den Platz anweisen zu lassen. Dasselbe galt auch für die nicht eigentlichen Studenten, welche Vorlesungen besuchen würden. Für die Privatdozenten dagegen war der Quaestor nicht verpflichtet, und es blieb diesen überlassen, sich mit ihren Zuhörern zu verständigen. Erster Quaestor, zugleich Sekretär der Universität war Semler, den 1816 Baron

Am 22. September war die Sektion so weit, um dem König den Schlußbericht zu überreichen, in dem sie um die Ernennung der berufenen Professoren, die Bestätigung des vorläufigen Reglements und die Ernennung des ersten Rektors und der Dekane bat. Mit nicht unberechtigtem Stolz konnte sie, indem sie ihren Dank aussprach für den Schutz und die Wohltaten ihres königlichen Herrn, denen allein sie das schnelle und kräftige Entstehen der neuen Hochschule verdanke, hervorheben, daß unter allen berühmten Universitäten Deutschlands keine mit einer solchen Anzahl bewährter Lehrer, mit einem solchen Vorrat gelehrter Institute und mit solchem Glanze ihrer Gebäude aufgetreten sei. Schon am 28. September ward die Kabinettsordre gegeben, welche, abgesehen von dem Reglement, die Anträge bewilligte. Am 2. Oktober wurde dem Rektor und den Dekanen ihre Ernennung mitgeteilt, und ersterer zur Vornahme der Immatrikulationen aufgefordert. Am 6. Oktober begannen diese mit sechs Einschreibungen, darunter als einziger Mediziner ein Sohn des alten Heim. Am folgenden Mittwoch, dem 10. Oktober, vereinigte Geheimrat Schmalz seine Kollegen im Universitätsgebäude zur ersten Senatssitzung. Mit feierlicher Anrede begrüßte er die Versammlung und verpflichtete sämtliche Professoren und danach den das Protokoll führenden Sekretarius und Quästor Semler durch Handschlag an Eidesstatt, dem König treu und gehorsam zu sein und dem Staat und der Universität sich ganz widmen zu wollen. Der Senat ersuchte sodann den Rektor, ein Senatsreglement zu entwerfen, was derselbe zu tun, dasselbe auch in Zirkulation zu setzen versprach. Schmalz konnte ferner dem Senat von dem Fortgang der Immatrikulationen berichten: daß bis zu dieser Stunde 61 eingeschrieben seien, „unter diesen ein Prinz, ein Graf und 10 Adlige“. Eine Mittagsstunde einzurichten wurde mit Stimmenmehrheit abgelehnt. Der Vorschlag des Rektors, gemäß dem Reglement die noch nicht mit einem akademischen Grade versehenen Professoren ohne weiteres damit zu versehen, ward angenommen. In bezug auf die Verteilung der Auditorien willigten die Professoren in den Vorschlag des Rektors, eine Tabelle derselben zusammenzustellen, um danach die Differenzen auszugleichen. Als Sitzungstage für den Senat wurden mit Stimmenmehrheit der erste und der dritte Mittwoch jedes Monats, und die Versammlungszeit auf 6 Uhr Abends festgelegt, Bestimmungen, die noch heute in Geltung sind. Endlich ward

Schlußbericht an den König.

Bestätigungen durch den König.

Erste Senatssitzung. Senatsreglement, erste Immatrikulationen.

von Medem ablöste. Besondere Bestimmungen erforderten Heizung und Beleuchtung der Auditorien. Für letztere hatte der Hausknecht in dem Gebäude zu sorgen, wobei es den Professoren überlassen blieb, sich mit ihren Hörern über die Kosten zu verständigen Für die Heizung wurde es als wünschenswert bezeichnet, sie auf öffentliche Kosten einzurichten; jedoch sollte, um die Universitätskasse möglichst zu schonen, das dafür aufgewandte Geld durch die Vermietung des zur Universität gehörigen Holzplatzes, wie auch überflüssiger Keller möglichst wieder eingebracht werden. Man sieht aus allem, daß der Charakter der Vorlesungen als reiner Privatveranstaltungen der Lehrer doch noch beibehalten wird und ihre Auffassung als ein öffentliches Amt erst in den Anfängen der Entwickelung steht.

beschlossen, den Anfang der Kollegien auf den 29. des Monats festzusetzen, da erst zu dieser Zeit die Auditorien sämtlich fertig und trocken wären; doch solle es jedem einzelnen Lehrer überlassen bleiben, ob er früher, und wann er anzufangen gesonnen sei.

Dieser letzte Beschluß mag den Mitgliedern des Senats schwer genug geworden sein. Als man von der Inaugurationsfeier absehen mußte, hatte man an dem Termin des 15. Oktober noch festgehalten. So war es in den Zeitungen und in den Katalogen angekündigt worden, und so hatte man es im Publikum überall angenommen. Noch am 13. Oktober kündigten Kleists Abendblätter das Erscheinen eines Festgedichtes zum 15. d. M. an. Es war eine Kantate, dargebracht „Universitati Litterariae auf den 15ten Oktober 1810“ von Clemens Brentano. Sie kam als Flugblatt heraus, „bei Julius Eduard Hitzig, hinter der katholischen Kirche Nr. 3“, splendid in Quartformat gedruckt und mit einer das Universitätsgebäude darstellenden Titelvignette. Gleichzeitig mit ihm veröffentlichte Achim von Arnim ein Gedicht in den Abendblättern selbst. Er nennt es: „Der Studenten erstes Lebehoch bei der Ankunft in Berlin am 15. Oktober“.[1] Sie bringen es der Stadt, deren Bürger ihnen Gastfreundschaft gewähren, der Wissenschaft, dem König und des Königs Sohne. In dem Hoch auf den Erben des Thrones, „den Wissenschaft erfreuet“, klang das Lied aus, weil es sein Tag

1) Zum ersten Male gedruckt bei Steig, S. 303. Übrigens waren Arnim und Brentano nicht die einzigen, die ihren Pegasus sattelten. Schon am 4. Oktober war dem soeben bestätigten Rektor von den Studierenden ein Begrüßungsgedicht überreicht worden, das dann die Vossische Zeitung am 6. Oktober brachte. Verfasser war ein Kriegsrat Müchler. Um dem Leser einen Begriff davon zu geben, wie harmlose Gemüter diese cives academici waren, mögen hier von den acht Strophen des Gesanges die vier letzten einen Platz finden:

„Dies schöne Los ward huldvoll uns verliehen,
Es wird Berlin Minervas Heiligtum,
Ihr Baum wird stolz empor zum Äther blühen,
Verkündend spät des edlen Pflanzers Ruhm.“

„Zu Blüt' und Frucht wird sich der Keim entfalten,
Den Wilhelms Hand mit weiser Huld jetzt legt,
Wohltätig wird der Geist der Prüfung walten,
Den Friedrich einst mildköniglich gepflegt.“

„Von diesem Geist ergriffen und durchdrungen,
Noch unverderbt von niedrer Leidenschaft,
Weihn heute wir die reinsten Huldigungen
Dem frommen Dienst der Kunst und Wissenschaft,“

„Und Dir: der Du, durch Lehr' und durch Exempel
Uns ein zum Dienst der hehren Göttin weih'st,
Und dankbar in Minervas neuem Tempel
Zu ihrem Ruhm ihr reine Opfer streu'st.“

Ein viertes Gedicht eines Ungenannten „bei Eröffnung der Universität“, das Köpke nennt (S. 91), lag mir nicht vor; der geneigte Leser wird es verzeihen, wenn ich auf längeres Suchen verzichtete.

war, der Tag seiner Geburt. Er ist später der Festtag der Universität geworden, als der Prinz selbst zur Krone kam. Jahre hindurch erscholl nun an ihm in unserer Aula das Lebehoch, mit dem der treue Sänger schon in der Stunde ihrer Geburt den Königssohn gegrüßt hatte. Als aber die Universität durch den Mund ihres Rektors, August Böckh, zum letzten Male den Segen Gottes über ihren Herrscher herabrief, feierte sie selbst ihr erstes Jubiläum — während die Schatten des Todes sich bereits über dem Haupte des kranken Königs sammelten, der einst sein höchstes Glück in dem Ruhm gesucht hatte, der Führer im Reiche der Geister zu heißen.

Vor hundert Jahren ging an unserer Universität derselbe Tag sang- und klanglos vorüber, und nur die Poeten gedachten des Königlichen Stifters und seines Sohnes. Einzelne Professoren begannen in der Tat zu lesen; so Hufeland, dessen Poliklinikum in einem der Zimmer des Erdgeschosses nach dem Garten hin lag, so auch Graefe und Klaproth. Die meisten warteten bis zum 29. Oktober, die letzten haben erst im November ihre Zuhörer um ihr Katheder gesammelt.[1]

1) Da die Gründe für die Verschiebung der Feier und der Vorlesungen protokollarisch feststehen, so brauche ich nicht weiter die lange Kette von Kombinationen aufzulösen, welche Steig zur Deutung dieser Vorgänge vorgebracht hat (Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe, S. 398ff.), zumal da sie mit dem Grundirrtum von dem weitreichenden Einfluß der Abendblätter zusammenhängen, in denen der Verfasser das Organ einer einflußreichen, mit Savigny und Schleiermacher verbündeten und womöglich bis zu Nicolovius und Humboldt hinauf reichenden Bewegungspartei erblicken möchte, deren Seele Adam Müller gewesen sei. Ich bemerke nur, daß, wenn Steig meint, Köpke spreche, durch Brentanos Kantate irre geleitet, von einer Einweihungsfeier der Universität am 15. Oktober, eine Annahme, die dann in die Literatur bis heute übergegangen sein soll, mein Vorgänger schon an der Stelle, die Steig im Sinne hat, und, wenn nicht da, so jedenfalls ein paar Seiten vorher (S. 87) das strikte Gegenteil davon gesagt hat. Daß nicht hohe politische Erwägungen, sondern die leidige Tatsache, daß in den Auditorien die Bänke und Tische noch nicht fertig und die Wände noch nicht trocken waren, die Verschiebung der Vorlesungen (denn nichts weiter ward vom Senat am 10. Oktober beschlossen) verursachte, konnte man längst in einem Briefe Niebuhrs an seine Schwägerin aus diesen Tagen (vom 13. Oktober) lesen, in dem er sich übrigens ganz einverstanden mit dem Aufschub zeigt (I, S. 480): „Meine Ausarbeitung [der Vorlesungen] wird durch die hartnäckige Erkältung erschwert. Es ist mir daher willkommen, daß die Eröffnung der Vorlesungen vierzehn Tage verschoben ist, weil die Hörsäle nicht fertig sind.“ Über die Rolle, die Savigny und Schleiermacher bei der Gründung der Universität gespielt haben, ist genug gesagt, um darüber noch ein Wort zu verlieren. Steig zitiert u. a. zum Beweise für die Verbindung Savignys mit Adam Müller eine Stelle aus einem, wie er meint, ungedruckten Brief des ersteren an seine Gosfeldener Freunde; es ist der vom 1. Oktober bei Enneccerus, S. 63 (vgl. o. S. 227). Aber gerade dieser Brief legt Zeugnis ab für den völligen Einklang, der in diesen Wochen zwischen Savigny und allen Räten des Ministeriums herrschte. „Ich habe Euch“, schreibt er, „auf zwei Briefe zu antworten. Hier gefällt mir's bis jetzt recht sehr gut, und mit der Universität, die in einigen Wochen eröffnet wird, läßt sich's gut an. In liberalerem Sinne und Geist ist wohl kaum je eine gestiftet worden. Oben ein Rektor mit großer Ehre und Würde, eigene Jurisdiktion, hoffentlich sogar eine Jury von Studenten. Das ganze von oben geleitet durch die Sektion des öffentlichen Unterrichts.“ Dann zählt er die Namen

Das Haus der Universität.

„Hier findet Ihr der Wissenschaft
Ein Heldenschloß geweihet,
Das deute Euch den Mut, die Kraft,
Womit Sie sich erneuet."

So heißt es in Achim von Arnims Gedicht. Ein Berliner Bürger begrüßt so die jugendlichen Pilger, die durch der Wüste Sand dahergekommen sind, um im fernen Land sich an dem neu sprudelnden Born des Wissens zu laben. Ihm antwortet der Chor der Ankommenden:

„So tief, so weit des Schlosses Grund,
„So groß, so ernst tut Sie sich kund;
„So weit dies Schloß und auch so hoch,
„Erschalle ihr ein Lebehoch."

Und weiter spricht, den Becher zum Willkomm in der Hand, der Bürger:

„Dies Lebehoch dem König bringt,
Der ihr dies Schloß verliehen.
Der Wunsch, der frei vom Herzen dringt,
Der wird im Himmel blühen."

Und jubelnd stimmt der Chor der Studenten ein:

„So fern, so weit noch Wissen blüht,
„So wahr, so treu die Jugend glüht,
„So weit, so wahr schall' Lebehoch,
„Dem König freies Lebehoch."[1]

Es war in Wahrheit ein königliches Geschenk, dieses Haus, in dem die Universität Wohnung fand. Im Zentrum der Residenz gelegen, zwischen Aka-

(auch Schleiermacher) auf und fährt fort: „Unter diesen ist keiner, der nicht die beste Gesinnung hätte, wie ich aus vielen Konferenzen weiß, zu denen ich zugezogen worden. Sie selbst sind ängstlich bemüht, der Universität die höchste Freiheit und Unabhängigkeit zu verschaffen. Überhaupt kann der Stand des Gelehrten und Lehrers schwerlich in irgend einer Stadt geehrter sein als hier" usw. Adam Müller stand ganz abseits, seine „Freimütigen Gedanken", eine Artikelserie in den Abendblättern, waren ohne Einfluß und Bedeutung und erregten bei den leitenden Persönlichkeiten mehr Achselzucken als Ärger. Sie wurden, was sie auch zum guten Teil waren, betrachtet als Ausfluß der gereizten Stimmung darüber, daß man ganz an ihm vorbeigegangen war. Wenn Humboldt im Februar an Goethe geschrieben hatte, daß Müller, obgleich ein guter Kopf, sich selbst um das bringe, was ihm notwendig zufallen müßte, wenn er vernünftig wäre (Steig, S. 296), so bezieht er sich auf das bis zur Impudenz gesteigerte Verlangen des selbstgefälligen Mannes, den großen Saal der Akademie und, als dies abgelehnt war, einen der Säle in der Universität für seine Vorlesungen vor gemischtem Publikum über Friedrich den Großen und die preußische Monarchie benutzen zu dürfen (man sehe darüber seine Korrespondenz mit dem Ministerium im Urkb.). Daß aber Savigny und schließlich auch Brentano geradeso über ihn dachten, dafür gibt Steig selbst willkommene Belege (S. 296).

1) Hierauf die beiden Schlußverse auf den Kronprinzen:

Eingeborner:	Chor der Ankommenden:
Ein Segenstern erglänzt am Thron,	„So tief, so hoch Begeisterung,
Hat diesen Tag geweihet,	„So groß wird einst, wer kräftig jung,
Denn ihm erschien ein Königssohn,	„So kräftig jung ruft Lebehoch,
Den Wissenschaft erfreuet.	„Dem Königssohn dies Lebehoch."

demie und Zeughaus, gegenüber die Bibliothek, das Opernhaus und die Hedwigskirche, war es ein Musenheim, wie es kaum eine der Hochschulen in deutschen Landen besaß, die vielfach einquartiert waren in alten Klostermauern. „Welch ein herrliches Gebäude! Von welch herrlichen Gebäuden umgeben! Es muß eine Lust sein, da zu lesen", so schreibt gleich in seinem ersten Brief an den Heidelberger Freund Fries De Wette, der seine Schritte noch an dem Abend, da er ankam, dorthin gelenkt hatte.

Geschichte des Palais bis 1809.

Es war zugleich ein Denkmal des großen Königs aus der Zeit, da er auf der Höhe seines Lebens stand. 1745 war der Bau von Johann Boumann, einem holländischen Meister, den schon Friedrich Wilhelm I. berufen hatte, begonnen und von dem Baumeister Hildebrandt fortgeführt worden. Der Krieg der sieben Jahre hatte ihn unterbrochen, aber im Frieden wurde er um so rascher vollendet; bereits 1764 schenkte der König das Palais, dessen Ausführung und Einrichtung er selbst bis ins kleinste überwacht hatte, seinem Bruder, als eine Anerkennung der Verdienste, die der prinzliche Feldherr sich um das Vaterland erworben hatte; die Deckengemälde in der Aula und in der Großen Galerie, welche Gregorio Guglielmi geschaffen, galten der Verherrlichung seiner Taten. Der Prinz und die Prinzessin wohnten, so oft sie in Berlin waren, in dem Schloß, dessen Mittelgeschoß reich möbliert und zu den größten Fêten eingerichtet war.[1] Mit dem Tode des kinderlosen Prinzen war das Haus an die Krone zurückgefallen, doch behielten die Prinzessin und mit ihr der prinzliche Hofstaat noch ihre Wohnungen. Erst seit dem Tode der hohen Frau, 1808, stand das Haus ganz zur Verfügung. Schon Friedrich Wilhelm aber hatte es, haushälterisch wie er war, für öffentliche Zwecke bestimmt. Anfangs, schon 1802, hatte es die königliche Post aufnehmen sollen. Im folgenden Jahre wurden mehrere Zimmer (im rechten, westlichen Flügel) für die Generaladjutantur eingerichtet, zunächst für den Major von Holtzmann, dann, nach dessen Tode, noch in demselben Jahr, für den Major von Kleist. Nach der Einführung der Städteordnung haben auch die Stadtverordneten in einem Zimmer des Schlosses getagt, und noch andere Zweige des öffentlichen Dienstes (z. B. die Stempelkammer) erhielten in dem weitläufigen Bau provisorische Unterkunft. Wenn wir recht berichtet sind,[2] ist man sogar einmal auf die praktische Idee gekommen, in dem königlichen Prachtbau eine Bierbrauerei einzurichten.

Zustand des Schlosses beim Tode des Prinzen (1802).

Über den Zustand des Palais zur Zeit des Todes des Prinzen unterrichten zwei Pläne, die, im Dezember 1802 ausgearbeitet, das Erdgeschoß und das erste Geschoß umfassen.[3] In dieser Zeit waren schon Änderungen in der baulichen

1) Vgl. Nicolai in der Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam (1786). II, 914ff.

2) Ich finde die Nachricht nur bei Köpke, S. 65.

3) Oder, wie man damals sagte: das erste und das zweite Geschoß. Die Pläne finden sich in der Universitätsbauinspektion Nr. V, Behrenstraße 70.

Einrichtung des Schlosses getroffen, wie aus getuschten Eintragungen in die beiden Pläne erhellt. Sieht man aber von diesen ab, so geben die Pläne ein genaues Bild von der Anlage des Schlosses, und wir können dieses wenigstens für die beiden genannten Geschosse entwerfen.

Danach müssen wir sagen, daß in diesem Hause, welches von außen noch heute ganz den Eindruck wiedergibt, den unsere Vorfahren vor 100 Jahren davon hatten, außer den Grund- und Hauptmauern nichts so geblieben ist, wie es ursprünglich war. Und das gilt nicht bloß für alle dekorativen Teile, von denen außer den Deckengemälden in der Aula und dem größeren Teil ihrer Wanddekoration[1] wie eines Teiles der Ausstattung des daneben liegenden Senatssaales nichts erhalten ist, sondern auch im weiten Umfange von den Einbauten, den Korridoren, den Treppenanlagen, den Türen und selbst den Innenmauern, von denen so viele neue gezogen und alte umgebaut sind, daß nur ganz wenige Räume die Größe behalten haben, die ihnen nach dem ursprünglichen Plan gegeben war. Heute ist aus dem Königshause wirklich ein Schulgebäude geworden, das mit seinen langen, halbdunkeln Korridoren, seinen massiven, rechtwinkligen, eingebauten Treppen, seinen kahlen, weißen Wänden eher einem Jesuitenkollegium gleicht als einem Hohenzollernschloß, und dessen Auditorien mit ihrer kümmerlichen Ausstattung, den wurmstichigen Kathedern und den zerschnittenen, tannenen Bänken und Tischen die Erinnerung an die Schulstuben in uns wachruft, nicht wie sie heute sind, sondern an diejenigen, in denen wir Alten die Bänke drückten. Ursprünglich aber entsprach die Einrichtung des Inneren vollkommen der Fassade, welche mit ihrer Attika und den Säulenstellungen, mit den hohen Bogenfenstern des ersten Stocks und der klaren Gliederung aller Maße den Vergleich mit den schönsten Bauten unserer prächtigsten Straße nicht zu scheuen braucht.[2] Durch das Gitter und sein Portal, das wie heute die Grenze nach dem Opernplatz bildete, gelangte man über den gepflasterten Hof oder „Palaisplatz“ zum Mittelbau und in das Vestibül des Schlosses, aus dem zwei schöngeschwungene Treppen in die oberen Geschosse führten. Ein Korridor, der vom Vestibül her gutes Licht erhielt, trennte letzteres von der säulengetragenen Halle, welche sich mit Tür und breiten Fenstern nach dem Garten hin öffnete; eine Durchfahrt durchschnitt diese drei Teile und verband den Hof mit dem Garten. Jener Korridor war ursprünglich der einzige in

1) Außer den Deckengemälden nennt Nicolai als Schmuck des Saales noch (ich nehme an, an den Wandflächen rechts und links des Haupteingangs) zwei große Gemälde von Karl Amadeus Philipp Vanloo, die Geburt der Venus und den Sabinerinnenraub darstellend.

2) Allerdings war bei der Übernahme des Schlosses durch die Unterrichtssektion das Innere seiner einst kostbaren Ausstattung bereits meist beraubt und muß vielfach einen recht verwahrlosten Eindruck gemacht haben, zumal da der Bau selbst, der all zu rasch und vielfach aus schlechtem Material aufgebaut war, große Schäden zeigte. Besonders das Dach war bereits ganz reparaturbedürftig; in der großen Galerie waren schon bei Lebzeiten der Prinzessin mehrfach große Stücke von dem Kalkbewurf der Decke heruntergefallen, u. a. m.

dem Hauptgebäude; die heutigen Korridore in demselben sind seine Fortsetzungen. Ehemals gelangte man aus ihm nach beiden Seiten und in beiden Geschossen unmittelbar in die Gemächer. Damit war gegeben, daß diese sämtlich, ob sie nach dem Garten (der Nordseite) oder dem Hof (der Südseite) hin lagen, von der gleichen Tiefe, und ihrer Länge nach nur von der einen starken Mauer, die das Hauptgebäude nahezu in seiner ganzen Ausdehnung durchschnitt, voneinander getrennt waren. Korridore gab es sonst nur noch in den Flügeln, und zwar im Ostflügel (nach dem Zeughause hin) in beiden Geschossen, im wesentlichen den heutigen entsprechend.[1] Auch die Türen und die Treppenanlagen sind im Laufe des Jahrhunderts durchweg verändert worden, im wesentlichen schon bei dem großen Umbau, der von 1836 bis 1842 ausgeführt wurde. Bei den Türen ist bemerkenswert, daß sie genau in die Mitte, sei es des Hauptgebäudes oder der Flügel, gesetzt sind: wie das Hauptportal, so auch zwei andere in der Straßenfront, denen je zwei Ausgänge nach dem Garten bezw. dem sogenannten kleinen Hof (zwischen dem Westflügel und dem Marstall) entsprachen. Ebenso waren in der Hoffront der beiden Flügel zwei sich gegenüberliegende Türen genau in der Mitte angebracht, und mit diesen korrespondierten wiederum zwei Ausgänge nach dem kleinen Hof im Westen und der Gartenecke im Osten.[2]

Dasselbe gilt von den Treppen. Sogar die Haupttreppe ist völlig, und wahrlich nicht zu ihrem Vorteil, umgebaut worden. Und ebenso sind die andern Treppen, welche heute die Geschosse miteinander verbinden, von Grund aus neu gebaut und an anderer Stelle angelegt, als sie ursprünglich lagen. In dem westlichen Flügel war die Treppe ursprünglich im Querbau, in der Ecke nach dem kleinen Hof hin; im Ostflügel waren zwei Haupttreppen angelegt, von denen die eine in dem Längsbau lag, dort wo heute das Sekretariat ist, die zweite im Querbau.[3]

Was nun die Bestimmung der ganzen Anlage betrifft, so war alles so geordnet, daß das erste Geschoß für die Gesellschaftsräume und die Wohnungen der Herrschaften und der Hofchargen freigelassen war und zwar so, daß alles, was vom Mittelbau, der den gemeinsamen Festsaal enthielt, nach Westen lag, der Prinzessin, was nach Osten gewandt war, dagegen dem Prinzen gehörte. Nur im Hauptgebäude hatten auch im Erdgeschoß einige Hofchargen ihr Logis erhalten. So bewohnte die Frau von Blumenthal auf der westlichen Seite zwei Zimmer nach dem Hofe und zwei Wirtschaftsräume nach der Stallstraße hin; auf der

1) Nur in der Nordostecke war der Korridor noch etwas zurückgeschoben, bis an das Eckzimmer, des Prinzen Silberkammer, das nur die halbe Tiefe des jetzt dort liegenden Auditorium X hatte.

2) Hier aber war der Ausgang etwas mehr nach Norden gerückt wegen der Zimmeranlage an dieser Stelle.

3) Über zwei andere Treppen siehe unten.

entgegengesetzten Seite aber waren für Herrn von Roy und den Geheimsekretär Horzitzky und diesen gegenüber nach dem Garten hin für den Grafen Brühl Quartiere abgeteilt worden. Alle übrigen Räume des Erdgeschosses waren für die Ökonomie und die Dienerschaft bestimmt. So lagen nach dem Garten hin im westlichen Teil die Weißzeug- und Möbelkammern der Prinzessin, im östlichen Teile die Domänenkammer des Prinzen und in der Nordostecke, als der sichersten des Palastes[1], seine Silberkammer; im westlichen Teile nach dem Hofe hin drei Wagenremisen, und weiter hier und im Querbau Zimmer für Kastellan, Stalleute und eine Vorleserin der Prinzessin, die ihr Quartier nach der Straße hin zwischen dem Eingangsflur und der Eckstube der Stallbedienten hatte. Im östlichen Flügel war alles untergebracht, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehörte, also Küche und Kupferkammer, Backstube und Konditorei, Kellermeisterei und anderes.

Wenn die Räume des Erdgeschosses, abgesehen von ihrer Einrichtung und Bestimmung, dem heutigen Zustand immerhin einigermaßen ähnlich waren, so sind die Veränderungen, welche die Zeit in der oberen Etage hervorgebracht hat, um so größer. Geblieben ist nur der Festsaal, unsere bisherige Aula, und auch hier ist an der Wanddekoration 1826 unter Schinkels Leitung manches verändert worden. Ferner erinnert an das Einst, aber in noch geringerem Maße, der daranstoßende Senatssaal. Die gleiche Größe haben die beiden Auditorien östlich der Aula nach dem Garten hin behalten, während sie sonst freilich in nichts an ihre Vergangenheit erinnern, denn gerade sie waren als die Gesellschaftszimmer des Prinzen mit erlesener Pracht ausgestattet.[2] Auf der anderen Seite war der Senatssaal nur das erste von den drei nach dem Garten liegenden Gesellschaftszimmern der Prinzessin, deren Wohnzimmer nebst einem Vorzimmer nach der Hofseite, bezw. der „Stallstraße“ (das ist die heutige Universitätsstraße) lagen. Heute sind von diesen sechs großen Räumen die vier westlichen in dem Auditorium maximum aufgegangen und außer dem Senatszimmer nur noch das Vorzimmer, das ja auch heute Vorraum ist, geblieben. In gleicher Weise wie nach der westlichen Seite gelangte man nach der östlichen vom Korridor her durch ein Vorzimmer in zwei Wohn- und Empfangszimmer des Prinzen[3], der aber außerdem noch in der Ecke nach dem Garten und dem Zeughause hin seine intimeren, mit allen Bequemlichkeiten eingerichteten Gemächer hatte. Das Zimmer, welches, der Silberkammer entsprechend und von der gleichen Größe, in der Ecke lag,

1) Zumal da sich hier der Festungsgraben am Garten entlang zog.

2) Nicolai gibt in seiner Beschreibung Berlins eine genaue Beschreibung der Gemächer des Prinzen, die sich aber mit den Plänen nicht völlig deckt.

3) Nach dem Hof hin waren hier ursprünglich zwei statt der drei Zimmer auf der Westseite abgeteilt. Es sind die Räume, die heute, geteilt und eingeengt vom Korridor, als Sprechzimmer der Professoren dienen.

wird auf dem Plan als die kleine Gallerie[1] bezeichnet, von der aus der Prinz in sein Schlaf- und sein Ankleidezimmer kam. An diese schlossen sich dann im Ostflügel eine Reihe von Kavalierzimmern. Hier sind der Fläche nach (ebenso wie im Erdgeschoß) die Räume ziemlich die gleichen geblieben — aber nicht nach der Höhe; denn der Prinz hatte durch den ganzen Flügel hin, im Längsbau wie im Querbau, ein Entresol von 15 Pièces einbauen lassen, der von diesem Stockwerk die obere Hälfte hinwegnahm und so die Räume, freilich auf Kosten der Schönheit, verdoppelte. Er hatte in den Entresolzimmern eine Sammlung erlesener Kupferstiche untergebracht, die bis an den Querflügel heranreichte; während die in dem Querflügel liegenden Räume des Entresols dem Sekretär Hermann zugewiesen waren, der sie noch zur Zeit der Übergabe des Palais an die Sektion bewohnte und zunächst behalten durfte.[2] Zwei Treppen verbanden diese Halb-Etagen miteinander. Umgekehrt war es im westlichen Flügel. Hier lag nämlich die „Große Gallerie“ oder der „Große Saal“, welcher den eigentlichen Festsaal im Mittelbau an Länge um ein Drittel übertraf, gleich diesem durch zwei Stockwerke bis unter das Dach reichte und, wie bemerkt, von demselben italienischen Meister mit allegorischen Fresken geschmückt war. Er nahm den Längsbau des Westflügels in beiden oberen Geschossen vollkommen ein, so daß also das Licht vom Palaisplatz und von der Stallstraße her durch je 16 Fenster einflutete. Er muß einen prächtigen Anblick geboten haben und würde noch heute eine Aula darstellen, wie wir sie uns nicht schöner zu wünschen brauchten. Er ist dann zu dem Hauptsaal des anatomischen Museums gemacht worden. Bei dem großen Umbau aber verschwand er; Johannes Müller stimmte dem Vorschlag, ihn zu zerlegen, mit Begeisterung bei, da er dadurch für seine mächtig anwachsende Sammlung mehr Raum gewann: und so sind die Mauern gezogen und ein Zwischenboden von Wand zu Wand gelegt worden, welche daraus zwei Stockwerke mit Korridoren und Auditorien und noch einer neuen Treppe gemacht haben. Übrigens war der mächtige Raum schon zu Zeiten des prinzlichen Hofhalts für Sammlungen verwendet worden: die russischen Mineralien, Geschenke der Petersburger Herrschaften, waren darin aufgestellt; und die alte Prinzessin pflegte, als sie nicht mehr recht ins Freie konnte, in der hohen Halle ihre Spaziergänge zu machen.

Hinter dem Hause der Garten, der heute nahezu ein ideeller Besitz der Universität geworden ist und seinen Namen kaum noch verdient. Damals führte von außen nur ein Eingang hinein. Er befand sich unmittelbar neben dem Marstall, in dem, in zwei Ställe verteilt, nicht weniger als 74 Pferde standen,

1) Nicolai sagt dafür: „Im kleinen Saal, worin eine in ihrer Art einzige Tapete ist usw.“ (ein Geschenk der Kaiserin von Rußland). Die Bilder, „eine Auswahl von Malereien der größten Meister der italienischen, französischen und flamländischen Schule“, verlegt er in ein kleines sehr elegantes Kabinett neben dem Schlafzimmer.

2) Vgl. die Beschreibung Nicolais, S. 916.

an demselben Ort, wo auch heute noch einer der offenen Zugänge zu unserem Garten liegt; damals wird er jedenfalls in der Nacht durch doppelte Torflügel geschlossen gewesen sein.[1] Hieran schlossen sich zunächst zwei im rechten Winkel aneinander gebaute Remisen, und daran weiter die Mauer, welche bis an die Letzte Straße hin (heute die Charlottenstraße) an einem Holzplatz (heute unser Botanischer Garten) und dann an der Letzten Straße entlang bis zum Fortifikationsgraben hinlief. Ob sie auch noch an diesem selbst weitergegangen, ist mir nicht klar geworden. Möglich, daß hier statt der Mauer ein Gitter gewesen ist; wenigstens wird in späterer Zeit einmal von einem Gitter geschrieben, welches auf der östlichen Seite den Garten nach der Straße hin absperrte. Der Garten selbst ist auf den ersten Skizzen und dem Schmettowschen Plan nach dem Zeitgeschmack gezeichnet. Nicolai berichtet 1785, daß er in der Anlage noch nicht fertig sei. Man wird annehmen dürfen, daß er von Alleen, die von der Letzten Straße her auf das Schloß zugingen, durchzogen gewesen ist, von denen die eine jedenfalls an der inneren Grenze des Holzplatzes entlang führte, dort, wo auch heute noch ein Weg geht, und eine andere am Graben entlang. An die letztere erinnert wohl noch eine starke Ulme, die in der Nähe des Einganges von der Wache her steht und zugleich ein Denkmal dafür ist, daß unser Eigentum in der Tat bis unmittelbar an den Graben gereicht hat, so wie es urkundlich gesichert ist. Schon damals müssen auch Kastanien in dem Garten gestanden haben, wohl in der Allee an der Seite des Holzplatzes und auch an andern Orten. Manch starker Baum ist noch heute dafür Zeuge, aber den Namen eines Kastanienwäldchens kann der Garten noch nicht beansprucht haben.

ıme wählt das ais zur Universität.

Beyme dürfen wir auch hier wohl als denjenigen ansprechen, der den König zuerst auf das Palais seines Oheims als das zukünftige Heim der allgemeinen Lehranstalt hingelenkt und seine Zustimmung herbeigeführt hat. In einer seiner Noten zu den Septembervorschlägen von Wolf, der, von seiner Seite nur scherzhaft und als den Einfall eines Dritten, das Opernhaus als die zukünftige Studienstätte genannt hatte, bezeichnet er es als bereits beschlossen.[2] Aber auch Wolf hatte schon in seinem ersten Vorschlag das Heinrichsche Palais genannt, das

olte für das Ansbachsche Palais.

auch Hufeland empfahl. Nolte hatte noch einen anderen Vorschlag, das Ans-

1) An dieser Stelle wird man also noch nicht von einem Garten zu sprechen haben, sondern es wird eine Zufahrt zum Schloß und zu dem kleinen Hof gewesen sein.

2) Köpke 176. Wolf hatte geschrieben: „Ein guter Kopf, der dem Universitätswesen gewidmet ist, hat sich höchlichst gefreut, daß das Opernhaus nun leer wäre. Es gäbe ja keinen besseren Saal zu den größeren Disputationen und Feierlichkeiten. Der Mann ist noch aus der alten Zeit, wo man meinte, dann blühe erst eine Universität recht, wenn man recht viel Aufzüge mit Mänteln und Kapuzen und Orationes und dergleichen Zeug hätte, was in Berlin wohl nur selten gebraucht werden dürfte, wenn es nicht ridicul gemacht werden sollte, zumal sich die Herren Universitätsverwandten leider selten auf Latein und solche Sachen guter alter Art verstehen.“ Dazu bemerkt Beyme: „Das Prinzlich Heinrichsche Palais ist schon dazu bestimmt.“

bachsche Palais in der Wilhelmstraße zu wählen: die Ruhe des Stadtteils, dessen Bewohner, wie sich denken läßt, sich eifrig darum bemühten, und der große Garten schienen ihm sehr dafür zu sprechen. Doch blieb es bei der ersten Idee, welche Humboldt im Mai 1809 nur aufnahm.[1] Wolfs Anerbieten im Juli 1809, Vorlesungen im Winter zu halten, womit er den Wunsch nach einem hinlänglich großen und bequem gelegenen Auditorium verband, war ihm Anlaß zu einer Verfügung an Uhden, sich nach einem angemessenen Lokal in dem Gebäude der Akademie der Wissenschaften oder in dem Prinz Heinrichschen Palais umzusehen, auch Anschläge über die Einrichtungskosten in bezug auf die Bänke, Pulte und die Heizung für den Winter einzureichen. Da er vermute, daß der Professor Schleiermacher die gleiche Gelegenheit gern benutzen werde, auch Fichte und Schmalz im gleichen Falle wären, so scheine ihm das eine günstige Veranlassung, wissenschaftliche Vorlesungen gewissermaßen unter öffentlicher Autorität in Berlin in Gang zu bringen. In bezug auf das Prinz Heinrichsche Palais stehe im jetzigen Augenblicke der Sektion des öffentlichen Unterrichts die Disposition nicht zu, aber derjenige, der gegenwärtig die Aufsicht darüber habe, werde die Lokalbesichtigung gewiß verstatten. Falls Uhden also das gewünschte Auditorium in diesem Palais wähle, werde es Humboldts erste Sorge sein, darüber allerhöchsten Orts die weiteren Anträge zu machen. Diese Verfügung ist vom 17. Juli, aus denselben Tagen, in denen der Antrag an den König auf Errichtung einer Universität bereits mundiert wurde. In ihm ist das Palais bereits als die Stätte der Universität bezeichnet, und die Stiftungsurkunde vom 16. August wiederholt lediglich das, was Humboldt darüber niedergeschrieben hatte.[2]

Humboldt nimmt Beymes Ideen auf, die der König bestätigt. Uhden mit der Übernahme und Einrichtung eines Auditoriums für Wolf, Schleiermacher, Fichte und Schmalz mit Vorlesungen beauftragt.

Mit der Ausführung ward wiederum Uhden betraut. Demgemäß übernahm dieser im Oktober mit dem Oberpräsidenten Sack das Palais und reichte den Bericht über das Gebäude und seine Insassen, den Einrichtungsplan und die erforderlichen Anschläge ein.[3] Humboldt befahl ihm noch einmal, schon für diesen Winter einen öffentlichen Hörsaal, jedoch ausschließlich für die bis jetzt noch allein bestimmten vier Lehrer, einzurichten, und sprach den Grundsatz aus, der den freien Vorträgen, die bisher in dem Gebäude gehalten waren,

1) Kultusministerium, Generalia, Oberbehörde, an Altenstein und Dohna 29. Mai: Antrag, in dem Palais die Sektion unterzubringen, wobei er dann auch auf die Idee kommt, es zur Universität einzurichten. Im März hatte Humboldt an das Palais der verstorbenen Prinzessin Amalie (heute die Russische Gesandtschaft, Unter den Linden 7) gedacht, das ebenfalls zur Verfügung stand (Geh. St.-A. Rep. 76, XI, Nr. 10—11).

2) Während in dem Mai-Entwurf noch nichts darüber gesagt ist. Aber schon am 30. Mai hatte Humboldt den Antrag, die Unterrichtssektion in dem Palais unterzubringen, damit motiviert, daß dasselbe vielleicht auch zum Universitätsgebäude „oder wenigstens zur Aufbewahrung einiger wissenschaftlicher Sammlungen, wie z. B. des Walterschen Kabinetts, dienen könne". K. M., Generalia, Oberbehörde Nr. 5.

3) Der Auftrag vom 13. Oktober, der Bericht Uhdens vom 1. Dezember.

ein Ende machen sollte: daß nur streng wissenschaftliche und für ein Universitätsstudium geeignete Vorlesungen darin gehalten werden dürften. Er ersuchte seinen Bevollmächtigten, ihm alsbald Vorlesungsverzeichnisse einzureichen. In dem von Uhden ausgewählten Zimmer, das im ersten Geschoß in ruhiger Lage nach dem Garten hin lag, haben Wolf, Fichte, Schleiermacher und Schmalz gelesen, auch Buttmann, der am 31. Oktober um die Erlaubnis einkam.[1]

derstand der Insassen des Palais.

Im übrigen aber begegnete Uhden bei dem Versuch, die Wünsche seines Chefs zu erfüllen, den größten Schwierigkeiten. Denn zunächst hatte das Palais noch eine Menge von Insassen, welche keineswegs Lust bezeigten, vor dem Einzug der Musen und der Musensöhne die Flucht zu ergreifen. Das erste Stockwerk freilich war unbewohnt. Um so voller aber waren das Erdgeschoß und die zweite Etage. Nahezu 90 Köpfe zählt die Liste, die sich der Staatsrat über die Bewohner des Schlosses aufstellen ließ. An der Spitze eine alte Exzellenz, die Oberhofmeisterin der verstorbenen Prinzessin, Gräfin von der Schulenburg, und andere Chargen ihres Hofstaates. So der Kammerdirektor von Grunenthal, der schon zu Lebzeiten der Prinzessin seine Wohnung im Schlosse gehabt und in allen ihren Angelegenheiten ihr täglicher Berater gewesen war; ferner Herr von Mechel, ein Schweizer, Mitglied der Akademie der Künste, der einen starken Rückhalt bei Hofe hatte und an seinem Besitzrecht hartnäckig festhielt, Herr und Frau von Berg, Fräulein von Kamecke und die beiden Vorleserinnen der Prinzessin, Madame Sabautat und Mademoiselle Lefèvre. Außerdem aber eine große Schar von Dienstboten: Leibkoch, Küchenmeister, Koch und Küchenschreiber, der Damenlakai Muths, Kammerdiener und Kammerfrauen usw. bis herab zu den Kehrfrauen, dem Hausknecht und dem Maurerpolier, welche großenteils schon zu Lebzeiten des Prinzen im Schlosse wohnhaft gewesen waren. Diese letzteren alle mußten freilich alsbald das Feld räumen; sie erhielten zu Ostern ihre Kündigung und konnten zusehen, wo sie blieben. Das Ehepaar v. Berg scheint keine Schwierigkeiten gemacht zu haben, und auch die alleinstehenden Damen fanden sich, wie es scheint, in ihr Schicksal; wenigstens wird von ihrer Seite nichts von Widerstand gemeldet.[2] Der Herr von Mechel dagegen und der Kammerdirektor wollten nicht weichen. Für jenen hatte die Prinzessin, wie Uhden hörte, schon in ihrer letzten Krankheit die Bestimmung getroffen, ihn außerhalb des Palais unterzubringen; er hatte sich dann aber eine allerhöchste Bewilligung zum Weiterwohnen zu verschaffen gewußt, und auf diesen Schein setzte er sich und blieb, wo er war. Herr von Grunenthal, dessen Quartier für Bernstein bestimmt war, berief sich auf das ihm für Lebenszeit gewährte Recht an der Wohnung; das mindeste, was er verlangte, war eine jährliche Mietsentschädigung von 50 Friedrichsdors. Hum-

1) Schmalz hatte bereits in seiner Wohnung seine Vorlesungen begonnen, verlegte diese dann aber in das Palais.

2) Fräulein von Kamecke machte Tralles im September Platz.

boldt mußte, um seinen Widerstand zu brechen, bis an das Justizministerium und das Ministerium des Auswärtigen gehen, und erst unter dieser Pression gab Grunenthal, der, wie der Großkanzler erklärte, durch seine Pension von 1500 Talern völlig entschädigt war, anfangs Oktober 1810 nach; Mechel aber war auch dann nicht herauszubringen. Einen noch schärferen Widerstand setzte, nach altpreußischer Art, der Inhaber der Militärgewalt den Ansprüchen der Unterrichtssektion entgegen. Und zwar war es der General Scharnhorst, der sich weigerte, die seinem Vorgänger, dem Major von Kleist, auf das Bureau und die Amtswohnung im Westflügel des Schlosses eingeräumten Rechte der Wissenschaft zu Ehren aufzugeben. Sobald er von der Absicht Humboldts Wind erhielt, machte er bei dem Minister unter Berufung auf die in Aussicht stehende baldige Rückkunft des Hofes nach Berlin dieselben geltend. Ohne die Ansprüche der Sektion zu erwähnen, und als ob gar kein Zweifel daran sein könnte, daß ihm die Räume zukämen, forderte er ihn auf, den Berliner Magistrat anzuweisen, das Quartier nachsehen und die Öfen instand setzen zu lassen, damit er die Wohnung im Fall der Hinkunft beziehen könne.[1] Graf Alexander von Dohna, weich wie immer, war sogleich bereit, für den General zu sorgen, der durch die Heirat seiner Tochter mit dem Grafen Friedrich soeben sein Verwandter geworden war, und trat bei Humboldt dafür ein, die Räume für den General vorläufig disponibel zu lassen. Humboldt aber wollte sich auch eine interimistische Abtretung nicht gefallen lassen. Er stellte in Abrede, daß Scharnhorst aus der Verleihung des Quartiers an den Major Kleist ein Recht gerade auf diese bestimmte Wohnung herleiten dürfe, und betonte mit Nachdruck, daß Seine Majestät das Palais der Universität schlechthin und ohne jede Einschränkung durch die neuliche allerhöchste Kabinettsordre zu verleihen geruht habe. Um dem General entgegenzukommen, bot er eventuell einen Tausch an mit der ersten Etage des Hühnerbeinschen Hauses unter den Linden, wo das anatomische Museum bisher untergebracht war, und erklärte sich bereit, den für dies Quartier auf fünf Jahre kontraktlich festgesetzten Mietszins auf die Sektion zu übernehmen. Die Sache wurde dahin geordnet, daß die Generaladjutantur vorläufig in dem östlichen Flügel untergebracht wurde, damit der westliche für die anatomische Sammlung frei werde. Aber erst dem Nachfolger Scharnhorsts hat die Sektion auch diese Räume entreißen können.[2]

1) Scharnhorst an Dohna, Königsberg, 14. Oktober. K.-M., I, 2, Vol. I.

2) Wie bösartig und zugleich banausisch die Stimmung in gewissen Kreisen der höfischen Gesellschaft war, zeigt ein Brief der alten Gräfin Voß, der Oberhofmeisterin, an den Fürsten Wittgenstein aus dem Juni 1810 (undatiert), worin sie ihn ersucht, seinen Einfluß bei Hardenberg aufzubieten, um die Universität wieder ganz zu beseitigen und das Palais an den König zurückzubringen: man habe an zwei Universitäten genug; sie koste ein unsägliches Geld, die meisten, die man herangezogen habe, bekämen ein enormes Gehalt und taugten meist nichts; der König habe das Palais sehr ungern gemißt und zu ihr selbst darüber geklagt. Die alte Dame

Wahl der Auditorien und Räume für die Sammlungen.

Nun war ja freilich die Unterbringung der Auditorien und der Diensträume für die Universität in dem weitläufigen Gebäude die geringste Sorge. Dafür war Platz genug vorhanden; die zehn Auditorien, mit denen die Universität eröffnet wurde, nahmen kaum ein Viertel des Erdgeschosses in Anspruch.[1] Von diesen lagen I bis VI in dem Westteil des Hauptgebäudes. Sie nahmen eigentlich aber nur die vier ersten Zimmer, zwei nach dem Hof und zwei nach dem Garten hin, ein. Die nach dem Hof waren nämlich schon, wie die vorhin genannten Einzeichnungen in den Plan beweisen, zweimal geteilt und ein Korridor angelegt worden, aus dem man in die einzelnen gelangen konnte. Eben dies hatte offenbar Uhden veranlaßt, diese Wahl zu treffen. Denn wollte man das Palais seiner neuen Bestimmung zuführen, so ging es eben nicht anders, als indem man Korridore anlegte, auf welche die verschiedenen Auditorien münden mußten.[2] Von den vier andern Auditorien lagen drei im östlichen Flügel, im Längsbau, und für eins, Nr. VIII, ward das Zimmer der Vorleserin der Prinzessin gewählt, so daß sich die hier lesenden Professoren also wieder neben den Stalleuten installiert sahen, welche, wie wir sehen werden, noch Jahrzehnte lang das schöne Eckzimmer nach dem Opernplatz und der Universitätsstraße hin behauptet haben. Aber Humboldt hatte das Gebäude nicht nur für die Lehrtätigkeit, sondern auch für die Sammlungen, ebenso die Kunstsammlungen wie die wissenschaftlichen, bestimmt und wollte außerdem auch noch die Sektionsbureaus und die Sitzungszimmer der Akademie der Wissenschaften sowie die für die wissenschaftliche Deputation der Medizinalsektion dorthin verlegen. Darüber ist nun im Laufe des Winters von Uhden zunächst allein, später jedenfalls mit Humboldt selbst (auch

meinte, man könne das schöne Palais sehr gut zu großen Festen für die fremden Gäste gebrauchen. Über Humboldt schreibt sie: „Für den Herrn v. Humboldt bin ich nicht sehr portiert, er hat Verstand, große Einsichten, mais vicieux, en tout sens, et Jésuite.“ Der Brief liegt im Geh. Staatsarchiv unter dem Nachlaß Hardenbergs, dem ihn also Wittgenstein übergeben hat (Rep. 92, Hardenberg H. $3^1/_2$) und ist bereits publiziert (von Max Blumenthal in der Voss. Zeitung 1898, Sonntagsbeilage Nr. 7, 13. Februar). Zur Würdigung des bekannten elenden Klatsches, den die Gräfin über Humboldt vorbringt, vergleiche man etwa dessen Äußerung gegen seine Frau über das Verhältnis des Generals Neipperg zu Marie Louise in dem IV. Bande ihrer Korrespondenz. — Gefährlich waren diese Kabalen der Schöpfung Humboldts nicht mehr. Er hätte sich sonst wohl einmal darüber ausgesprochen. Immerhin blieb er nicht ganz ohne Anfechtung, sogar von seiten der Königin selbst. Am 10. Februar 1810 schreibt er seiner Gemahlin darüber: „Ich habe vom König mir das Prinz Heinrichsche Palais für die Universität erbeten und bekommen. Nun aber nachher hätte die Königin es gern für die Prinzen gehabt, und es wohnen auch viele Menschen darin, die ich ausziehen lasse. Darüber haben sie mich neulich sehr zum besten gehabt, und ich habe wirklich einen Menschen wieder mehr darin lassen müssen, da sie mit dem Spaß darüber nicht aufhörten. Auch hat mich die Königin bei dieser Gelegenheit ihre Zimmer sehen lassen usw.“ (III, 349.)

1) Dieselben Pläne, die ich bei der obigen Beschreibung benutzen konnte, haben offenbar auch Uhden vorgelegen, von dessen Hand eine Reihe von Bleistifteintragungen zur Bezeichnung der Zweckbestimmung für eine Anzahl der Räume herrühren. Darunter befinden sich auch die zehn Auditorien.

2) Auch nach der andern Seite war der Korridor in dem Erdgeschoß bereits fortgeführt und die dort nach dem Hof hin liegenden Räumlichkeiten durch Zwischenwände mehrfach geteilt worden.

Hirt ward herangezogen) viel deliberiert worden.[1] Vor allem galt es Raum für das anatomische und das zoologische Museum zu schaffen. Von Kunstsammlungen dachte man zunächst an die Unterbringung der Königlichen Gemäldesammlung, die denn auch für ein paar Jahre in dem Palais Aufstellung gefunden hat, ferner an die Sammlung der Kupferstiche, Gemmen und anderes. Auch ein physikalisches und astronomisches Kabinett war in Aussicht genommen. Letzteres unter Tralles sollte in dem oberen Geschoß angelegt werden, und darauf war die Wohnung, die Tralles hier beziehen sollte, selbst berechnet.[2]

Die Kantate Clemens Brentanos auf die Eröffnung der Universität.

Die Inschrift Humboldts, welche die Professoren hoch über dem Portal des Schlosses in goldenen Lettern schimmern sahen, als sie am Nachmittag des 10. Oktober zur ersten Senatssitzung zusammenkamen, hat Clemens Brentano gedeutet:

„Der Ganzheit, Allheit, Einheit,
Der Allgemeinheit
Gelehrter Weisheit,
Des Wissens Freiheit
Gehört dies Königliche Haus!
So leg ich euch die goldnen Worte aus:
Universitati Litterariae."

In einem vollen Akkorde klingt so die Kantate aus, die der Schwager Savignys auf den Tag gedichtet hatte, der für die Eröffnung der Universität bestimmt gewesen war. Auch sie ein Wechselgesang, länger und reicher ausgestattet nach Versmaßen und Zahl der auftretenden Personen als die wenigen im Volkston gehaltenen Strophen seines Freundes Achim von Arnim. Chöre und Einzelstimmen lösen sich ab und vereinigen sich wieder zum Preise Gottes, des Königs, des Vaterlandes und der königlichen Stadt, der vielgeprüften und jetzt neubekränzten, und begrüßen einander und huldigen gemeinsam den guten und erhabenen Geistern, die in dem Königsschlosse wohnen werden. Das Haus der Universität, das darum auf dem Titelblatt vorgedruckt war, seinen Hof und seine Halle, den Festsaal selber haben wir uns als den Schauplatz zu denken, auf den uns der Dichter führt. In feierlicher Prozession kommen geschritten der Chor

1) Außer dem Bericht vom 1. September liegt noch das Protokoll einer Konferenz Uhdens und Hirts vom 9. März bei den Akten, K. M., I, 3, in dem eine genaue Verteilung der Geschosse und ihrer Bestimmung angegeben ist. Doch waren dies alles vorläufige Bestimmungen, die nur zum Teil ausgeführt wurden.

2) Im Jahre 1811 dachte man daran, hier auch eine kleine Sternwarte aufzustellen, für die Schinkel einen turmartigen Aufsatz, eine Gloriette, entworfen hat. Für das anatomische Museum war von vornherein, und zwar zur Aufstellung der nassen Präparate, der „Große Saal" im Westflügel in Aussicht genommen. Auf einer umlaufenden Galerie, die man anzulegen dachte, sollte die Sammlung der nassen Präparate Aufstellung erhalten, und vier benachbarte Zimmer für die trockenen Präparate hinzugenommen werden. Für die mineralogische und die zoologische Sammlung war der Ostflügel bestimmt. Die zoologische erhielt hier unter Illiger und Lichtenstein bald ihren Platz, der mineralogischen war durch die Interimswohnung der Generaladjutantur zunächst noch der Einzug verwehrt. Der Festsaal im Mittelbau endlich ward für die öffentlichen Vorlesungen und Promotionen bestimmt.

der Vorsteher — das sind die Minister und ihre Räte —, die Chöre der Lehrer, der Bürger, der Studenten, der Schulen und zum Schluß die Meister von der Akademie der Wissenschaften. Die Musen und ihr Dichter selbst sind zur Stelle, und die Mutter Berolina, die, von der Zeiten Not bedrückt, nur zagend die neuen Gäste willkommen heißt. Mit feierlichem Gesang, von dem Wechselchor der Bürger begrüßt, treten „durch des Palasts offnes Tor“ vier hehre Frauen ein: in violettem Gewande, das verhüllte Antlitz, aus dem ein „strahlend Augenfeuer“ durch den Schleier dringt, nach oben gerichtet, die Bibel in der Hand, leicht hinschwebend, vom Geist getragen die erste; schwarz gekleidet, um die Stirn den Lorbeerkranz, „sinnend einsam in des eignen Hauptes Glanz“, schreitet die zweite einher, die Freie, „die sich selbst so ganz erkennt, und der in der eignen Weihe, was gedacht, gelebt, entbrennt“; im Purpur, die Binde vor den Augen, folgt die dritte, „mit der Wage, mit dem Schwerte, fest und eisern ihre Schritte, wie das Recht, das ewig währt“; im Scharlachmantel, scharfen Blickes, raschen Fußes, dringt die vierte, die mit dem Schlangenstabe, nach: „Kräuter trägt sie in den Händen, und Gestein und edlen Wein, wo sie hin die Blicke wendet, schlummern sanft die Schmerzen ein“.

In einem Lebehoch auf seinen König und den Erben des Thrones hatte der märkische Edelmann seine Wünsche für die Universität zusammengefaßt. Auch Brentano reicht dem König den Lorbeer dar: „Erhalter, Gründer, deutscher König“, so nennt er ihn. Aber wie anders hebt sich ihm das Herz, wenn er des größeren Vaterlandes gedenkt!

„Zu dir, zu dir, mein Vaterland,
Mein deutsches Land,
Wend' ich jetzt Stimme, Gruß und Lied:
So lang die Sprache dich verband,
In fester Hand
Der ernsten Künste Lorbeer dir erblüht.
Mein Deutschland, du stehst ewiglich,
Tief innerlich
Verbindet dich ein hoher Weisheitstrieb
Und deine Männer ernstiglich;
Denn Wahrheit, Glauben, Hoffnung sind dir lieb.

Die Berge haben Eisen dir gegeben
Und deine Schmieden Klingen
Und deine Wälder Söhne, die sie heben
Und sie in gutem Kampfe gut auch schwingen.

Und segnet deinen Pflug das Gold der Ähren,
Des Webers Schiff die reine Flut der Linnen,
Und wissen deine Jungfraun klar zu spinnen,
Weißt du zu wehren dich und auch zu nähren:

So weißt du herrlicher doch noch zu lehren,
In deinen Kreisen stehn verbündet
Die hohen Schulen fest gegründet
Und heben ernst ihr Haupt in hohen Ehren.“

Nicht der Sand der Marken, sondern die Berge und Wälder seiner Heimat stehen ihm, dem Franken, dem Sohne der alten Kaiserstadt, vor der Seele. Die Schatten der alten Kaiser selbst, „der hohen Häupter deutscher Lande, dem sie gern ihr Blut geweiht", ruft er an; als ihre schönsten Werke preist er die alten hohen Schulen, die er in Humboldts Schöpfung erneuert sieht. Es ist Schleiermachers „Universität im deutschen Sinne", verklärt im bunten Lichte Brentanoscher Romantik, die uns in dem Gedicht entgegentritt. Ohne Zweifel haben dem Dichter die Schleiermacherschen Ideen vorgeschwebt, mag er sie nun in den „Gelegentlichen Gedanken" gelesen oder nur aus Gesprächen mit Savigny, vielleicht auch mit Schleiermacher selbst vernommen haben. Ganz offenbar sind die Anklänge. So, wenn sich die Stimme aus dem Chor der Akademie der Wissenschaften also vernehmen läßt:

„Wir nahen uns und bieten euch die Hände,
Die Ihr, was wir gelernt, nun lehren wollt.
Den Apfel der Granate nehmt als Spende,
Der Vielheit Einheit in der Schale Gold.
Daß so die Lehre ihren Kreis vollende
Und bilde eine Welt,
Seid in die Mitte ihr gestellt.
Zur Schule geht der Lehrling bei dem Meister;
Dort wird gelernt.
Der hohen Schule Schwellen
Betreten Meister und Gesellen;
Hier wird gelehrt.
Und unser ist der ernste Kreis,
Wo Meister sich zum Meister nur gesellt
Und jeder seiner eignen Werke Fleiß
Erfindend, schaffend, treu zutage stellt."

Das ist genau die Dreiteilung, welche Schleiermacher zwischen Schule, Universität und Akademie und ihren Aufgaben, ihrem Verhältnis zu der Wissenschaft gemacht hatte. Und mit fast noch engerem Anschluß an seine Schrift läßt nun der Dichter den Gesang der Lehrer selbst erschallen:

„Wohlan, wohlan, ihr mutigen Gesellen!
Wir treten treulich vor euch hin,
Wie wir gelernt, euch lehrend darzustellen,
Ist unsres Werkes ernster Sinn.
Frei ist die Seele, frei!
Es liegt um sie die unbegriffne Welt,
Wie über Schlummernden
Das sternenvolle tiefe Himmelszelt.
Erschließe dich, du jugendklares Aug'!
Wir wecken dich und zeigen treulich dir,
Was wir von ew'ger Wahrheit selbst erkannt,
Und zeigen dir, wie uns das Licht verwandt.
So ist der Lehre freier Brauch —
Wir wollen euch zu lernen lehren."

Merkwürdig, daß es gerade dies Dioskurenpaar der Romantik sein mußte, dessen goldglänzende Poesie die ersten Tage unserer Hochschule verklärte. Wie beide durch den gemeinsamen Freund und Schwager Savigny an den Kreis der Universität nahe heran reichten, ohne ihn doch zu überschreiten, so ist es auch in Zukunft den Anschauungen von Staat und Kirche, von Gott und Welt, von Vaterland und Recht und Freiheit ergangen, die in ihrer Dichtkunst die frischesten Blüten getrieben haben. Wie oft haben sie von Adam Müller ab Eingang gesucht! Und wie viel Anklang haben sie da und dort in unsern Bezirken gefunden! Der große Rechtslehrer selbst, den wir unter den Bauherren unserer Universität erblickten und der Jahrzehnte lang zu ihren großen Sternen gehört hat, fühlte sich ihnen im Herzen nah verwandt, und Schleiermacher war einer ihrer Erwecker gewesen. Nicht an äußerer Macht hat es der Romantik gefehlt, um den Sieg zu erlangen. Der Königssohn, zu dessen Festtage beide Gedichte erschienen, hat schon als Kronprinz und dann, solange er die Regierung führte, ihrem Geiste Bahn zu machen gesucht, dem niemand mehr untertan geworden war als er. Es ist ihm nicht gelungen. Was irgend Dauerndes an unserer Universität geschaffen wurde, erwuchs auf einem andern Felde. Das gilt für Schleiermacher und Savigny ebenso gut wie für alle andern, die mit ihnen geforscht und gelehrt haben. Der Geist, in dem sie an der Gründung selbst mitgearbeitet hatten, war der von ihren Vätern ererbte, in den sie als Schüler und Studenten eingeführt waren und auf dem der Staat, dessen geistigem Leben ihr Wirken galt, seit drei Jahrhunderten ruhte. Gleich Nebelgewölk sind alle Anstrengungen, wie stark und wie verwirrend sie gegen die Burg, den Musenberg, um mit Brentano zu sprechen, der mit Gottesgunst inmitten der Hohenzollernstadt errichtet war, anstürmen mochten, zerflattert vor den starken Strahlen wissenschaftlicher Erkenntnis. Und der Geist der Männer, deren Denkmäler Vorhof und Garten unserer Universität schmücken, deren Büsten in dichten Reihen an den Wänden unserer Aula stehen, hat noch immer in dem Hause unserer Alma Mater und vor seinen Toren die Wacht gehalten.

Viertes Kapitel.

Schuckmann.

1. Der neue Chef.

Auf den Arbeiten der Kommission hatte auch nach Humboldts Ausscheiden aus dem Amte sein Geist geruht; die leise Abwandlung, welche wir nach seiner Abreise aus Berlin und mit dem Eintritt von Schmalz wahrzunehmen glaubten, hatte noch keine Störung gebracht; solange Nicolovius den Vorsitz der Sektion inne hatte, und Uhden, Süvern, Schleiermacher und Savigny den vorwaltenden Einfluß bei der Einrichtung der Universität behielten, blieb die freie Richtung gewahrt, welche Humboldt den Geschäften gegeben hatte. Eine scharfe Wendung aber trat ein, als Friedrich von Schuckmann, wenige Wochen nachdem die Vorlesungen an der Universität begonnen hatten, an die Spitze der Unterrichtsverwaltung gestellt wurde (20. November). Es geschah im Zusammenhang mit der Neuordnung der Staatsverfassung, welche in dem Edikt vom 27. Oktober verkündigt war und die Krisis, die im Frühling begonnen, zum Abschluß gebracht hatte. Als Humboldt im Juni seine Entlassung gefordert, und Graf Dohna die Vertauschung der Ämter, die auf eine Teilung der Macht mit jenem hinausgekommen wäre, anzunehmen sich geweigert hatte, hatte dieser sich bemüht, Nicolovius in die Stellung zu bringen, die er für seine Person verschmähte; seine ganze Beredsamkeit hatte er aufgeboten, um den König zu überzeugen, daß niemand besser dazu geeignet sei, die Bemühungen des Monarchen für echte Religiosität zu befördern, als sein Freund und Landsmann.[1] Jetzt mußte er selbst

Scharfe Wendung.

1) Was er bei Humboldt niemals hatte zugeben wollen, schien ihm bei Nicolovius das Selbstverständliche zu sein. So äußerte er sich in einem Immediatschreiben an den König folgendermaßen: „Nicolovius wird nach seinem Gewissen, und da in religiösen Ansichten die Menschen, besonders die Welt- und Geschäftsmenschen so leicht höchst verschieden sind, wie ich mit höchster Bestimmtheit vermute, sich nach meinem Abgange keinem anderen Minister in Rücksicht der geistlichen Angelegenheiten unterordnen dürfen; ich bin daher um so mehr aufs heiligste verpflichtet, im letzten Augenblick meines Dienstlebens des Königs Majestät aufs herzlichste und dringendste anzuflehn, dem Staatsrat Nicolovius entweder als Minister oder als ganz selbständigem Chef nur unter der allgemeinsten Mitwirkung des Premier-Ministers die Sektion für den Kultus

das Ministerium, das ihm Hardenberg zunächst noch gelassen hatte, an diesen abtreten, der es mit dem Finanzministerium, wie vor ihm Stein, in seiner Person vereinigte. Nicolovius aber mußte es sich gefallen lassen, in die zweite Stelle zurückzutreten. Er behielt zwar die speziellere Leitung der beiden Abteilungen für Kultus und Unterricht, aber nur als ihr gemeinsamer Direktor, während Schuckmann mit diesem Departement auch noch das für Handel und Gewerbe unter dem Titel eines Geh. Staatsrates verband.[1]

Herkommen und höhere Stellungen Schuckmanns.

Humboldt war Preuße von Geburt; seit drei Generationen hatte seine Familie dem König in Krieg und Frieden gedient. Sein Nachfolger dagegen gehörte zu den Männern, welche die Kraft der hohenzollernschen Krone an sich gezogen hatte; er stammte von einem mecklenburgischen Gut. Freilich hatte Schuckmann den Schritt kaum aus eigenem Antriebe getan, sondern dem Willen des Vaters folgend, der ihn schon in jungen Jahren auf eine preußische Schule, die Ritterakademie zu Brandenburg, gebracht hatte. Wenn aber Wilhelm von Humboldt, der Sohn der Marken, sich durch seine Entwicklung in Regionen hatte tragen lassen, welche jenseits der Grenzen des Staates und der Gegenwart selbst lagen, so daß er sich lange fast als ein Fremdling seinem eigenen Vaterlande gegenüber fühlen konnte und fast die schönsten Jahre seines Lebens als ein freiwillig Verbannter genossen hatte, so war Schuckmann im Gegenteil ganz und gar zum Preußen geworden. Seitdem er nach dem in Halle absolvierten Triennium bei dem Kammergericht in Berlin eingetreten war (11. Januar 1779), hatte er den Königlichen Dienst nie mit einem anderen vertauscht. An Versuchungen dazu hatte es ihm nicht gefehlt. Die erste ging von keinem geringeren aus als von Goethe, welcher Schuckmann im Sommer 1790 kennen lernte, als er mit seinem Herzog als Gast des preußischen Hofes in Breslau weilte, wo jener als Oberbergamtmann bei der Regierung angestellt war. Zweimal, im November desselben Jahres und im Frühling des folgenden, hat er den Antrag an ihn gelangen lassen, einen Platz im Conseil seines Herzogs anzunehmen; es war der Stuhl, den Goethe selbst seit drei Jahren leer gelassen. Schuckmann hatte anfangs wohl Neigung, sein Los mit dem des Dichters zu verbinden und nur zartsinnige Rücksicht gegen seine Schwiegermutter, die Generalin von Röder, die ihm — denn er war Witwer — seine Kinder erzog, hielt ihn zunächst zurück. Er fürchtete damals, von der Regierung bei der Wahl zum Präsidenten, vor

und den öffentlichen Unterricht anzuvertrauen. Ich kann nicht würdiger dem Vertrauen entsprechen, welches des Königs Majestät mir bewiesen, indem Sie diese heilige Sache einst meinen Händen anvertraueten, als wenn ich jene Bitte die letzte sein lasse, welche ich von Amts wegen an den Fuß des Thrones bringe und mit hoher Zuversicht auf deren huldreiche Gewährung rechne."

1) Das Ministerium des Innern bestand jetzt aus 4 Sektionen: 1. Allgemeine Polizei mit der Medizinalabteilung, die schon im Sommer abgetrennt war, 2. Handel und Gewerbe mit Berg- und Hüttenwesen, 3. Kultus und Unterricht, 4. Postwesen.

der er stand, übergangen zu werden, und zwar deswegen, weil er ein scharfer Gegner der Wöllnerschen Clique war. Jedoch folgte er schließlich dem Rate seiner Freunde, unter denen Suarez besonderen Einfluß auf ihn hatte, indem er den Ruf nach Weimar ablehnte. In der Tat erwies sich seine Besorgnis bald als unbegründet; schon Anfang 1795 berief ihn Hardenberg, dessen Bruder, dem Oberjägermeister, Schuckmann in Breslau nahe getreten war, nach Franken, wo er ihm zunächst die Kammerpräsidentenstelle in Bayreuth übertrug, zu der er 1796 noch die in Ansbach hinzufügte. Es war unter dem Minister selbst die erste Stelle im Lande, und Schuckmanns feste Hand hat viel dazu beigetragen, die verworrenen Verhältnisse in den fränkischen Fürstentümern nach den Grundsätzen preußischer Administration zu ordnen. Das Unglücksjahr der preußischen Monarchie ward für ihn auch persönlich ein Jahr schwerer Enttäuschungen. Er hatte vor der Katastrophe zwei Anträge der Höfe von Württemberg und Baden, die ihn beide als Finanzminister wünschten, ausgeschlagen, den zweiten noch am 22. September aus der patriotischen Erwägung heraus, daß er „seinen hiesigen Vorposten nicht verlassen dürfe, um nicht durch den Übergang in die Dienste eines Herrn, den vielleicht politische Verbindungen zum Feinde des seinigen machten, sich selbst mit der Schande eines feigen Überläufers behaftet zu erscheinen". In denselben Wochen dachte man auch in Berlin daran, ihn von Bayreuth fortzunehmen und als Kammerpräsidenten nach Stettin zu versetzen. Als er aber diese Ordre erhielt, war bereits die Schlacht bei Jena geschlagen und Bayreuth von den Franzosen okkupiert, die ihm nun die Entlassung schlechterdings verweigerten. So blieb er vorläufig auf dem Posten, den ihm der König anvertraut hatte, den auch unter der feindlichen Okkupation zu verwalten ihm als Pflicht gegen die ihm anvertrauten Landeskinder erscheinen mochte. Dafür traf ihn im Mai 1807 das gleiche Schicksal wie Niemeyer in Halle. Er ward unerwartet aufgehoben und nach Mainz gebracht, sei es nun, daß er wirklich bei den Franzosen in Verdacht geraten war oder nur als Geisel betrachtet wurde. Er erhielt dann wohl die Erlaubnis, in Heidelberg zu wohnen, mußte aber auf Ehrenwort versichern, daß er dort bleiben werde. Ein Versuch, den er in Königsberg machte, seine Befreiung zu erwirken, schlug fehl, da man sich hier nicht kompromittieren wollte und es ihm sogar verdachte, daß er seine Stellung unter der Fremdherrschaft beibehalten hatte. So ward er dazu gebracht, von Heidelberg aus um seinen Abschied zu bitten, der ihm, wenn auch in Gnaden, gewährt wurde. Im Mai 1808 von der französischen Regierung entlassen, ging er nach Schlesien, wo er bis zum Sommer 1810 auf dem Lande lebte. Damals kam er als Deputierter der schlesischen Stände zur Beratung über die neuen Reformgesetze nach Berlin, und bei dieser Gelegenheit war es, daß Hardenberg sich seiner erinnerte und ihn im November wieder in die Geschäfte zog. Seitdem ist Schuckmann bis an sein Lebensende im Dienste geblieben, von

1814 ab als Minister des Innern, zu Zeiten auch der Polizei. Auch als Krankheit und Alter seine starke Kraft brachen, konnte er sich von seinem Amt nicht trennen. Noch kurz vor seinem Tode hat er sich in einem Tragsessel in die Sitzungen des Ministerconseils bringen lassen.

ersönlichkeit Stellung zu n Problemen er Epoche.

Schuckmanns Bild ist mit der Geschichte der Reaktion dieser Jahre untrennbar verknüpft, und ohne Frage war er in der zweiten Hälfte seiner dienstlichen Tätigkeit eine Hauptstütze des Systems, welches sich nach den Freiheitskriegen mit wachsender Schwere auf das geistige und politische Leben in Preußen legte. Er hat damals Maßnahmen zugestimmt, die nicht bloß der freien Richtung, in der sich das preußische Staatsleben in der Zeit seiner Jugend bewegt hatte, sondern seiner eigenen Vergangenheit widersprachen. Denn, wie uns schon sein Verhalten bei dem Ruf nach Weimar zeigte, gehörte auch er ursprünglich zu dem Kreise der preußischen Beamten, die, in Halle und am Kammergericht vorgebildet, den preußischen Staat im Sinne des großen Königs zu regieren suchten. Zu seinen intimsten Freunden zählte noch in der Breslauer Zeit ein Mann wie Reichardt, dessen turbulentes Wesen ihm den Ruf eines Revolutionärs verschaffte. Von neuem wird uns an Schuckmanns Persönlichkeit deutlich, wie wenig die Fülle des individuellen Lebens, welches damals in Preußen emporwuchs, sich mit dem einen bloßen Worte „Aufklärung“ umspannen läßt. In Berlin hatte er mit Nicolovius, Dohm und Biester verkehrt, in Breslau war Garve sein Umgang, der hier, nachdem er seine Professur in Leipzig aufgegeben hatte, lebte. Daneben aber las er seinen Kant und war ein Verehrer Goethes, noch bevor dieser nach Breslau kam. Faust und vor allem Tasso waren ihm bereits der Gipfel deutscher Poesie. Niemand trat in den Augusttagen des Jahres 1790 dem Dichter näher, und gegen niemand ging Goethe mehr aus sich heraus als gegen Schuckmann. „Stunden des ruhigsten Lebensgenusses“ hat dieser damals Reichardt gegenüber die Tage genannt, welche er dem großen Weimaraner verdankte. Wie Goethe über ihn dachte, zeigen die Briefe, in denen er ihn einlud und deren keiner ohne die Bitte schließt, ihm seine Freundschaft zu erhalten. „Und so schmeichele ich mir mit der Hoffnung“, schreibt er in dem zweiten (14. April 1791), „Sie einmal näher zu sehen und mit Ihnen manche Knoten zu lösen, die die Menschen verwirren und unnötiger-, ja ungeschickterweise ihnen das bischen Glückseligkeit rauben, dessen sie noch fähig wären. Leben Sie recht wohl, behalten Sie mich in einem freundlichen Andenken und erhalten Sie es in dem Kreise, der sich meiner erinnert.“ Dies Verhältnis hat sich auch in den späteren Jahren fortgesetzt, oder, besser gesagt, erneuert, seitdem sich die beiden in Karlsbad, zu dessen regelmäßigen Besuchern auch Schuckmann gehörte, wieder trafen. In den Briefen Goethes an Zelter kommt der Name des Ministers häufig vor; noch im Jahre 1830 sendet Goethe ihm durch den gemeinsamen Freund Gruß und Dank für den Dienst, den er ihm damals geleistet hatte,

indem er das Privileg für die Gesamtausgabe seiner Werke in den preußischen Staaten sicherte.

Schuckmann war ein Beamter von weitem Horizont und ausgebreitetem Wissen, ein Kenner z. B. der englischen Sprache und der englischen Verhältnisse, technisch wie juristisch durchgebildet, ein rascher Arbeiter von klarer Einsicht und festem Willen. Dafür haben wir die Zeugnisse der ersten Männer des alten Preußens. Schon die beiden Großkanzler Fürst und Carmer hatten ihm die beste Laufbahn prophezeit. Der Minister von Heinitz, der auch Stein für Preußen gewann, hielt auf Schuckmann die größten Stücke.[1] Unter allen Männern, die Hardenberg für die Bayreuther Stelle vorgeschlagen waren, gab es keinen (so hat er selbst geurteilt), der wegen seiner allgemein gerühmten Rechtschaffenheit und seines Diensteifers, wegen seiner Gewandtheit und seiner allgemeinen Ausbildung mehr seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte als der Oberamtsgerichtsrat und Oberbergrichter von Schuckmann. Schuckmann war nicht ohne Ehrgeiz, gleich bereit über Zurücksetzung zu klagen, von heißem Temperament, das selbst lange Dienstgewohnheit nicht immer bändigen konnte, herb und von sarkastischem Witz, und durch seine Schroffheit, die mit den Jahren nicht geringer wurde, oft verletzend aber innerhalb der Dienstschranken von einem Freimut, der auch vor den Stufen des Thrones aufrecht blieb, und von einer Rückgratsfestigkeit, die ihn oft noch unbequemer als Untergebenen wie als Vorgesetzten machte.[2] Nach allem gewiß

1) „Solche Ansichten", erwiderte er einmal auf einen Bericht, den Schuckmann ihm über die Reformbedürftigkeit der schlesischen Verhältnisse zugesandt hatte, „sind gerade diejenigen, die den Männern, welche Anteil an der Ausführung haben oder die eintretenden mannigfaltigen Schwierigkeiten entwirren und in das Ganze Ordnung bringen helfen, für die mühsame, oft ins Kleinliche gehende Anwendung von Zeit und Kräften eine reiche Entschädigung gewähren. Es ist wohl ein patriotischer Wunsch, wenn ich dem Staat in seinen verschiedenen Administrationsteilen viele Männer wünsche, die mit solchen Augen sehen und aus so edlen Beweggründen wie Ew. H. arbeiten."

2) Einen hierfür sehr charakteristischen Zug bringt Beyme in einem Brief an seine Tochter vom 28. Juni 1831. Bei dem Stiftungsfest des Gartenvereins hatte Schuckmann gegen ihn eine, wie er schreibt, übergroße Zärtlichkeit und Affektion öffentlich zur Schau getragen; man erzählte sich bereits, daß der Minister sich von ihm habe herumbringen lassen. Beyme selbst urteilte darüber freilich anders. Er schreibt: „Wie unschuldig sind wir alle beide daran! Ich finde hierin nur einen glücklichen Widerspruch Schuckmanns mit sich selbst, wovon er in seiner langen Geschäftslaufbahn schon öfter Beweise gegeben". Aber er brachte das auch ihm auffällige Benehmen seines alten Gegners doch in Verbindung mit einem Vorgang in einer Staatsratssitzung, der in der Tat darauf eingewirkt haben mag. Bei der Beratung über die neue Gemeindeordnung in Westfalen war dort eine Bestimmung des Entwurfes angegriffen worden, welche, wie Beyme sagt, „eine ungebührliche Bevorzugung des Geschlechtsadels" enthielt; man hatte auf die Stimmung in den westlichen Provinzen warnend hingewiesen, wo man bereits der Meinung sei, daß man in Berlin wirklich dahin arbeite. Als darauf der Kronprinz mit Heftigkeit geäußert, daß eine solche Tendenz auch die seine sei und, wenn in Westfalen und am Rheine eine andere herrsche, die Regierung es sich angelegen sein lassen müsse, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten, da sei dem jungen Herren, so erzählt Beyme, von Schuckmann folgendes erwidert worden: „Ich bin ein

keine unbedeutende Natur. Wenn Stein ihn einen „Erzphilister“ genannt hat und Wilhelm von Humboldt, der übrigens, bevor er selbst sein Amt übernahm, daran gedacht hatte, Schuckmann dafür vorzuschlagen, später, als Nicolovius ihm von den Anfängen seiner Geschäftsführung schrieb, sich vor ihm bekreuzte, so dürfen wir uns solche Urteile nicht ohne weiteres zu eigen machen. Auch in der Zeit nach Tilsit war Schuckmann den Neuerungen nicht abgeneigt; sonst hätte ihn Hardenberg schwerlich in die Regierung gezogen. An den Reformen des Staatskanzlers hat er mitgearbeitet. In seinem Nachlaß befindet sich ein Entwurf zur Reorganisation des preußischen Staates, den er in Heidelberg niedergeschrieben hat, und die darin bezeichneten Grundlinien sollen nach der Aussage seines Biographen[1] wenig von dem abweichen, was nach 1807 in das organische Leben des Staates gelangte. So spricht er darin u. a. den Wunsch aus, daß ein Teil der Staatsräte von Verwaltungsgeschäften ganz frei bleibe, um sich nur dem legislativen und spekulativen Teile ihres Fachs zu widmen und mit der Wissenschaft fortzugehen — ein Gedanke, der uns an die Stellung erinnert, welche Humboldt Männern wie Wolf, Reil und Savigny geben wollte. Er hat darin der Institution der Geschworenen im Kriminalprozeß das Wort geredet und zur Veredelung des Volkes die Einführung von Sitten- und Ehrengerichten zweckmäßig gefunden, die er distriktsweise für jede Klasse der Bürger aus ihren Genossen gewählt wissen wollte. Aber er widersetzte sich jederzeit allen Tendenzen, welche ihm auf Schwächung der staatlichen Autorität hinauszulaufen schienen; und je stärker die Opposition gegen die bureaukratische Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anschwoll, je schwachmütiger und unsicherer die Regierung selbst dagegen wurde, um so weniger war er geneigt, die bestehenden und bewährten Formen aufzugeben, um so schroffer stellte er sich auf den Boden der Staatsordnung, in welcher er erzogen war und der er ein pflichttreues Leben gewidmet hatte.

Die Abwandlung in dem Verhältnis zu den religiösen Fragen, die wir in dieser Epoche allgemein wahrnehmen, war auch an ihm nicht vorübergegangen. Es erfüllte ihn mit Schmerz und Unruhe, daß der „alte, ehrliche Köhlerglaube“, wie er in jenem Reformentwurf schreibt, „an Gott und seine Gebote und Verheißungen nach unfehlbaren Satzungen der Kirche, an die Heiligkeit der Regenten und die von ihm bestellte Obrigkeit verschwand, ohne einen Ersatz zu erhalten“. Er meinte, daß die Religion als ein lebendiges Handlungsprinzip verloren gegangen und nur Theologie und ganz dürre Liturgie, selbst zur Sinnenerregung untauglich, übrig geblieben seien, nicht allein nutzlos, son-

alter Mann, dem E. K. H. ein freimütiges Wort wohl zugute halten werden, wenn ich Ihnen sagen muß, daß damit zugleich auch die Liebe und Anhänglichkeit der Untertanen nebst dem Gehorsam in der Wurzel ausgerottet werden können.“

1) v. Lüttwitz.

dern schädlich als Beruhigungswerkzeuge eines sophistisierenden Egoismus; und er beklagte es, daß die reinen Vernunftbegriffe diesen ehrlichen Köhlerglauben nicht ersetzen könnten. Es sei eine falsche Aufklärung, die nicht etwas besser auf den Menschen Wirkendes an die Stelle setze; hierfür aber sei nichts geschehen, die Theologen zumal blieben entweder ganz bei den durch den Geist der Zeit unwirksam gewordenen alten Formen, oder sie befleißigten sich einer dürren Philosophie, die dem Volke ein tönendes Erz sei. Die Schulverbesserungspläne und -versuche seien auf Bildung des Verstandes zur Förderung der Industrie, zur Verbesserung des physischen Zustandes, auf Vielwisserei, nicht auf tiefes Wissen und Empfinden gerichtet. Nur dadurch, daß mittels innigster Vereinigung des Staates und der Kirche die Religion wieder als das Höchste und Heiligste die Gefühle des Volkes durchdringe, nicht bloß der Gegenstand theologischer Spekulation und kalter Liturgie bleibe, sei Besserung zu erhoffen. Das sind Betrachtungen, die einigermaßen an Schleiermachersche Ideen erinnern und von neuem zeigen, wie in diesen nur die allgemeine Stimmung ihren besonderen und klassischen Ausdruck gefunden hat. Aber Schuckmann wagte sich auch auf diesem Felde aus den alten Formen nicht heraus.

Analog entwickelte sich sein Verhältnis zur Literatur, und zumal zu den philosophischen Tendenzen der Epoche, die ihm in jüngeren Jahren ein so lebhaftes Interesse abgewonnen hatten. Und auch darin zeigte er das genaue Widerspiel zu Humboldt. Dieser fand in der geistigen Atmosphäre, so tief er in die Staatsgeschäfte hineingeführt wurde, zu allen Zeiten das Asyl und das Heiligtum, in das er sich aus den Kämpfen des Tages und dem Staube der Akten zurückzog, und nichts wurde ihm leichter, als sich von dem Amte zu trennen. Schuckmann dagegen ließ die Studien fahren, um den Akten treu zu bleiben. Früh empfand er, und zunächst mit Unbehagen, die Unvereinbarkeit seiner amtlichen Tätigkeit mit diesen freien Beschäftigungen. Schon im Jahre 1792 schreibt er an Reichardt: „Den Menschen, der ohne steten Rückblick auf das Allgemeine aus dem Allgemeinen einmal zurück ins Individuelle gegangen, verläßt die Fassungskraft für das erstere. Versuche haben mich belehrt, daß ich nicht mehr fähig bin, Kant mit Selbstzufriedenheit zu studieren, daß eine längere Anstrengung dazu mir in meiner Bestimmung schädlich sein würde und daß ich mich in der Welt mit den zweiten Ursachen begnügen muß.“ Um so weniger konnten ihn die neueren philosophischen Richtungen befriedigen, die von Kants durchdringender Klarheit abwichen und Momente enthielten, welche in Wissenschaft und Leben tumultuierend wirkten. Weder Schelling noch Fichte, an dem Schuckmann übrigens die preußisch-tüchtige Gesinnung ehrte, waren in seiner Gnade, und ganz unsympathisch war ihm Schleiermacher mit seinen Versuchen, in Kirche und Staat freiere Formen einzuführen. Seine Leute waren klare und resolute Naturen wie Rudolphi und Link, Zelter und Geheimrat Langermann, der

Psychiater, der ihm schon in Bayreuth nahe getreten war und mit dem er in Berlin, als Langermann in der Obermedizinalbehörde saß, die alte Bekanntschaft erneuerte.[1] Selbst Wolf mit aller seiner Querköpfigkeit und Indisziplin war ihm immer noch lieber als Reil, Schleiermacher und ihr Anhang. Ihm waren die nach neuen Grundlagen der Weltanschauung und der Gesellschaft suchenden Tendenzen „Exaltationen" unruhiger und unklarer Köpfe, Modeton, Ausflüsse des Zeitgeistes, der sich im Wechsel und Spiel schwärmerischer Theorien gefalle. Aus aller Kraft stemmte er sich ihnen entgegen, mit seinem „Bon sens, qui trotte sur la rue," wie er schon 1804 in einem Briefe an Altenstein mit Bezug auf das Eindringen der Naturphilosophie in die exakte Wissenschaft schreibt.[2] Auf diesem Grunde blieb er auch in den späteren Jahren. Dem Pietismus war er im Herzen gewiß noch weniger hold. Aber die veränderte Strömung des öffentlichen Lebens drängte ihn unwiderstehlich an die Seite der wirklichen Reaktionäre, welche, indem sie die Revolution bekämpften und sich als die geborenen Hüter von Thron und Altar hinstellten, zugleich die Grundlagen und den Geist des alten Preußens verleugneten.

Hierin liegt das Philisterhafte, das Unfreie Schuckmanns, worüber sich Stein und Humboldt, wie auch Schleiermacher so erbosten. Wir denken heute darüber gleichmütiger. Wir erkennen in dem Rationalismus Elemente von beständiger Kraft, die auch durch die von der Aufklärung hinwegführende Philosophie nicht umgestoßen worden sind, so wenig wie der preußische Staat, dessen Eigenart er entsprach, durch die in der Epoche der Freiheitskriege mächtig gewordenen Strömungen in seinen Grundfesten erschüttert wurde. Und wir verstehen es ganz gut, daß der alternde Goethe sich zu Männern von Schuckmanns Art hingezogen fühlte und gerade das Romantische als das Kranke bezeichnete. Aber das darf uns nicht abhalten, die schmale Spurweite zu erkennen, in welcher die alte Weltanschauung sich bewegte, als nun das neue Leben mit breiter und tiefer Woge gegen sie andrängte. Die Zuversichtlichkeit seiner jungen Jahre besaß auch Schuckmann nicht mehr; jedenfalls wagte er sich den neuen Theorien

1) Auch er übrigens ein Freund Goethes und Zelters, für dessen Singakademie der mit einem schönen Tenor begabte Geheimrat eine große Stütze war.

2) Ansbach, 13. Februar 1804: „Den Grund, warum Sie die Philosophie, die man nicht schreiben kann, auch noch nicht hören wollen, lese ich vollkommen in meiner eignen Seele. Ich bitte Sie, Langermann aus derselben zu sagen, ich ersuchte ihn, davon auch nicht noch mehr zu hören, damit ich die Hoffnung nicht aufzugeben hätte, mit einem bon sens qui trotte dans les rues mit ihm fertig zu werden. Es ist mit dieser neuesten Philosophie ein eignes Ding, daß man sie wahrhaftig aus ihrer Gegner Schriften am besten verstehen und aus ihren Früchten in der Nachbarschaft am besten pragmatisch schätzen lernt. Übrigens bin ich weit entfernt sie zu verketzern, im Gegenteil wirkt die Reibung, die die guten Köpfe unter ihren Anhängern verursacht [so], gewiß nützlich zum Ganzen, nur nicht darin, daß sie manches wissenschaftliche Studieren außer Achtung bringen" usw. Geh. St. A. R. 92. Altenstein, B. Nr. 22d (eigenhändiges Mundum).

gegenüber nicht aus den Grenzen seines „bon sens" heraus, und wollte gar nicht gegen sie einen Kampf mit gleichen Waffen, d. h. auf dem Boden der Diskussion, führen, sondern ihnen alsbald mit dem Willen des Staates begegnen: sowie der Staat Friedrich Wilhelms III. selbst sich nicht mehr in das breitflutende Fahrwasser der nationalen Hoffnungen und der liberalen Ideen hinauswagte. Und wie Preußen nach den Befreiungskriegen an die Seite Österreichs rückte und unter dem System Metternichs und Gentz' seinen Schutz suchte, so verbündete sich auch der Rationalismus seiner Staatsmänner mit religiösen Elementen, die im Grunde ihm selbst nicht weniger feindselig waren als dem Staate, in dessen Fundament die Gedanken der Reformation ebenso eingesenkt waren, wie sie durch die Ideen der deutschen Aufklärung deutlich genug hindurchschimmerten.

Grundsätze seine

Wie gern würde man nun noch wissen, ob dies Moment schon bei der Wahl Schuckmanns maßgebend gewesen ist, oder ob Hardenberg nur durch die Beziehungen, die ihn früher mit jenem verknüpft hatten, geleitet wurde, etwa durch die Hoffnung, die zügelsichere Hand des alten Kammerpräsidenten, die ihm in Ansbach und Bayreuth dazu geholfen hatte, den Widerstand der dortigen Stände und partikularistischen Gewalten zu zerbrechen, auch gegen die Fronde des preußischen Adels benutzen zu können, oder ob ihn am Ende das Gefühl bestimmt hat, daß er an dem alten Kollegen, der unverdient zurückgesetzt war, etwas gutzumachen habe. Leider aber läßt uns hier unsere Kenntnis der Akten im Stich; möglich, daß alle diese Motive bei dem Staatskanzler zusammengewirkt haben. Daß ein anderer Geist, als der von Schleiermacher und Humboldt ausgehende, in das Departement eingezogen war, verkündete sogleich die Kabinettsordre, welche Schuckmann seine neuen Ämter übertrug (20. November), und die wie in einer Summe alle jene Maximen zusammenfaßte, welche wir soeben kennen lernten. „Wie wesentlich", heißt es darin, „der Einfluß des Euch anvertrauten Departements des Kultus und des öffentlichen Unterrichts für das Wohl des Staates und seiner Einwohner, ja für die Menschheit sei, leuchtet von selbst ein. Beförderung wahrer Religiosität ohne Zwang und mystische Schwärmerei, Gewissensfreiheit und Toleranz ohne öffentliches Ärgernis, dieses ist der Zweck, den die Sektion des Kultus unverrückt vor Augen haben muß. Als leitende Behörde des öffentlichen Unterrichts aber muß sie dafür sorgen, daß eine gründliche Erlernung der Wissenschaften und Erlangung der nötigen Kenntnisse für alle Stände stattfinden und daß gesunde, klare Begriffe und solche Gesinnungen verbreitet werden, wodurch Nutzen für das praktische Leben, wahre, sich in den Handlungen äußernde Moralität, Patriotismus, Anhänglichkeit an die Verfassung und Vertrauen und Folgsamkeit gegen die Regierung bewirkt und erhalten werden; vorzüglich aber, daß kein Monopoliengeist in der Wissenschaft aufkomme, welches nirgends verwerflicher ist als bei den Gegenständen der menschlichen Erkenntnis."

Schuckmann zögerte nicht, die Worte des Königs als das Programm seiner Geschäftsführung der Universität mitzuteilen. Die Weisheit derselben, so bemerkte er in seinem Anschreiben vom 23. November,[1] sei so einleuchtend, daß die Überzeugung jedes Einsichtigen, der es mit der Menschheit wohlmeine, mit dem pflichtmäßigen Gehorsam zu ihrer Befolgung einen verdoppelten Eifer verbinden werde; von der neuen Universität aber dürfe man erwarten, sie werde unter den Augen des Regenten seinen und Deutschlands Erwartungen entsprechen. Nach allen Seiten suchte er diesen Grundsätzen Geltung zu verschaffen. Wenn Humboldt den größten Wert darauf gelegt hatte, mit den leitenden Geistern der Universität an ihrem Aufbau zu arbeiten, so bemühte sich sein Nachfolger eher, diesen Zusammenhang zu zerreißen. Am 16. Dezember beseitigte er die Einrichtungskommission, weil die Universität, wie er in einer eigenhändigen Verfügung erklärte, bereits errichtet und ein vorläufiges Reglement von dem König genehmigt sei. Es fehle freilich noch ganz der Entwurf der Statuten, aber diese, so bestimmte er, würde Uhden als der dafür ernannte Dezernent nicht weniger zusammenhängend und übersichtlich bearbeiten können. Wenn dieser andere Mitglieder des Departements heranziehen wolle, oder auch sonst Sachverständige zugezogen werden sollten, so könne das in gemeinsamen Konferenzen geschehen. Jedoch behielt er sich in jedem Falle die Verfügung darüber vor. Überhaupt aber sollten in der Regel auch alle die Berliner Universität betreffenden Sachen in den Sitzungen des Departements vorgetragen werden. Niemand war darüber unglücklicher als Uhden selbst, der vergebens um die Fortdauer der Kommission gebeten hatte, welche gerade jetzt für die Bearbeitung der Statuten unentbehrlicher sei als je. Er hatte vielmehr gewünscht, die Zahl ihrer Mitglieder zu vermehren und sowohl andere Räte als auch sonstige Sachverständige hineinzubringen.

Beseitigung der Einrichtungskommission und der Dotation.

Noch schwerer war der Eingriff in das Humboldtische System, den die Behandlung der Dotationsfrage durch Schuckmann erfuhr. Da mit dem Verkauf der Domänen und der säkularisierten geistlichen Güter jetzt begonnen war, so mußte die Entscheidung darüber, die im Mai noch hinausgeschoben war, getroffen werden. Schuckmann aber benutzte die Gelegenheit, um die durch den König feierlich bestätigte Schenkungsurkunde, in der Humboldt den Grund- und Eckstein für die Unabhängigkeit seiner Schöpfung aufgerichtet hatte, ganz zu beseitigen. In seiner Eingabe an den Staatskanzler vom 3. März[2] wies er zunächst auf die Schwierigkeiten hin, welche die Auswahl der Güter, die dem Sitze der Institute so nah als möglich gewählt werden müßten, und ihre Verwaltung haben würden. Bei dem unablässigen Sinken des Ertrages der Landgüter könnten zur Sicherung eines Reineinkommens von 150000 Talern auf ewige Zeiten höchstens die alten

1) Köpke 222. 2) Köpke 225.

Kammeranschläge, und nicht die neue Verkaufstaxe zur Grundlage angenommen werden, mithin müsse ein Komplex von 3 bis 4 Millionen und — wenn Pfandbriefschulden mit übernommen werden müßten — bis 6 Millionen geschaffen werden. Die Verwaltung einer so großen Masse durch die wissenschaftlichen Institute selbst sei ausgeschlossen. Man müsse daher eine eigene Behörde dafür beschaffen, woraus sich eine Fülle von Weitläufigkeiten ergeben werde. Jedoch war es nicht diese Zweckwidrigkeit des Verfahrens, was Schuckmann zu seinem Gegner machte, sondern, wie er ganz offen bekannte, eine noch höhere Betrachtung — die Frage: „ob es ratsam und nötig sei, die höchsten wissenschaftlichen Zentralinstitute des Staates nicht etwa bloß in ihrem freien wissenschaftlichen Streben und Wirken, sondern auch mit ihrer Subsistenz und Dauer vom Oberhaupt des Staates unabhängig zu machen und sie von dieser Seite gegen das Bestehen der jetzigen Verfassung, des Königs und seiner Dynastie in den Zustand der Gleichgültigkeit zu versetzen.“ Schuckmann stand nicht an, dieser Frage ein striktes „Nein“ entgegenzusetzen. Sein höchster Standpunkt für diese Welt, von dem er in seinem praktischen Urteilen auszugehen vermöge, sei Anhänglichkeit an den König, an sein Haus und die bestehende Verfassung, und keine schönklingenden Phrasen könnten ihn ein höheres Prinzip erkennen lassen, sobald es auf das Handeln ankomme. „Nicht bloß als Diener und Bürger, sondern auch als Mensch bin ich der innigen Überzeugung, daß man im Handeln nicht die kosmopolitischen Beziehungen des letzteren höher als die positiven Verbindlichkeiten des ersteren achten dürfe, daß man dem gegenwärtigen Regenten und Mitbürgern zunächst verpflichtet sei, und nur was hierbei frei bleibt, der problematischen Vorbereitung für künftige Generationen gebühre. Aber der Geist der Zeit schwärmt in Theorien und gefällt sich in Spiel und Wechsel mit denselben. Sonst glaubte man nur die Erfahrungen der Väter für die Kinder verloren, dem jetzigen Zeitgeiste sind die eigenen schon früher verloren, ehe die Wunden, welche sie schlugen, zu heilen beginnen. Wer mag gewähren [so], welche Theorien zu dieser und jener Zeit dort und da herrschend und Mode werden können und versucht werden wollen. Vor 10 Jahren z. B. waren in der deutschen Gelehrtenrepublik alle Prinzipien Mode, die aus Frankreich kamen. Jetzt ist die innere Tendenz gerade umgekehrt, wenngleich die Furcht deren Äußerungen beschränkt. Wie aber auch die Köpfe exaltiert sein mögen, so behalten doch die Mägen immer ihre Rechte gegen sie, die einzigen, die in diesem Zustande geschont werden. Wem die Herrschaft über letztere bleibt, der wird immer auch mit ersteren fertig, und wer die Befriedigung der letzteren an seine Wahl bindet, hat die beste Sicherheit, daß die ersteren dafür arbeiten. Der Zeugnisse für diese Wahrheit gibt es in den Katalogen und Pensionslisten der Regenten Legionen.“

Das war eine Kriegserklärung gegen die Grundsätze, welche Humboldt in die Verwaltung des Unterrichtswesens eingeführt hatte. Und die Wendung, welche

Schuckmann seinem Bekenntnis in den letzten Worten gab, zeigte an, daß er im Kampfe auch jedes Mittel anwenden wolle, welches der Besitz der Macht ihm bot. Er stellte nicht in Abrede, daß derartige Ideen neben dem erhabenen Grundsatze, daß die freie wissenschaftliche Ausbildung das höchste Ziel der menschlichen Bestimmung sei, als sehr gemein hingestellt werden könnten. Aber ungeachtet seiner innigen Ehrfurcht für dieses Ziel könne er sie dennoch nicht unterdrücken. Der König habe in dieser schweren Zeit durch die Bewilligung der gedachten Summe gewiß edel und königlich getan, was zur Förderung jenes Zieles möglich war. Warum solle er nun etwas tun, wodurch nach der Meinung derer, die in oberster Potenz den Geist der Nation wecken und leiten sollen, ihr Sein und Wirken von Seinem, Seiner Nachkommen und dieser Verfassung Bestehen unabhängig werde? Sei die Sorge dafür nicht die erste unter allen, die einem Regenten und seinen Dienern obliege? Es war, wie man sieht, nicht der Kampf geistiger Reaktion gegen die Aufklärung, sondern der des Staates, der Monarchie, gegen Tendenzen, welche die Wissenschaft und die Erziehung dem Dominat des Königs und seiner Beamten gegenüber unabhängig stellen und ihnen die Mittel gewähren konnten, um eine von dem leitenden Willen abweichende Bahn einzuschlagen.

Schroffheit Schuckmanns in Verkehr mit seinen Räten.

Als Schuckmann so schrieb, war er ohne Frage seiner Sache bereits sicher. Das zeigt der Verlauf, den die Angelegenheit nahm. Am 15. März kam eine Antwort aus der Staatskanzlei, wie er sie nur wünschen konnte. „Aus Ew. pp. geehrtem Schreiben vom 3. d. M.“, so replizierte Hardenberg, „habe ich Sr. Majestät dem König Vortrag gemacht. Allerhöchst dieselben finden die Gründe, welche Sie dafür anführen, daß die Fundation der Universität und wissenschaftlichen Institute auf Domänen vorerst auf sich beruhe, überwiegend und haben mir befohlen Ew. pp. aufzugeben, den etwa darauf gerichtet werdenden Anträgen auszuweichen.“[1]

Wir sahen, wie vorsichtig Humboldt an sein Amt herangetreten war, wie achtungsvoll und fast bescheiden er um die Gelehrten geworben und ihre Einsichten sich nutzbar gemacht hatte, wie schonend und entgegenkommend er gegen seine Räte gewesen. So war es ihm gelungen, unter seinen Mitarbeitern ein Verhältnis des Vertrauens herzustellen, das ihn über den Widerspruch weiterer Kreise, den er wohl empfand, trösten konnte. Jede Einseitigkeit hatte er vermieden, so daß er z. B. Nicolovius in bezug auf seine Lieblingsideen auf dem Felde des Erziehungswesens weiter nachgab, als es seinem ursprünglichen Empfinden entsprach. Als er in Königsberg eintraf, war man ihm mit Kritik und Mißtrauen begegnet, und als er aus seinem Amte schied, waren seine nächsten Räte, gerade auch Nicolovius, wahrhaft seine Freunde geworden. Und doch hatte er niemals

1) Köpke 222.

die Leitung aus den Händen gegeben oder die ihm wichtigen Gesichtspunkte verleugnet. Selbst Graf Dohna, dessen Abneigung gegen den Jugendfreund unüberwindlich blieb, hatte in seine Verwaltung kaum jemals eingegriffen und seine Maßregeln durchweg mit seinem Namen gedeckt.

Der Gegensatz des neuen Regimentes gegen die Geschäftsführung des großen Freundes der Humanität zeigte sich auch darin, daß Schuckmanns rauh zufahrende Hand überall verletzte, und daß sein herrisches und heftiges Eingreifen sogar die Stätigkeit des Geschäftsganges in seinem Amte in einer Weise unterbrach und störte, welche mit der raschen und sicheren Erledigung aller Geschäfte unter Humboldts Verwaltung auf das stärkste kontrastierte. Daß seine Räte diesen Unterschied schwer empfanden, ist gewiß. Von Nicolovius wissen wir, daß er, der schon durch die Übergehung bei der Besetzung des Chefpostens tief gekränkt war, sich in der ersten Zeit mit dem Gedanken trug, ganz auszuscheiden, und Uhdens Stimmung trat uns aus dem Widerspruch, den er gegen die Aufhebung der Kommission versuchte, entgegen. Aber dieser Zwiespalt blieb innerhalb der Wände des Ministeriums, und noch heute lassen die Akten selbst ihn kaum erkennen. Mit der Universität aber kam es zu Reibungen, welche in kurzem sich zu einem öffentlichen Skandal auszuwachsen drohten.

2. Konflikte des ersten Rektors mit der Regierung.

Schmalz' grundsätzlicher Gegensatz gegen die Organisation.

Eine Ironie des Schicksals war es, daß gerade der Geheimrat Schmalz der Mann sein mußte, der dabei für die Selbständigkeit der Universität einzutreten gezwungen war, er, der sich auf seine Anhänglichkeit an die Monarchie, auf seine strenge Staatsgesinnung und straffe Führung der Geschäfte so viel zugute tat. Zum Teil war vielleicht gerade der Umstand daran schuld, daß er dem Chef der Unterrichtsverwaltung allzu ähnlich war: sie waren beide Autokraten, unduldsam gegen Widerspruch und höchst empfindlich gegen Tadel. Aber den wesentlichsten Anteil daran hatte doch die Wichtigtuerei, welche Schmalz in alle seine Handlungen legte. Es kam hinzu, daß die Organisation, an deren Spitze er sich gestellt sah, den Grundsätzen, die er vom Katheder her sein Leben lang gepredigt hatte, ganz widersprach. Alles war darin doch wieder in die zunftmäßige Form gebracht, welche nach seiner Lehre sich völlig überlebt, und die er in seinen eigenen Reformplänen vor drei Jahren völlig über Bord geworfen hatte. Für straffe Leitung von einer Stelle aus, zumal wenn er selbst diese innehatte, war er ganz eingenommen. Aber in bezug auf die Aufnahme in die Universität und die Zulassung zu den Vorlesungen, wie den ganzen Zuschnitt des Unterrichts und der Verfassung, hielt er im Herzen noch immer an den Grundsätzen fest, die ihm sein physiokratischer Katechismus vorschrieb, und empfand jede

dem entgegenstehende Verfügung als eine Hemmung der Universität und als eine Kette an den eigenen Füßen.

ist über die außer- akademischen Vorträge.

So war es noch unter Nicolovius zwischen dem Rektorat und der Sektion zu den ärgerlichsten Auftritten gekommen. Zu den Grundlagen der neuen Universität gehörte der auf ihren Zweck, die Fortbildung im Geiste echter Wissenschaft, gerichtete Abschluß gegen jede Vermischung mit dilettierenden Elementen. Deshalb ward für den Eintritt in die Studentenschaft das Prüfungszeugnis gefordert; denn nur, wer eine gelehrte Bildung nachweisen konnte, sollte das Recht haben, sich als civis academicus zu bezeichnen. Und ebenso sollte nur derjenige als akademischer Lehrer auftreten können, der die „summi honores academici", das Doktorat rite erlangt hatte. Dem letzteren Grundsatz entsprach der gleich in der ersten Senatssitzung am 10. Oktober gefaßte Beschluß, daß alle ordentlichen Mitglieder der Fakultäten, welche noch nicht promoviert wären, das Doktordiplom erhalten sollten. An diesen Prinzipien hatten Humboldt, Uhden und Schleiermacher mit gleicher Strenge festgehalten, und auch Dohna war niemals davon abgewichen. Jeder Versuch, die freie Art der Vorträge, welche seit Jahren in Berlin üblich gewesen war, innerhalb der Universität einzuführen, war auf strikte Ablehnung gestoßen.[1] Noch im Oktober traf dies Schicksal einen Regierungsrat Meyer, der, ohne um die Habilitation einzukommen, landwirtschaftliche Vorlesungen nach altem Brauch in den Zeitungen angekündigt hatte. Sofort erhob die Sektion bei ihm selbst und bei dem Rektor Einspruch, welcher letztere denn auch eine entsprechende Erklärung in die Zeitungen einrücken ließ. Meyer selbst, der übrigens verreist gewesen war und von dem Willen der Regierung nichts gewußt hatte, zog sofort unter vielen Entschuldigungen seine Anzeige zurück, berief sich jedoch dabei auf die Erlaubnis des Rektors, die den Irrtum verschuldet habe. In der Tat hatte dieser ihm eröffnet, daß seinem Gesuche um so weniger ein Bedenken entgegenstehe, als nur Herr Thaer in der Landwirtschaft Vorlesungen halte; er hatte keinen anderen Gegengrund angegeben, als daß es schon zu spät sei, ihn in den Katalog zu bringen, und es ihm sogar freigestellt, im ersten Halbjahr privatim zu lesen. Auch die Erklärung, welche Schmalz den Zeitungen zugeschickt hatte, stellte die Sektion noch nicht zufrieden. Denn er hatte darin gar nicht zum Ausdruck gebracht, daß Meyer in keiner Verbindung mit der Universität stehe; und wenn er geschrieben hatte, daß die Fakultäten in ihren Zeugnissen des Besuches der Vorlesungen solcher Gelehrten, die nicht zur Universität gehörten, keine Erwähnung tun könnten, so war ihm dies gar nicht aufgetragen worden, und er hätte nach der Meinung der Sektion vielmehr sagen müssen, daß Fakultätszeugnisse nur dann erteilt würden, wenn der

1) So z. B. im Januar die oben erwähnte Forderung Adam Müllers, seine Vorlesungen über Friedrich den Großen und die Preußische Monarchie in dem für die Universität bestimmten Gebäude halten zu dürfen.

Studierende nachweisen könne, daß er bei wirklich angestellten Professoren die betreffende Vorlesung gehört habe. Sie forderte daher, daß der Rektor für die Bekanntmachung dieser Bemerkungen nachträglich zu sorgen habe, und daß er, wenn er etwa irgend einen Zweifel hegen sollte, das Konzept der Bekanntmachung vor dem Abdruck bei ihr einzureichen habe.

Zwist über die Immatrikulation.

Zu einem noch stärkeren Zusammenstoß kam es, als Schmalz auch bei der Immatrikulation die leitenden Prinzipien durchaus vernachlässigte, indem er eine Menge Personen sich in das Album der Universität einschreiben ließ, welche eigentlich nicht dahin gehörten. Es waren: ein Zivilbeamter, Geh. Sekretär Bäumlein, dem er dies, weil er darauf bestand, gestattete, ferner mehrere auf Halbsold gesetzte Offiziere, verschiedene Eleven der Bauakademie und des Thaerschen Institutes, und endlich von dem Collegium medico-chirurgicum alle diejenigen, welche die Immatrikulation verlangten. Letztere aufzunehmen fühlte sich Schmalz um so mehr veranlaßt, als das Kollegium als solches im Sommer aufgelöst worden war und die dort Studierenden Exmatrikeln erhalten hatten, welche sie unmittelbar an die Universität verwiesen. Nun waren die Bestimmungen, welche den Zutritt zu den Vorlesungen regelten, an sich in ganz liberaler Weise gehalten; wie in den alten Zeiten des Collegium medico-chirurgicum war alles privater Einigung mit den Professoren überlassen. Nur die Immatrikulation selbst war an die Forderung des Abgangszeugnisses geknüpft. Zwar war darüber zunächst keine ausdrückliche Vorschrift erlassen worden; erst in einer Verfügung vom 17. Oktober bestimmte die Sektion, daß Personen, die in Kriegs- und Zivildiensten ständen, ferner solche, die sich mit einem andern bürgerlichen Gewerbe beschäftigten, und drittens alle, die noch Zöglinge an Akademien und Spezialschulen wären, die Matrikel der Universität nicht erhalten dürften: aber das Vorgehen des Rektors blieb auch so unnötig und willkürlich, zumal da er an den Arbeiten der Kommission lange genug teilgenommen hatte, um die von der Sektion angenommenen Grundsätze zu kennen. Auch war er bei seinen Kollegen selbst schon auf Widerstand gestoßen. In einer Konferenz, die er mit den Dekanen abhielt, unter denen Schleiermacher als Mitglied der Sektion deren Willen sicherlich genau interpretiert hat, ward er darauf aufmerksam gemacht, daß seine Sorge um die Zöglinge des Collegium medico-chirurgicum ganz überflüssig sei, da dieses unter einer neuen Organisation erhalten bleiben solle. Sie ersuchten ihn, bei der Sektion um nähere Bestimmungen einzukommen, besonders hinsichtlich der Mediziner, die von jenem Institut herkämen. Indem Schmalz dieser Aufforderung nachkam, versuchte er dennoch seine Maßnahmen vor der Sektion durchweg zu rechtfertigen. Für die Immatrikulation der Offizianten und der Offiziere berief er sich auf das Beispiel von Königsberg, wo auch angesehene Beamte es sich als eine Ehre angerechnet hätten, Matrikeln zu erlangen, oder diese ihnen wohl

auch gegeben seien, weil sie für Kanonikate oder Familienstiftungen den Beweis eines Triennii academici zu führen gehabt hätten; so sei in Königsberg der damalige Generalleutnant von Kalkstein immatrikuliert worden. Bei den vier oder fünf immatrikulierten Offizieren wies er auf die Absicht derselben hin, sich später zum Referendariat zu melden. Für sie sei es eine große Wohltat, da die Senatoren erklärt hätten, ihnen die Kollegia gratis geben zu wollen, und es ihnen ernstlich um die Wissenschaft zu tun sei. Besonders aber lag ihm daran, für die Mediziner die Immatrikulation aufrechtzuerhalten. Gerade die gesonderte Existenz einer ärztlichen Schule, deren Hörern die Immatrikulation verschlossen war, schien ihm die größten Schwierigkeiten zu bieten: es könne nicht fehlen, daß daraus erbitterte Feindschaft und stetige Schlägereien zwischen Studenten und „Kollegiasten“ zu erwarten wären. Die Studenten würden als angebliche Gelehrte jene als bloße Routiniers verachten, diese dies mit Hohn erwidern, zumal da schon ein gehässiger Geist der Opposition erwacht sei und manche Lehrer des ehemaligen Kollegiums die jungen Leute gegen die Universitätslehrer aufwiegeln zu wollen schienen. Nur die Aufnahme dieser Elemente in die Studentenschaft, soweit sie nicht zur Pepiniere gehörten, die unter eigener Disziplin stände, könnte diese Gefahr verhüten. Die Dekane hatten, der Verfügung vom 17. Oktober und dem einmal angenommenen Prinzip gemäß, vorgeschlagen, daß von den Kollegiasten nur diejenigen immatrikuliert werden möchten, welche Schulzeugnisse aufzuweisen hätten, nicht aber bloße Barbiere. Schmalz machte dagegen geltend, daß es doch einem Barbier freistehen müsse, in einen andern Stand überzutreten. Es gäbe berühmte Ärzte, die in ihrer Jugend bloße Handwerkschirurgen gewesen seien. Oder wolle man den Inländern verbieten, was man den Ausländern, denen bei der Immatrikulation kein Zeugnis abverlangt werde, gestatte? Für Schmalz selbst waren aber alle diese Bedenken gar nicht die ausschlaggebenden Gründe, sondern er folgte im Grunde lediglich dem Prinzip, in dem er das Allheilmittel gegen jede Unordnung und Verwirrung erblickte: der freien Konkurrenz. „Ich fürchte aber keineswegs“, schreibt er, „daß die Absicht einer hochpreislichen Sektion sein könne, den Übertritt eines Chirurgen zur Universität erst von der Einwilligung höherer Behörden abhängig zu machen, da bei der allgemeinen Freiheit aller Gewerbe die Freiheit in Geistesbildung gewiß nicht von ihr beschränkt werden wird.“

Bei der Sektion fand dies Vorgehen des Rektors die übelste Aufnahme. Dem Zivilbeamten, so reskribierte sie, sei die Matrikel sofort wieder abzunehmen, die Gebühren zurückzuzahlen und der Name im Album zu streichen. Dergleichen Offizianten als cives honorarii aufzunehmen, verstoße gegen den Geist der hiesigen Universität; unter keiner Bedingung dürfe er ihnen Matrikeln geben. Die hiesige Universität solle nicht in die Gefahr kommen, der Unwissenheit trügliche Beweise von nicht erfüllten Verpflichtungen in die Hand zu geben. Auch die Immatri-

kulation der auf halbem Sold stehenden Offiziere ward für völlig unzulässig erklärt, denn diese Herren seien noch immer im Kriegsdienste, hätten ihr besonderes Forum und könnten daher niemals auf die mit der Immatrikulation verbundenen Gesetze der Universität verpflichtet werden. Indessen wollte die Sektion gestatten, um ihnen die juristische Laufbahn zu ermöglichen, daß die Dekane, ohne sie zu immatrikulieren, Listen von ihnen hielten und sie auf einem eigenen Blatt im Album notierten, damit ihnen die erforderlichen Fakultätszeugnisse gegeben werden könnten. Die Matrikeln aber seien ihnen sofort abzunehmen und binnen acht Tagen der Sektion einzureichen. Ebensowenig wollte die Sektion von der Immatrikulation der Zöglinge anderer Institute oder gar der freien Ökonomen etwas wissen, und sie teilte durchaus nicht die Bedenken des Rektors hinsichtlich der Studierenden von dem ehemaligen Collegium medico-chirurgicum. Für alle diese wies sie auf die liberale Einrichtung hin, welche ihnen den Eintritt zu den Vorlesungen freistellte. Unverdient war diese Zurechtweisung nicht, aber sie war hart, zumal für die Eigenliebe und das Selbstgefühl des Mannes, den sie traf, und verdenken kann man es ihm kaum, daß er darin eine Kränkung seiner Ehre erblickte und die Folgen aus allen Kräften abzuwehren suchte. Schon waren die Gebühren verteilt, Schmalz selbst hatte den größten Teil schon ausgegeben und zwar für Bedürfnisse des Rektorats, Schreibmaterialien und anderes, wofür noch kein Fonds angewiesen war.[1] Er hätte an 100 immatrikulierte Mediziner vorladen müssen, um ihre Qualifikation nach den neuen Regeln zu untersuchen. Er konnte sich darauf berufen, daß er bis zum 17. Oktober ohne Instruktion geblieben sei, und daß nun den Verfügungen der Sektion eine rückwirkende Kraft verliehen werde, auch darauf, daß die von seinem Kollegen Knape selbst ausgestellten Zeugnisse der Kollegiasten diese auf die Universität hingewiesen hätten. „Ich müßte", so schreibt er, „in den Augen des Publikums als ein Mann erscheinen, der aus pflichtwidrigem Eigennutz unrechtmäßiges Geld an sich gezogen hätte. Solche öffentliche Entehrung habe ich nicht verdient, nur nach rechtlicher Untersuchung könnte rechtliche Erkenntnis sie einem Unredlichen auferlegen. Deshalb bitte ich eine Sektion ehrerbietigst, mich mit der Aufgabe, Matrikeln den genannten Personen abfordern zu sollen, hochgeneigtest zu verschonen." Die Sektion aber ließ keinen dieser Gründe gelten, weder die Instruktionslosigkeit noch das Beispiel anderer Universitäten. Sie blieb dabei, daß der Rektor die Matrikeln zurückfordern müsse; und nur um Aufsehen und Weitläufigkeiten zu vermeiden, wollte sie dahin nachgeben, daß die schon ausgestellten Matrikeln nicht zurückgefordert, aber darauf bemerkt werde, daß die Besitzer keinen Anteil an den Vorrechten des akademischen Gerichtsstandes haben dürften.[2]

1) Es geschah dann bald auf diese Anregung hin.

2) Schmalz an die Sektion 8. November, pr. eodem. Die Replik der Sektion vom 17. November; Entwurf von Uhden, das Konzept von ihm und Nicolovius; corr., mund. und ins. 21. Nov.

Es waren die Tage, in denen Schuckmann die Geschäfte übernahm. Daran mag es liegen, daß Schmalz zunächst Schweigen beobachtete. Er hat sich vermutlich erst nach der Persönlichkeit und den Ansichten des neuen Chefs der Unterrichtsverwaltung erkundigen wollen. Auf ihn war auch wohl die Antwort berechnet, zu der er sich endlich am 10. Dezember entschloß, und in der er nach ein paar Worten des Dankes für die Abänderung des Befehles (die freilich den Medizinern gegenüber alles beim alten lasse, da er sie ja doch alle verhören müsse) noch einmal seine prinzipielle Stellung zur Sache in aller Ausführlichkeit darlegte und zum Schluß sogar wieder auf seine Bitte zurückkam, für die Folge die gewöhnlichen Grundsätze aller Universitäten über die Immatrikulation auch für Berlin zu genehmigen oder auf der anderen Seite den Zutritt jedem zu versagen, der nicht an Bildung und Stand über den Studenten oder ihnen wenigstens gleich stehe.[1] Es scheint aber nicht, als ob Schmalz damit noch irgend etwas erreicht habe. Eine Antwort findet sich in den Akten nicht mehr, und nichts weiter als im Juli des nächsten Jahres ein von Uhdens Hand herrührendes Marginal auf diese letzte Eingabe, das sie ad Acta weist. Danach werden wir annehmen müssen, daß auch Schuckmann den Ansichten seiner Räte beigetreten ist und den Rektor weiter keiner Antwort gewürdigt hat. Im übrigen vergingen die nächsten Wochen ohne Zwischenfall. Im Januar verdiente sich Schmalz sogar

1) Diese Ausführungen sind nicht ohne Interesse. Zunächst weist Schmalz auf das Beispiel der anderen deutschen Universitäten hin, wo jeder, der unbescholten sei und dem man zutrauen könne, daß er wirklich studieren wollte, immatrikuliert werde. Jedem sei es überlassen, ob er es sich zutrauen wolle, die Vorlesungen zu verstehen. „Für Göttingen und Leipzig hat dies auch überhaupt keinerlei Nachteil gehabt und das Streben jener Universitäten zu dem Höchsten und Edelsten der Wissenschaft nie zurückgehalten, obwohl sie selbst Handwerker immatrikuliert haben und so der Schneidergeselle Jung und der Leinewebergeselle Wunsch studiert haben. Wirklich, wenn auch Leute dieser Art die ungeheuren Schwierigkeiten ihrer Lage als Studenten übernehmen, so muß es ihnen in der Regel ernst mit den Wissenschaften sein. Eben diese Schwierigkeiten werden die übrigen ohnehin abschrecken.“ Ferner weist er auf die Differenz hin zwischen Inländern und Ausländern und zwischen den preußischen Gymnasien selbst. Seit 22 Jahren sei er Zeuge des Unsegens, welchen das unselige Zeugnis der Reife anrichten könne. Gerade als Lehrer des Rechts habe er beobachten können, daß die historischen und philologischen Studien seitdem sehr zurückgegangen wären, weil die jungen Leute allen Ermahnungen zum Trotz den Besuch solcher Vorlesungen für unnötig hielten, da ihr Zeugnis der Reife ja bekunde, wie hinlänglich sie dergleichen getrieben. Die Hörsäle der philosophischen Fakultät blieben immer die leersten, ausgenommen die Logik, obgleich sie doch alle drei anderen Fakultäten mit umfassen sollte. Bei der Freizügigkeit, die jetzt eingeführt sei, sei jene Anordnung vollends sinnlos geworden, denn jeder nicht Geprüfte könne nun nach Wittenberg gehen, um nach einiger Zeit mit der Matrikel zurückzukommen. Gute Lehrer würden mehr wirken als jedes Examen, das überall wenig beweise, und das Beispiel anderer Länder zeige, daß eine Prüfung nicht die Hauptsache sei und es ebensogut ohne sie gehe. „Sollten“, fragt er, „seit 1780 unsere Schulen geschicktere Schüler liefern als die in Sachsen, Hannover usw., und unsere Universitäten geschicktere Theologen, Juristen und Mediziner?“ Der Lehrer sei ohnehin untauglich, der nicht durch den Reiz des Wissens würde Schüler selbst anziehen können usw. Man sieht, er behandelte alles nach den Theorien, die ihm seine staatswirtschaftliche Auffassung an die Hand gab.

ein Lob der Sektion — oder des Departements, wie wir von jetzt ab sagen müssen; denn Schuckmann hielt von Anfang an streng darauf, daß nur diese korrektere Amtsbezeichnung angewandt werde;[1] gelegentlich eines Falls unbefugter Ankündigung von Vorlesungen in den Zeitungen, den Schmalz entgegen der Annahme des Departements, das ihm schon wieder auf den Leib rücken wollte, bestimmungsgemäß erledigt hatte.

Zwist des Departements mit Rektor und Senat über den Anfang der Sommervorlesungen und die Publikationsbefugnis der Universität.

Im Februar aber kam der verhaltene Groll zum stärksten Ausbruch. Den Anlaß bot die Aufforderung des Departements an die Universität (12. Februar), den Anfang der Sommervorlesungen recht bald in den Zeitungen bekannt zu machen. Dies war insofern ungewöhnlich, als hierfür wie an anderen Universitäten der Katalog bestimmt war. Dieser aber war noch nicht fertiggestellt,[2] und wenn Uhden — denn er war wieder der Dezernent — die Ankündigung in den Zeitungen, auch in auswärtigen, verlangte, so tat er dies offenbar mit Rücksicht auf den nahen Termin, der nach § 8 des vorläufigen Reglements bereits auf den 22. März festgesetzt war, und aus der Besorgnis heraus, daß andernfalls der Besuch der jungen Universität leiden würde. Nun waren die Professoren allgemein der Ansicht, daß sie unmöglich bis zum offiziellen Schluß (15. März) ihre Vorlesungen beendigen könnten. Bei dem späten Anfang, der von dem Departement selbst um volle 17 Tage verschoben war, und da das Reglement erst Mitte Januar in die Hände der Dozenten gekommen war, hatte sich niemand darauf eingerichtet; daß man aber seine Lektionen etwa schließen könnte, ohne sie wirklich zu Ende geführt zu haben, war unseren Vorfahren offenbar ein unfaßlicher Gedanke. So war denn der Senat, der gleich am folgenden Tage (13. Februar) zusammenkam, darin einig, daß vor dem 30. März nicht Schluß gemacht werden könnte. Der reglementsmäßigen Ferien — acht Tage waren dazu, wie wir wissen, bestimmt — wollte man jedoch auch nicht verlustig gehen, mithin vor dem 8. April nicht anfangen. Das war aber der Montag in der Osterwoche, also als Anfangstag kaum möglich; und da man noch viel weniger am Ostermontag das Semester beginnen lassen konnte, so beschloß man, den Termin bis auf den zweiten Montag nach Ostern, d. h. den 22. April, zu verschieben.

Mißgriff des Rektors.

Daß nun der Senat geglaubt habe, einen solchen Beschluß, der eine ausdrückliche Bestimmung der kaum veröffentlichten provisorischen Verfassung umwarf, fassen zu können, ohne dem Departement gegenüber etwas anderes zu tun, als ihm davon Anzeige zu machen, ist kaum anzunehmen, zumal wenn wir bedenken, daß Männer wie Savigny, Rudolphi und Heindorf (Schleiermachers Name fehlt allerdings im Protokoll) an der Sitzung teilgenommen haben. Dennoch

1) So daß er, wo er immer in den Entwürfen dem Worte „Sektion“ begegnete, es regelmäßig ausstrich.

2) Erst am 24. März wurde er ausgegeben.

handelte der Rektor in diesem Sinne, und der Wortlaut des Protokolls, auf den er sich später berief, gab ihm recht. „Der Anfang der Vorlesungen", so heißt es darin, „soll im nächsten Lektionskatalog auf den 22. April, also den Montag nach Ostern, festgesetzt und dies dem Departement mit dem Bemerken angezeigt werden, daß man diesmal nur deshalb nicht habe nach dem interimistischen Reglement verfahren können, weil der Anfang der Vorlesungen um 17 Tage durch das Ministerium verschoben worden sei". Ob hier nun ein Irrtum des protokollierenden Sekretärs, der unter der Inspiration des Rektors geschrieben haben mag, vorliegt, oder ob Schmalz, wie er dem Vorwurf des Departements gegenüber behauptete, damit nur die Willensmeinung des Senates zur Ausführung brachte, der sich durch die Verfügung vom 12. Februar dazu autorisiert geglaubt habe, bleibt die Frage. Genug, daß Schmalz so vorging, wie er es verstand oder zu verstehen wünschte. Er fühlte sich um so sicherer, als an demselben Tage, wo er den Bericht des Senates an das Departement einsandte, am 16. Februar, ein neues Reskript bei ihm einlief, das den Auftrag vom 12. von neuem einschärfte, und von dem er sofort annahm, daß es bereits die Antwort auf seinen Bericht und die Bestätigung dessen sei, was dem Senat bereits überlassen zu sein schien. Und so ließ er ohne weitere Rückfrage die betreffende Anzeige in die Zeitungen vom 19. Februar einrücken. Nun fällt es in der Tat auf, daß aus dem Departement kein Einspruch auf die Eingabe des Senates erfolgt ist, für den doch noch der 17. und 18. Februar Zeit genug gelassen hätten; man kann dies nur so verstehen, daß Uhden den Bericht wirklich nur als eine Anfrage aufgefaßt[1] und gar nicht daran gedacht hat, daß irgend jemand auf die Idee kommen könnte, seine wiederholte Aufforderung auf einen anderen Termin als den 22. März zu beziehen. Um so empörter waren er und seine Kollegen, als sie in den Zeitungen lasen, was der Rektor angerichtet hatte. Hier mußte Remedur geschaffen werden. Am 22. ergingen daher zwei Verfügungen, deren eine den Widerruf der Anzeige und die Festsetzung des Kolleganfanges auf den 22. März anbefahl, während die andere anordnete, daß der Senat bis zum Ablauf dieses Rektorates nichts durch die öffentlichen Blätter bekannt machen solle, ohne die Autorisation des Departements einzuholen. Eine Remonstration Schmalzens, in der er um eine Untersuchung seines Verfahrens unter Beifügung des Senatsprotokolles nachsuchte, hatte keinen anderen Effekt, als daß er durch ein neues Reskript (vom 1. März) überdies noch in eine Ordnungsstrafe von 10 Talern Kurant genommen wurde, „die er sofort zu entrichten, wie auch die Insertionsgebühren jener Anzeige zu tragen habe" — mit der ausdrücklichen Begründung, daß er nicht nur seine obere Behörde vernachlässigt, sondern auch dem Beschluß des

Wird vom Departement cassiert und hält ein Strafmandat.

1) Dieser Bericht fehlt mir leider noch, und aus dem Schriftenwechsel ist sein Inhalt nicht zu erschließen.

akademischen Senates entgegen eigenmächtig gehandelt habe, da dieser, wie aus dem Protokoll deutlich hervorgehe, zwar auf eine Anzeige des vorgeschlagenen reglementswidrigen Anfanges der Sommervorlesungen beim Departement anzutragen beschlossen, dem Herrn Rektor aber nicht die geringste Veranlassung gegeben habe, den vorgeschlagenen Termin sofort durch die öffentlichen Blätter bekanntzumachen.

Droht mit Abdankung.

Hierdurch geriet der Rektor in eine Lage, die es uns begreifen läßt, wenn er in dem Schreiben, das er am 3. März an den Chef des Departements ganz persönlich richtete, ausruft: „Es steht die Ehre und das Glück meines Lebens auf dem Spiele“. Er stellte Schuckmann die Stimmung vor Augen, in der er selbst sich befinden würde, wenn ihn der Staatskanzler in die gleiche Situation gebracht hätte: „So, glaube ich fest, würden Ew. Hw., falls nicht eine ehrenvolle Aufhebung erfolgte, Ihren Abschied nehmen und der Welt die Ursache öffentlich darlegen. Kein geringeres Gefühl der Ehre kann mir zugetraut werden“. Wiederum forderte er eine Untersuchung und bat, auch nicht um einen Tag nur die Entscheidung seines Schicksals zu verzögern, damit er danach seine weiteren Schritte, eine Beschwerde bei des Herrn Staatskanzlers Exzellenz oder des Königs Majestät, einrichten könne. Noch an demselben Tage erfolgte die von Schuckmann ganz eigenhändig konzipierte Antwort. Er stellte in Abrede, daß Schmalz Grund habe, seine Ehre für verletzt zu erklären, und gab ihm die Versicherung, daß er selbst von seiner Ehrliebe und Rechtlichkeit wie von der darauf gegründeten Achtung durchdrungen bleibe. „Man kann sich übereilen und doch ein Mann von vollkommen unbescholtener Ehre sein, man kann sich selbst aus guter Absicht, mit welcher die Ehre vollkommen einverstanden ist, übereilen, Vorkehrungen und Strafe gegen solche Übereilungen verletzen daher die Ehre auf keine Weise.“ Aber das Departement sei verpflichtet, die Disziplin nach den königlichen Verordnungen aufrechtzuerhalten, und besonders gegen den Herrn Rektor, der selbst der Aufseher und Vollstrecker derselben sein solle. Er verweigerte die Untersuchung und hielt seine Verfügungen und die Ordnungsstrafe aufrecht.

Sucht bei Hardenberg Schutz.

Wenn Schuckmann geglaubt hatte, den Zorn seines Gegners durch seine Ehrenerklärung zu besänftigen, so hatte er sich verrechnet. Schmalz wandte sich jetzt, am 5. März, wie er angekündigt hatte, an den Staatskanzler mit der Bitte um Schutz.[1] „Ich fürchte“, so schreibt er, „nur, daß ein Mann von dem hohen Ehrgefühl Ew. Exz. mir vorwerfen werde, daß ich nicht sogleich meine Entlassung gefordert habe. Das habe ich aber nicht getan, um ein der Universität im ersten Beginnen sehr nachteiliges Aufsehen in Deutschland zu vermeiden, und dann in dem festen Vertrauen, Ew. Exz., die jeden Untergebenen mit der höchsten Humanität behandeln, werden nicht zugeben, daß ein Gelehrter und

1) Ausfertigung, pr. 10. März. Geh. St. A., Rep. 74. L. V. Nr. 1, vol. I.

Geschäftsmann, der 22 Jahre dem Staate ohne Vorwurf, ja mit ausgezeichneten Belobungen seiner Vorgesetzten allen [so] gedient hat, ehrenrührig itzt oder in Zukunft behandelt werde; wogegen ich heilig gelobe, daß die folgende Zeit meiner Dienste wie die bisherige meinen Pflichten mit hohem Ernste und Eifer gewidmet sein werde."

Hülfe fand Schmalz bei Scharnhorst, der mit festen Worten für den Schwäger und Freund eintrat, indem er auf seine Verdienste um den Staat, seine Anhänglichkeit an den König und die Ungerechtigkeiten und Verfolgungen, die er schon früher erduldet habe, hinwies. „Er mag seine Fehler haben", so schloß der General sein Schreiben, „die ich nicht kenne — seine Anhänglichkeit an den König und Staat und seine unverkennbar vorzügliche Geschicklichkeit als Lehrer ist nicht anerkannt, sondern verkannt."

Von der Staatskanzlei ging die Eingabe wieder an das Departement zurück zum gutachtlichen Bericht, der sofort, schon am 11. März, erstattet wurde. Darin kamen die Sünden des Rektors nach der Auffassung, die bei der Unterrichtsverwaltung darüber herrschte, zur Darstellung. Ausführlich wurde die Willkür in der Auslegung der Verfügungen des Departements und der Beschlüsse des Senates, wie in der sich daran anschließenden Handlungsweise entwickelt und auf die Erledigung der Angelegenheit in dem beschlossenen Sinne angetragen. Charakteristisch für die Erbitterung der Streitenden ist der Ton, in dem der Bericht gehalten ist. „Es ist dies", heißt es darin, „in diesem ersten Falle, wo die Anmaßung geahndet worden, unumgänglich notwendig, wenn nicht die Disziplin des Departements über die Universität vernichtet werden soll. Für einen Juristen ist die Behauptung albern, daß das Departement nicht sollte befugt gewesen sein, ohne förmliche Untersuchung zu fordern, daß Publicanda in die politischen Zeitungen über die hiesige Universität ihm vorgelegt werden sollen, und noch alberner ist die Berufung auf Zensurfreiheit für offizielle Zeitungspublicanda." In bezug auf die Sache selbst gab das Departement die Möglichkeit einer erneuten Behandlung zu und stellte den Gründen, die für die bisherige Bestimmung maßgebend gewesen seien (u. a. einmalige längere Ferien für das Privatstudium der Gelehrten oder zu größeren Reisen, die Ungleichartigkeit der beiden Semester bei dem unfixierten Osterfeste), die Gegengründe gegenüber — den Wunsch mancher Professoren nach halbjährigen Zwischenräumen, um sich teils von den alten Vorlesungen zu erholen, teils neue vorzubereiten, die Analogie anderer und zumal der größeren Universitäten und insbesondere die Rücksicht auf den anatomischen Kurs, der erst in kalter Jahreszeit beginnen könne und durch den frühen Schluß der Wintervorlesungen zu sehr verkürzt werde. Aber für diesmal bat es, die Entscheidung hierüber von der Disziplinarsache zu trennen, zumal es kompromittierend sei, abermals in den politischen und gelehrten Zeitungen einen anderen Termin zu publizieren.

Hierauf entschied Hardenberg am 17. März in der Sache so, wie Schuckmann es gefordert hatte. Insbesondere trat er ihm in der Auslegung des die Zensurfreiheit sichernden Paragraphen des provisorischen Reglements bei. Die Entscheidung über die Zweckmäßigkeit des Anfangstermins ward weiterer Erwägung überlassen. Um jedoch dem Rektor entgegenzukommen, schlug der Staatskanzler die Ordnungsstrafe, welche das Departement über ihn verhängt hatte, nieder und wiederholte Schuckmanns eigene Versicherung, daß die Verdienste und die gute Absicht des Rektors von dem Departement nicht in Zweifel gezogen seien. „Ich hoffe", so schloß er verbindlich, „daß diese Mißverständnisse nicht zu dem Gefühl einer Zurücksetzung führen, sondern dazu dienen werden, um die Grenzen der Befugnisse schärfer zu bestimmen, ohne Ew. p. p. in Ihrer löblichen Tätigkeit zu beschränken."[1] Hardenberg entscheidet nach Schuckmanns Antrag.

Schmalz aber gab sich nicht zufrieden. Er zog jetzt die äußerste Konsequenz seines Schrittes, indem er bei dem Departement um seine Entlassung vom Rektorat einkam. Als Motiv nahm er nicht mehr den Befehl, die Ankündigung in den Zeitungen zurückzuziehen, sondern die Beschränkung dieser Verfügung auf seine Amtszeit: um den Senat sobald als möglich hiervon zu befreien, bitte er so schleunig als möglich, und noch vor dem Anfang der neuen Vorlesungen, bei des Königs Majestät seine Entlassung hochgeneigt bewirken zu wollen.[2] Dem Staatskanzler, dem er sofort Mitteilung von seinem neuen Schritte machte, verhehlte er nichts. „Da diese Beschränkung", so schrieb er ihm, „für keinen meiner Nachfolger gelten soll, so bin ich dadurch notwendig unter meinen Kollegen auf eine höchst kränkende Weise ausgezeichnet und in den Augen meiner Untergebenen herabgewürdigt. Ew. Exzellenz werden daher (des getröste ich mich durch Ew. Exzellenz im Vaterlande und Auslande verehrten persönlichen Charakter) nicht Ihre Ungnade auf mich werfen, wenn ich im Gefühle gekränkter Ehre das Departement heute gebeten habe, mir meine Entlassung zu bewirken."[3] Schon vorher hatte er sich von der Führung der Geschäfte dispensiert; eine Bestimmung des Reglements, welche den Rektor im Falle seiner Verhinderung zur Delegation eines Kollegen bevollmächtigte, hatte er dahin ausgelegt, und den Dekan der philosophischen Fakultät, also Fichte, beauftragt, ihn im Senate zu vertreten. Schmalz reicht seine Entlassung ein und beauftragt Fichte mit seiner Vertretung.

Der Senat, der am 13. März zusammentrat, machte nun zwar nicht die Sache des Rektors zu der seinigen; er begnügte sich damit, in einem warm Haltung des Senats gegen Schmalz.

1) Geh. St. A, a a. O: Die Verfügung an Schuckmann in der Ausfertigung, die an Schmalz in Abschrift, beides vom 17. März.

2) K. M. Berlin, B. III, 1, Vol. 1. eigh. pr. 24. März; dazu der Bericht des Departements an den Staatskanzler vom 28. März, Entwurf ebd. von Uhden, stark korr. von Nicolovius und Schuckmann. Ausfertigung im Geh. St. A., a. a. O.

3) Geh. St. A., a. a. O. eigh., ohne Datum, pr. 25. März.

gehaltenen Schreiben ausdrücklich seine Teilnahme auszusprechen und ihn einzuladen, wie bisher im Senat zu erscheinen. Aber er faßte eine Reihe von Beschlüssen, welche dem Gefühl eigener tiefer Kränkung unverblümten Ausdruck gaben und die Rechte der Universität zu wahren suchten. In bezug auf den Anfangstermin sollten die Bedenken, welche bereits von Schmalz gegen die Verfügung vom 22. März geltend gemacht waren, nur wiederholt werden. Ein jeder der Professoren tue sein Möglichstes, den Anfang der Vorlesungen für das nächste Sommerhalbjahr zu beschleunigen; aber nachdem das Reglement erst Ende Dezember vorigen Jahres publiziert und der Anfang der Vorlesungen um 17 Tage von dem Departement selbst verschoben sei, werde es den meisten Lehrern schlechthin unmöglich sein, so früh, wie das Reglement es vorschreibe, die Vorlesungen zu schließen. Ferner sollte dem Departement auf eine ehrerbietige Weise, wie es im Protokoll heißt, das schmerzliche Unbehagen des Senates fühlbar gemacht werden, welches derselbe über den letzten Vorfall empfunden habe, und in einem davon gesonderten Schreiben dasselbe ersucht werden, die Verfügung, wonach Rektor und Senat nichts ohne seine Genehmigung in die öffentlichen Blätter einrücken lassen dürften, geneigtest zurückzunehmen. Außerdem verzeichnet das Protokoll noch einen Beschluß des Senats, welcher mit der vorliegenden Frage gar nichts zu schaffen hat, aber das Mißtrauen und die Spannung, die zwischen der Universität und der ihr vorgesetzten Behörde obwalteten, besonders grell beleuchtet. Es soll, so heißt es, in einer ehrerbietigen Vorstellung an das vorgesetzte Departement eine Teilnahme des Senats bei Redaktion der Statuten begehrt werden. In einer der folgenden Sitzungen, am 19. März, ward noch eine Ergänzung hinzugefügt: alle anwesenden Senatoren übernahmen die Verpflichtung, falls einer oder der andere von ihnen von seiten des Departements aufgefordert werden möchte, sein Gutachten über einen Teil oder das Ganze der Statuten der Universität abzugeben, diesen Auftrag zur Kenntnis des Senats zu bringen.

Nur dies letzte Gesuch kam zunächst zur Absendung. Indem sich der Senat auf die ihm zugegangenen Äußerungen bezog, zufolge derer das Departement sich jetzt mit der Ausarbeitung der Statuten beschäftigte, bat er um eine seinen Verhältnissen angemessene Teilnahme daran. Unterzeichnet war das Schreiben, gewiß nicht ohne Absicht, von Hoffmann, der sich als dazu von Schmalz delegiert bezeichnete; offenbar sollte sein Name als der eines Professors der Universität und Mitgliedes der Regierung das Gewicht der Vorstellung verstärken (14. März). Die Aufforderung an den Rektor, an den Geschäften des Senats wieder teilzunehmen, ist vom 16. März datiert, und erst vom 26. die an das Departement gerichtete Beschwerde. Diese aber läßt nun in Form und Tonart gegenüber dem Beschluß vom 13. März eine Abänderung erkennen. Einmal ward jetzt alles in ein Schreiben zusammengezogen und auf ein weiteres

Eingehen in die Frage des Semesterbeginns ausdrücklich verzichtet. Um so stärker ward aber die schmerzliche Bewegung betont, welche die „demütigende“ Verfügung vom 22. hervorgerufen habe, daß von seiten der Universität vor der Hand nichts in die öffentlichen Blätter eingerückt werden sollte, ohne daß vorher die Genehmigung des Departements eingeholt sei. Der Senat fühle sich dadurch vor dem Publikum, dem die Verfügung nicht unbekannt geblieben sei, auf eine Weise herabgesetzt und bestraft, die gewiß nicht in der Absicht eines verehrlichen Departements liege, welches wohl überzeugt sei, daß bei dem Senat keine Absicht obgewaltet habe, die Grenzen seiner Befugnis zu überschreiten und eine höheren Orts vollzogene Verordnung eigenmächtig umzustoßen.[1]

Zwischenstellung Schleiermachers.

Wir irren wohl nicht, wenn wir Aufschub und Änderung der ursprünglichen Beschlüsse mit der Korrespondenz zusammenbringen, die in diesen Tagen zwischen der Staatskanzlei, der Unterrichtsverwaltung und dem Rektor gewechselt wurde; aber das Einzelne zu deuten ist unmöglich. Auch hier sieht man, wie wenig sich mit den paar offiziellen Verfügungen und Protokollen erreichen läßt. Wie die einzelnen zu alledem standen und wie sich die Dinge in diesen Tagen verschoben haben, läßt sich kaum erraten. Das Wichtigste ist, wie immer, mündlich abgemacht worden und verbirgt sich mehr unter der Hülle der Akten, als daß es darunter sichtbar würde. Vor allem möchte man die Frage beantwortet wissen, wie Schleiermacher die Dinge beurteilt und welche Rolle er bei der Affäre gespielt hat. Wenn irgend jemand, so mußte er das Prinzip, für welches die Universität nach ihren Beschlüssen vom 13. März eintrat, anerkennen. Für ihn aber war die Entscheidung doppelt schwer, da er zugleich Mitglied des Departements war und außerdem zu Schmalz in kaum geringerem Gegensatze stand als zu Schuckmann. Hat er nun vielleicht auf die Abänderung, welche die Universität von Schmalz immerhin etwas abrückte, ihre eigene Selbständigkeit aber um so stärker betonte, eingewirkt? Daß er nicht zu den unbedingten Anhängern von Schmalz gehörte, geht, wie überhaupt aus seiner längst eingenommenen Stellung zu diesem, so auch wohl aus der Tatsache hervor, daß Fichte die Führung des Senats übernommen hatte, welcher stets auf der Schleiermacher entgegengesetzten Seite stand. Und daß er gerade in bezug auf die Delegation einen anderen Standpunkt einnahm als die Mehrheit seiner Kollegen, erhellt aus der Haltung, die er in der Sitzung vom 19. einem analogen Beschlusse gegenüber einnahm. Darin erklärte nämlich der Senat, der dabei vielleicht den Dekan der theologischen Fakultät selbst im Auge hatte, daß, falls der wirkliche Dekan bei Fassung eines Beschlusses nicht gegenwärtig sei, der Senator, der seine Stelle vertrete, statt dessen unterschreiben solle. Schleiermacher aber focht diesen Beschluß an und gab seinen Protest zu Protokoll. Er

1) K. M., a. a. O.

glaube ein mit seinem Amt durch das interimistische Reglement verbundenes Recht weder für sich selbst noch für seine Nachfolger bis zur Abfassung der Statuten aufgeben zu dürfen; er behalte es sich daher vor, im ersten Falle, wo ihm etwas nicht zur Unterschrift präsentiert werde, beim vorgesetzten Departement klagend einzukommen.

Nun besitzen wir aus diesen Tagen einen Brief von Schmalz selbst an Schleiermacher, der ein merkwürdiges Licht auf diese Verhältnisse wirft. Er ist vom 18. März, also von dem Tage, an dem Schmalz die Verfügung Hardenbergs an ihn, welche dem Departement recht gab und nur die Ordnungsstrafe niederschlug, wohl schon erhalten haben kann. „Bisher", so lesen wir darin, „hat die fatale Geschichte mich nur geärgert, daß nicht ich, sondern irgend ein Mitglied der Universität so behandelt werden durfte; jetzt aber, da ich den von Ihnen entworfenen Bericht sehe, fängt sie zugleich an, mich innig zu betrüben. Welche Absicht kann jener Bericht haben, als das Departement noch einmal sagen zu lassen, der Senat sei nicht gemeint, sondern ich."[1] Welcher Bericht des Departements ist hier gemeint? Die Frage wäre sogleich zu entscheiden, wenn wir die Konzepte der beiden Schreiben vom 1. und vom 11. März (denn nur diese kommen in Frage) besäßen. In beiden ist der Sache eine solche Wendung gegeben, daß der Senat entschuldigt, Schmalz dagegen als der allein Schuldige hingestellt wird. Ich fand aber beide Briefe bisher nur in der Ausfertigung, und sonst war, wie bemerkt, immer Uhden der Referent, und von ihm bezw. von Nicolovius auch die Konzepte korrigiert. Eines dieser Schreiben müßte also, wenn Schmalz überhaupt recht berichtet war, auf Schleiermacher zurückgeführt werden. Ich nehme bis auf weiteres an, daß es das vom 1. März gewesen ist.

Schuckmanns Replik an den Senat.

Auch das Departement ließ sich mit der Erwiderung der Anschreiben des Senates Zeit. Auf das vom 14. März replizierte es am 22., indem es die darin ausgedrückte Besorgnis als unnötig bezeichnete: dieser Bitte habe es nicht bedurft, da es ganz den Absichten des Departements gemäß sei, Professoren zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen, was ja auch schon bei dem Entwurf des Reglements und den Bestimmungen über die Promotion geschehen sei. „Übrigens", so lautete ein Zusatz, „hat der Herr Rektor keine Befugnis, für sein Offizium Stellvertreter zu delegieren, welches hierbei bemerklich gemacht wird." Die Antwort auf die Beschwerde vom 26. März, welche am Tage darauf eintraf, ward schon am 29. von Uhden entworfen, dann aber volle 8 Tage zurückgehalten. Erst am 6. April ward sie mundiert und der Universität insinuiert. Auch darin ward jede Absicht, den Senat irgend einer willkürlichen Beschränkung zu unterwerfen, in Abrede gestellt. Es könne auch gar nicht die Absicht sein, die

1) Mskr. in Schleiermachers Nachlaß.

durch das Reglement zugesicherte Zensurfreiheit der Universität und ihrer Mitglieder in bezug auf deren Schriften zu stören, noch auch den Druck wissenschaftlicher Bekanntmachungen in den öffentlichen Blättern durch das vorherige Einholen der Genehmigung zu verzögern. „Daß aber diese Genehmigung allen denjenigen Publikandis, welche das Formelle und Konstitutionelle der Universität betreffen, vorhergehen muß, ist nicht allein in der Verfügung begründet und der Ordnung wegen nötig, sondern auch auf den übrigen Universitäten üblich. Die hiesige Universität kann davon nicht ausgenommen sein, und sollen die bestimmten, keineswegs kränkenden Festsetzungen hierüber in die Statuten aufgenommen werden."

Abänderung des Reglements § 23 über die Zensurfreiheit der Universität.

Indessen schon die nächsten Tage sollten zeigen, daß die Besorgnis, die man gehegt hatte, nicht unberechtigt war, und daß es sich keineswegs allein um das Recht des Senats in bezug auf öffentliche Bekanntmachung konstitutioneller Beschlüsse handelte, sondern um eine viel weiter gehende Beschränkung der Meinungsfreiheit. Der § 23 des Reglements, welcher der Universität wie auch den einzelnen ordentlichen Professoren die unbeschränkte Zensurfreiheit über Gegenstände derjenigen Fakultät, bei welcher sie angestellt waren, zusicherte, falls sie unter Vorsetzung ihres Namens und dieses ihres Charakters zum Druck befördert würden, war zu einer Zeit formuliert worden, wo man noch auf freiere Richtungen in der Regierung hoffen konnte. Er entsprach der Absicht, die in dem Edikt vom 27. Oktober 1810 ausdrücklich ausgesprochen war, eine allgemeine Zensurfreiheit zu verkündigen. Aber schon im Dezember waren von der Zensurbehörde selbst Bedenken gegen so weit reichende Bestimmungen erhoben worden. Der Zensor der politischen Schriften, Geh. Kriegsrat Himly, hatte damals einen Bericht aufgesetzt und durch den Departementschef im Auswärtigen Amt von Küster dem Staatskanzler unterbreiten lassen, worin der Vorschlag gemacht war, ob man nicht regierungsseitig den zensurfreien gelehrten Instituten (das waren die Akademie der Wissenschaften und die Universität) die unerläßliche Vorsicht bei Publikationen über innere und äußere Staatsverhältnisse anempfehlen, sodann aber die Schriftsteller selbst veranlassen sollte, sich in einzelnen Fällen freiwillig den Zensurbehörden zu unterstellen, um sich dadurch der eigenen Verantwortlichkeit zu entheben. Im März ging man von dieser Seite, da Hardenberg noch keine Resolution gefaßt hatte, von neuem und schärfer vor. Den Anstoß gab wieder eine Affäre mit Schmalz, die aber mit dem Konflikt der Universität gar nichts zu tun hatte. Seit mehreren Jahren gab er eine Zeitschrift, die „Annalen der Politik", heraus, in denen er unbekümmert und selbstgewiß, wie er pflegte, seinen staatswissenschaftlichen Anschauungen Ausdruck gab. Als jetzt ein neues Heft derselben ausgegeben werden sollte, machte er der Zensurbehörde gegenüber den Paragraphen des provisorischen Reglements, der ihm die Freiheit von ihrer Kritik zusicherte, geltend, und da die Politik zu den Gegenständen des

Fakultätsunterrichts gehörte, so mußte diese den Druck ohne weiteres freigeben. So war also — sonderbar genug — Schmalz auch hier wieder der Vorkämpfer für die Gedankenfreiheit geworden gegen die Bevormundung durch den Staat. Hieran knüpfte Küster in dem Bericht an, worin er den Staatskanzler um eine endgültige Entscheidung in der Frage der Zensurfreiheit ersuchte (6. März). Er wies darauf hin, daß schon die Rücksicht auf die Buchdrucker und Buchhändler, welche nicht mehr wüßten, wie sie sich zu der in Frage stehenden Zensurfreiheit stellen sollten, eine Entscheidung nötig machte. Ohne auf die Entschließung Sr. Exzellenz einwirken zu wollen, könne er doch nicht verhehlen, daß eine bestimmte Modifikation oder die direkte Zurücknahme der unbedingten Freiheit vor der von dem Geh. Rat Himly vorgeschlagenen Deklaration den Vorzug verdiene.

Halten wir dies Vorgehen mit der Brüskierung der Universität durch Herrn v. Schuckmann und seinem großen Erfolge in der Angelegenheit der Dotation, der in dieselben Tage fiel, zusammen, so sehen wir wohl, daß alles dies in einem engen Zusammenhang miteinander stand, und daß der Geist, welchen ein Stein und Humboldt der Verwaltung des Staates einzuflößen gesucht hatten, immer weiter aus ihr entwich. Und von hier aus möchte vielleicht auch auf Schleiermachers Verhalten in diesen Wochen ein gewisses Licht fallen. Denn daß dieser Vorkämpfer der Freiheit mit den beschränkenden Verfügungen seines Chefs auch nur von fern sympathisiert habe, ist gar nicht zu glauben. Wohl aber würde man seine Haltung verstehen, wenn man annähme, daß er den Rektor, der die Universität nur zu kompromittieren drohte, desavouiert hat, um den Senat zu decken und damit über der Freiheit der Universität die Hand zu halten.

Ob nun die Zensurbehörde ganz auf eigene Hand gehandelt hat oder höheren Einwirkungen gefolgt ist, läßt sich noch weniger sagen. Daß Hardenberg, der die Resolution, zu der Himly und Küster ihn schon im Dezember hatten drängen wollen, bis in den März hinein und länger verschoben hatte, durch einen neuen Bericht vorwärts getrieben werden mußte, zeigt jedenfalls, daß er nicht die treibende Kraft war, sondern, wie auch sonst wohl, sich hat schieben lassen. Nun aber folgte er dem einmal gegebenen Anstoß. Am 26. April erschien die Kabinettsordre, welche, ohne erst, wie Schuckmann noch im März angekündigt hatte, das Erscheinen der Statuten abzuwarten, den inopportunen Paragraphen des provisorischen Reglements abänderte. „Die gegenwärtigen allgemeinen Verhältnisse des Staates“, so lautet sie, „erfordern, daß diese Bestimmungen nicht ganz allgemein und ohne alle Einschränkung genommen werden. Meine Willensmeinung geht demnach dahin, daß die in obigem Reglement der hiesigen Universität und ihren ordentlichen Professoren beigelegte Zensurfreiheit in Absicht der eigentlich wissenschaftlichen Schriften bestehen bleibe, daß aber alle und jede politische oder die innern und äußern Staatsverhältnisse betreffende Schriften zur Zensur bei der

angeordneten Behörde vorgelegt werden sollen. Hiernach haben Sie das Erforderliche sofort zur Kenntnis der Universität gelangen zu lassen und demnächst in deren Statuten aufzunehmen."[1] In der Tat wurde später der Paragraph der Universitätsstatuten genau in diesem Sinne formuliert. „Die Universität genießt", so lautet er, „für Druckschriften, welche sie unter ihrem Gesamtnamen und mit Unterzeichnung des Rektors erläßt, die in dem Zensuredikt vom Jahre 1788 bewilligte Zensurfreiheit. Derselben erfreuen sich auch alle ordentlichen Professoren in allen wissenschaftlichen, nicht die jetzigen politischen Verhältnisse betreffenden Schriften, welche sie unter Beisetzung ihres Namens und Charakters herausgeben unter der eigenen Verantwortlichkeit, daß in ihren Schriften nichts erscheine, was den Gesetzen entgegen ist."

Der Rektor läßt sich besänftigen.

Eben diese Entschließung benutzte Hardenberg nun auch, um mit diplomatischer Feinheit den Rektor, dessen Zorn übrigens schon halb verraucht war (bereits am 4. April erschien er wieder im Senat), zur Ruhe zu bringen. Schuckmann hatte in seinem Bericht auf das Entlassungsgesuch die Verwerfung desselben beantragt (28. März), mit Hinweis auf das unangenehme Aufsehen, welches im In- und Auslande dadurch erregt werden würde. Der Rektor müsse nach einer übereilten Handlung von einer zweiten abgehalten werden. Der Staatskanzler müsse ihm daher bedeuten, daß er sich bei dem von Sr. Exzellenz erhaltenen Bescheide und bei der Deklaration, die der Senat vom Departement erhalten, zu beruhigen habe. Hardenberg erreichte denselben Zweck, indem er, an das Motiv, welches Schmalz selbst für sein Gesuch geltend gemacht habe, anknüpfend, ihn auf die allgemeine Verfügung hinwies, welche in diesen Tagen erscheinen werde und, wie er annehme, den von Schmalz angegebenen Grund seines Gesuches aufhebe.

Lehnt den Ruf nach Dorpat zum drittenmal ab, erhält einen Zuschuß.

Hierauf gestaltete sich das Verhältnis zwischen Rektorat und Departement ganz leidlich. Schon nach wenigen Wochen befürwortete Schuckmann ein erneutes Gesuch von Schmalz, der jetzt zum drittenmal einen Ruf nach Dorpat erhielt, um Erhöhung seines Gehalts. Schmalz sei ein tüchtiger und brauchbarer Lehrer, der auch im Auslande einen Namen habe. Der König bewilligte daraufhin einen Zuschuß von 200 Talern.[2] Ende Mai, als die Promotionen, zunächst bei den Medizinern, ihren Anfang nahmen, machte Schmalz auf eigene Faust, ohne beim Senat vorher anzufragen, das Departement auf die Gefahren aufmerksam, welche das außerordentliche Opponieren bei den Disputationen für den Frieden an der Universität haben könne: er fürchte, daß der verhaltene Groll manches Mediziners,

1) Konzept gez. Hardenberg. K. M. R. 74, L. V. Nr. 6, I., Vol. I., fol. 63. Ausfertigung in K. M., a. a. O., pr. 27. April; in Marg. v. Uhden: „der Universität und der Akademie der Wissenschaften ist die Kabinettsordre mitzuteilen. 3. Mai."

2) Immediatbericht Schuckmanns vom 3. Mai. Geh. St. A., a. a. O. Die Kabinettsordre vom 28. August im K. M., a. a. O.

der keine Anstellung an der Universität bekommen habe, sich darin Luft machen und durch das Anstiften unangemessener Interpellationen aus der Korona die Würde der akademischen Feierlichkeit beeinträchtigen werde. Er berief sich auf ähnliche Vorgänge in Königsberg, wo deshalb vor mehreren Jahren — wie auch an den meisten anderen Universitäten — das außerordentliche Opponieren abgeschafft sei. Das Departement dankte in gnädigen Worten für die gute Absicht, erklärte jedoch, abwarten zu wollen, ob das viele Gute, das die Freiheit der Opposition gewähre, durch unverständigen Mißbrauch überwogen werde.[1]

etzter Konflikt ischen Rektor l Departement wegen der vatfechtböden.

Hatte hier des Rektors unzeitiger Eifer sich das Wohlwollen der Unterrichtsverwaltung verdienen wollen, so streifte er in einem anderen Falle wieder nahe daran, es zu verscherzen. Im Anfang des Sommersemesters hatte er von dem Polizeipräsidium die Anzeige erhalten, daß häufig Duelle vorkämen, und war von dort um Maßregeln dagegen ersucht worden. Er hatte darauf ganz verständig bemerkt, daß, zumal da ein öffentlicher Fechtboden noch nicht existiere, eine völlige Verhinderung nach alter Erfahrung unmöglich sei, wie dem Präsidium selbst einleuchten werde; man könne nichts anderes tun, als die Einzelnen zur Bestrafung bringen und die Privatfechtböden aufheben. Dies war denn auch seitens der Polizei, und zwar, wie man annehmen muß, auf ausdrücklichen Wunsch des Rektors geschehen. Danach aber hatte Schmalz doch wieder, auf eigene Verantwortung, die Erlaubnis zur Öffnung zweier Fechtböden gegeben. Er war darum von den Studenten selbst angegangen worden, unter denen, wie er von Schleiermacher und Savigny erfahren hatte, die Schließung der Fechtböden sehr viel böses Blut gemacht hatte, so daß, wie man ihm sagte, schon der Gedanke an eine allgemeine Sezession auf eine andere Universität — man sprach von dritthalbhundert Musensöhnen, die sich daran beteiligen wollten — in Aussicht genommen war. Und er fühlte sich dazu um so mehr berechtigt, als der Logiskommissarius Lange selbst, und zwar, wie er nachträglich gegen das Departement vorbrachte, mit Erlaubnis des Geh. Rats Uhden, die Vermietung solcher Lokale an die Studenten vermittelt hatte.[2] Damit hatte er sich denn auch gegen das Departement entschuldigt, als dieses ihm sein Befremden über die so verschiedenartigen Anordnungen bemerkbar gemacht und um Aufklärung ersucht hatte. Jetzt erklärte letzteres, daß es die Sache zwar auf sich beruhen lassen wolle, obgleich das Verfahren des Rektors in dieser Angelegenheit durch „unbestimmte und unverbürgte Sagen“ bestimmt worden sei; es verfügte jedoch

1) Schmalz an das Departement, 28. Mai; Antwort 7. Juni.

2) Der Bericht von Schmalz an das Departement vom 3. September ist mit einem anderen des Polizeipräsidenten von Schlechtendahl (der Justus Gruner ersetzt hatte) an das Departement (vom 13. August) nicht ganz in Einklang zu bringen und scheint ungenau zu sein; ich glaube jedoch den Zusammenhang richtig gedeutet zu haben.

die Schließung der beiden Fechtböden, da mittlerweile ein ganz zweckmäßiger Saal im Universitätsgebäude selbst ausgemittelt worden sei, welcher in der Mitte des Oktobers eröffnet werden solle. Es ward ihm aufgegeben, beides durch öffentlichen Anschlag der Studentenschaft bekannt zu geben. Dies war der Abschiedsgruß des Departements an den Rektor, der nun bald sein Amt in die Hände seines Nachfolgers zu übergeben hatte.

Der Zwist zwischen Departement und Senat beigelegt.

Auch die Differenz, in welche das Departement mit dem Senat in bezug auf die eigenmächtige Delegierung eines Stellvertreters durch den Rektor geraten war, wurde nach dem scharfen Rencontre im Frühjahr in gelinderer Form behandelt. Dem Tadel, welcher der Verfügung vom 22. März angehängt war, suchte die Universität mit dem Hinweis auf das Senatsreglement zu begegnen, das die Delegation ausdrücklich gestatte; und da hiergegen von dem Departement, dem es im Januar eingereicht war, kein Einspruch erhoben sei, so hätte der Senat die Stellvertretung als eine stillschweigende Bewilligung auffassen müssen. Im Departement schien man diese Entschuldigung anfangs gelten lassen zu wollen, da Monate hindurch keine Antwort erfolgte. Erst am 12. August kam das Reskript heraus, in welchem die Unterrichtsverwaltung doch eine gegenteilige Meinung zur Geltung brachte.[1] Es erklärte seine Verfügung vom 22. März jetzt dahin, daß sie nicht die Vertretung des Rektors im Senat, sondern die Konvozierung desselben durch jenen Senator selbst habe rügen wollen. Wenn die Sache sich so verhalten habe, sei aber die Versammlung illegal und nicht Senat der Universität gewesen, da die Befugnis, diesen gültig zu versammeln, nur dem Rektor und der höheren Instanz zugestanden werden könne. Zu einer solchen Delegation sei außer dem Falle einer schweren Krankheit oder Abwesenheit kein denkbarer Grund vorhanden, da ein Rektor schwerlich so mit fremdartigen Geschäften überhäuft sein könne, daß er nicht einmal das Zirkular zur Konvokation der Professoren zu unterschreiben Zeit haben sollte. Demgemäß wurden folgende Bestimmungen festgesetzt: 1. „Die Befugnis, den Senat zu versammeln, kann ohne Vorwissen des Departements nicht delegiert werden. 2. Bei persönlicher Abwesenheit des Rektors von Berlin, oder bei schweren Krankheitsfällen übt der vorjährige Rektor mit Zuziehung zweier Dekane die Befugnis aus, und zwar so, daß in dem Umlaufsschreiben das Hindernis, welches zur Versammlung des Senats berechtigt, ausgedrückt und dieses Schreiben von den beiden anderen mitgezeichnet wird. 3. In des Rektors Abwesenheit präsidiert der vorjährige Rektor im Senat, in dessen Abwesenheit der älteste der Dekane.“[2] Auch diese Bestimmungen sind später in die Universitätsstatuten aufgenommen worden (Abschnitt III, § 22).

1) Das Konzept von Schmedding war schon am 28. Mai entworfen; am 28. Juli wieder vorgelegt, ward es erst am 12. August mundiert und insinuiert.

2) K. M. Rep. Vol. I, 3, I (Akten Wahl und Bestätigung des Rektors pp. betr.).

Die Ferienordnung neu geregelt.

Endlich ward auch die Ferienordnung, wie es in Aussicht genommen war, von neuem geregelt, nachdem das Departement die Ansicht des Senates darüber eingeholt hatte. Diese war überwiegend dahin gegangen, die Ungleichheit der halbjährlichen Ferien dem Reglement gemäß zu erhalten und nur den Anfangs- und Schlußtermin der Vorlesungen zu modifizieren. Demzufolge wurde festgestellt, was die Statuten dann auch nur wiederholt haben, daß die Wintervorlesungen oder der „erste Kursus“ an dem Montag, der zunächst auf den 14. Oktober folge, anfangen und an dem auf den 20. März zunächst folgenden Sonnabend schließen sollten. Der zweite Kursus oder die Sommervorlesungen sollten an dem auf den 1. April folgenden Montag beginnen und am 1. Sonnabend nach dem 17. August schließen. Dadurch fiel der Anfangstermin der Sommervorlesungen jederzeit hinter den Schluß der Wintervorlesungen aller übrigen deutschen Universitäten, die in bezug auf den Anfangstermin der Winterlektionen ohnehin mit der Berliner Einrichtung übereinstimmten. Das Jahr ward in zwei beinahe gleiche Semester von 20 bis 22 Wochen geteilt, und Lehrer wie Studierende behielten, wie Schuckmann bemerkte, zwischen den beiden Semestern einen hinlänglichen Zeitraum zu ihrer Erholung und Vorbereitung. Auch die Ferien blieben in der angemessenen Zeit und waren im ganzen länger als auf anderen Universitäten.[1]

3. Allerhand Reibungen nach außen und innen.

...er des Königs über den ...schikosen Ton ...der Studentenheit. Verbot ...er Kokarden.

Wenn schon der Chef der Unterrichtsverwaltung selbst so rauhe Seiten gegen die Universität herauskehrte, so brachten andere, denen das gelehrte Leben und das studentische Treiben noch fremder geblieben oder wieder geworden war, ihr noch weniger Liebe und Verständnis entgegen. Dies gilt besonders von den militärischen und polizeilichen Behörden und von der Welt des Hofes. Es waren die Kreise, in denen die Ungebundenheit des studentischen Lebens von jeher Anstoß erregt hatte, und denen das Bestehen einer Universität in der Haupt- und Residenzstadt stets zuwider gewesen war, Stimmungen, die sich gleich in den ersten Wochen bemerkbar machten und dem Bestand der jungen Hochschule direkt gefährlich zu werden drohten. Der König selbst war viel zu sehr an die Strenge des preußischen Gamaschendienstes gewöhnt, als daß er Ausschreitungen des Studentengeistes hätte dulden mögen. Wie er einerseits genau darauf hielt, daß ihm jede Forderung für die Universität bis auf den Hausknecht und den Ausstopfer im zoologischen Museum vorgelegt wurde, und sich um jedes Detail der Verwaltung bekümmerte — so daß er z. B. sehr verwundert war, als er am 9. Oktober im Vorbeifahren an der Universität bemerkte, daß Arbeiter die Inschrift an dem Gebäude anbrachten, ohne daß er davon avertiert

1) Vgl. die Statuten, Abschnitt III, § 9.

war, und dem Minister einen Verweis darüber zukommen ließ — so wollte er auf der anderen Seite nichts wissen von allen Lebensäußerungen, die aus dem ihm gewohnten Rahmen herausfielen. Als die Studenten im November ihm als dem Stifter ihrer Hochschule ein Vivat ausbringen wollten, verbat er sich diese Huldigung.[1] Ein paar Tage später geschah es, daß die Hofmeister der königlichen Kinder — es ist ungewiß, ob im Beisein der Prinzen — bei einem Spaziergange Unter den Linden auf dem mittleren Wege einer Reihe von Studenten begegneten, die Arm in Arm daherkommend die ganze Breite des Weges einnahmen und von jedermann, namentlich auch von den Hofmeistern, verlangten, daß sie aus dem Wege gehen sollten, mit dem Bemerken, ihre Reihe halte fest zusammen. Ferner hatte der König selbst Kokarden von verschiedener Farbe an den Hüten von Studenten bemerkt und gehört, daß diese Abzeichen von Landsmannschaften wären. Hierüber war er in die böseste Laune geraten; er hatte geäußert, daß er schlechterdings keinen Unfug von Studenten in der Residenz dulden werde. Er sei nicht geneigt, der Studenten halber Rücksicht zu nehmen und in der Residenz einen Ton einreißen zu lassen, den man auf anderen Universitäten mit Nachsicht behandele. Und er hatte hinzugefügt, daß, falls die Herren Professoren und namentlich der Rektor dem nicht steuern würden, Minister, Polizei und Justiz gemessene Ordre erhalten müßten, ihr Amt auf das strengste auszuüben ohne Rücksicht auf die Disziplinar-Jurisdiktion der Universität. Die Kokarden wollte er, soweit sie willkürlich gewählt waren, ganz beseitigt wissen. Nationalkokarden könnten von Fremden, etwa Franzosen, getragen werden. Allenfalls wäre in Überlegung zu nehmen, ob den Studenten, namentlich den Landeskindern, das preußische Nationalabzeichen erlaubt werden könne; finde dies der akademische Senat ratsam, so möchte er sich darüber äußern, aber unverzüglich die Ablegung von Kokarden in selbstgewählten Farben gebieten. Der König hatte seinem Wunsche nicht ausdrücklich die Form einer Kabinettsordre gegeben, sondern nur seinem Kabinettschef, Kabinettsrat Albrecht, den Auftrag erteilt, mit den Herren, die es angehe, darüber zu sprechen. Dieser eilte sogleich in das Departement, wohin der Rektor zu einer Konferenz eingeladen wurde. Es scheint

1) „D. August Twesten, nach Tagebüchern und Briefen", von Georg Heinrici, Seite 65, 69, 70; Tagebuch vom 21., 23. und 26. November. Zunächst hieß es, das feierliche Hoch wäre, da der König sich nicht wohl befinde, nur verschoben worden. Dann aber erfuhr Twesten, daß er es sich verbeten habe. Am 26. abends wurde für das zu der vereitelten Demonstration gesammelte Geld ein großer Kommers mit Weinkomment veranstaltet. „Um doch einmal dabei gewesen zu sein", bemerkt der biedere Twesten, „ging ich hin. Es ging munter und lustig her. Wenn so alle Lebensgeister, teils durch den Wein, teils durch das Zusammensein mit so vielen anderen, die sich in gleicher Stimmung befinden, aufgeregt sind, fühlt man sich aller Menschen Bruder. Man fühlt eigentlich erst recht die Bedeutung aus Schillers Liede: diesen Kuß der ganzen Welt. Aber doch kann ich nicht sagen, daß mir so etwas behagt." Nach noch etlichen Betrachtungen dieses Genres bemerkt er zum Schluß: „Aber eigentlich herrscht doch da nichts, als eine vage Ungebundenheit, die ihre Langeweile in Lärmen zu verstecken sucht."

nun fast, als ob Schmalz von dem Ernst der königlichen Willensäußerung nicht so ganz durchdrungen gewesen ist; denn im Senat, dem er noch an demselben Tag Kenntnis gab, ward beschlossen, das Tragen der Kokarden nicht geradezu zu verbieten, da S. M. selbst nicht geradezu ein Verbot wolle, sondern nur den Wunsch ausgesprochen habe, daß die einzelnen Professoren die ihnen persönlich bekannten Studierenden davon abmahnen und auffordern möchten, die Kokarden abzulegen. Nun wollte es aber das Unglück, daß der hohe Herr schon nach wenigen Tagen abermals einen Studenten mit einer Kokarde sah. Unter bitteren Klagen über den Mangel an Autorität von seiten der Universitätsbehörden erklärte er, dieser Unfug müsse durchaus abgestellt werden, und er werde nötigenfalls Allerhöchstselbst solche Studenten arretieren lassen. Geheimrat Albrecht eilte sofort wieder zu Nicolovius, und dieser säumte seinerseits nicht, Schuckmann davon zu benachrichtigen, worauf der noch an demselben Abend in einer eigenhändigen Note verfügte, den Rektor Herrn Schmalz sofort von dieser Bemerkung Sr. Majestät zu benachrichtigen und ihm aufzugeben, diesen Unfug alsobald ernstlich zu verbieten und strengstens auf die Beobachtung des Verbotes zu halten. Schmalz kam, wie es sich versteht, dem Befehl ohne Säumen durch einen Anschlag am schwarzen Brett der Universität nach, wiederholte auch durch ein Zirkular das Ersuchen an die Professoren, die ihnen bekannten Studierenden von dem Tragen der Kokarden abzumahnen; aber er konnte doch nicht umhin, in der Antwort an das Departement zu bemerken, daß dasselbe auf diesem Wege seine Absicht schwerlich erreichen werde, da die Pedelle nicht überall sein könnten, übrigens auch andere als immatrikulierte Studenten Kokarden tragen möchten, welche nicht unter der Universitätsgerichtsbarkeit ständen; er stellte gehorsamst anheim, bei den Posamentierern und Hutmachern das Anfertigen und den Verkauf solcher Kokarden bei namhafter Strafe zu verbieten. Übrigens bestritt er, daß die Sache überhaupt schon so allgemein sein könne, wie er denn selbst in seinen Vorlesungen noch keinen Studierenden mit Kokarde bemerkt habe. Und er meinte recht verständig, daß die Wirkung derartiger Gesetze dem Zwecke wenig entsprechen und das Darüberwegsehen seitens der Behörden vielleicht das sicherste Mittel sein werde, den Unfug zu beseitigen, wie denn in Halle in der letzten Zeit das Tragen der Kokarden unter den Studierenden von selbst beinahe ganz abgekommen sei.

Kampf des Gouvernements rat Kalckreuth gen Kokarden. d bunte Jacken.

Wie aber der Herr, so die Diener. Graf Kalckreuth, der Gouverneur von Berlin, hatte sonst für einen freien und kecken Ton der jungen Welt etwas übrig. Als er im Oktober den Rektor darauf aufmerksam machte, daß für Aufzüge mit Musik und Fackeln die Erlaubnis vom Gouvernement zu erbitten sei, hatte er hinzugefügt, daß durch diese alte, dem Rektor gewiß bekannte Einrichtung nur die Ruhe gewahrt, keineswegs aber das Vergnügen gestört werden solle. Jetzt aber war auch er eifrig dabei, auf die Kontravenienten des König-

lichen Willens zu vigilieren. Er hatte es besonders auf die Musensöhne abgesehen, welche sich in bunten Jacken und mit bloßen Rapieren oder Säbeln auf der Straße sehen ließen; und so hatte auch er in diesen Tagen eine Anzeige an das Departement gelangen lassen, worin er auf sofortige Abstellung solchen Unfugs drang. Indem der Rektor auch diesen Befehl, der ihm vom Departement sogleich mit scharfer Weisung übermittelt wurde, durch Anschlag am Schwarzen Brett weitergab, nicht ohne leisen Spott über das Philisterhafte der Verordnung, beklagte er sich zugleich über den wieder sehr schroffen Ton der entsprechenden Verfügung des Departements, welcher ihm die Verwaltung seines Amtes völlig verbittere. Er betonte ferner, daß bei ihm selbst noch niemals Klagen über Exzesse irgend eines Studenten angebracht seien, und darum die Gerüchte, welche in der Stadt darüber umliefen, Erfindung Übelwollender sein oder auf Verwechslung mit anderen Vorgängen beruhen würden. Hierfür konnte er sogleich einen Fall anführen, eine in Heinrich von Kleists Abendblatt zuerst gemeldete Schlägerei zwischen angeblichen Studenten und Handwerksburschen, wobei, wie die Untersuchung ergeben hatte, in der Tat gar keine Berliner Studenten, sondern ein aus Frankfurt zugereister, ein gewisser von Dittmar, beteiligt gewesen war.[1] Das gleiche wurde bei einem Rencontre polizeilich festgestellt, welches bald darauf auf dem Christmarkt Studenten mit anderen jungen Leuten hatten, die, mit Kokarden geschmückt dort Lärm machten und sich, als jene sie zur Rede stellten, als Studenten aufspielten. Bezeichnend für den spießbürgerlichen Geist, der in dem Spreeathen jener Tage noch herrschte, ist es, daß die Bürgerschaft das Mißtrauen und die Abneigung des Hofes gegen das studentische Treiben eher teilte, als sich für die junge Welt erwärmte. Andrerseits freilich markierte die Studentenschaft den Abstand zwischen sich und dem Philisterium sehr

---

1) Darüber handelt nach interessanten Universitätsakten ausführlich Reinhold Steig, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe 313 ff. Die Nachricht, welche im 41. Abendblatt, vom 16. November 1810 unter den polizeilichen Tagesneuigkeiten gestanden hatte, ging unmittelbar auf den Polizeipräsidenten Justus Gruner zurück, der sich dabei auf den Bericht eines seiner Unterbeamten verlassen hatte. Der Senat verfolgte die Sache durch alle Instanzen bis zu dem Departement für allgemeine Polizei, das damals Sack verwaltete, um zu seinem Recht zu kommen. Gruner, der sich lange sträubte, mußte eine Erklärung des Senates vom 9. Januar in das Abendblatt einrücken lassen, wo sie aber erst am 4. Februar erschien. Unter den von Steig zum Abdruck gebrachten Akten ist besonders das Votum Fichtes für die Situation wie für die Auffassung, die der heißblütige Philosoph von der Angelegenheit hatte, sehr charakteristisch.

Eine Ergänzung gibt das Senatsprotokoll vom 2. Januar, wo es heißt: „Es ist beschlossen, sich bei dem Polizeidepartement zu beschweren, daß des Antrages der Universität ohnerachtet der Widerruf eines in die Abendblätter eingerückten Artikels betreffend eine angebliche Schlägerei von Studenten und Handwerksburschen auf einem Tanzboden im Abendblatt noch nicht geschehen sei; mit dem Antrage, ihn nach einem beizufügenden Inserate zu veranlassen und im allgemeinen den die Universität betreffenden Artikeln, wenn sie ihr nachträglich sind, nicht, ohne die Universität deshalb befragen zu lassen, das Imprimatur zu erteilen".

lebhaft.[1] Der Rektor aber benahm sich hierbei, im besten Einvernehmen mit seinen Kollegen, entschieden verständiger als die hochmögenden Herren in den Regierungskollegien und suchte die Kommilitonen, welche ihrerseits sehr dringend ihre Rechtfertigung forderten, sowie ihre korporativen Rechte mit vollem Nachdruck zu schützen.

Aber bei der herrschenden Strömung ließ sich eben wenig erreichen. Noch im Mai ward ein Student, der sich im Glanz einer verschnürten Jacke (schwarz mit Silber und grünem Kragen!) der Öffentlichkeit dargestellt hatte, von einer Patrouille aufgegriffen und zur Kommandantur geführt. Eine erneute Beschwerde des Rektors war völlig vergeblich. Der Gouverneur erklärte, daß er Kleidungen, die sich von einem Husarendolman nicht unterschieden und die Militäruniform fast zu parodieren schienen, nicht dulden werde. Er müsse von jedem Studenten erwarten, daß er eine auffallende Kleidung von einer anständigen und eine Uniform von einem Modekleide zu unterscheiden wisse.

König beantandet die fähigkeit der Dekane.

Schlimmer als diese Reibereien, die der Komik nicht entbehren, war die Verständnislosigkeit und — man kann es nicht anders nennen — die Gleichgültigkeit, der die junge Universität und ihre Interessen in den höheren und höchsten Regionen des Staates begegneten. Ein Zeichen dafür war neben vielen anderen die Aufnahme, welche die Bestimmung des Reglements über die Courfähigkeit des Rektors und der vier Dekane fand. Nur der Rektor ward der Ehre, bei Hofe erscheinen zu dürfen, für würdig befunden, die Dekane aber gestrichen — die einzige Änderung, welche der König an dem provisorischen Reglement vorzunehmen beliebte.[2] Dieselbe Kabinettsordre, vom 24. November, enthielt den Befehl, die Schenkungsurkunde für das Universitätsgebäude auszustellen, und diese, die ganz von Uhden entworfen ward, trägt demnach jenes Datum. Es dauerte freilich lange Monate, ehe sie, vom König unterzeichnet,

estätigt die chenkungs- unde für das Heinrichsche Palais.

1) Das wird illustriert durch eine von Twesten zum 21. November gelegentlich des vereitelten Hochs auf den König erwähnte Szene: „Indes“, schreibt er, „strömten nicht nur mehrere Studenten dennoch zum akademischen Gebäude, weil die Nachricht von der Verschiebung nicht an alle gekommen war, sondern ein großer Menschenschwarm hatte sich da zum Zusehen versammelt und erfüllte zum Teil das Gebäude selbst mit seinem Gedränge und Geschrei..... Da vereinigten sich von uns etwa 30 und drängten mit dem Ausruf: Philister heraus! alle nicht zu uns Gehörende, die unsere Anzahl wegen der im Gebäude widerhallenden Töne für sehr stark halten mochten, aus der Tür, die dann verschlossen ward.“

Bezeichnend für den Geist der Studentenschaft ist auch ihr Protest gegen die deutschen Anschläge am Schwarzen Brett. Sie machten eine Eingabe, in der sie, wie es an anderen Universitäten üblich sei, um eine lateinische Form derselben baten, was von dem Departement als sehr angemessen befunden und verfügt wurde.

2) In den napoleonischen Staaten räumte man den Vertretern der Wissenschaft eine höhere Stellung ein. Als die Deputation der Hallenser am Hofe zu Kassel erschien, ward sie, wie erwähnt, freilich zum größten Unwillen des einheimischen Adels, vor diesem empfangen, und ebenso ließ sich König Jérôme, als er Göttingen und Halle besuchte, das Corpus academicum vor allen anderen Behörden vorstellen.

an das Departement zurückkam und der Universität ausgehändigt wurde. Erst Anfang Mai ward die Reinschrift auf Pergament dem Staatskanzler unterbreitet, zu dessen Disposition das große Siegel stand, welches zur Ausfertigung gehörte. Er legte das Dokument von sich aus dem König zur Vollziehung vor. Anfang Juni kam es an das Departement zurück. Nachdem der Einband in rotem Maroquin (der „halbreiche", denn der „reiche" in rotem Sammet war nicht genehmigt worden) hergestellt war, ward es am 15. Juli der Universität zugestellt, in deren Archiv es seitdem ruht. Man konnte die Rechte der Universität auf ihr Haus gar nicht ausführlicher und exakter beschreiben, als es Uhdens Sorgfalt in dieser Urkunde getan hat. Der König erklärt darin, daß er kraft dieses offenen Briefes für sich und seine Nachkommen und Nachfolger in der Krone das nach dem Tode seiner Verwandten an ihn zurückgefallene Palais mit allen dazu gehörigen Gebäuden, Höfen und Garten, welches von dem Opernplatz, dem Kupfergraben, der Letzten und Stallstraße begrenzt sei, der Universität unter dem Namen des Universitätsgebäudes eigentümlich zu schenken, zu übergeben und zu überlassen Allergnädigst geruhet habe. „Wir tun auch", so heißt es weiter, „solches hiermit und kraft unseres offenen Briefes aus königlicher Machtvollkommenheit für Uns und Unsere Nachkommen und Nachfolger in der Krone dergestalt und also, daß die Universität zu Berlin unser obgedachtes Palais mit allen dazu gehörigen Gebäuden, Höfen und Garten von nun an zu ewigen Zeiten unter Unserem Szepter, unseren Majestäts- und Landeshoheitsrechten und Unseren Landesgesetzen als ein wahres, wohlerworbenes Eigentum haben, besitzen und benutzen soll." Nur diejenigen Lasten und Landesabgaben soll die Universität tragen, bezahlen und leisten, welche nach den bestehenden und künftigen Gesetzen der Verfassung gemäß zu tragen, zu bezahlen und zu leisten sind. Der König verspricht ebenso für sich wie für seine Nachkommen und Nachfolger, die Universität in der ihr erteilten Schenkung königlich beschützen zu wollen; er befiehlt und gebietet allen Oberlandeskollegien, dem Kammergericht, der kurmärkischen Regierung und allen Behörden, die solches angeht, gnädig und ernstlich, daß sie die Universität in dem eigentümlichen Besitz und Genuß des Gebäudes jederzeit handhaben, daran nicht hindern, sondern sie vielmehr das obgedachte Universitätsgebäude ruhig besitzen und dasselbe genießen lassen sollen, dawider selbst nichts tun noch, daß von anderen dawider etwas geschehe, veranlassen und gestatten sollen, bei Vermeidung seiner Ungnade und strenger Ahndung.

Die Geschichte unserer Hochschule zeigt bis in die jüngsten Tage, wie schwer, ja unmöglich es ihr geworden ist, alle diese so feierlich sanktionierten Rechte zu behaupten. Vergebens hat die Unterrichtsverwaltung sich für das Eigentum der Universität eingesetzt und hat diese selbst keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um gegen die immer wiederholten Versuche zu protestieren, das Pergament, auf dem ihre Ansprüche ruhen, zu durchlöchern.

Kämpfe mit den fremden Insassen des Universitätsgebäudes.

Unmittelbar nachdem Uhden die Urkunde entworfen hatte, wandte er sich an das Militärkabinett mit dem Ersuchen, bis zum 1. Januar das Quartier im Ostflügel der Universität zu räumen, da jetzt der Transport der anatomischen Sammlung beendigt und damit die neuen Diensträume im Hühnerbeinschen Hause frei geworden wären. Hake weigerte sich schlechthin, mit der Begründung, daß der Transport, der schon für den August versprochen, zu spät erfolgt wäre, und daß daher der Termin für den Umzug — zumal im Winter — zu kurz bemessen sei. Aber auch in der wärmeren Jahreszeit fand er sich nicht bewogen, seine Wohnung zu verlassen, obschon sie, wie Schuckmann persönlich feststellte, für seine Bedürfnisse zu eng war. Er erklärte jetzt, daß das Hühnerbeinsche Haus, zumal bei der Entfernung vom Königlichen Palais, überhaupt für ihn nicht in Betracht kommen könne; und so zogen sich die Verhandlungen mit ihm volle zwei Jahre hin, bis endlich der General, der ohne Frage von oben gedeckt war, Michaelis 1812, sich zum Wechsel entschloß und also das Mineralienkabinett aus den engen Räumen der Münze in sein neues, prächtiges Heim, die schönsten Säle des ganzen Gebäudes, hinüberwandern konnte. Auch Herr von Mechel, der sich noch im April 1811 einen königlichen Schutzbrief verschaffte, verteidigte seine so gesicherte Position mit einer Hartnäckigkeit, zu der gerade er am wenigsten berechtigt war, da seine Wohnung bestimmt war, die Gemäldesammlung aufzunehmen. Erst zu Ostern 1812, und nur gegen eine Mietsentschädigung von 200 Talern jährlich, wich der alte Herr den wiederholten Angriffen von Departement und Senat.

Ganz unmöglich aber wurde es der Universität, sich der Stallungen und der Remisen zu bemächtigen. Vergebens machte das Departement auf den Nachteil aufmerksam, den die anatomischen Präparate von den Dünsten, die aus den Pferdeställen emporstiegen, erlitten; vergebens schlug es vor, die Stallungen als Magazine für die Dekorationen der königlichen Schauspiele zu verwenden und dadurch die Akademie der Künste sowie die Königl. Bibliothek, welche beide von den Dekorationen vollgestopft waren, freizumachen; umsonst war auch der Hinweis auf die nahe Inauguration der Universität, wo dann die fremden Gäste sich gewiß über das Beieinanderwohnen von Universität und Marstall wundern würden: der Widerstand der militärischen und höfischen Kreise blieb unüberwindlich. Weder die königliche Stallverwaltung unter Herrn von Jagow noch die Militärbehörden ließen sich in ihrem Besitzstande erschüttern. Sie benahmen sich in allem so, als ob jene Räume überhaupt nicht im Eigentum der Universität wären. Es hat Jahrzehnte gedauert, ehe sich die Universität von ihren vierbeinigen Mitbewohnern und deren Bedienung hat befreien können; erst der große Umbau, der 1836 begann, hat es zuwege gebracht.

Mißhelligkeiten der medizinischen Institutsdirektoren unter sich.

Aber es waren nicht bloß äußere Gegnerschaften und Rivalitäten, welche unserer jungen Hochschule das Inslebentreten sauer machten, sondern in ihrem eigenen Schoße fanden sich leider genug Reibungsflächen. Besonders die Medi-

ziner, die Direktoren der Sammlungen und Institute, hatten anfangs über gegenseitige Grenzüberschreitungen zu klagen und bereiteten dadurch dem Departement mehr Arbeit und Verdruß, als bei ruhigerem Blut und größerer Verträglichkeit der betreffenden Herren nötig gewesen wäre. Rudolphi fand sich durch die Verfügung, welche Knape zum Mitdirektor des Anatomischen Museums machte, irritiert; er erklärte, lieber ganz darauf verzichten zu wollen, denn eine geteilte Aufsicht könne zu nichts anderem als zu Reibungen und Meinungsdifferenzen führen. Zugleich hatte er mit Görcke einen Strauß auszufechten für seine Studenten, denen jener im Theatrum anatomicum, den alten Gerechtsamen zufolge, die vorderen Bänke zugunsten seiner Pensionär-Chirurgen sperren wollte. In beiden Fällen setzte Rudolphi seinen Willen beim Departement durch; in betreff des Theatrum anatomicum so weit wenigstens, daß anderthalb Bänke, die erste und die Hälfte der zweiten, seinen Studenten reserviert blieben. Es versteht sich, daß auch das längst gespannte Verhältnis zwischen Reil und Hufeland nicht eben rosiger wurde, als jener mit dem Anspruch hervortrat, für sein Universitätsklinikum die Kranken, statt nur aus der Charité, auch aus dem Universitätsbezirk, welcher Hufeland für sein Poliklinikum ausdrücklich vorbehalten war, zu requirieren. Dieser Zwist drohte sogar auf die Studentenschaft überzugreifen; Hufelands Schüler erklärten offen, daß sie jeden Zuhörer von Reil, den sie im Bezirk ihres Herrn und Meisters fänden, wegjagen würden. Das Departement entschied, wie es der Gerechtigkeit entsprach, für Hufeland. Reils Herrschersinn machte sich auch seinem Freunde Graefe gegenüber geltend, den er doch selbst nach Berlin gebracht hatte. Er hatte sich von Anfang an seine Stellung so ausgedacht (und war in diesem Sinne schon im September bei dem Departement vorstellig geworden), daß er, wie es in Halle der Fall gewesen war, die Direktion des chirurgischen wie des medizinischen Klinikums erhalten müsse, und träumte sich — von dem ambulatorischen Klinikum Hufelands abgesehen — wohl schon als Generaldirektor sämtlicher Kliniken der Universität, auch der noch zu schaffenden für Psychiatrie und Geburtsheilkunde. Jedoch der junge Kollege war damit durchaus nicht einverstanden; er bestand darauf die chirurgische Klinik allein zu dirigieren, welche am 5. November eröffnet wurde und sich unter seiner Leitung ruhmvoll entwickeln sollte. Dieselbe Festigkeit bewährte Graefe, als Kohlrausch bei der Teilung der chirurgischen Instrumente, die von dem Departement befohlen war, ihm eine Anzahl vorenthalten hatte, die er für sich beanspruchen durfte; auch hierin setzte er seinen Willen durch.

Mißstimmung Schleiermachers und anderer.

Angesichts dieser meist kleinlichen Händel fällt es schwer, die freudige und gehobene Stimmung, welche Niebuhr in jener Zeit empfunden zu haben bekennt, so wie es zu geschehen pflegt, zu verallgemeinern. In der Tat begegnen uns manche Aussprüche auch aus den Kreisen der Universität, die uns

eine nüchternere Anschauung verraten. Schleiermacher, der freilich durch seine Magenkrämpfe in diesen Monaten und bis in den Sommer hinein arg gequält wurde, fühlte sich weit eher herabgestimmt als erhoben, so daß er im Mai an Gaß schreiben konnte, er würde mit tausend Freuden nach Breslau gehen. Doch waren es bei ihm vor allem die politischen Enttäuschungen, der Gegensatz zwischen der neuen Richtung und der unter Stein eingeschlagenen, der ihn niederdrückte. Sein Verhältnis zu seinem Chef war bereits ganz kühl geworden; zu den Geschäften ward er nur noch selten herangezogen, weder für die Berliner noch für die Breslauer Universität, deren Gründung im Frühling und im Sommer ein Hauptfeld für die Arbeiten des Departements abgab, so daß er seinem Freunde Gaß kaum etwas darüber schreiben konnte. Wie bitter er den Umschwung empfand, hat er gegen keinen Geringeren als gegen Stein ausgesprochen. „Es ist nicht zu verkennen", so schreibt er ihm am 1. Juli, „daß die gegenwärtige Administratur Ihre Spur ganz verlassen hat, während die vorige nur darauf stillstand, daß alles, was sie auf der einen Seite tut, verwerflich und strafbar wird durch das, was sie auf der anderen unterläßt, daß alles, was scheinbar zur Veredelung der Verfassung führen soll, bei ihr nur eine finanzielle Tendenz hat, daß auch in dieser Hinsicht, was selbst unter günstigen Umständen immer übereilt wäre, unter den gegebenen ganz verwerflich wirken muß, daß überall die erbärmlichsten persönlichen Rücksichten vorwalten, und daß sie alles tut, um alle Stände unter sich und alle mit der Regierung zu entzweien, ohne irgend ein neues und haltbares Vereinigungsband ernsthaft zu bedenken." Veranlaßt wurde er zu diesen leidenschaftlichen und viel zu weit gehenden Anklagen durch die Mitteilung, Stein selbst solle alle wesentlichen Schritte der neuen Administration billigen: nichts sei ihm schmerzhafter als dieses Gerücht. Er erbot sich — und das war der Zweck seines Schreibens — zu Mitteilungen über die wahre Gesinnung der herrschenden Kreise. Er selbst sei zwar bei den Hauptpersonen des Hofes und des Kabinetts hinreichend verhaßt, aber doch in vieler Hinsicht so gut als unbeachtet und habe mancherlei Wege, vieles unbemerkt zu erfahren.

4. Die Vorlesungen des ersten und zweiten Semesters.

Glückliche Stimmung Niebuhrs.

Niebuhr selbst hat sich von der Erinnerung, die ja sonst, und zumal bei einem so empfindsamen Herzen wie dem seinen, das Vergangene goldiger malt, als es der Alltag erscheinen läßt, nichts vortäuschen lassen. Seine Briefe aus dieser Zeit atmen ganz die gleiche Stimmung, die ihn noch nach Jahren im Andenken jener Jahre erfüllte. Er war den politischen Stürmen, denen seine zarte und gewissenhafte Persönlichkeit nicht gewachsen gewesen, entrückt und fühlte sich bei den stillen Studien, die ihn nun ganz erfüllten, seiner eigentlichen Bestimmung zurückgegeben und wie im Hafen. Im Umgang mit ihm und gleichgesinnten Freunden fand auch Schleiermacher die Stunden liebster Erholung und

besseren Vertrauens, als ihm die Staatsgeschäfte geben konnten. Sowie es auch für uns das schönste Blatt in der Geschichte des ersten Jahres unserer Hochschule bleibt, daß das Buch, mit welchem die wissenschaftliche Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts anhebt, auf einem ihrer Katheder gelesen worden ist. Niemals hat ein Lehrer der Universität, auch Fichte nicht und Alexander von Humboldt, ein glänzenderes Auditorium gehabt als Niebuhr im Winter 1810, als mitten unter Studenten und Offizieren Männer wie Savigny, Schleiermacher und Spalding, und von den Räten des Departements Nicolovius und Süvern, Schmedding und Ancillon zu seinen Füßen saßen. Wie erstaunten sie alle, als dieser Neuling in der Gelehrtenrepublik, der ganz in den Staatsgeschäften aufgegangen zu sein schien, aus seinem unerschöpflichen Gedächtnis die Fülle der Tatsachen kritisch geordnet und von staatsmännischen Gesichtspunkten aus beleuchtet zur Darstellung brachte. „Ein Gelehrter", so schreibt Savigny schon nach den ersten Stunden am 14. November an seinen Freund Creuzer in Heidelberg, „hat mir bisher vor allen gefallen: der Geh. Staatsrat Niebuhr, der Sohn des Reisenden. Dieser Mann, zwischen 30 und 40, hat von seinem 20. Jahre an in Geschäften gelebt, hat zuletzt im Finanzfach gearbeitet, ist aber jetzt als Historiograph ganz dem Gelehrtenfach zurückgegeben. Aus Staatswissenschaften hat er sein eigentliches Studium gemacht, ist gründlicher Orientalist, ein Philolog, vor dem die hiesigen Kollegen vom Handwerk den größten Respekt haben; sein eigentliches Fach aber ist alte und neue Geschichte, Statistik und Geographie mit eingeschlossen. Dabei ist er Weltmann von der feinsten Sitte und der liebenswürdigsten Bescheidenheit. Ich höre bei ihm römische Geschichte, die nun eigentlich Modekolleg ist, obwohl er durch die ungeheure Erudition und Gründlichkeit nicht berufen ist, die Menge zu locken. Ich kann Ihnen nicht sagen, wieviel ich auf ihn als Schriftsteller hoffe, wozu dieses Kolleg gewiß als Vorarbeit dient." Und noch begeisterter ist er am Ende des Semesters, als er den Druck der Vorlesung dem Freunde meldet: „Es ist ein herrlicher Mensch, von tiefem Gemüt, großer Gelehrsamkeit, und von einem schaffenden Geist, in welchem stets Sinn und Wissen als lebendiges Ganze sich durchdringen. Und bei dem allem", so schließt er, „ist sein Wesen einfach und anspruchslos: von Goethe zum Beispiel spricht er mit derselben Unschuld und Demut wie ein Neuling, den bei seinem ersten Eintritt in die Welt dieser Dichter erfüllt, während seine Seele, noch nicht mit eigenen Gedanken angefüllt, jedem Eindruck offen steht. Das Unbegreiflichste aber ist, wie dieser Mann so werden und so bleiben konnte, da er von seinem 20. Jahre an (er ist 34) fast beständig vom Geschäftsleben in Beschlag genommen worden ist."

Seine Vorlesungen.

So knüpfte das erste Semester unserer Universität zwischen den beiden herrlichen Männern das Band jener edelsten Freundschaft, die auf dem Grunde gemeinsamen Strebens nach hochgesteckten Zielen der Erkenntnis erwächst. Von Savigny fühlte sich Niebuhrs leicht verwundbares Gemüt nie verletzt, niemals

Freundschaft mit Savigny. Die Graeca.

hat er sich von ihm abgewandt; sie sind bis ans Ende treu verbunden geblieben.[1] Es war der Boden Roms, auf dem sich beide fanden. Aber das Feld, auf dem Niebuhr heimisch war, erstreckte sich weiter. Es war das gesamte Gebiet des klassischen Altertums, das ihn nun auch mit Schleiermacher und Heindorf, Spalding und Buttmann eng vereinigte. Ihr Treffpunkt war die Graeca, welche früher von Buttmann, Heindorf, Spalding und anderen schon gehalten worden war, und die jetzt aufs neue zusammentrat.[2] In dem Kreise dieser Freunde, an den Freitag-Abenden, wenn sie — reihum in den Häusern der einzelnen — den Herodot miteinander lasen, fühlte sich Niebuhr am wohlsten. Er selbst erklärte das Historische, andere, Buttmann vor allen, übernahmen die philologische Interpretation. Ein einfaches Mahl hielt sie dann noch ein paar Stunden unter heiteren und ernsten Gesprächen zusammen. Politische Unterhaltung und alles Tagesgeklätsch waren verpönt. Es war, wie Niebuhr seiner Schwägerin schreibt, „wahrhaft eine Akademie der klassischen Studien", ein von dem Geist der Antike durchhauchter Bund der Freundschaft.

Alleinstehen Fichtes.

Fichte stand diesem Kreise fern. Savigny empfand sogleich, daß es einen schneidenderen Gegensatz als zwischen ihm und Niebuhr nicht geben könne; und daß zwischen Fichte und Schleiermacher dasselbe der Fall war, wissen wir zur Genüge. Savignys Toleranz konnte auch diesem Eisenkopf Sympathie zuwenden; ihm gefiel seine „kräftige Bravheit". Aber er sah gleichwohl, daß auch er in kein rechtes Verhältnis mit ihm kommen werde. Auch Fichte hatte ein Herz für die Klassiker und die am klassischen Geist genährten Literaturen. In Königsberg hat er einen Gesang Dantes übersetzt. Dort war er Mittelpunkt eines geselligen, aus Männern und Frauen gebildeten Kreises geworden, die er in den Geist dieser

1) Zwischen Schleiermacher und Niebuhr kam es schon in den ersten Zeiten zu einer Aussprache. Den Anlaß gab eine Bemerkung von jenem über den Hausarzt Niebuhrs, den Geheimrat Kohlrausch, durch welche Niebuhr sich veranlaßt sah, für den Abwesenden mit sehr scharfen Worten einzutreten. Kohlrausch bot durch seine hochgradige Eitelkeit freilich große Angriffsflächen dar. Darüber zwei Briefe im Nachlaß Schleiermachers. Mit dadurch mag das Urteil Schleiermachers bestimmt worden sein, das er in einem Briefe an Brinkmann abgibt. Vom 4. Juli 1812, Aus dem Leben, II, 187: „Der hiesige wissenschaftliche Kreis hat bedeutenden Zuwachs erhalten durch die Universität, aber den bedeutendsten durch einen Mann, der der Universität nicht angehört, sondern ursprünglich für Staatsgeschäfte berufen war, nämlich Niebuhr. Ich weiß nicht, ob Du ihn persönlich kennst. Ich habe nie eine so bewundernswürdige Gelehrsamkeit gesehen und nie ein so vielseitiges und tiefes Talent und selten ein so schönes Gemüt; ich würde auch hinzufügen, einen so großen Charakter, wenn er nicht unter den Einwirkungen eines schwächlichen Körpers stände." Er wird damit — meine ich — jenes Übermaß von Zartempfinden treffen wollen. Auch zwischen Böckh und Niebuhr, die doch durch die gleichen Arbeitsziele so nahe zusammengehörten, hat der Verkehr später einen Riß erhalten, der leider niemals wieder geheilt worden ist. Vergl. darüber Hoffmann, August Böckh, 224f.

2) Vergl. G. Parthey, „Origines graecitatis Berolinensis", 3. Ausgabe von Rudolf Hercher, 1876. Es waren jetzt im ganzen 7 Mitglieder. Zu den alten, Buttmann, Spalding und Heindorf, traten Niebuhr, Schleiermacher, Süvern und Hirt hinzu.

Poesie einzuführen suchte. Tacitus hatte er in dem Winter gelesen, als er seine Deutschen Reden hielt, und Savigny entdeckte später mit freudigem Erstaunen, daß er auch ein intimer Kenner Goethes war.[1] Aber der Sinn, in dem der Philosoph der Tat mit den großen Geistern der Vergangenheit Zwiesprache pflog, war ein anderer als der, welcher die historisch-philologischen Studien Savignys und seiner Freunde leitete. Auch die Klassiker las er unter den Gesichtspunkten, welche sein Leben beherrschten. Das, was jene antrieb, die Lust, dem Genius der Zeiten nachzugehen, sich in die Welt der Vergangenheit, ihren Geist und ihre Schönheit, historisch und ästhetisch zu vertiefen, war nicht in ihm. Die Gedanken, die er aus ihnen schöpfte, verwandte er sogleich zum Aufbau der idealen Welt, die er der Welt von heute, welche ihm wesenlos und todeswürdig erschien, zu unterstellen suchte. Die Bühne, welche er aufsuchte, war der Lehrstuhl, und der Kreis, auf den er wirken wollte, die Studenten, die Söhne der Nation, denen einen neuen und gewissen Geist einzuhauchen die Summe seines Lebens war. Als einer der Ersten, schon am 22. Oktober, begann er, zunächst mit dem Publikum, der Einleitung in seine Philosophie, die aber nur als Vorbereitung auf die privaten Kollegien gedacht und bereits nach acht Tagen beendigt war. Und so las er auch die Privata eins nach dem anderen, zunächst vom 29. Oktober ab die „Tatsachen des Bewußtseins“ bis Mitte Januar, darauf, vom Ende dieses Monats bis zum 6. April, die Wissenschaftslehre. Auch bei ihm ging die Zuhörerschaft weit über den Kreis der Studenten hinaus. Der Andrang zu dem Publikum war enorm, das Auditorium so voll, daß nur die Hälfte sitzen konnte. Die Anzahl der Hörer war, wie er — und übrigens auch Niebuhr von sich — in dem von der Regierung eingeforderten Semesterbericht bemerkt, „nicht zu bestimmen“.[2] Die Privatvorlesungen wurden von je 98 bezw. 57 Zuhörern belegt.[3]

Fichte auf dem Katheder.

Bei diesem Kämpfer konnte es aber nicht anders sein, als daß die Geister sich schieden. Seine Philosophie wollte nicht belehren, wenigstens nicht in dem Sinne, daß sie Kenntnisse ausbreitete, sondern überzeugen, zur Erkenntnis der sittlichen Welt führen. Er füllte, wie Achim von Arnim fein bemerkte, mit seinen Vorlesungen bei manchen den Platz aus, an welchem sonst Religion und Kirche

Sein Einfluß auf die Studenten. Beurteilung durch Twesten; Abwandlung in dessen Ansichten über Fichte, Niebuhr und Schleiermacher.

1) „Zu meiner Freude und Überraschung“, so schreibt er am 26. November 1811, „daß Fichte den liebevollsten Anteil an Goethes Poesie bis ins kleinste Detail nimmt; er weiß vieles von ihm auswendig und hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß die Wahlverwandtschaften in den Werken umgearbeitet sind.“ An Clemens Brentano, Berlin, 26. November 1811. Königliche Bibliothek.

2) Im Un.-Archiv. Diese Berichte wurden Semester für Semester fortgesetzt. Sie betrafen Inhalt, Anfangs- und Schlußtermine und die Zahl der Zuhörer. Twestens Angaben decken sich mit der Tabelle, außer bei dem Anfangstermin, den er — wohl richtig — auf den 22., Fichte dagegen auf den 21. setzt.

3) Vergl. auch Savigny an Creuzer, a. a. O., 14. November: „Er hat jetzt 90 Zuhörer, nicht bloß Studenten, und viele verehren ihn auf unbedingte Weise, so wie andere Schleiermacher.“

zu stehen pflegen.[1] So gab es denn alsbald Zustimmende und Ablehnende, begeisterte Verehrer und Skeptiker oder Indifferente, sowie (und diese waren vielleicht in der Mehrzahl) solche, die dem Propheten überhaupt nicht zu folgen vermochten. Ungemein belehrend dafür sind die Aufzeichnungen Twestens, welche überhaupt für das erste Semester der Universität eine unschätzbare Quelle sind.[2] Wenn jemand vorbereitet war, um die Lehre des Idealismus in sich aufzunehmen, so war es dieser junge Holsteiner, der schon im sechsten Semester stand, bei Reinhold in die Schule gegangen war, durch dialektische Anlage und unermüdlichen Fleiß[3] sich auszeichnete und bald von Männern wie Schleiermacher und Niebuhr, an die er von der Heimat her empfohlen war, fast wie ihresgleichen behandelt wurde. Die erste Stunde, die er bei Fichte hörte, nahm ihn ganz gefangen. Es war nicht das Äußere der Rede, was ihn anzog, sondern gerade der Inhalt und die Form, in die der Meister seine Gedanken kleidete. „Er steht", so schreibt er, „größtenteils unbeweglich, und nur aus seinen Augen blitzt seine Lebendigkeit hervor, wie sich auf seinem Gesichte seine Festigkeit ausdrückt; ferner hat er weder ein vorzügliches Organ, noch gebraucht er seine Stimme recht; aber er hat als akademischer Lehrer und insbesondere als Lehrer der Philosophie eine musterhafte Darstellung. Er spricht kurz, einfach und klar, ganz so, wie in der Einleitung der Bestimmung des Menschen, und man sieht's, daß er nicht redet, um schön zu reden, sondern daß es ihm bloß um die Sache zu tun ist. Er redet bestimmt und in einer so lichten Ordnung, die er dazu so klar zu machen weiß — durch öfteres aber nie widerliches Wiederaufnehmen des Fadens und Rekapitulation —, daß es unmöglich ist, ihm nicht zu folgen. Dazu spricht er langsam und mit gehörigen Pausen, so daß es jedem möglich ist, sich, was er gesagt hat, recht einzuprägen und zu überdenken.[4] Aber schon am 31. Oktober war Twesten der Vortrag weniger klar, so daß ihm der Zusammen-

1) Savigny, a. a. O.

2) Wenn ich im folgenden dieselben und ihren Schreiber fast allzusehr in den Vordergrund rücke, so möchte ich dies nicht bloß mit ihrem Quellenwert entschuldigen, sondern ich glaube dadurch den Lesern den besten Einblick zu geben in das wissenschaftliche Leben, wie in die gesellschaftlichen Verhältnisse an unserer Universität in ihrem ersten Jahr, unter ihren Lehrern wie ihren Schülern.

3) Nur eine Stunde, gerade die letzte, und dies durch ein Versehen, da er ohne daran zu denken eine Einladung angenommen hatte, versäumte er bei Fichte im ersten Semester. Im Sommer hat er 40 Stunden gehört, am Mittwoch allein 9. Und das war der heiße Sommer, der den „Elfer" reifen ließ! Allerdings nahm er im Juli nach auswärts eine Hauslehrerstelle an Als er zurückkam, gegen Ende der dritten Septemberwoche, waren die Vorlesungen eben erst geschlossen.

4) Tagebuch vom 22. Oktober, S. 37. Auch der Eindruck, den der Philosoph auf den jungen Adepten bei seinem ersten Besuch machte, verdient Erwähnung. Tagebuch vom 15. Oktober 1810, S. 30: „Ich hatte mir kein bestimmtes Bild von Fichte gemacht; wie ich aber — nicht ohne einiges Herzklopfen — zu ihm hineintrat und einen kleinen, untersetzten, wie es schien wohlgenährten Mann auf mich zukommen sah, war ich doch in Versuchung, mich selbst zu fragen, ob das wirklich auch Fichte sei? Er war sehr freundlich, sprach mit großer Hochachtung von Reinhold und erkundigte sich sehr freundschaftlich nach ihm."

hang entging. Er suchte alsbald den Philosophen persönlich auf, der ihm sehr bereitwillig wieder auf die Spur half. 'Aber er meint doch schon, daß ein anhaltendes und genaues Studium Kants ebenso weit führen werde wie das Hören dieser Philosophie. Als Fichte dann am 10. November sein Konversatorium eröffnete, fühlte sich Twesten unter den 10 bis 12 Mitgliedern, die im Auditorium erschienen waren, recht deplaciert und von der Art, in der die Fragen gestellt und die Antworten gegeben wurden, wenig befriedigt. Und dieser Eindruck nahm im Laufe des Semesters bei ihm nur zu, obgleich Fichte selbst diesem fleißigen Zuhörer sein Interesse zuwandte und unter den vier im ganzen abgelieferten Arbeiten auch die seine des Lobes für würdig erklärte. Wenn bei Twesten einmal die Hoffnung aufdämmerte, daß der Vortrag des großen Philosophen ihm lichter zu werden anfange, so ging diese Empfindung bald wieder vorüber. Nur die populäre Seite, das, was Fichte, wie er schreibt, über die Tatsachen des Sittengesetzes und des religiösen Gefühls mit Stärke, Klarheit und Erhabenheit aufzeige, faßte er auf und nannte es das Reale und Treffliche der eigentlichen Wissenschaftslehre, bewunderte auch wohl den Scharfsinn und die Konsequenz, konnte aber darin nichts anderes als eine Hypothese entdecken, deren Wert einzig auf der Leichtigkeit beruhe, die Erscheinungen des Bewußtseins daraus abzuleiten. Vergebens versuchte er noch einmal, im Dezember, sich bei dem Philosophen Rat zu holen. Fichte vertröstete ihn auf die Wissenschaftslehre, wo die Prinzipien der Natur besprochen werden würden. Twesten aber nahm aus dieser Unterredung nur den Eindruck mit nach Haus: „Der Mann ist kalt wie Eis, und ich würde nie mit ihm vertraut werden können. Seine Philosophie gibt dem Leben eine ungeheure Erhabenheit, aber diese Erhabenheit ist schauerlich.“ Auch Gespräche mit einem Kommilitonen, der seit Jahren und von jeher Philosophie getrieben hatte und für den besten Schüler Fichtes galt, konnten dem Zweifelnden nicht helfen. Levi, so hieß dieser Jünger des Meisters, schien ihm selbst noch nicht zu einem festen Schritt gekommen und allzu sehr von dem eigenen Werte durchdrungen zu sein. Ja, er ertappte sich schließlich bei dem lästerlichen Gedanken, daß der Lehrer am Ende selbst auf dem Seile seiner Dialektik balanciere, statt auf dem Grund und Boden gesicherter Erkenntnis zu stehen. „Ich weiß nicht“, schreibt er dem Bruder mit zagender Feder, „ich kann zu Fichte kein Herz gewinnen. Er kommt mir oft ganz sonderbar vor; oft — fast scheue ich mich es zu sagen, doch wir sind ja unter uns — nicht viel anders als eine Art Charlatan. Doch Levi versichert mich, daß er auch von seiten seines Gemüts für nähere Bekannte sehr liebenswürdig sein soll“.[1]

Aber auch zu seinem Landsmann und Gönner Niebuhr konnte dieser vielleicht reifste Student des damaligen Berlin im Anfang gar kein rechtes Ver-

1) Tagebuch vom 10. Februar, S. 132. Vergl. ferner 16. März, S. 152.

hältnis gewinnen. Auch dies läßt sich verstehen, und sowenig man im allgemeinen auf studentische Kritik an den Professoren zu halten verpflichtet ist, können wir hier vielleicht dem Schüler das scharfe Urteil nicht verdenken, welches er über die Römischen Vorlesungen gefällt hat. Wenn er Anstoß daran nahm, daß Niebuhr auf dem Katheder viel mehr Untersuchungen gäbe, wie sie ein Annotationenschreiber mache, als zusammenhängende Schilderungen, daß er sich in Kleinigkeiten verliere, statt das römische Wesen in ein Gesamtbild zu bringen, daß er überhaupt nicht eigentlich einen Vortrag halte, sondern ein ausgearbeitetes Buch ablese, so traf er damit nicht weit vom Ziel, und wir dürfen uns sagen, daß es außer Savigny und seinen Freunden nicht viele Zuhörer gegeben hat, welche die Bedeutung der Leistung, die Niebuhr damit vollbrachte, voll zu würdigen und für sich nutzbar zu machen wußten.[1] Der Verlauf seiner Vorlesungen bewies dasselbe, denn in den folgenden Semestern, wo er die Römische Geschichte fortsetzte, ward der Besuch sehr viel schwächer. Twesten selbst hingegen ward bekehrt. Im Sommer zeigte er sich bereits von dem großen Landsmann begeistert. Er preist sein herrliches Gemüt, sein Gefühl für das Große und Edle in der Geschichte.[2]

Aber abgesehen davon, daß Twesten damit Momente betont, die doch eigentlich nicht das sind, was die Größe Niebuhrs in seinen Werken ausmacht, war der Umschlag seines Urteils offenbar mehr durch den persönlichen Eindruck des Mannes, dem er erst am Ende des Winters nahe trat, bedingt, als durch die wachsende Einsicht in die Meisterschaft, womit der große Stoff kritisch behandelt war. Dieser Wechsel seiner Ansichten dem Philosophen wie dem Historiker gegenüber ist ohne Frage vor allem dem Einfluß Schleiermachers zuzuschreiben. Auch ihm war Twesten anfangs ziemlich reserviert gegenübergetreten; er hatte sich durch den kühlen Empfang, den ihm Schleiermacher, der in dem Moment okkupiert sein mochte, zuteil werden ließ, verletzt gefühlt: es scheine ihm, so urteilt Twesten etwas später, die Gabe der Unterhaltung zu fehlen. Seine Vorlesungen, und mehr noch seine Predigten, gewannen ihn dagegen von Anfang an. Die Predigt fand er einfach und ungeschmückt, aber schön, klar und stark, vielleicht für die Fassungskraft des gemeinen Mannes ein wenig zu hoch. Der akademische Vortrag ergriff ihn sogleich durch den Ton, welchen der große Theologe auf das religiöse Gefühl legte, weil dieses gleichsam die Seele in dem Körper sein müsse. Wenn sie fehle, so hatte Schleiermacher gesagt, gäbe es kein unglücklicheres Geschöpf als den Theologen, der dann in keiner Weise zu einer Einheit des Seins gelangen könne; so wie nur der eine Wissenschaft besitze, der, wenn er auch das Historische empfange, doch sie

1) Vergl. Tagebuch vom 17. November, 22. November, 12. Januar, 9. Februar; S. 61, 92, 111, 132.

2) Tagebuch vom 24. April und 15. Mai, S. 178 und 187.

sich selbst mit wissenschaftlichem Geiste konstruiere.[1] Und nicht lange, so hatten sich beide auch persönlich gefunden. Ganz deutlich aber sehen wir in dem gleichen Maße das Verhältnis Twestens zu Fichte erkalten. Schleiermacher selbst scheute sich nicht, vor den Ohren des jungen Studenten seine wissenschaftliche Differenz mit Fichte, dessen Liebenswürdigkeit er übrigens anerkannte, zu erörtern.[2] Damals glaubte Twesten dem noch widersprechen zu können, aber bald war er Schleiermachers Gefangener. Hatte er eine Zeitlang zwischen philosophischen, philologischen und theologischen Studien geschwankt, so war er jetzt ganz entschieden. Die Enzyklopädie Schleiermachers, schreibt er am Schluß des Semesters, habe ihn wieder mit Leib und Seele zum Theologen gemacht.[3] Mit Fichte aber war er fertig. „Fichte zuzuhören wird mir nachgerade unerträglich", schreibt er noch an demselben Tage: „Es ist mir wie einem, der mit verbundenen Augen, überall anstoßend und stolpernd, einem Führer kaum folgt, der ihn zu einer schönen Aussicht zu führen verspricht, statt daß ich mich gern umsehe, wo ich bin. Methode! Methode! es ist so etwas Einfaches und doch so Wesentliches".[4] Als Schleiermacher für das Sommersemester seine Dialektik in Fichtes Stunde über die Wissenschaftslehre verlegte — absichtlich, wie Twesten annahm, da er sich durchaus nicht auf einen Tausch einlassen wollte —, so war Twesten alsbald entschlossen, jenen fahren zu lassen; „denn aus seinen Vorlesungen werde ich ihn doch nicht verstehen, und es bleiben mir ja noch immer seine Schriften. Was dagegen Schleiermacher vortragen wird, finde ich nirgends." Seine Schätzung der Persönlichkeit des Philosophen gab er nicht auf; er verteidigte diese wohl gegen Schleiermacher, der allmählich auch darüber mit seiner Meinung mehr hervorkam[5], so wie Fichte gegen Twesten bis zuletzt liebenswürdig

1) Tagebuch vom 4. und 5. November, S. 50 f.

2) Gelegentlich einer Abendgesellschaft am 4. Dezember, zu der Twesten eine Einladung erhalten hatte. Er schreibt darüber in sein Tagebuch: „Die Unterhaltung, die überhaupt nicht recht in Gang kam, konnte uns, die wir etwas blöde waren, nicht recht in Bewegung setzen. Am interessantesten ist mir folgendes gewesen. Schleiermacher empfahl sehr, mit anderen zusammen die Klassiker zu lesen, und erzählte, er habe mit einem Freunde noch auf der Schule die ganze hebräische Bibel und alle griechischen Dichter durchgelesen. Auch kam er auf Fichte und meinte, daß, obgleich so viel Liebenswürdigkeit zu dem Manne hinzöge, so würde er durch anderes doch wieder zurückgestoßen; teils durch die Duplizität des Standpunktes, welchen Fichte einnähme, indem er im Leben auf dem Standpunkte des gemeinen Bewußtseins, im Denken auf dem der Wissenschaft stehe, teils durch das alles Interesse an der Natur ertötende Schematisieren derselben, indem er sie bloß als Schranke des Ichs setze." Ein Urteil, das vielleicht selbst nicht der Duplizität entbehrt, wenigstens Schleiermachers eigentliche Meinung über seinen großen Gegner mehr andeutet als aufzeigt.

3) Tagebuch vom 19. März, S. 155. 4) Tagebuch vom 26. März, S. 159.

5) Tagebuch vom 23. April, S. 178: „Wir sprachen über Fichte. Er urteilte sehr hart über Fichtes philosophische Arroganz, nach der es aussieht, als ob er allein das Monopol habe, die Wahrheit zu sehen. Ich verteidigte dies, indem ich die Achtungswürdigkeit einer kräftig sich aussprechenden Überzeugung im Gegensatz gegen diejenigen zu zeigen suchte, die in lauter Meinen und Wahrscheinlichfinden und Ansichten aufgehen, wovon es jetzt überall voll ist."

blieb.[1] Aber seiner Philosophie entzog sich der junge Theologe ganz unter dem Einfluß des Meisters, bei dem ihm Persönlichkeit und Bekenntnis, Philosophie und Gottesgelehrtheit in vollem Einklang zu stehen schienen.

Wolf als Lehrer, hervorragend über die andern Philologen.

Der Umgang mit Schleiermacher und Niebuhr hat es nun wohl auch bewirkt, daß Twesten gleichzeitig von Wolf abrückte, von dem er im Anfang fast noch mehr gefesselt war als von Schleiermacher. Im April aber begann er auch ihm kritische Bemerkungen zu widmen, um ihn im weiteren Verlaufe seiner Studien ganz zu verlassen. Was aber unsere Universität daran eingebüßt hat, daß dieser Mann, der als Lehrer vielleicht noch größer war denn als Schriftsteller, sich so ganz isolierte und der gemeinsamen Arbeit an dem Aufbau seiner Wissenschaft entzog, erkennen wir deutlich aus den Aufzeichnungen, welche Twesten hinterlassen hat. Das Wort, welches Wolf einmal als die Summe seiner Pädagogik bezeichnet hat: „Habe Geist und wisse Geist zu wecken!“, machte er noch immer in vollem Sinne wahr, und alles, was seine Schüler an ihm gerühmt haben, die Klarheit und Einfachheit seines Vortrages, die Sicherheit der Interpretation, den Reichtum der Gedanken und des Wissens und die Freiheit von allem Schwerfälligen, Geschraubten und Erkünstelten, erfuhr und empfand auch der junge Twesten. „Er ist der wahre Philologe“, schreibt er am 23. November, „von dem ich manches herrlich Klingende früher hörte, den ich aber nie selbst sah, noch in Schriften erkannte. Er ist so gelehrt im einzelnen, ein Kritiker wie kein anderer, und trägt es doch gerade vor sich her, daß er jede obskure Erudition und Silbenknackerei verachtet, wenigstens für das Unwichtigere, obgleich auch Notwendige hält, an dem nur keiner kleben bleiben muß. Er hat bei jenen trockenen Beschäftigungen sich Sinn und Geist für das Höhere zu erhalten gewußt. Er sollte dem Vergnügen leben, schriebst Du mir von Berlin aus; freilich, er ergreift den edlen Gehalt der Wissenschaft und läßt die Schale dem, der in ihr den Kern gefunden zu haben glaubt.“ Und ein paar Wochen später: „Wenn ich mit ihm spreche, glaube ich immer, einen Griechen reden zu hören, so ganz auf griechische Weise allseitig ausgebildet ist sein Geist. Und sein Charakter selbst ist ganz antik, leicht kindlich, gemütlich und zugleich tief, so wie unseres Winckelmanns.“ Wie weit traten in seinen Augen die anderen Philologen gegen diesen Meister zurück: Bernhardi mit seiner abstrusen philosophischen Grammatik, dessen Auditorium immer leerer wurde, Spalding mit dem trockenen Kommentar zum Quinctilian, den er vor sechs bis acht Zuhörern las. Selbst Buttmann, dessen geistreichen Vortrag Twesten rühmt, und Heindorf, dessen überaus sorgsam vorbereitetes Kolleg (er brauchte 10 Stunden Vorbereitung für jede Vorlesung) Twesten neben denjenigen Wolfs am höchsten

1) Vom 26. September, an Brandis: „Auch Fichte hat mich aufgefordert, ihm zu schreiben, und mir zu antworten versprochen. Daß ich übrigens nicht so sehr mehr Fichtes enthusiastischer Verehrer bin, wie früher wohl, darin hast Du ganz recht vermutet“.

stellte, und der in seiner philologischen Gesellschaft mit liebenswürdigem Eifer die Studenten in die Klassiker einführte, konnten neben diesem größten aller Philologen nicht aufkommen.

Zahlreich waren zunächst auch Wolfs Schüler nicht; die in dem Katalog angekündigten Privatvorlesungen ließ er fallen, weil die Beteiligung ihm zu gering war; und wenn er dann Aristophanes publice ankündigte, so kommentierte er diesen lateinisch, um, wie er sagte, „die Plebs zu verscheuchen." Auf Massenwirkung war sein Sinn niemals gerichtet, sondern im intimen Verkehr gab er sich — auch darin ein echter Pädagoge — am freiesten und liebsten. Hier konnte derselbe Mann, der gegen seine Kollegen von einer unerträglichen Arroganz war, und mit dem kein Vorgesetzter, auch ein Humboldt nicht, auszukommen vermochte, die Liebenswürdigkeit, ja Gutherzigkeit selbst sein. Niemals versagte er sich den Bitten um Rat, die ihm seine Schüler vortrugen, und nichts hatte er lieber, als wenn er, der immer Freund eines guten Trunkes war, mit ihnen an seinem gastlichen Tisch bis tief in die Nacht ein von geistreicher und heiterer Unterhaltung belebtes Symposion halten konnte. Noch nach Jahrzehnten hat einer seiner Hallenser Schüler seinem Biographen davon erzählt, als dem Köstlichsten, das die Universität ihm und seinen Freunden hätte bieten können. Habe Wolf schon in dem öffentlichen Vortrage seine Zuhörer entzückt, so sei er hier wahrhaft bewundernswürdig gewesen.[1] So gewährte er auch Twesten Zutritt zu seinem Hause, so oft dieser wollte, lud ihn zu Tisch und forderte ihn zu gemeinsamen Spaziergängen auf, zweimal in der Woche, zog ihn auch wohl zu Dienstleistungen heran, wie zur Ordnung seiner Bibliothek gelegentlich des Umzuges, den er damals — er wohnte im Tiergarten — vorhatte; zusammen mit Wernicke, der von Breslau gekommen war, mußte Twesten ihm dabei helfen. Oder er vertraute ihm die Korrektur seiner am Friedrichstage in der Akademie gehaltene Rede über Ein Wort Friedrichs des Großen über die Kunst des Übersetzens an, wobei er es dem jungen Freunde gar nicht übelnahm, wenn dieser ihm seinen Stil verbessern zu können glaubte, und hier und da sogar eine Bemerkung von ihm akzeptierte.[2] Was Twesten von den Gesprächen wiedergibt,

1) Aus einem Briefe des Geh. Hofrats Nüßlin in Mannheim an Arnoldt vom 16. Oktober 1855, I, 266. „Ich gedenke derselben jedesmal, wenn ich in Milton, Paradise lost VIII, 311 Adams Äußerung gegen den Engel lese, sein Gespräch sei süßere Frucht für ihn als die erquickende Frucht des Palmbaumes, denn diese, wie erfrischend sie auch sei, sättige bald, doch des Engels Worte voll göttlicher Anmut verursachen keine Sättigung." Darauf weiter die Erzählung von dem Abschied aus Halle und dem Fußmarsch nach Ballenstädt, auf dem Wolf den Studenten nachritt; Szenen, die man selbst lesen muß, um die Begeisterung, die den Schreiber noch nach 53 Jahren darüber erfüllte, zu begreifen.

2) Tagebuch vom 3. Februar, S. 128: „Manche meiner Änderungen betreffen Wolf selbst, und nicht selten folgt er mir, obgleich nicht so oft, als er meiner Meinung nach sollte. So behauptet er, es sei ganz richtig gesprochen: eine Reise, die zu meinen angenehmsten Erinnerungen

spiegelt ganz die Unmittelbarkeit, den Geist und die Anmut, welche alle Schriften des großen Philologen nach Form und Gedanken an sich tragen. Die Gaben, durch die er seine Schüler bezauberte, waren zum Teil solche, welche seine Gegner irritierten; sie nannten „fade Witzelei", was den Studenten wohl als sprühende Laune erschien, Anmaßung und Leichtfertigkeit des Urteils, was jene als Überlegenheit und breiteste Gelehrsamkeit bewunderten.[1] Aber gerade Twestens Aufzeichnungen zeigen, daß Wolf sich der Grenzen seines Könnens wohl bewußt war und, so ungeniert er mit den Fachgenossen umsprang und über alles, was zur Altertumswissenschaft gehörte, urteilte und aburteilte, dennoch Gebiete, die außerhalb lagen, wie etwa die Fichtesche Philosophie, respektierte — was man von dem Philosophen selbst nicht eben sagen konnte; und daß er die Herrschaft, die er über die Studenten behauptete, nicht dazu benutzte, um ihnen, wie Fichte seinen Hörern, den Stempel seines Geistes aufzuprägen, sondern im Gegenteil die größte Kunst des Pädagogen besaß, die Eigenart der Schüler sich frei entfalten zu lassen.

Gerät in neuen Zwist mit Universität und Departement über seine Amtsstellung.

Wenn er es nur vermocht hätte, auch abseits von dem Kreise der Kollegen auf dem Felde, das ihm die Regierung überlassen hatte, auszuharren! An Schuckmann lag es nicht, wenn Wolf es auch daran zuweilen allzusehr fehlen ließ. Denn bei ihm fand Wolf eher Schutz gegen die Animosität, welche die Räte des Departements unter Schleiermachers Einfluß seit Humboldts Abreise gegen ihn gezeigt hatten. Er war mit ihnen wie mit der Universität selbst in die schärfste Spannung geraten, als er — heimgekehrt — sich unter den Ordinarien im Katalog aufgeführt sah und vom Rektor als Mitglied des Professorenkollegiums behandelt ward. Als der Pedell ihm den Schlüssel zu der Mappe für die Zirkulare überbrachte, verweigerte er die Annahme. Das Departement, an das Rektor und Senat sich klagend wandten, ersuchte ihn um eine bestimmte und unumwundene Erklärung, was man von ihm zu erwarten habe, weil man sonst in Verlegenheit sein würde, wie man sein jetziges Dienstverhältnis Sr. Majestät darstellen und rechtfertigen solle (1. November). Worauf Wolf (8. November) unter vielem Hin- und Herreden über das, was nach den Verabredungen zwischen ihm und Humboldt hätte geschehen sollen, den bestimmten Wunsch wiederholte, nicht als Professor Ordinarius oder als Glied der Fakultät in Aktion zu treten, sondern in der Qualität eines Mitgliedes der Akademie lesen zu dürfen und so im Lektions-

gehört, während ich korrigiere: deren Erinnerung zu meinen angenehmsten gehört. Hältst Du das erste für richtig?" Man sieht wohl, wie nachsichtig Wolf sein konnte!

1) Aus Urteilen der Professoren spricht zum Teil wohl die verärgerte Stimmung der über den Hochmut, den der alte Lehrer ihnen bewies, Empörten. Andererseits ließ sich Wolf von seinem Talent, Worten und Dingen die witzige Seite abzugewinnen, oft dazu verleiten, ins Flache zu geraten, und seine von unbändigem Selbstbewußtsein gestachelte Spottsucht steigerte sich oft zu bösartigen Angriffen auf seine Kollegen.

verzeichnis aufgeführt zu werden. Die Entscheidung, welche Schuckmann traf, war ebenso liberal gegen Wolf wie im Interesse der Unterrichtsverwaltung. Auf seinen Antrag an den König (3. Dezember) entschied dieser (3. März), daß Wolf zu den vollen Leistungen eines ordentlichen Professors zu verpflichten sei, auch für die Fortbildung von Lehramtskandidaten herangezogen werden solle, im übrigen aber allerdings von den Fakultätsgeschäften und den sonstigen Arbeiten der ordentlichen Professoren befreit werden müsse, auch im Lektionskatalog, wie er wünsche, angeführt werden könne, da es nicht auf den Namen, sondern auf den Zweck ankomme.[1] Wenn wir nun den Angaben Twestens folgen dürfen, so hat auch der Königliche Befehl nicht viel gefruchtet. „Wolf ist sehr nachlässig und setzt ungeheuer viel aus“,[2] notiert er zum 5. Juni. Nach den Tabellen jedoch hat es Wolf in diesem wie in den folgenden Semestern weder an Zuhörern gefehlt noch hat er seine Vorlesungspflichten versäumt. Die Mannigfaltigkeit seiner Stoffe war größer als bei jedem anderen; so auch die Zahl seiner Kollegia, deren er drei bis vier in jedem Semester gelesen hat, sowohl Interpretationen wie Literaturgeschichte und Antiquitäten, über die griechische wie über die lateinische Welt; auch die Termine muß er danach innegehalten haben, während Bernhardi und Hirt, auch Buttmann zum Teil ihre Kollegia kaum zustande brachten oder ganz aus dem Lektionsverzeichnis verschwanden, und selbst Böckhs Vorlesungen mehrfach geringere Zuhörerzahlen aufweisen. Sein Verhältnis zu seinen Kollegen aber verschlechterte sich von Jahr zu Jahr, und in Groll und Grillen versunken vereinsamte er immer mehr. Nicht lange, so rief sein böser Ausfall gegen Heindorf und seine „sanftwandelnden Genossen“ Buttmann und Schleiermacher auf den offenen Kampfplatz. In tiefer Empörung über den Angriff auf den Freund, dem, bevor er noch antworten konnte, der Tod den Mund verschlossen hatte, veröffentlichten sie — auch im Namen Böckhs und Johann Gottlob Schneiders — eine Streitschrift, in der sich die Erbitterung langer Jahre entlud. Wolf antwortete darauf nicht, er hat sogar behauptet, die Schrift nicht gelesen zu haben: „Schmähschriften vollends lese ich niemals.“ Wohl fand er noch immer Freunde, die für ihn einzutreten bereit waren, und die Lacher über seine guten und schlechten Witze hatte er oft auf seiner Seite. Mit Zelter und Langermann, David Friedländer und Varnhagen blieb er bis zuletzt in gutem Vertrauen. Auch Hegel hat sich gut mit ihm gestanden und sich manches Mal mit ihm bei Zelter zu einem Robber Whist zusammengefunden; und auf seinen wiederholten Reisen, die er in seinen letzten Jahren machte und deren letzte im Sommer 1824 ihm

Gerechte Entscheidung Schuckmanns.

Wachsender Groll und Isolierung Wolfs.

1) Vergl. dazu Körte, II. 47, wo der Antrag des Departements schon auf den 17. November gesetzt wird; die Ausfertigung ist erst vom 3. Dezember.

2) Damit ging Twestens Verhältnis zu Wolf zu Ende. In seinen Aufzeichnungen kommt der Name Wolfs nicht mehr vor; auch als er 1813 auf ein Jahr nach Berlin zurückgekehrt war, scheint er den Verkehr mit ihm vermieden zu haben.

fern von Berlin in Marseille den Tod brachte, hat Wolf noch oft die besten seiner Freuden, das Wiedersehen mit alten Schülern, genossen: aber bei alledem bleibt es ein tragischer Anblick, dies allmähliche und viel zu frühe Absterben eines an Fülle der Gaben und der Mittel, sie zu entfalten, überreichen Geistes.

Vorlesungszahlen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Wirksamkeit der anderen Professoren in dem ersten Jahre unserer Hochschule, so machen die Zuhörerziffern keinen erhebenden Eindruck, was sich ja bei der Gesamtzahl der Inskriptionen von selbst versteht. Gab es doch in dem ersten Semester nur 256 Immatrikulierte. Diese verteilten sich so, daß die Mediziner, die meist von dem Collegium Medico-Chirurgicum herüberkamen, weitaus in der Mehrzahl waren, nämlich 117, Philosophen gab es 57, Juristen 53, Theologen 29.[1] Demgemäß verschoben sich die Besuchsziffern in den einzelnen Fakultäten. Bei weitem die meisten Zuhörer hatten die Mediziner, und unter diesen wieder Knape, Rudolphi und Hufeland. Unter den Juristen ward besonders Savigny gehört, der im Winter die „Institutionen“ vor 46, im Sommer die „Pandekten“ vor 42 Zuhörern las. Andere Vorlesungen las er aber überhaupt nicht; auch in den folgenden Semestern wechselte er nur zwischen diesen, indem er mit den Institutionen auch die Literaturgeschichte und Antiquitäten des römischen Rechts verband. Damit gewann er freilich Zeit für sein großes Werk über die Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, dessen zwei erste Bände schon 1815 und 1816 erschienen. Im Gegensatz zu ihm ist der Eifer bemerkenswert, welchen Schmalz in seinen Vorlesungen entfaltete, der als Rektor im ersten Semester außer einem Publikum über die gegenwärtige Lage Europas noch fünf Privata gelesen hat, die von 12 bis 30 Zuhörern besucht wurden, und ebenso im Sommer vier Privata vor 10 bis 30 Zuhörern; ein fünftes über See-, Handels- und Wechselrecht gab er wieder auf. Der junge Biener, dessen Talent und Eifer Savigny sehr rühmt, konnte sich doch nur schwer durchsetzen. Im ersten Semester hat er die Tabelle gar nicht ausgefüllt, im zweiten nur die Institutionen mit 18 und das Kriminalrecht mit 7 Zuhörern besetzt gehabt.

Von den Theologen hatte Schleiermacher im Winter in der Enzyklopädie 17, im Lukasevangelium 18, in der Hermeneutik 14 Zuhörer. De Wette dagegen mußte sich in der Einleitung in das Alte Testament mit 6, und in den Psalmen mit 8 Zuhörern begnügen. Die Archäologie der Hebräer bekam er gar nicht zustande, und nur mit Mühe ein Privatissimum über die hebräische Gram-

1) Bemerkenswert ist der Anteil der höheren Stände an der Studentenschaft. Söhne höherer Beamten zählt man im ersten Semester 29, Söhne von Offizieren 10; von Adel waren 32.

matik.[1] Bellermann hatte in seinem Hebraicum allerdings 15 Zuhörer, allein er las dies, obgleich privatim, gratis. In der philosophischen Fakultät sah es noch viel schwächer aus. Rühs konnte nur die Vorlesung über die mittlere Geschichte, und zwar vor 5 Hörern, durchführen; seine Lehrtätigkeit blieb allezeit eine beschränkte, und zu den zweistelligen Zahlen hat er sich kaum je erhoben. Auch von der Hagen mußte erkennen, daß die Einsicht in die Bedeutung seiner germanistischen Studien bei der Studentenschaft nicht größer war als bei seinen Kollegen. In der Einleitung gewann er 10 Zuhörer, schloß diese jedoch schon zu Neujahr, um über die Nibelungen publice zu lesen, wobei aber in der Tabelle gar keine Zuhörer vermerkt sind. Auch die volkswirtschaftlichen Vorlesungen bei Hoffmann wurden nur von 14 und 9 Zuhörern besucht. Ähnlich war es bei den mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen, wo nur Gruson sich größeren Zuspruchs erfreute. Er war noch fleißiger als Schmalz, las im ersten Semester 6 Privata, deren kleinstes von 6, das größte von 37 Zuhörern besucht wurden, und hat auch in den folgenden Semestern einen nicht geringeren Eifer und Erfolg gehabt.

Im zweiten Semester aber besserte sich alles. Immatrikulationen gab es 198, und da nur sehr wenige abgegangen waren, so zählte die Universität wohl an 450 Studenten. Diesmal hatten die Theologen besonderen Zulauf, 43 Inländer und 16 Ausländer, während die Mediziner sich nur um 65 vermehrten, die Juristen um 43. Die philosophische Fakultät war immer noch recht mäßig besucht; sie hatte im ganzen 21 Inskribierte, darunter 7 aus dem Auslande. Das Zahlenverhältnis blieb unter den Dozenten ungefähr das gleiche. Schleiermacher las die Paulusbriefe vor 43, die „dogmatische Theologie“ vor 32, die Dialektik vor 63 Zuhörern. Marheineke, der sich die Ermahnungen der Berliner Herren sehr zu Herzen genommen hatte, erfreute sich in der Kirchengeschichte eines Besuches von 49 Zuhörern, so daß er Schleiermacher noch übertraf; in der Symbolik hörten ihn 16. Auch De Wette hatte die Genugtuung, seine Bänke besser besetzt zu sehen; seine Evangelienkritik hörten 32, seinen Jesaias 18, die Archäologie 19 und die hebräische Grammatik 25 Zuhörer; ein arabisches Privatissimum hatten 7 belegt.[2] Bei Bernhardi und Buttmann sind in der

1) Vgl. dazu Twesten zum 29. Oktober (S. 46) und zum 28. November (S. 71): „Ungeachtet aller meiner Bemühungen kann ich nicht ein Privatissimum über die hebräische Grammatik bei De Wette zustande kriegen, weil die Leute die vier Taler scheuen, wofür er es gewiß lesen würde.“ Wir erinnern uns, daß die Höhe des Honorars auf Vereinbarung zwischen Lehrern und Studenten beruhte.

2) Schleiermacher an Gaß, 11. Mai 1811, von seiner Dialektik: „Ich lese vor sechzig Zuhörern etwa und mag wohl, die Mediziner ausgenommen, diesmal das stärkste Auditorium haben.“

Twesten über De Wette zum 18. April: „De Wette fing heute seine Archäologie der Hebräer an. Ich denke, das Kollegium soll interessant werden; aber sein Vortrag ist etwas schläfrig. Auch gehört er zu denen, die gern viele Bücher zitieren.“ Derselbe zum 24. April (S. 179):

Tabelle gar keine Zahlen angegeben, wonach sie also vielleicht gar nicht gelesen haben. Böckhs Publikum über die Metrik hörten 40—50, die Privatvorlesungen über die griechischen Altertümer und Pindar wurden dagegen nur von 12 bezw. 15 Studenten belegt. Um so bedeutsamer erscheint die Wirksamkeit von Wolf, dessen Enzyklopädie und Methodologie von 46, der Horaz von 13 und die Plato-Erklärung von 19 Zuhörern besucht waren, alles Privatkollegia, wozu noch ein Publikum, Einführung in die Griechische Dichtkunst, kam, dessen Besuch, wie er notiert, „allzu verschieden“ gewesen sei.[1] Nur Heindorf konnte mit ihm konkurrieren; er vereinigte in seinen drei Vorlesungen — über Tacitus' Historien, die Odyssee und ein Publikum über die Ars poetica des Horaz — an 70 Zuhörer.[2] Von besonderem Interesse sind die Eintragungen Fichtes. Bei der öffentlichen Vorlesung bemerkt er wieder: „Sehr zahlreich, nicht zu bestimmen“; er las sie vom 8. bis 11. April. Die Tatsachen des Bewußtseins, die er am 22. April begann und am 12. Juli schloß, hörten 25 Immatrikulierte. Bei der Wissenschaftslehre schreibt er: „Ist nicht gelesen worden.“ Die Sittenlehre für Gelehrte — öffentlich — ward wieder sehr zahlreich besucht. Bei der Rechtslehre aber setzt er hinzu: „Kam nicht zustande, teils wegen des unter den hiesigen Studierenden noch herrschenden Vorurteils, daß dies ein Kollegium nur für Juristen sei, teils wegen einer Kollision;“ womit die von Schleiermacher ihm bereitete gemeint ist.

5. Regelung des Promotionswesens.

Schon waren auch die Promotionen in Gang gekommen, nachdem die Bedingungen dafür geregelt waren.

„De Wettes Archäologie gefällt mir nicht“ usw. — Über Marheineke siehe oben S. 226. Zwei Briefe von ihm an Schleiermacher noch aus Heidelberg, der eine ohne Datum 1810 nach Eröffnung der Universität, der andere vom 9. Mai 1811, im Nachlaß Schleiermachers, suchen diesen, der den Kollegen vor dem zu vielen Diktieren gewarnt hatte, zu beruhigen. Er habe alle Vortragsarten seit seinem ersten Auftreten versucht. „Es ist unsäglich schwer, die rechte zu finden, und es geht mit philosophischen Sachen weit leichter. Aber auch mit dem Historischen habe ich hier einen Versuch des ganz freien und vom Papier unabhängigen Vortrages gemacht, doch nicht mit Glück und ganz wider den Willen meiner Zuhörer, die hier einmal an das Nachschreiben so sehr gewöhnt waren. Geben Sie nun, Herr Dekan, vorläufig unseren Zuhörern einen besseren Ton und prägen Sie ihnen einen rechten Abscheu vor dem Nachschreiben und Diktieren ein, dann sollen Sie an mir gewiß eine rechte Freude haben, denn ich werde gewiß nicht der Letzte sein, der die lästigen und beschränkenden Fesseln abwirft, die ich mir immer schon merklich erleichterte durch freies Kommentieren.“

Ähnlich in dem zweiten Briefe, in dem er seine baldige Ankunft anzeigte und die Vorlesungen einschickte: „Ich habe überdem den frommen Vorsatz, mich auf jede meiner Vorlesungen in Berlin so vorzubereiten, daß ich sie ganz ohne Heft auf dem Katheder halten kann.“

1) Über die Zeiten schreibt er: „Den Termin des Anfangs habe ich vergessen einzuzeichnen; statt des früheren Schlusses habe ich in den Ferien gelesen.“

2) In der Tabelle sind die Zahlen bei ihm nicht angegeben, weil er schon nach Breslau abgereist war; Niebuhr nennt sie in dem Briefe an Schuckmann vom 2. Mai. Köpke, S. 228.

Die Verfügung des Departements vom 4. Nov. 1810, verf. von Schleiermacher, ein Kapitel seiner „Gelegentlichen Gedanken".

Wir bemerkten, daß die Einrichtungskommission im Oktober, genötigt durch das Bedürfnis der Mediziner, Schleiermacher den Auftrag gegeben hatte, ein Statut dafür zu entwerfen. Schon am 24. Oktober konnte dieser seinen Entwurf vorlegen, der dann in Zirkel gesetzt wurde und unter dem Datum des 4. November als Verfügung der Sektion, und ohne den Verfasser zu nennen, den drei Fakultäten der Theologen, der Juristen und Philosophen zuging;[1] für die Mediziner wurde ihren inneren Verhältnissen gemäß eine besondere Fassung beliebt. Da lehrt uns nun ein Blick auf das sechste Kapitel der „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten", daß Schleiermacher dessen Inhalt in jenes Gutachten einfach mit aufgenommen hat. Wir sahen, wie in dieser Schrift die philosophische Fakultät als das Zentrum der Universität und recht eigentlich als ihr Mutterschoß, als der wissenschaftliche Verein *κατ' ἐξοχήν*, aus dem das akademische Leben entstanden sein sollte, aufgefaßt war. Dem hatte es entsprochen, daß die Magisterwürde der philosophischen Fakultät als die gemeinsame Grundlage von jedem Promoventen gefordert wurde. Eben dies finden wir aber auch nun in dem Entwurf der Sektion. Innerhalb der philosophischen Fakultät selbst sollte die nächste Würde die eines Doktors der Philosophie sein, in den anderen Fakultäten dagegen war zwischen Doktorat und Magisterium noch die Lizentiatur eingeschoben. Das Wesen des Doktorats schloß ferner, ganz wie in Schleiermachers Schrift, die venia legendi ein: es war noch ganz, wie in den alten Zeiten, als die summi honores academici aufgefaßt. Das Recht zu lesen haben, ihrem Namen gemäß, auch die Lizentiaten. Sie erlangen dasselbe durch ein Examen, eine Disputation über Thesen und durch einige öffentliche Vorlesungen über einen aufgegebenen Gegenstand, von denen die erste oder die letzte lateinisch gehalten werden muß. Die Disputation hat unter dem Vorsitz der Dekane stattzufinden und die Opponenten müssen wenigstens Magistri sein. Promoviert wird der Lizentiat nicht, ihm gebührt nur die Proklamation im Konseß der Fakultät und Anschlag derselben am schwarzen Brett. Um die Promotion zu erlangen, muß eine lateinische Dissertation aus dem Gebiete derjenigen Wissenschaft, der sich der Kandidat besonders widmen will, eingereicht werden. Von der Abstimmung, die von allen Fakultätsmitgliedern schriftlich zu leisten ist, hängt die Zulassung zum Examen ab, welchem die Disputation folgt, letztere in der Weise, daß — immer wie in den Gelegentlichen Gedanken — der Doktorandus selbst sine praeside, d. h. ohne den Dekan, den Opponenten respondiert und nur Doktoren oder Lizentiaten opponieren dürfen. Auch der Fall, daß ein Professor designatus Doktor werden will, ist vorgesehen; diesem steht es frei, sich einen Respondenten aus den Studiosen zu wählen. Hierauf verrichtet der Dekan die Promotion. Bei der philosophischen Fakultät ist alles den andern Fakultäten analog behandelt, und ein Unterschied

1) Am 10. November.

liegt nur darin, daß die Magisterwürde an sich noch nicht zum Lesen berechtigt, sondern ihren Erwerber noch zu den bei den anderen Fakultäten vorgeschriebenen Vorlesungen aus dem Gebiete der Wissenschaft, für die sie erlangt ward, verpflichtet. Man erwirbt aber die Magisterwürde durch Examen und Disputation. Doktoren und Lizentiaten, die auf fremden Universitäten kreiert sind und sich auf unserer Universität nostrifizieren lassen, haben nur noch die vorgeschriebenen öffentlichen Vorlesungen zu halten.

Das Ansehen der akademischen Würden aufrecht zu erhalten war der Grundgedanke, von dem Schleiermacher in diesen Bestimmungen sich leiten ließ. Darum kam es ihm besonders darauf an, die Promotio in absentia, ohne sie geradezu abzuschaffen, dennoch mit solchen Sicherungen zu umgeben, welche jeden Mißbrauch ausschlössen. Zu diesem Zwecke soll der Antrag auf eine solche Promotion jedesmal durch zwei Fakultätsglieder oder durch einen und zwei auswärtige Doktoren geschehen, welche also als Bürgen des um die Promotion in absentia Nachsuchenden zu gelten haben. Die Prüfung der Arbeit erfolgt — wie bei Anwesenden — durch Umlauf in der Fakultät und schriftliche Abstimmung aller Mitglieder; um jedoch die Bürgschaft noch zu verstärken, muß dieselbe einstimmig sein. Sobald das Votum dahin lautet, daß das eingereichte Werk des Doktoranden, welches jedoch nicht gerade lateinisch abgefaßt zu sein braucht, ein eigentümliches Verdienst habe, und von dem Verfasser zu erwarten sei, daß er sich noch mehrere erwerben werde, wird das Diplom mit Bezugnehmung auf dieses Werk erteilt. Eine solche Promotion wird der anderen völlig gleichgesetzt, findet aber allemal gratis und nur für Abwesende statt.

Die Ehrenpromotion hatte in dem Gutachten Schleiermachers keine Stelle, konnte sie auch nicht haben, weil das Doktordiplom von ihm ganz in dem alten Sinne eines Meisterbriefes aufgefaßt war. Nur als Ausnahmefall war die Promotion eines Abwesenden zugelassen, und die Ansprüche an die literarischen Leistungen waren darum so stark gemacht, weil Disputation und Examen dabei in Wegfall kamen; nur dadurch konnte sie als gleichwertig gelten. Um aber die Sicherung gegen jeden Mißbrauch noch zu erhöhen, sollte ein solches Diplom gratis erteilt werden; womit also jeder finanzielle Mißbrauch seitens der Fakultäten ausgeschlossen wurde. Das Merkwürdige aber ist nun, daß gerade diese so abgegrenzte Promotio in absentia sich gewandelt hat in die Ehrenpromotion selbst, und daß eben die Bestimmungen, welche in Schleiermachers Entwurf jene vor Mißbrauch schützen sollten, dazu benutzt worden sind, um auch diese zu erschweren und somit ihre Ehre zu erhöhen.[1]

Zum Schluß ward der Verteilung der Gebühren, über deren Höhe noch nichts gesagt ward, gedacht. Daß alle Fakultätsmitglieder daran teilhaben sollten,

1) Die einzelnen Momente dieser Entwicklung werden in dem Abschnitt über die Statuten noch zur Sprache kommen.

ward vorausgesetzt, aber auch hier wieder bei der Philosophischen Fakultät gegenüber den andern ein Unterschied gemacht, insofern in ihr — von dem Principium des Dekans abgesehen, — alle Ordinarien gleiche Anteile erhalten sollten, während sie bei den drei anderen, nach Abzug des für den Dekan bestimmten Anteiles, in fünf Teile zerlegt werden sollten, wovon den vier ältesten je einer zugesprochen und der Rest unter die übrigen verteilt werden sollte. Was Schleiermacher hierzu bewogen hat, ist nicht deutlich.

Das Gutachten der Theologischen Fakultät.

Es dauerte lange, bis das Departement im Besitz der Antworten der Fakultäten war, und diese selbst lauteten sehr verschieden. Am frühsten waren die Theologen bei der Hand, ihr Gutachten datiert bereits vom 1. Dezember. Daß Schleiermacher, welcher als Dekan für sich und De Wette das Wort führte, gegen die Verfügung nichts einzuwenden hatte, läßt sich denken. Er fühlte sich sogar bewogen, ausdrücklich seinen Dank auszusprechen für die Fürsorge, die sich in der Absicht des Departements kundtue, den akademischen Würden bei hiesiger Universität von Anfang an eine solche Stellung zu geben, daß sie sich in der ihnen gebührenden Achtung desto mehr erhalten könnten, sowie er auch zu der Errichtung eines zweiten Grades in sämtlichen Fakultäten die Billigung seiner Fakultät aussprach. Übrigens liegt auch von De Wettes Hand ein Votum vor, in dem dieser sein Einvernehmen mit der Einrichtung der Magisterwürde zum Ausdruck brachte und für die Gebühren als Grundsatz aufstellte, sie entweder sehr hoch anzusetzen oder aber die Promotion gratis zu geben, nicht ohne letzteres als den Idealzustand zu bezeichnen. Würde diese zur Regel erhoben werden, schreibt er, so würden wir keinen unwürdigen Doktor erhalten. Überhaupt würde das unentgeltliche Promovieren eigentümlich und darum vielleicht für die Anstalt vorteilhaft sein. An die alte Vorrangstellung der theologischen Fakultät erinnert es, wenn er andernfalls das Verhältnis der Gebühren so festsetzt, daß der Magister artium 50 Taler, der Dr. phil. 100, der Dr. med. 200, der Dr. jur. 300 und der Dr. theol. 400 Taler zahlen sollte. Ferner trat er mit Nachdruck für den Grundsatz ein, den wir auch in Schleiermachers „Gelegentlichen Gedanken“ fanden, daß das Doktorat wieder reale Geltung im Staate gewinnen und zur Praxis unmittelbar berechtigen möge. Je gewissenhafter man bei der Erteilung der Würden sei, um so mehr werde man dies fordern können. Schleiermacher selbst gab in dem Gutachten diesem Vorschlage die Wendung, daß er die Erlangung höherer Ämter in der geistlichen Verwaltung an diese akademischen Würden und zwar bereits an den Grad eines Lizentiaten knüpfte. „Wir würden“, schreibt er, „zu dem Ende unmaßgeblich in Vorschlag bringen, daß von einem näher zu bestimmenden Zeitpunkte an keiner, der nicht wenigstens diesen Grad erworben hat, zum Superintendenten ernannt werden dürfte und schon vorher die Lizentiaten von dem gewöhnlichen Colloqium entbunden würden.“ Dasselbe wünschten sie für die Doktoren in bezug auf die geistlichen Stellen in den Provinzial- und

Landeskollegien. Eine solche Einrichtung würde mit der ausgesprochenen Absicht der hochpreislichen Sektion auf das genaueste übereinstimmen und zugleich allmählich dahin führen, die eigentliche theologische Gelehrsamkeit auch unter den Geistlichen zu verbreiten. „Wenn auch die Universitäten bei Erteilung der akademischen Würden den reinsten Grundsätzen mit der größten Strenge folgen, so ist doch kaum zu hoffen, daß diese Würden sich in Achtung erhalten, wenn der Staat sie nicht dadurch achtet, daß er dem Verfahren der Universität Vertrauen beweist; und es wird immer als ein Mißtrauen gegen diese und als eine Herabwürdigung jener angesehen werden, wenn die Graduierten, um ein in dieses Gebiet einschlagendes Amt zu bekleiden, sich noch einer Prüfung ihrer Kenntnisse vor einer Staatsbehörde unterwerfen müssen.“ In bezug auf die Gebühren fügte Schleiermacher nur noch hinzu, daß ein Lizentiat auf 75 Taler angeschlagen werden müsse.

Um so größere Bedenken machten die drei anderen Fakultäten geltend.

as Gutachten der ilosophischen Fakultät. Fichte voller gensatz gegen hleiermachers Verfügung.

Unter ihnen beansprucht vor allem das Gutachten der philosophischen Fakultät unser Interesse, denn sein Verfasser war kein anderer als der große Antagonist Schleiermachers, Fichte. Wir werden uns daher nicht wundern, in ihm Grundsätze zu finden, welche von den durch Schleiermacher aufgestellten so weit abstehen, wie der Universitätsplan des Philosophen von den „Gelegentlichen Gedanken“ des Theologen. Drei Punkte sind es, welche die Eingabe der philosophischen Fakultät an dem Vorschlage der Regierung vornehmlich bekämpft: den Gebrauch des Latein im Examen, die Wiedereinführung der Disputation und die Renuntiation als Doktor der Philosophie eines jeden, der in einer der zur philosophischen Fakultät gerechneten Disziplinen examiniert worden sei. Mit der Opposition gegen die lateinische Form der Prüfung wollte jedoch Fichte keineswegs die humanistische Grundlage der Universitätsbildung verleugnen. Im Gegenteil, das Gutachten bezeichnet es geradezu als das Wesen des Gelehrten, daß er seine Bildung auf dem Grunde des Altertums und der klassischen Literatur aufgebaut habe; indem nur dadurch der eigentliche Gelehrte von jedem anderen, außer der Schule gebildeten, noch so genialischen Kopfe sich unterscheide. Er dringt darauf, daß die akademischen Würden nur eigentlichen Gelehrten erteilt werden sollen, und fordert sogar, daß der angehende Gelehrte dies bei seinem Eintritt in die Lehrtätigkeit sofort dokumentieren solle. Wenn die Fakultät unter der Inspiration ihres Dekans — denn in jedem Worte trägt ihr Gutachten den Stempel des Fichteschen Geistes — dennoch sich der Einführung des Lateinischen in die schriftliche und mündliche Prüfung selbst widersetzte, so tat sie es gerade unter dem Gesichtspunkte, daß der Charakter des Examens dadurch Schaden leiden werde. Es sei mir gestattet, die in jeder Hinsicht bedeutenden Ausführungen darüber, wie ausführlich sie sein mögen, hier einzurücken. „Den ausschließenden Gebrauch der lateinischen Sprache in akademischen

Probeaufsätzen und Disputieren sieht die Fakultät herkommen aus Zeitaltern, in denen es für wissenschaftliche Begriffe gar keine andere Sprache gab, in denen die Vorlesungen in dieser Sprache gehalten, in ihr gedacht wurden, in ihr man sich wissenschaftlich unterredete; in denen der Gebrauch dieser Sprache nicht geboten werden konnte: hätte man ihn verboten, so hätte man die Schüler genötigt, stumm zu bleiben, und sie auf das Idiom des trivialen Umgangs, wie es etwa jetzt in einigen Provinzen die wendische oder die plattdeutsche Sprache ist, beschränkt. Sie sieht diesen ausschließenden Gebrauch unter ganz veränderten Umständen durch ein gewisses Nichtachten auf den Fortgang der Zeiten und ein Beharren bei dem Hergebrachten, zum großen Nachteile der wissenschaftlichen Prüfung, und so zum Nachteile der Wissenschaft selbst, beibehalten. Wenn auch zugegeben werden müsse, daß diese Sprache eine Sprache für Literatur und Erudition noch immer zu sein vermöge, so habe sie doch längst aufgehört, die Sprache der Wissenschaft zu sein; und alle die großen Anregungen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, durch welche die Wissenschaft und das allgemeine Denken auf ihren dermaligen Standpunkt gekommen, seien nicht in der lateinischen Sprache, sondern in der deutschen, früher in der französischen, zum Teil in der englischen, begonnen worden. Seitdem teile besonders der Deutsche über Wissenschaft, auch auf Universitäten, sich in der deutschen Sprache mit. In dieser empfange er die Wissenschaft und erlebe sie gleichsam, in dieser baue er sie in sich selbst auf und teile ihr sein eigenes individuelles Leben mit. Die Prüfung, wie weit es jemand mit diesem innerlichen Leben in der Wissenschaft gebracht habe, werde, glaubt die Fakultät, sehr erschwert, ja sogar auf einen völlig fremden Gegenstand geleitet werden, wenn der zu Prüfende aus der Sprache seines wissenschaftlichen Lebens in eine ganz andere geworfen werde. Dieses zwar um so mehr, da, falls echtes und klassisches Latein gefordert werde, die Mühe, Begriffe, von welchen die Römer durchaus keine Ahnung hatten, in das System ihres wirklichen Sprachgebrauchs zu bringen, ein zweites Leben erfordern dürfte; wenn man aber von dieser Forderung absteht und alles für Latein gelten läßt, was nur aus lateinischen Wurzeln gebildet ist und nach lateinischer Flexion einhergeht, denjenigen, der die Latinität wirklich kennt und eine heilige Scheu trägt, gegen dieselbige zu verstoßen (dem es gehen könnte wie Lessingen, daß, wie er lateinisch schreiben könnte, er nicht möchte, und wie er möchte, nicht könnte), in einen sehr großen Nachteil versetzen würde gegen den, welchem bei gänzlicher Unbefangenheit die Barbarismen und Solöcismen leicht vom Munde strömen.“ Fichte hatte der Fakultät, um eine Garantie für eine gelehrte Vorbildung der Kandidaten zu erlangen, eine Vorprüfung vorgeschlagen, der sich kein Aspirant entziehen dürfe, durch Einreichung einer lateinischen Schrift über irgend einen Gegenstand aus dem Altertum, über die er von dem Professor der Philologie examiniert werden, und die er gegen

Philologen in einer Disputation, gleichfalls in lateinischer Sprache, verteidigen sollte. Man hatte dagegen eingewendet, daß eine solche Fertigkeit im Lateinischsprechen selbst auf den besseren Schulen nicht erlangt und daß die Vorbereitung auf eine solche Prüfung die Ausbildung in dem eigentlichen Fache stören werde. Und so beschränkte sich das Gutachten der Fakultät darauf, den Beweis für die humanistische Vorbildung durch einen freien öffentlichen lateinischen Vortrag des bereits Promovierten vom Katheder herab zu fordern. Fichte aber wollte die Vorprüfung nicht aufgeben, sondern sie nur bis an den Beginn der Studienzeit zurückschieben: nur wer sich beim Eintritt in die Universität einer akademischen Prüfungskommission dazu gestellt habe, solle bei dem Doktorexamen davon frei bleiben. Er ließ sich nicht abhalten, seine Wünsche dem Departement in einem Separatvotum vorzutragen.[1]

An sich stand Fichte der Disputation gewiß nicht als Gegner gegenüber. Wir wissen ja, welches Gewicht er gerade auf den konversatorischen Verkehr zwischen dem Meister und den Lehrlingen legte, wie er in Rede und Wechselgespräch die Fortbildung des philosophischen Gedankens erstrebte; und so nannte auch das Fakultätsgutachten das öffentliche Disputieren als das trefflichste Mittel, Gewandtheit und Geistesgegenwart als eine besondere Gabe des akademischen Dozenten zu zeigen. Aber auch dies könne nur in derjenigen Sprache, in der man bisher sein wissenschaftliches Leben getrieben, keineswegs aber in einer fremden entwickelt werden. Und da dies zunächst auch bei deutschen Disputationen nicht zu erwarten, und nur unnötiges Geschwätz, Unanständigkeit[2] und dergleichen zu befürchten sei, so sehe sich die Fakultät zu der Konsequenz fortgetrieben, die völlige Abschaffung des öffentlichen Disputationsaktes zu verlangen.[3]

In der Abhandlung, in der Fichte sein Ideal einer auf den reinen Gedanken gegründeten Hochschule entwickelt hatte, bemerkten wir unter ganz phantastischen, in Ewigkeit unrealisierbaren Projekten auch Ideen, welche uns durch ihre innere Kraft als einer wenn auch fernen Zukunft sicher erschienen: vereinigt charakterisierten beide erst den Propheten. In dem Gutachten von 1810 findet sich nichts Utopisches. Vielmehr muten uns die Vorschläge, welche Fichte und seine Kollegen darin der Regierung vorgetragen haben, ganz modern an, ja sie sind zum guten Teil ins Leben geführt worden, während andere noch der Verwirklichung harren. Jahr-

1) Beides, das Gutachten der Fakultät wie das Separatvotum, sind gedruckt in Fichtes Leben und literarischem Briefwechsel, II, 102ff., jedenfalls aus den Manuskripten Fichtes. Die Ausfertigung im K.-M., Univers. Berlin, V, 2, Vol. VIII. Im Universitätsarchiv suchte ich vergebens nach den Entwürfen.

2) Dies Wort hatte in jener Zeit noch nicht die Bedeutung von heute.

3) In dem Schleiermacherschen Gutachten wird die Sprache bei der Disputation nicht erwähnt, doch ist kein Zweifel, daß nur an das Lateinische gedacht ist.

zehnte hindurch hat sich, da die Regierung nicht auf diese Wünsche hörte und die Fakultät selbst anderen Geistes wurde, das Lateinische in den Dissertationen erhalten; endlich ist es doch in unserer wie in den anderen Fakultäten, überall da, wo es der Sprache unseres wissenschaftlichen Lebens hinderlich wurde, abgeschafft worden. Wenn für die philologische Dissertation noch eine Ausnahme gemacht wird, so deckt sich auch das mit dem Fakultätsgutachten vom 10. Dezember 1810; nur daß dieses auch darin noch etwas moderner ist, insofern als es die lateinische Sprache „in einem solchen Falle als das Gewöhnliche erwartet", während unsere Statuten, § 100, sie für Dissertationen aus dem Gebiet der klassischen Philologie immer noch vorschreiben und nur in besonderen Fällen Dispens erteilen. Längst ist auch aus der Disputation das Lateinische verbannt worden. Aber das, was Fichte fürchtete, daß ihre deutsche Form zur Farce werden könnte, blieb nicht aus. Und eben weil sie ihres ursprünglichen Sinnes, der Entwicklung wissenschaftlicher Gedanken wahrhaft zu dienen, entkleidet und zu einem leeren Schauspiel geworden war, ist wenigstens die philosophische Fakultät — freilich erst nach Ablauf von fast einem Jahrhundert — dazu geschritten, sie und das in der Wurzel mit ihr zusammenhängende und mit ihr verkümmerte lateinische Gepränge des Promotionsaktes abzuschaffen.

Die dritte Forderung ist bis heute unerfüllt geblieben, trotzdem sie dem modernen Bewußtsein am allermeisten entspricht. Nichts erscheint in Schleiermachers Universitätsplan so gekünstelt, wie seine Konstruktion der philosophischen Fakultät, als der Vereinigung, welche die Ursprünglichkeit des wissenschaftlichen Lebens und die durch die Philosophie verbundene Einheit der Wissenschaften am reinsten und vollkommensten darstelle, und darauf beruhend seine Auffassung der Magisterwürde und die Stellung, die er ihr als der Basis aller akademischen Würden einräumte: als einen Auszug der in der Fakultät vereinigten Kenntnisse in alten Sprachen und Mathematik, in Naturwissenschaft und Geschichte, neben der allgemeinen Philosophie, will er die Prüfung dafür gestalten. Fichte dagegen — und hier bemerken wir recht den Einklang mit den Ideen seines Universitätsplans — leugnet diese Einheit der philosophischen Fakultät; er sprengt sie geradezu auseinander, wenn er sagt, ihr Charakter bedeute nur eine negative Ausscheidung dessen, was nicht zu den drei sogenannten höheren Fakultäten gehöre; mithin sei auch die Benennung ihrer höchsten Würde eine bloße Negation („Doktor der Philosophie, das heißt: nicht Doktor der Theologie usw., aber doch auch so was"). Im Namen der Philosophie selbst protestiert er gegen die zu häufige Austeilung dieses Titels, unter der die eigene Würde leiden müsse. Und so schließt er mit dem Vorschlage, daß diese Würde nur dann erteilt werde, wenn jemand wirklich in der wissenschaftlichen Philosophie Meister sei, sonst aber eine bestimmtere Benennung des Faches eintrete, in dem jemand ausgezeichnet sei, z. B. als Doktor der Philologie, Chemie usw. Nur über den Modus der Einteilung

der Fächer war die Fakultät nicht einig geworden; sie behielt sich dies für ein weiteres Gutachten vor.[1]

Denselben Charakter strenger Wissenschaftlichkeit fordert das Gutachten auch für das mündliche Examen. Mit unverkennbarer Spitze gegen die ministerielle Vorlage, insbesondere ihre Bestimmungen über das Magisterexamen, verwirft es eine Prüfung, welche nichts als eine Erkundigung nach dem gedächtnismäßigen Wissen des Kandidaten sei, sowie es die Abiturientenprüfung bezwecke: der spezifische Unterschied des Universitätsunterrichtes von dem der Schule sei der, daß durch den ersteren der Lehrling angeführt werde [so], aus seinem Wissen mit eigener Freiheit etwas zu machen. Die Prüfung am Schlusse des Universitätsunterrichtes müsse darum einen ganz anderen Charakter tragen als die am Schlusse des Schulunterrichtes. Demgemäß setzte Fichte den Unterschied zwischen Magister und Doktor nicht, wie Schleiermacher es getan hatte, in die Form der Prüfung, sondern erkannte ihn nur als Gradunterschied an. Die Anforderungen sollten jedesmal die gleichen sein, also in jedem Falle eine schriftliche Abhandlung aus irgend einer in den Umkreis der Fakultät gehörigen Wissenschaft, in welcher der beiden Sprachen der Aspirant wolle. Die mündliche Prüfung aber soll sich in ihrem Hauptteil nicht auf die Fakultätsdisziplinen im allgemeinen erstrecken, auch nicht einmal (wie es der Regierungsvorschlag für das Doktorexamen meinte) auf das Gebiet der Wissenschaft, aus der die Dissertation gewählt war, sondern auf diese letztere ganz speziell: über den fachwissenschaftlichen Inhalt soll der Aspirant zunächst von dem betreffenden Fachmann geprüft werden; dann soll der Professor der Philosophie über die in der Abhandlung gezeigte Klarheit der Begriffe, Folgerichtigkeit und Folgevollständigkeit examinieren, und drittens jeder andere Professor, der sich dazu erbiete. Nur den Charakter einer Nebenprüfung hat es offenbar, wenn der Kandidat außerdem noch durch beliebige Fragen über seine Kenntnisse in der Philologie, Mathematik und Geschichte durch die öffentlichen Lehrer dieser Wissenschaften examiniert werden soll. Darin lag immerhin eine Abschwächung des prinzipiellen Standpunktes, den das Gutachten einnahm, und eine Annäherung an die Regierungsvorlage; und ich weiß darum nicht, ob auch darin Fichtes Inspiration vorauszusetzen, oder ob er nur der Majorität gefolgt ist. Jedenfalls kamen die Naturwissenschaften dabei nicht in Betracht, und es war nur eine Prüfung in allgemeiner Bildung, wie sie die Gymnasialerziehung voraussetzte. Die Einheit der Fakultät erscheint lediglich darin gewahrt, daß auch solche Mitglieder, welche nicht speziell examinieren, dennoch bei der Prüfung Zutritt und Stimme über die Würdigkeit des Aspiranten haben. Erst vom Ausfall des Examens soll es abhängen, ob der Aspirant zum Magister

1) Im Universitätsarchiv liegt ein schriftlicher Antrag Fichtes vom 12. November, worin er unter anderm Vorschläge darüber für die nächste Senatssitzung einbringt. Das Protokoll der letzteren fand ich nicht, weiß also nicht, ob es dazu gekommen ist.

oder zum Doktor ernannt wird. Indem daher die Fakultät annimmt, daß jeder, der das erste Mal zur Erlangung einer Würde sich bei ihr anmelde, die eines Magisters begehre, setzt sie doch zugleich den Fall, daß einem solchen beide Grade zugleich erteilt werden können, und folgert weiter, daß ein nur mit dem Magistergrade Geehrter für die Doktorprüfung eine neue Arbeit einreichen muß, während ihm die allgemeine Prüfung dann erlassen werden kann. Ganz konsequent war es dann, dem Aspiranten statt der Disputation zwei Probevorlesungen aus seiner Wissenschaft aufzuerlegen, von denen die eine in consessu facultatis gehalten werden müßte, während die andere, eben die lateinische, öffentlich sein sollte, und zwar „freisprechend und ohne dieselbe vom Papiere abzulesen".

Gerade dieser Teil war bei Schleiermacher nur als Anhang und recht flüchtig behandelt, während er in Fichtes Augen kaum geringere Bedeutung hatte als die Dissertation und das mündliche Examen. Ja dieser schiebt in ihn noch einmal eine mündliche Prüfung ein, welche sich aber wiederum nur auf den Inhalt des Vortrages innerhalb der Fakultät bezieht, über welchen der Kandidat von allen Fakultätsmitgliedern tentiert werden soll. Und während Schleiermacher diese Vorträge, ohne ihre Zahl zu fixieren, sämtlich als öffentliche deklariert und es bei der lateinischen Rede dahingestellt sein läßt, ob man sie an den Anfang oder an das Ende setzen wolle, rückt Fichte die letztere ausdrücklich an das Ende, eben als den dokumentarischen und darum vor der Öffentlichkeit erbrachten Beweis, daß der in seiner Wissenschaft, esoterisch, durchaus Erprobte auch wirklich auf dem Grunde der humanistischen als der eigentlich gelehrten Bildung stehe.

Auch die beiden folgenden Forderungen (§ 9 und 10) des Fakultäts-Gutachtens, daß zwar die Dissertation des Doktors, aber keinesfalls die des Magisters gedruckt werde, und daß jener unmittelbar das Recht erhalten solle, Vorlesungen anzukündigen, dieser aber niemals, entsprechen in ihrer strengen Folgerichtigkeit ebensosehr dem einmal angenommenen Grundsatz, wie sie im Widerspruch stehen zu den Anordnungen, welche die Regierung durch Schleiermachers Feder den Fakultäten empfohlen hatte. Eine Lücke in der Vorlage füllt die elfte Forderung der Fakultät aus, auch den auswärtig Promovierten, die in Berlin zu lehren begehrten, eine Probeabhandlung in consessu facultatis mit darauffolgendem Colloquium aufzuerlegen. Die 12. verschärfte die Verpflichtung bei den durch bloßes Diplom in absentia Promovierten dahin, daß die so geehrten Männer von ausgezeichneten Verdiensten sein müßten, welche gelehrte und wissenschaftliche Werke geliefert hätten, und daß niemals, wie die Vorlage es gestattet hatte, die Einsendung eines bloßen Aufsatzes diese Auszeichnung begründen könne; während die 13. (ebenfalls in Ergänzung zu der Vorlage) für diese Klasse von Doktoren die venia legendi noch an die Erfüllung der in § 11 geforderten Leistungen knüpfte.

Unter dem 17. Januar reichte die Fakultät den in Aussicht gestellten Nachtrag ein. Darin hatte sie zunächst die Disziplinen bestimmt, in denen das Doktorat erworben werden könnte. Es waren die eigentliche Philosophie, die Mathematik, die Naturwissenschaft, die Geschichte, die Philologie und die Staatswissenschaft; jedoch sollten Kombinationen, wie Mathematik und Naturwissenschaft, Geschichte und Philologie, nicht ausgeschlossen sein, ja die Fakultät sprach die Erwartung aus, daß der Kandidat die Promotion in mehreren verwandten und gegenseitig ineinander greifenden Fächern anstreben werde. Als eine Ergänzung zu den Bestimmungen über die auswärtig promovierten Doktoren, die in dem früheren Berichte nur übersehen sei, ward hinzugefügt, daß auch diesen eine lateinische Vorlesung auferlegt werden müsse. Und endlich erörterte sie noch in sorgfältigster Distinktion alle Fälle, die sich aus der Bestimmung des vorläufigen Reglements, daß jeder Lehrer an der Universität Doktor sein müsse, ergaben.

Das Departement, in dem Schleiermachers Einfluß schon gemindert war, machte gegen die Vorschläge der Fakultät wegen der Promotionsbestimmungen keine Bedenken geltend, außer gegen den Paragraphen, der die Bezeichnung des Doktortitels nach dem Fache empfahl. Diesen lehnte es kurzerhand ab (18. Januar). Im übrigen ist das Gutachten vom 16. Dezember 1810, mit wenigen Änderungen, über sechs Jahre die Grundlage für die Promotion in der Fakultät geblieben, bis durch die Universitätsstatuten wieder das Latein in die Prüfung und die Disputation eingeführt und die Fakultät damit den übrigen Fakultäten wie den andern deutschen Universitäten gleichgestellt wurde. Damit gelangte, in der zweiten Instanz, die Schleiermachersche Auffassung zum Siege. Dennoch sind auch Gedanken Fichtes in den Statuten der Fakultät lebendig geblieben, ja sogar im Wortlaut erhalten. So die Möglichkeit, beide Grade gleichzeitig zu verleihen, die sich für Fichte aus dem streng wissenschaftlichen Charakter ergab, den er der Prüfung zuwies, während Schleiermacher, seiner Auffassung gemäß, sie nacheinander angeordnet hatte.[1] Ebenso die Unterscheidung zwischen dem Charakter der Magister-

1) „Die philosophische Fakultät", so lautet gleich die erste Bestimmung in dem Abschnitt über die Promotion in den Statuten vom 29. Januar 1838, § 96, „erteilt zwei Grade, den geringeren eines magistri artium liberalium und den höheren eines doctoris philosophiae. Mit der Erteilung des letzten kann jedoch die Erteilung des ersten verbunden werden und wird gewöhnlich damit verbunden, auch wird angenommen, daß, wer ohne Magister zu sein schlechthin den Doktorgrad nachsucht, auf gleichzeitige Erteilung beider Anspruch mache." Das entspricht den §§ 6 und 7 des Gutachtens vom 16. Dezember 1810: „die beiden Grade werden nicht mehr gesondert verliehen, sondern nur noch in Verbindung miteinander", und der Erfahrung, die seitdem gemacht worden ist; denn in der ganzen Geschichte der Universität ist nur ein Fall vorgekommen, in dem ein Magisterdiplom statt eines Doktordiplomes verliehen wurde, am 1. Mai 1815 an Johannes Anton Grimm, dem es auch nur aus Mitleid gegeben wurde, nachdem er in der Doktorprüfung allzuschlecht abgeschnitten hatte. Heute wäre er rettungslos durchgefallen.

würde und des Doktorats. „Dem Vorschlage einer Trennung", so heißt es in der Eingabe der Fakultät, „der höchsten Würde der Philosophen in die zwei Grade des Magisters und des Doktors tritt die Fakultät bei, fügt aber den charakteristischen Unterschied hinzu, daß bloß zum Magister derjenige ernannt werde, der das Erlernte mit Fertigkeit zu erneuern und anders zu ordnen weiß, und der auf diese Weise nicht ein untaugliches Glied in der Kette der bloßen wissenschaftlichen Überlieferung zu werden verspricht; den Grad des Doktors aber derjenige erhalte, der in seiner Behandlung der Wissenschaft Originalität und eigenes Erfindungsvermögen zeigt." Das ist nahezu wörtlich der Text von § 97 der Statuten von 1838 und so auch noch in ihrer neuesten Fassung, vom 1. Januar 1908, zu lesen.[1] Von besonderem Interesse ist der Vergleich bei dem mündlichen Examen, wobei noch die Statuten von 1838 sich zum Teil wörtlich an Fichtes Forderungen anschließen [§ 105]. Heute hat der gleiche Paragraph einen ganz anderen Inhalt bekommen: statt, wie Fichte es forderte und für den Anfang auch durchsetzte, die mündliche Prüfung in ihrem Hauptteil streng an die Dissertation für das Gebiet der Philosophie anzuknüpfen, fällt heute der Inhalt derselben für das Rigorosum ganz weg. Es ist im wesentlichen das geworden, was Fichte an Schleiermachers Entwurfe um des Zieles willen, das man anstrebte, der Bewährung der Lehrfähigkeit an der Universität, verwarf: „ein Examen, in welchem der Examinandus bloß auf die Erkundigungen des Lehrers aus den Fächern, in denen er Unterricht erhalten, wohin nun der Lehrer gerade trifft, antwortet und, wenn's gut abläuft, sich als ein glückliches Rezeptionsvermögen bewährt." Darin drückt sich aber zugleich der veränderte Charakter des Doktorats aus, die Spaltung zwischen Promotion und Habilitation, welche mit den Jahren eintrat und, wie die Dinge lagen, eintreten mußte. Die Promotion bedeutet heute nichts weiter als den Abschluß der Studienzeit, nicht mehr den Zugang zu dem Lehrerkollegium der Universität. Nur insofern ist sie noch als Vorstufe für die Habilitation vorgesehen, als zu dieser niemand sich melden darf, der nicht promoviert ist. Das Recht, sich selbst zu ergänzen, in der Tat noch immer die summi honores, das höchste Recht, welches unsere Universitäten besitzen und ohne welches sie den willkürlichen Eingriffen des Staates und der Parteien in ihm ausgesetzt wären (wie es denn bereits nicht an Angriffen auf diesen Punkt gefehlt hat), wurzelt allein in dem Rechte der Promotion.[2] Es war nur folgerichtig, wenn das

1) Außer ein paar kleinen Änderungen wie „wohl zu ordnen" statt „anders zu ordnen", „Eigentümlichkeit und Erfindungsvermögen" statt „Originalität und eigenes Erfindungsvermögen". Dann folgt freilich ein Zusatz, der sich aus dem veränderten Charakter des Examens ergibt und von Fichte niemals gebilligt worden wäre: „jedoch versteht sich, daß bei der Beurteilung hiervon der Maßstab nach den verschiedenen Fächern und Gegenständen, womit sich der Bewerber vorzüglich beschäftigt, ein ganz verschiedener sein kann" (schon in den Statuten von 1838).

2) Wir werden noch Gelegenheit haben, diese Entwickelung zu verfolgen. Hier sei nur darauf hingewiesen, wie schon in den Statuten von 1838 die Abwandlung von den

Rigorosum allmählich ungefähr den Charakter erhalten hat, den Schleiermacher und mehr noch Fichte dem Magisterexamen vindizieren wollten, während das Colloquium, das heute zur Habilitation gehört, der Stellung entspricht, die Fichte dem Doktorexamen einräumen wollte. Auch dafür läßt sich der urkundliche Beweis führen, denn die Bestimmungen unserer Statuten über die Habilitationsleistungen, § 56 und 58, schließen sich wieder in zum Teil wörtlichem Anklang an die von Fichte für das Rigorosum aufgestellten an. Es ist die Probevorlesung

---

Fichteschen Forderungen bemerkbar ist. Eine Nebeneinanderstellung wird dies am besten deutlich machen.

1810.	1838.
	§ 105.
— — — falls diese Abhandlung bewilligt worden, wird auf den (so) Grund derselben der Aspirant in consessu facultatis geprüft:	in dem mündlichen Examen wird der Kandidat auf den (so) Grund der von ihm eingereichten Abhandlung geprüft:
1) von dem Professor, in dessen Wissenschaft der Inhalt der gelieferten Abhandlung fällt, über den wissenschaftlichen Gehalt derselben;	1) in der Regel von zwei Professoren, in deren Wissenschaft der Inhalt derselben fällt oder deren Fächern derselbe zunächst verwandt ist;
2) von dem Professor der Philosophie über die in der Abhandlung gezeigte Klarheit der Begriffe, Folgerichtigkeit, Folgevollständigkeit;	2) von einem der Professoren der Philosophie, falls er es nötig findet, über die in der Abhandlung gezeigte Klarheit der Begriffe und Folgerichtigkeit;
3) von jedem anderen Professor in der Fakultät, der sich dazu erbietet.	3) von jedem Professor der Fakultät, der sich dazu erbietet, besonders durch beliebige Fragen aus der Philosophie, der Philologie, der Geschichte, der Mathematik und den Naturwissenschaften.
Außerdem wird er noch im allgemeinen durch beliebige Fragen examiniert über seine Kenntnisse in der Philologie, Mathematik, Geschichte, von dem öffentlichen Lehrer dieser Wissenschaft.	

Das für Fichte Wesentliche, der Anschluß an die Probeschrift, ist also in den Statuten von 1838 bereits limitiert; es wird vorausgesetzt, daß die beiden Lehrer des Faches den Kandidaten auch über die Grenzen seiner Schrift hinaus tentieren. Geblieben ist die Aufgabe des Philosophen, doch ist in sein Belieben gestellt, auf den Inhalt der Dissertation selbst einzugehen; nur daß einer unter mehreren Vertretern der Philosophie damit beauftragt wird, was in dem Gutachten von 1810 nicht bloß deshalb ungesagt blieb, weil es nur einen Professor der Philosophie gab, sondern weil ein Fichte sich den reinen Gedanken nur ungeteilt und im Alleinbesitze des Philosophen denken konnte. Der dritte Punkt in Fichtes Gutachten ist in den Statuten verbunden mit dem dort in § 3 verzeichneten Nebenexamen und dies also mit zum Hauptexamen gezogen worden; und hier nun hat neben den Naturwissenschaften, die für einen Fichte nicht zu den Grundlagen gehörten, auf denen eine gelehrte Bildung sich aufbauen sollte, auch das allgemeine Examen über die Philosophie bereits einen Zugang gefunden, „über beliebige Fragen", wie etwa über die Vorsokratiker oder ein anderes Stück aus der Geschichte der Philosophie, welche nicht für die Feststellung der Folgerichtigkeit und „Folgevollständigkeit" (welche letztere übrigens schon die Statuten von 1838 für überflüssig erachteten) im Gedankengange des Kandidaten dienen, sondern nur konstatieren sollen, ob derselbe ein glückliches Rezeptionsvermögen besitze. In der heute geltenden Fassung der Statuten sind alle Anklänge an Fichtes Forderungen in diesem Paragraphen getilgt, wie es bei dem Charakter, den das Examen rigorosum angenommen hat, nicht anders sein konnte.

in consessu facultatis geworden, die er verlangte, und der Anschluß des Tentamens seitens der Fakultätsmitglieder.[1]

Das Gutachten der Juristischen Fakultät.

Auch die Juristische Fakultät, die ihren Bericht 8 Tage später einreichte, hatte gegen das Promemoria Schleiermachers mancherlei Einwendungen zu machen. Vor allem wandte sie sich gegen die Forderung, den niederen Grad in der philosophischen Fakultät zu suchen; sie nannte dies zwecklos und überflüssig. Auf Abneigung gegen die humanistische Vorbildung haben wir bei Savigny (denn er hat gewiß das Gutachten, das übrigens von Biener als Dekan gezeichnet ist, in erster Linie inspiriert) so wenig zu schließen wie bei Fichte. Das Gutachten betont vielmehr, daß jeder, der in einem besonderen Fache etwas Ausgezeichnetes leisten wolle, einen gewissen Grad von Bildung in den allgemeinen Wissenschaften besitzen müsse, und dies um so notwendiger zur Erlangung akademischer Würden bei hiesiger Universität sei, da nach dem Geiste derselben jeder Jurist, der sich zu einem akademischen Examen stelle, dadurch stillschweigend erkläre, daß er sich dem Fache des akademischen Dozierens widmen wolle. Andererseits behauptete die Fakultät, daß gerade ein juristisches Fakultätsexamen sehr gut dahin eingerichtet werden könne, um bei dem Examinanden die Anwesenheit der nötigen Allgemeinbildung zu erkennen, ja daß sogar ein solches Examen, wenn es so sei, wie es sein solle, nicht bloß positiv juristisch, sondern auch philosophisch, philologisch und historisch sein müsse. Und sie meinte ferner, daß sehr viele von den Wissenschaften, welche zur philosophischen Fakultät gerechnet würden, keine allgemein nötigen Wissenschaften seien. Darin liege sogar die Gefahr der Zweckwidrigkeit (möge sie auch bei der jetzigen Zusammensetzung der philosophischen Fakultät nicht zu befürchten sein), wenn nämlich die Examinatoren die Prüfung etwa auf Schulphilosophie oder gar Mineralogie, Chemie und andere für die Juristen unnütze Kenntnisse richteten. Man würde dadurch unfehlbar abschreckend wirken und das wissenschaftliche Streben junger Leute stören und ertöten. Auch der zweite Hauptpunkt in dem Promemoria, die Trennung der höchsten Würde in die zwei Grade eines Lizentiaten und eines Doktors, erregte der Fakultät Bedenken. Sie wies darauf hin, daß die „ascensio per gradus“, die in der ältesten Universitäts- und Kirchenverfassung sich bereits finde, auf mehreren deutschen Universitäten noch gelte und auf den meisten wenigstens als Form noch existiere, ihren Grund habe in der Einteilung der Vorlesungen in lectiones ordinarias et extraordinarias, denen man heutzutage nichts Passendes substituieren könne, und außerdem in den ganz besonderen Vorrechten, welche doctores legum hatten, vorzüglich dem in jure regendi scholam und der Jurisdiktion über die Mitglieder

1) Hier aber sind, wie es scheint, die Fichteschen Bestimmungen über die beiden Colloquien, das über die Dissertation und über die Vorlesung, miteinander verschmolzen.

dieser Schule; heute aber sei mit diesen Einrichtungen die ganze Form antiquiert worden, wenn man ihr nicht einen anderen Grund unterlege. Dieser bestehe an manchen deutschen Universitäten darin, daß der Doctor juris eine eximierte Person sei, oder daß jeder, der sich zum Staatsdienste qualifizieren wolle, eine leichtere Fakultätsprüfung überstehen müsse, zu welcher bei den Doktoranden noch das strengere Examen, das sogenannte Rigorosum, hinzukomme. Allein auch diese Möglichkeiten fallen nach der Verfassung des preußischen Staates weg, und folglich fehle es an einem Grunde zur Trennung der höchsten Würde in zwei Abstufungen. Immerhin war die Fakultät nicht ganz abgeneigt, die Unterstufe eines Lizentiaten anzunehmen, ja sie sah darin sogar einen Vorteil, wenn man nämlich nicht den Charakter indelebilis, wie bei dem Doktor, sondern nur den Begriff einer licentia legendi auf kürzere Zeit, etwa auf zwei Jahre, damit verbinde. Sie hoffte damit den Übelstand, wenn es einer sei, zu vermeiden, daß Licentiati juris bei der Universität als Dozenten blieben, welche in den späteren Jahren meist als sogenannte Repetenten sich nährten und dem notwendigen Studium der Studierenden durch solche scheinbaren Erleichterungsmittel Eintrag täten. Ein dritter Punkt, bei dem jedoch Schmalz dissentierte, war die Forderung des Trienniums für den unteren Grad, eine Bestimmung, die in dem Promemoria nicht erwähnt, jedoch sicherlich ebenfalls im Sinne Schleiermachers und des Departements war. Auch in den übrigen Anordnungen konkordierte die Fakultät mit der Regierung. So hielt sie die licentia legendi bereits durch eine mündliche Prüfung, etwa von drei Fakultätsmitgliedern in Verbindung mit deutschen und lateinischen Vorlesungen über ein aufgegebenes Thema, für hinreichend gesichert. Völlig einverstanden war sie ferner mit den Bestimmungen des Departements über das Doktorexamen, also einer lateinischen Dissertation, oder, wie sie dafür einsetzte, Disputation, und einem Examen, welches von allen Fakultätsmitgliedern anzustellen wäre, und wobei etwa auch Texte aus Gesetzen zur Erklärung vorgelegt werden möchten. Auch die öffentliche Verteidigung der lateinischen Dissertation sine praeside entsprach ihrer Meinung: das Opponieren sollte allen Doctoribus juris nach der Anciennität freigestellt werden und der Dekan die Promotion vollziehen. Von den alten Formen sollte nur der Eid beibehalten werden. Ein „Interstitium“ zwischen Lizentiaten- und Doktorexamen schien der Fakultät nicht nötig zu sein. Sehr zweckmäßig fand sie die Bestimmung über die Nostrifikation auswärtig Promovierter und die Disputation von Professores designati, nur daß sie bei der Nostrifikation empfahl, die Promotionsleistungen nicht als bloße Form gelten zu lassen, sondern der Fakultät das Recht zu geben, je nach dem Ausfall die facultas legendi zu verleihen oder zu verweigern, sowie einen Professor designatus von den anderen Leistungen jedenfalls zu dispensieren. Savigny brachte noch die Bestimmung hinein, daß auch das Thema der Vorlesung von der Fakultät gegeben werden könne.

Inbezug auf die Promotion in absentia oder, wie es in dem Gutachten bereits heißt, die „creatio honorificâ per diploma", stimmte die Fakultät dem Promemoria bei. „Es muß", so erklärte sie, „unstreitig eine solche Promotion eines Abwesenden der Fakultät zur Ehre gereichen, und sie wird auf jeden Fall mehr Ansehen erhalten als die anderen Promotionen durch ein Diplom, welche auf mehreren deutschen Universitäten gebräuchlich sind." Ebensowenig aber sei es ratsam, eine akademische Würde gratis zu erteilen, weil sonst mancher auf gut Glück wagen könnte, sich den Prüfungen zu unterwerfen. Sie hielt sich darum auf der mittleren Linie, indem sie die Gebühren für die Prüfung eines Lizentiaten auf 5 Friedrichsdor, für die Prüfung und Promotion eines Doktors auf 24 Friedrichsdor (10 für das Examen, 14 für die Promotion) bestimmte, abgesehen von einigen Abgaben an den Rektor, den Quästor, die Pedelle usw. Analog waren die Vorschläge in bezug auf die nicht bestandenen Examina und die Verteilung zwischen dem Dekan und seinen Kollegen. Endlich kam auch die juristische Fakultät mit dem Vorschlage, den Doktoren, welche aus irgend einem Grunde das akademische Leben verlassen wollten, einige Vorrechte für ihre Stellung in den Landeskollegien zu geben, wenn es auch nur die Befreiung von den Referendariatsjahren wäre; sie berief sich dafür auf das Beispiel anderer deutschen Staaten, in denen sogar das Doktorat für die Mitgliedschaft an höheren Kollegien verlangt würde, und meinte darin einen gewissen Ersatz sehen zu dürfen für den alten Anspruch juristischer Doktoren auf den Adel mit dem Range über den sogenannten niedern Adel und auf das Recht, Domherrnstellen in den Kapiteln zu erlangen.

Das Gutachten der Medizinischen Fakultät.

Keine Fakultät hatte mehr Ursache, die Regelung des Promotionswesens zu wünschen als die medizinische, und keine ließ länger auf sich warten. Sie war die einzige, welche schon Aspiranten hatte: bis Ende November hatten sich bei Hufeland bereits vier Kandidaten gemeldet, solche, die von dem Collegium medico-chirurgicum übergetreten waren; und diese baten um so dringender um beschleunigte Ansetzung des Termins, als sie noch im Winter ihren Kursus für die Staatsprüfung machen wollten. Dennoch bedurfte es wiederholter Anmahnung von seiten des Departements, um die Fakultät zum Sprechen zu bringen. Der Grund lag in der Uneinigkeit der Herren. Die Regierung hatte in dem Promemoria, das sie der Fakultät unter dem 4. November übersandte[1], vorausgesetzt, daß alle Ordinarien, wie in den anderen Fakultäten, gleichen Anteil und gleiches Recht bei der Promotion haben sollten. Dies widersprach aber den Gewohnheiten, die an anderen medizinischen Fakultäten herrschten, wo die drei ältesten Mitglieder Dekanat und Examen in Händen hatten. So war es z. B. in Göttingen, Jena, Halle, Königsberg und Wittenberg, und so wünschten es nun auch die

1) Die Verfügung selbst im Un.-Arch. Med. Fak., Prom., Vol. I. Ausfertigung praes. 11. November. Das Promemoria lag leider nicht dabei, und auch im Kultusministerium suchte ich es vergeblich.

drei Senioren der Berliner Fakultät, Hufeland, Reil und Rudolphi, bei sich gestaltet zu sehen. Wieviel sie sonst auch aneinander auszusetzen hatten, in diesem Punkte standen sie den jüngeren Kollegen einmütig gegenüber. Als daher Reil, dem Hufeland das Promemoria der Regierung zunächst zur Begutachtung übergeben hatte, dies Privileg mit gewohnter Lebhaftigkeit in Anspruch nahm und nur unter dieser Bedingung an den Geschäften der Fakultät teilnehmen zu wollen erklärte, sandte Hufeland sein Votum dem Departement ein[1] und trug, indem er sein Einverständnis damit erklärte, darauf an, den Fakultätsausschuß demgemäß zu konstituieren, jede weitere Verhandlung aber mit Übergehung der Fakultät den erfahrenen Mitgliedern, d. h. eben den drei Senioren, zu überweisen. Im Departement, in dem unterdes Schuckmann die Geschäfte übernommen hatte, setzte man zunächst eine unwirsche Miene auf. Was die Erklärung des Oberbergrats Reil betreffe, reskribierte man am 10. Dezember, so enthalte sie nur seine persönlichen Wünsche, und den Entschluß, den er am Ende äußere, habe der Dekan der Fakultät mitzuteilen; dieser selbst aber solle die in dem Promemoria vom 4. November enthaltenen Vorschläge zur Sprache bringen und die Voten der ordentlichen Professoren, welche nach § 3 des nächstens zu publizierenden, vom König genehmigten vorläufigen Reglements für die Universität an den Beratungen der Fakultät teilzunehmen hätten, baldigst einreichen. Aber Hufeland ließ sich nicht einschüchtern. Er führte noch einmal alle Gründe an, welche gegen die Bestimmung des Departements sprächen: die Unmöglichkeit, zu einer unparteiischen Prüfung zu gelangen, die Gefahr, daß Reil sich den Geschäften ganz entziehen werde, die Unzweckmäßigkeit, zum Examen so viele Professoren heranzuziehen, die Zersplitterung der Gebühren als eine Gefahr für künftige Akquisitionen, den Usus bei anderen Universitäten. Sein Recht, als unparteiisch gehört zu werden, konnte er durch den früher geäußerten Wunsch, die Doktorwürde ganz unentgeltlich zu erteilen, dartun, der ihn vor jedem Verdacht des Eigennutzes sichere. Er wiederholte seine Bitte, die Dekanabilität auf die drei ältesten Mitglieder zu übertragen, für den chirurgischen Teil aber den Professor der Chirurgie gegen bestimmte Gebühren, ein Drittel von dem Anteil des dritten Mitgliedes, jedesmal heranzuziehen. Und wirklich gab jetzt das Departement so weit nach, daß es sich zunächst mit der Einreichung der Vota der drei Senioren begnügte.

Die für den Gang der Prüfung entscheidende Frage war, ob das Doktorat das Staatsexamen ersetzen solle oder nicht. Hufeland erklärte sich für den zweiten Fall, denn die oberste Medizinalbehörde werde nicht leicht von ihrem einmal angenommenen und solange schon festgehaltenen Grundsatz, eine Staatsprüfung zu fordern, abgehen, um so weniger, da sie eben damit beschäftigt sei, ihr eine bessere und dem Kandidaten weniger lästige Einrichtung zu geben.

1) Auch dieses habe ich leider nicht finden können.

Ferner würde es eine große Unbilligkeit gegen die andern preußischen Universitäten und ein Grund zu Beschwerden sein, wenn sich die Berliner Universität allein das Vorrecht anmaßen wollte, daß ihre Doktoren von der Staatsprüfung ausgenommen sein sollten, ungerechnet, daß die natürliche Folge die sein würde, alle Promotionen des preußischen Staates nach Berlin zu ziehen. Drittens konnte er nicht umhin, anzuerkennen, daß der Staat in einer so wichtigen Angelegenheit eine Kontrolle der Fakultäten, deren oft zu große Nachgiebigkeit bekannt genug sei, nötig habe, was eben nur durch eine nochmalige Prüfung von seiten des Staates erreicht werden würde; denn, so meinte er, wenn man auch bei dem jetzigen Personal der Berliner Universität gesichert wäre, wer würde in Zukunft dafür stehen? Rudolphi äußerte sich nicht so bestimmt. Sein Gutachten gründete sich sogar auf die andere Voraussetzung, das Doktorexamen als Befähigungsnachweis für das Praktizieren im Lande gelten zu lassen; und nur für den Fall, daß dies nicht zu erreichen wäre, schlug er die Streichung einiger Forderungen vor. Er teilte das Examen in eine theoretische und in eine praktische Prüfung. Als Gegenstände der ersten oder des sogenannten Tentamens nannte er Physik, Chemie, Naturgeschichte, Anatomie, Physiologie und allgemeine Pathologie; auch sollten dem Kandidaten einige frische offizinelle Pflanzen und einige Drogen sowie das eine oder das andere anatomische Präparat zum Demonstrieren vorgelegt werden. Den Abschluß des theoretischen Examens legt er in eine Klausurarbeit in der Wohnung des Dekans über einen ihm daselbst vorgelegten Krankheitsfall. Hierauf sollte das Examen practicum oder rigorosum folgen, worin der Aspirant über die einzelnen Teile der praktischen Medizin sowie über Chirurgie und Accouchement examiniert würde. Als Abschluß desselben sollte ihm noch ein Krankheitsfall im Klinikum selbst und eventuell, falls er nämlich auf die Ausübung der Chirurgie und des Accouchements nicht überhaupt Verzicht leiste, eine chirurgische Operation an einem Kadaver und einige Übungen am Phantom auferlegt werden. „Hat der Kandidat", so schließt Rudolphi, „diese Prüfungen gut bestanden, so ist es völlig überflüssig, ihn noch mehreren zu unterwerfen." Wolle man ihn aber noch einem Examen über die nämlichen Gegenstände, einem anatomischen, chirurgischen und klinischen Kursus unterwerfen, und halte man die Fakultät also für zu nachsichtig oder aus einem anderen Grunde für nicht fähig, über den Kandidaten allein zu entscheiden, so könne man die anatomische Demonstration sowie die praktische Prüfung entbehren. Auch Hufeland unterschied ein theoretisches und ein praktisches Examen und forderte im wesentlichen für die Doktorwürde, sowie er sie verstand, die gleichen Bestimmungen wie Rudolphi, so daß also auch er von den praktischen Prüfungen absehen wollte. In dem Tentamen fehlt bei ihm die Naturgeschichte und steht dafür Botanik; doch erwähnt er nicht die Vorlegung offizineller Pflanzen und Drogen. Reil sagt über den Inhalt der Prüfung nichts anderes aus als, daß er ermahnt, mehr nach

dem Talent und der Gründlichkeit der Kenntnisse zu forschen als nach dem Umfang, der mit Seichtheit verbunden sei. Das Thema könne der Examinator frei wählen.

Alle drei wollten im vollen Gegensatze zu Fichte das Latein behaupten: Memoriale, Curriculum vitae, Klausurarbeit, Dissertation und ebenso die mündliche Prüfung sollten in der Sprache der alten Römer sich vollziehen. Gerade aus dem Grundsatze, daß die Promotionsprüfung eine wissenschaftliche Prüfung sein müsse, deren Hauptzweck mehr sei, die Gründlichkeit der Kenntnisse der Kandidaten als ihre praktische Anwendung herauszustellen, leitete Hufeland die Notwendigkeit ab, die lateinische Sprache aufrechtzuerhalten. Man müsse dadurch das klassische Studium befördern. Höchstens daß, wie Rudolphi erklärte, dem aus der philosophischen Fakultät herangezogenen Lehrer, wenn er lieber deutsch examinieren wolle, dies freigestellt sein dürfe. Nicht weniger konservativ verfuhren die Herren bei der Disputation und der Promotion, deren zeremoniellen Teil Rudolphi bis in die Einzelheiten geregelt hatte, während Reil und Hufeland in diesem Punkte, der ja in dem Promemoria Schleiermachers nicht erwähnt und den Fakultäten ganz überlassen war, sich Reserve auferlegten. Jener wollte alle herkömmlichen Symbole erhalten, nicht bloß das Heranrufen des Kandidaten auf das obere Katheder, sondern auch die Vorlegung eines offenen und eines geschlossenen Buches, das Aufsetzen des Baretts, das Anstecken des Ringes und den Kuß. Bei jeder Zeremonie, die sämtlich Bedeutung hätten, solle der Promotor einige passende Worte sprechen und der neue Doktor die Handlung mit einem Gebet beschließen; auch der fromme Hufeland unterließ nicht, das feierliche Gebet zu erwähnen.

Alle drei forderten ferner als die Senioren die Dekanabilität, jedoch Reil und Rudolphi nur für den Akt der Promotion und die damit verbundenen Emolumente, während Hufeland auch die Prüfung ihnen allein anvertrauen und außerdem aus der Fakultät nur noch den Vertreter der Anatomie und der Chirurgie, falls der eine oder der andere von ihnen nicht schon zu den Dekanabeln gehörte, heranziehen wollte. Aus der philosophischen Fakultät wollte er noch den Chemiker jedesmal heranholen. Im Gegensatze hierzu wünschte Rudolphi, daß die Hilfswissenschaften, wenn es möglich wäre, von den ordentlichen Lehrern der medizinischen Fakultät übernommen würden; denn es komme dabei nicht darauf an, daß der Kandidat ein großer Botaniker oder Physiker sei, sondern darauf, daß er verstehe, was die Hilfswissenschaften dem Mediziner seien, und daß er selbst für sich die Anwendung gemacht habe. Reil aber wollte wohl anerkennen, daß man der Hülfskräfte aus fremden Fakultäten bedürfe, sah jedoch darin, nach seinen uns bekannten Prinzipien, einen Beweis, daß man die Naturwissenschaften zwischen der dritten und der vierten Fakultät zerrissen habe, und räumte ein, daß eine wohl organisierte Fakultät durch Hülfskräfte in ihrem Ansehen gekränkt werde.

In scharfem Gegensatze stand Reil zu seinen beiden Kollegen in bezug auf die Ausarbeitung der Dissertation und das Verhältnis, das dabei zwischen Lehrer

und Schüler obzuwalten habe. Die Dissertationen, welche unter ihm in Halle verfaßt waren, hatten in der wissenschaftlichen Welt großes Ansehen gewonnen, aber dies nicht sowohl auf Rechnung des neuen Doktors als des Meisters, der sie selbst ausgearbeitet hatte und auf dem Titelblatt als Verfasser genannt war; dem Doktoranden war nur die Aufgabe geblieben, sie zu verteidigen. Diese Gewohnheit, die ja nur altem Herkommen entsprach (denn auf die Disputation, und nicht auf die Dissertation war das Doktorat als der Nachweis zur Lehrbefähigung gegründet), wollte Reil auch in Berlin eingeführt sehen. „Der Kandidat", so schrieb er in seiner kurz angebundenen Weise, „läßt eine Dissertation drucken. Dies schafft dem Drucker Brot, dem Auctor Verdienst, dem Professor Gelegenheit, auf diesem Wege Ideen in Umlauf zu setzen, die für eine eigene Schrift zu unbedeutend oder noch nicht reif genug sind. Läßt man den Kandidaten über freie und schwierige Themata selbst arbeiten, so ist der Druck derselben, als Privatarbeit angesehen, überflüssig, als gelehrte meist Sudelei." Man möge daher etwa dem Kandidaten, der arbeiten wolle, ein unbearbeitetes Pensum aus der vergleichenden Anatomie und Zoochemie unter Leitung der Vorsteher zur Ausarbeitung und Beschreibung geben: „Dies übt den Kandidaten, führt sicher zu Resultaten und hebt diese Wissenschaft auf deutschem Boden." Von einem solchen Eindringen in die Arbeit des Examinanden wollten die beiden anderen nichts wissen. Sie verlangten, daß der Kandidat selbst verantwortlich für den Inhalt seiner Arbeit sei: nur für die Form solle sich die Fakultät verbürgen. Dies aber sei die Aufgabe des Dekans; er habe die Arbeit darauf durchzusehen, ob darin grobe Sprachfehler, eine unanständige Schreibart, Anzüglichkeiten und dergleichen seien. „Alles übrige", schreibt Hufeland, „bleibt auf Rechnung des Verfassers, denn es soll ja ein Specimen sein." Ebenso Rudolphi: „Die Theorie hängt lediglich von dem Kandidaten ab."

Man kann gewiß zugeben, daß die Stellung, welche Hufeland und Rudolphi der Dissertation in der Doktorprüfung gaben, der modernen Anschauung näher steht, ohne dennoch der Forderung Reils jede Berechtigung abzusprechen und sie nur als eine Fortsetzung überlieferter Formen anzusehen. Denn so gewiß eine völlig unabhängige und zugleich nach Methode und Objekt hervorragend gute Arbeit das Ideal ist, so selten ist beides miteinander vereinigt. Die Regel ist eben auch heute noch, daß der Lehrer auf den Gang der Untersuchung, ja auch, was man ja bedauern kann, auf die Wahl des Themas bestimmenden Einfluß hat; jedenfalls übernehmen unsere Fakultäten, indem sie sich für die Dissertation verbürgen, damit die Verpflichtung, sie so weit zu kontrollieren, daß sie wirklich wissenschaftlichen Charakters ist. Beide Ansichten stellen, so wie sie in diesen Vorschlägen ausgesprochen waren, Extreme dar, zwischen denen ein Mittelweg gefunden werden mußte und gefunden worden ist. Das Departement schwieg sich darüber aus, wie es denn in der Tat die Aufgabe der Fakultät war, sich darüber zu vertragen, und dies gelang noch vor Ablauf des ersten

Jahres in dem Regulativ, welches sie sich im September 1811 gab. Reil, der es entworfen, hatte zunächst an seiner Forderung festgehalten, Hufeland aber dagegen aufs stärkste opponiert; nicht in der wissenschaftlichen Leistung (so sehr er darauf Gewicht zu legen erklärte), sondern in der Forderung an den Kandidaten, der Welt ein öffentliches Spezimen seiner Fähigkeiten und erworbenen Kenntnisse zu geben, sah er den Hauptzweck der Dissertation. Dies liege in der Natur der Sache. So erfreulich es sei, wenn dadurch zugleich die Wissenschaft gefördert und der Ruhm der Fakultät aufs Ausland und die Nachwelt gebracht werde, sei dies doch offenbar Nebenzweck und müsse dem ersteren untergeordnet werden, denn sonst wäre die Folge, daß es besser wäre, wenn die Lehrer der Fakultät selbst die Dissertation schrieben. Dies aber würde teils eine Täuschung des Publikums sein, teils der Fakultät gar nicht zur Ehre gereichen, da ihr Hauptruhm darin bestehen müsse, gute Schüler zu erziehen, die selbst etwas schreiben könnten, und die Professoren andere Gelegenheiten hätten, ihre gelehrte Produktion mitzuteilen. „Die vortrefflichen, von unserem Kollegen in Halle geschriebenen Dissertationen haben bloß dazu gedient, seinen Ruhm zu erhöhen, aber keineswegs den der Akademie als Lehranstalt oder dessen Namen sie trug. Im Gegenteil bedaure ich einen jeden, dessen Name vor einer berühmten Dissertation pranget, von der er zeitlebens einen anderen als Verfasser zitiert sehen muß.“ Ganz mit Recht wies er auch darauf hin, daß diese Gewohnheit auf kleinen Universitäten vielleicht gehe, wo im Jahre etwa vier Dissertationen erscheinen möchten, aber nicht auf größeren, wo die Zahl auf 20 bis 30 steige.

Indessen war die Differenz zwischen ihm und Reil nicht bloß in diesen, aus dem Prüfungszweck selbst abzuleitenden Erwägungen zu suchen: sie lag erheblich tiefer, in der wissenschaftlichen Gesamtauffassung, dem Ziele, das beide dem Studium der Medizin selbst steckten. Hufeland hat dies in seinem Votum zu Reils Entwurf selbst zu klarem Ausdruck gebracht. „Der Hauptzweck der Medizin“, so schreibt er, „bleibt doch ewig — Heilung. Und so auch muß in genere eine Inauguraldissertation außer den allgemeinen Fähigkeiten und der Bildung des Verfassers der Welt darlegen, daß er sich die zur Heilung erforderlichen Kenntnisse erworben hat. Nun frage ich, was die Welt für eine Idee von unserer Lehranstalt bekommen würde, wenn sie nichts als Dissertationen aus der komparativen Anatomie erhielte. Sie würde glauben, daß wir recht gute Anatomen und Naturforscher, aber nicht, daß wir Ärzte bildeten.“ Niemals dürfe man die Kandidaten zwingen, ein Thema zur Dissertation wider ihren Willen, ja ohne daß sie etwas davon verständen, zu wählen und halbe Jahre, die sie gewiß nützlicher verwenden könnten, auf Präparation tierischer Körper zu verwenden. Dies sei nicht bloß ein Unrecht gegen die jungen Leute, die größtenteils eine ganz andere Bestimmung hätten, sondern auch zweckwidrig, da hieraus niemand ihre Qualifikation als Ärzte beurteilen könne, ja unvorteilhaft für die

medizinische Fakultät, deren Hauptaufgabe doch nicht komparative Anatomie sei. Es ist der Praktiker, der Arzt, der in diesen Worten gegen den Naturforscher Protest erhebt. So haben wir die Differenz zwischen den beiden großen Medizinern kennen gelernt, und wir brauchen nun nicht weiter zu fragen, auf wessen Seite die Zukunft war. Rudolphis ruhige Besonnenheit hat schon damals die Linie gezogen, auf der sich das, was in den Anschauungen der beiden Gegner berechtigt war, vereinigen ließ. Er trat dem Entwurf Reils darin bei, daß die Fakultät nur gute Dissertationen haben dürfe, die ihrem Rufe keinen Abbruch täten, wollte aber freilich die Wahl des Faches dem Kandidaten überlassen. Danach wurde dann der Paragraph 6 des Regulativs geordnet. Die Disputation wurde als Bedingung der Promotion hingestellt, von der nur in dringenden Fällen die ganze Fakultät Einzelnen eine Ausnahme zugestehen dürfe. Für die Dissertation sollte jedem, der sich dazu tauglich fühle, freistehen, sich einen passenden Gegenstand aus der Tier- oder Menschenanatomie, der Pathologie oder der Klinik zu wählen, nur müsse er sie einem der ordentlichen Professoren zur Prüfung übergeben und von demselben die Approbation erhalten haben, worauf sie dem Dekan zum Imprimatur zu übergeben sei. Erhalte sie die Approbation nicht oder fühle sich der Kandidat nicht zur Selbstausarbeitung geschickt, so solle er an diejenigen Mitglieder der Fakultät gewiesen werden, unter deren Leitung er einen Gegenstand aus der Pathologie oder komparativen Anatomie bearbeiten könne. Für die Revision der Latinität bestimmte die Fakultät jetzt, einem Vorschlage Hufelands folgend, einen Philologen, der dafür von dem Kandidaten eine Remuneration zu erhalten habe.

Dies alles ward ohne Einwirkung des Departements geordnet, das darin der Fakultät völlig freie Hand gelassen hatte. Es ordnete in einer Verfügung vom 11. Januar das Examen so an, wie Rudolphi für den Fall, daß es die Staatsprüfung ersetzen würde, angegeben hatte. Die Frage, welche der Fakultät vor allem am Herzen lag, ob damit die Staatsprüfung überflüssig werden dürfe, beantwortete es wiederum nicht, und auch in bezug auf den Punkt, wie der Anteil der Fakultätsmitglieder an der Prüfung zu ordnen sei, äußerte es sich recht unbestimmt, so daß die Fakultät am 22. Januar noch einmal um eine genaue Festsetzung für beide Punkte bat. Hierauf entschied das Departement, daß das „Examen theoretico-practicum“ wenigstens für die Ausländer im ganzen Umfang anzustellen sei. Inbezug auf die Inländer überließ sie es der Fakultät, ob sie den Kandidaten in Erwartung der noch nicht entschiedenen Staatsprüfungen in den betreffenden Gegenständen examinieren wolle oder nicht; doch dürfe die Promotion jedenfalls erst dann stattfinden, wenn die Staatsprüfung mit ihnen vorgenommen und sie darin gut bestanden hätten. Die andere Anfrage meinte es schon am 11. zur Genüge beantwortet zu haben, wiederholte nun aber mit aller Bestimmtheit, daß sämtliche Professoren zum Examinieren befugt seien, auch, soweit sie wirklich examinierten, 5 Taler als Gratifikation erhalten sollten, mithin die drei

Senioren ebensowenig das ausschließliche Recht zu examinieren hätten, als es von ihnen abhängen dürfe, welche von den andern Professoren sie zum Examen zuziehen wollten.

Auch inbezug auf die Promotionsordnung enthielt sich das Departement genauerer Vorschriften und setzte für Disputation und Promotion seine Verfügung aus den Vorschlägen der drei Votanten zusammen, so daß der Inhalt der Disputation nach den Vorschlägen Reils gehalten werden sollte, der die Beteiligung der doctores legentes und der Extraordinarien für den Fall, daß ohne Präses disputiert würde, gewünscht hatte. Der Dissertation sollte eine Anzahl Thesen angehängt werden; die Durchsicht wäre dem Dekan anzuvertrauen. Als Promotor sollte nur einer der Senioren in Betracht kommen. Unter diesen würde, wie alle drei vorgeschlagen hatten, der Kandidat zu wählen haben, auf dem Diplom aber — dies nach Hufeland — solle nur der Name des zeitigen Dekans gesetzt werden. Dem Vorschlage Rudolphis und Reils entsprach es dann wieder, daß die Promotionen der größeren Feierlichkeit wegen nur alle Viertel- oder Halbjahr geschehen und die Promotoren dabei mit ihren Doktoranden nach Anciennität auftreten sollten.[1] Die Gebühren endlich bestimmte das Departement nach den Vorschlägen Rudolphis und Hufelands (Reil hatte darüber gar nichts gesagt) auf 100 Taler Kurant und ordnete die Einziehung und Verteilung derselben näher an. Am 29. Januar war die Fakultät in den Besitz der ergänzenden Verfügung des Departements gekommen, und schon im Februar begann sie mit den Prüfungen. Am 6. April ward die erste Promotion an einem Doktor Teiner aus Schlesien vollzogen und bis zum September folgten noch fünf andere. Die Anordnung des Disputationsaktes wie der Promotion selbst hatte die Fakultät zunächst dem Dekan überlassen. Die erste Promotion war ein Ereignis, welches weit über die Grenzen der Fakultät hinaus Beachtung fand; nicht nur der ganze Lehrkörper und die Studenten, sondern auch die Mitglieder des Departements waren erschienen. Auch bei der zweiten Promotion, eines Herrn Busse, war das Departement noch vertreten. Dabei nahm Nicolovius wahr, daß diesmal keine Extraopponenten aufgefordert wurden, und unterließ nicht, wie übrigens auch Uhden, Rudolphi sein Befremden darüber auszusprechen. In der Tat hatte die Fakultät am 10. Februar bestimmt, daß bei der Disputation der Kandidat anzufragen habe, ob jemand extra ordinem disputieren wolle, und Rudolphi hielt sich daher für berechtigt, indem er Hufeland die Äußerung der Herren von der Regierung mitteilte, nach dem Grunde zu fragen, weshalb die Anfrage unterlassen sei, und ihn aufzufordern, die Sache eventuell der Fakultät vorzulegen. Auch ihm schien jenes Aufrufen der opponentes extraordinarii durch-

1) Reil hatte dazu geschrieben: „Das Wesen dieses Aktes ist Zeremonie, die ihre Feierlichkeit nur durch Seltenheit erhalten kann. Daher könnten alle Kandidaten des halben oder ganzen Jahres an einem Tage zusammen renuntiiert werden, wie in Göttingen am anniversario.“ Hufeland hatte diese Forderung nicht gestellt, er schreibt nur: „Die Zeit der Disputation ist immer Sonnabends von 10 – 1 Uhr“.

aus notwendig zu sein, wenn die Disputation kein Spiel werden sollte, da bloße Opponenten und Respondenten lediglich ihre Sätze auswendig lernten und das auswendig Gelernte hersagten. Hufeland aber hatte die Extraopponenten ausdrücklich ausgeschlossen, und sich dazu für berechtigt gehalten, da er den Beschluß der Fakultät dahin verstanden hatte, daß ihm während seines Dekanats und bis zur Publikation des Statuts die Einrichtung des Disputations- und Promotionswesens gänzlich überlassen sei. Er wollte dem Akt nicht den Wert beilegen, den Rudolphi und die Herren vom Departement ihm vindizierten; derselbe könne nach seiner Meinung nur dazu dienen, dem Kandidaten Gelegenheit zu geben, seine Bekanntschaft mit den Ideen und seine Fähigkeit der Sprache darzulegen. Dazu genüge es aber völlig, wenn er bloß mit den ihm Bekannten streite, denn jeder Sachkenner werde sehr bald unterscheiden, was auswendig gelernt und was freies Sprechen sei. Einen jungen, wenn auch geschickten Mann, der zum ersten Male öffentlich auftrete, in Verlegenheit zu setzen, sei sehr leicht, könne aber in der Tat nicht zur Beurteilung seiner Kenntnisse dienen, sondern nur ihn in Gefahr setzen, schikaniert zu werden und skandalöse Auftritte veranlassen, wovon Beispiele genug vorhanden wären, und die man doch auf alle Weise zu verhüten suchen müsse. Er wies auf die Observanz anderer Universitäten, wie Göttingen und Jena, hin und erklärte, daß er, falls die Fakultät anders entscheide, von der Führung der Promotionsgeschäfte gänzlich dispensiert zu werden wünsche. Die Fakultät entschied trotzdem im Sinne Rudolphis, und Hufeland wollte nun seine Drohung wahr machen, ist dann aber, wohl durch die Vorstellungen Rudolphis, besänftigt worden.

Erst nachdem das Departement die Reglements der Fakultäten für ihre Promotionen bestätigt hatte, konnte der schon am 10. Oktober gefaßte Senatsbeschluß allen denjenigen Professoren und lesenden Akademikern, welche noch nicht im Besitz der summi honores waren oder sie doch nicht in der jetzt geforderten strengen Form erhalten hatten, den Grad zu übertragen zur Ausführung gelangen. Es war keine Ehrenpromotion, die an ihnen vollzogen werden sollte, sondern nur eine Ergänzung der zur vollen Mitgliedschaft noch fehlenden Qualifikation, so zwar, daß ihnen Prüfung und alle Leistungen, auch die Gebühren, erlassen wurden. Dieser Beschluß, der übrigens nur auf die philosophische Fakultät Anwendung zu finden brauchte, war nicht ohne Schwierigkeiten gefaßt worden. Hoffmann, der sich unter den minder Berechtigten befand (eine Folge der Ungleichmäßigkeit seiner Laufbahn), hatte darin eine Kränkung empfunden und blieb nach einem harten Zusammenstoß mit seinem Dekan in der ersten Fakultätssitzung (am 1. Dezember) fortan der Fakultät und, als der Senat Fichte, der sich beschwerdeführend an ihn gewandt hatte, recht gab, auch dessen Sitzungen fern.[1]

1) Hoffmann rechtfertigte seine Haltung in einem ausführlichen Bericht an das Departement. Unter der Eingabe vom 16. Dezember fehlt als einziger sein Name.

Das Departement ging in diesem Punkt auf die Wünsche der Fakultät gern ein und gab ihr die Erlaubnis, so zu verfahren, wie es ihr richtig erscheine. Auch die von dem Beschluß Betroffenen, meist Männer von europäischem Ruf, machten keine Schwierigkeiten, außer Hoffmann, der das neue Diplom nicht annahm. Am 2. Februar erhielten Buttmann, Erman, Niebuhr, Hirt und Tralles die Würde, 14 Tage darauf Bernhardi, Eytelwein, Hermbstädt, der bereits Mitglied von 20 Akademien und Sozietäten war, Himly und Lichtenstein, der zwar 1802 in der medizinischen Fakultät zu Helmstedt Doktor geworden war, auch das Diplom besaß, die Dissertation aber wegen seiner Abreise nach Holland und zum Kap nicht hatte drucken lassen können. Diesen zweiten Festakt nahm Fichte zum Anlaß, um in deutscher Rede die Bedeutung der Promotion zu entwickeln: als ein Symbol der Aufnahme in den großen Bund der Veredelung des Menschengeschlechts durch wissenschaftliche Bildung stellte er sie dar, in dem Sinne also, den er in seinem Universitätsplan entwickelt hatte. Hierin erst betätige sich die neue Universität als eine Wahrheit, und dies sei um so notwendiger, als viele wegen der Wunderbarkeit der Sache noch immer nicht daran glauben wollten. Das Selbstgefühl, das er als der Schlüsselträger Gott und die Welt versöhnender Weisheit in seinem Plan, der nun verworfen war, geäußert hatte, verleugnete er auch jetzt nicht: möge, so sprach er, immer der Pöbel, der unfähig sei, die Ideen aufzufassen, über die Verleihung solcher Grade spotten: danach frage der Eingeweihte nicht; denn dieser Pöbel sei für ihn überhaupt nur da als ein Gegenstand, der entpöbelt werden solle.

6. Ergänzungen und Wechsel im Lehrkörper.

Wie guten Grund die Universität bereits haben mochte, auf Zahl und Bedeutung ihrer Lehrer stolz zu sein, so war, wenn die Schöpfung Humboldts in seinem Sinne gedeihen und nicht nur für Preußen, sondern auch für das Ausland ein Magnet werden, den verstümmelten Staat mit dem nationalen Leben in neue Beziehung bringen sollte, doch noch manche schwer empfundene Lücke auszufüllen. Der theologischen Fakultät fehlte noch immer der vierte Professor, der Vertreter der Dogmatik. Man hatte, nachdem sich die Verhandlungen mit Ammon zerschlagen, einen Augenblick an Augusti in Jena gedacht, von dem kürzlich eine Dogmatik erschienen war, dessen Studien aber wesentlich auf dem Felde der hebräischen Altertümer und der orientalischen Sprachen lagen, so daß er sich mit De Wette gedeckt hätte.[1] Zu Verhandlungen mit ihm wird es kaum gekommen sein. Ernstlicher kam Martini in München in

Theologische Fakultät. Gedanke an Augusti und Martini.

1) Geboren am 27. Oktober 1771, kam Johann Christian Wilhelm Augusti 1812 nach Breslau, von dort 1819 nach Bonn, wo er bis an seinen Tod 1841 gelehrt hat. Vgl. Allg. Deutsche Biogr. (F. A. Nitzsch).

Frage,[1] mit dem Schleiermacher im Frühjahr deswegen in Korrespondenz trat.[2] Schuckmann erkannte das Bedürfnis durchaus an. Charakteristisch für ihn ist die Begründung, die er für einen Lehrstuhl des „Systems des protestantischen Glaubensbekenntnisses“ in einem Bericht an den König vom 30. Januar gibt. So wenig es zu wünschen sei, daß der Lehrer desselben es mit intolerantem Eifer als das allein seligmachende darstelle, dürfe es doch noch weniger als eine Zielscheibe des Spottes oder als eine unbrauchbare Reliquie hingestellt werden, sondern man könne und müsse von dem zu dieser Professur berufenen Lehrer fordern, daß er das System geschichtlich nach den symbolischen Büchern und mit der Würde, die das Resultat eines so blutigen Kampfes für einen geläuterten Glauben und Gewissensfreiheit fordere, vortrage. Martini würde diesen Ansichten durchaus entsprochen haben; auch als engerer Landsmann und alter Rostocker Professor wäre er Schuckmann gewiß willkommen gewesen; und man könnte sich eher, wie schon bei dem Gießener Schmidt, darüber wundern, daß Schleiermacher auf die Wahl eines Theologen kam, der sich durch seinen Versuch einer pragmatischen Geschichte des Dogmas von der Gottheit Christi in den ersten vier Jahrhunderten als ein Rationalist vom alten Schlage gezeigt hatte. Aber an den Forderungen Martinis, der unter 2500 Talern nicht zu haben war, scheiterte die Berufung; 1500 Taler waren das höchste, wozu Schuckmann sich verstehen wollte. Er ließ darum den Antrag fallen, obwohl Schleiermacher warm dafür eintrat, und die Fakultät mußte, nachdem sie im ersten Semester ohne Dogmatik eröffnet war, in das zweite ohne Dogmatiker eintreten. Schleiermacher übernahm selbst das Kolleg, das dann zu seiner bedeutendsten Vorlesung werden sollte, und Marheineke trat ihm mit der Symbolik zur Seite.

Juristische Fakultät. Mehring, Reinicke, Verhandlung mit Heise.

Wie die Theologie ohne Dogmatik, so begann die Jurisprudenz ohne Pandekten.[3] Im zweiten Semester übernahm diese, wieder als einziges Kolleg, Savigny, und auch ein Privatdozent, Dr. Mehring, der erste, den die Fakultät gewann, hatte sie nach Hugos Lehrbuch angekündigt. Daneben aber hielt Savigny (denn auf Mehring scheint er kein Vertrauen gesetzt zu haben)[4], dieselbe Vorlesung.

1) Johann Christian Wilhelm Martini, geboren zu Schwerin, wo sein Vater Superintendent und Hofprediger gewesen war, am 22. Januar 1761, gestorben in München am 1. September 1815. Studierte in Würzburg und Göttingen; 1789 zweiter Professor der Theologie in Rostock; 1800 Professor der Kirchengeschichte in Würzburg; ward 1807, da die protestantische Fakultät in Würzburg aufgehoben wurde, nach Altdorf versetzt, von wo er nach Aufhebung dieser Universität nach München kam als Kirchenrat, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Lycealprofessor.

2) Zwei Briefe Martinis an Schleiermacher, März und Mai 1811, in des letzteren Nachlaß.

3) „Sonderbar“, schreibt De Wette am 16. Oktober 1810 an seinen Freund Fries in Heidelberg, „die Universität wird ohne Pandekten und ohne Dogmatik eröffnet, ja auch ohne Logik.“ Henke, Jakob Friedrich Fries, S. 346.

4) Mehring erscheint nach wiederholten Unterbrechungen zum letztenmal im Katalog im Sommer 1816. Im Herbst 1811 kündigte neben ihm zum erstenmal Dr. Reinicke als Privatdozent Vorlesungen an, der zu Ostern 1817 ebenfalls ausschied.

Eine Verhandlung, die mit Heise angeknüpft war, nachdem Haubold abgelehnt, hatte wieder zu keinem Ergebnis geführt; auch diesem erschien Göttingen, wohin er bald darauf von Heidelberg ging, ein besserer Platz zu sein, als die junge Universität in der preußischen Hauptstadt. Und so sah man sich abermals auf
Göschen. den heimischen Boden angewiesen. Es war Johann Friedrich Ludwig Göschen, der sich hier darbot. Noch um ein Jahr älter als Savigny (er war zu Königsberg am 16. Februar 1778 geboren), war er seither kaum Jurist gewesen, oder hatte wenigstens seine Wissenschaft weder theoretisch noch praktisch zu seinem Beruf gemacht. Er hatte zwar in seiner Vaterstadt mit dem Studium der Jurisprudenz begonnen, dann aber in Göttingen Interesse an den Naturwissenschaften und der Landwirtschaft gewonnen und sich bald nach dem Abgang von der Universität in der Nähe Königsbergs auf dem Lande angekauft. Damit war es ihm nicht geglückt, 1804 hatte er seinen Besitz veräußern müssen. Versuche, in Magdeburg, wo er das Gymnasium auf dem Dom besucht hatte, eine Anstellung zu erlangen, waren vergeblich gewesen. Und da die nun folgenden schlechten Zeiten noch für den Rest seines Vermögens große Zinsverluste brachten, war der ursprünglich wohlhabende Mann in Berlin, wo er seit ein paar Jahren mit Frau und sechs Kindern lebte, in mißliche Verhältnisse geraten. Aus dieser Lage befreiten ihn sein Talent und die Gunst des Moments. Indem er sich der Fakultät zur Doktorprüfung stellte, wies er durch die Gründlichkeit der von ihm eingereichten Abhandlung[1] — eine Eigenschaft, die allen seinen Arbeiten nachgerühmt worden ist — sowie durch das Examen selbst nach, daß er die Zeit ungewollter Muße vortrefflich angewandt hatte; einstimmig war die Fakultät der Meinung, daß in ihm der Lehrer gefunden sei, den sie brauche. Am 26. September ward er promoviert. Kaum hatte er seine Probevorlesung gehalten, so trug die Fakultät in demselben Berichte, den sie dem Departement darüber erstattete, darauf an, ihm eine außerordentliche Professur zu übertragen, und umgehend entschied Schuckmann in diesem Sinne. Und noch war das Semester nicht abgelaufen, als Savigny unter voller Anerkennung seiner zivilistischen Fähigkeiten und seines Lehrerfolges die Beförderung Göschens zum Ordinarius beantragte, die dann nach einem Jahr verfügt wurde.[2]

Eichhorn. Auch für die germanistische Professur, deren Bedürfnis ebensowenig in Frage stand (denn dafür am allerwenigsten durfte Schmalz der alleinige Vertreter bleiben) hatte man sich in der Nähe umsehen müssen. Hier aber hatte man keinen Geringeren gefunden als Karl Friedrich Eichhorn, den Mann, der für

1) „Observationes juris Romani", schon im Winter in den Göttingischen Anzeigen von Hugo und in der Hallischen Zeitung mit größter Anerkennung rezensiert.

2) Bericht der Fakultät über die Habilitation und Antrag auf die außerordentliche Professur November o. D., pr. 3. November; Ernennung 8. November. Antrag Savignys auf das Ordinariat 16. Februar, pr. eodem. Antrag Schuckmanns an den König 27. Februar. K. M., IV, 5, Vol. I.

das deutsche Recht dieselbe Bedeutung erlangt hat wie Savigny für das römische. Recht im Gegensatz zu Göschen war Eichhorn ganz in akademischer Luft aufgewachsen. In Jena am 20. November 1781 geboren, Sohn Johann Gottfried Eichhorns, des Orientalisten, der für seine Person den Berliner Stuhl verschmähte, war Karl Friedrich schon als Knabe akademischer Bürger geworden; am 24. Dezember 1787 hatte ihn Christian Gottfried Schütz nach Jenenser Sitte in das Album der philosophischen Fakultät eingetragen.[1] Kollegenkinder in Jena und Göttingen (Loders und Blumenbachs, Heynes und Schlözers) waren sein Umgang gewesen, und bis zu seiner Promotion war er nicht aus dem väterlichen Hause gekommen. Erst danach ging er, mit Empfehlungsschreiben wohl ausgestattet, in die Welt, zunächst an das Reichskammergericht, wo er 8 Monate arbeitete, und von da nach Art der vornehmen Herren auf eine Reise, die ihn in die deutschen Hauptstädte, nach Regensburg, Wien, Prag und Dresden führte und immer in die besten Kreise brachte. Auch die Stadt seiner Geburt hat er damals aufgesucht und an Loders reichem Tische Goethe gesehen.[2] Übrigens war er kein Kopfhänger, vielmehr auf der Universität ein firmer Fechter und guter Reiter, dem es der eigene Vater verständnisvoll nachsah, wenn er sich weniger bei seinen Professoren als im Kreise der Kommilitonen sehen ließ. Seine Studien waren dabei doch so vielseitig, wie sie auch von Juristen damals getrieben oder doch verlangt wurden. Er hat unter anderm Homer bei Heyne, Mathematik bei Kästner belegt, Literärgeschichte bei seinem Vater, Diplomatik bei Gatterer, Naturgeschichte bei Blumenbach, Ästhetik bei Bouterweck gehört. Aber tieferen Einfluß hat nach seinem eigenen Geständnis kaum jemand auf ihn gehabt, und die Juristen vielleicht am wenigsten. Auch Hugos Vorträge, von denen er gesagt hat, daß sie ihm später das eigentliche Licht in das Verfahren beim römischen Recht gebracht hätten, sind damals noch ohne rechten Eindruck an ihm vorübergegangen. Daß er trotzdem sich zur akademischen Karriere wenden würde, war niemals außer Frage gewesen. Der Vater jedenfalls hatte keinen anderen Gedanken: er hatte ihm sogar das Fach ausgesucht, in dem er zukünftig zu lehren habe. Karl Friedrich hatte daher bald nach seiner Heimkehr, im Sommer 1803, zu lesen begonnen, und zwar auf Betreiben des Vaters (dem die Beförderung gar nicht schnell genug gehen konnte) zunächst ohne sich zu habilitieren. Und bereits im Herbst 1805 sah er sich als Nachfolger Reitemeyers, der dafür selbst nach Göttingen ging, als wohlbestallten, wenn auch gering dotierten Ordinarius an der alten Viadrina. Hier gehörte er zu der kleinen Minorität von Professoren, die,

1) Johann Friedrich von Schulte, Karl Friedrich Eichhorn, sein Leben und seine Werke. Stuttgart 1784.

2) Nach seinen eigenen Aufzeichnungen bei Schulte, S. 22: „Bei Loder fand ich Goethe, der sich seinen Steinwein und Chesterkäse schmecken ließ und wie der olympische Jupiter auf uns arme Sünder herabblickte. Er war damals noch kein Lieblingsschriftsteller von mir.“

sobald der Plan der Berliner Universität aufgetaucht war, an die Zukunft Frankfurts nicht mehr glaubten und erst bei Beyme, dann abermals bei Humboldt für ihre Aufhebung eintraten. Man kann sich daher denken, wie froh Eichhorn war, der seit Michaelis 1810 in der geistvollen und liebenswürdigen Tochter seines väterlichen Freundes, des von ihm hochverehrten Professors der Geschichte Heinrich in Jena, seine treue Lebensgefährtin gewonnen hatte, als sich ihm gleich gegen Schluß des ersten Semesters die Aussicht auftat, an die neue Universität zu gelangen. Am 23. Februar stellte Schuckmann den Antrag an den König, vom 4. Mai datiert bereits die Kabinettsordre; es war alles so rasch entschieden, daß die Vorlesungen Eichhorns, deutsche Rechtsgeschichte und deutsches Privatrecht, noch in dem lateinischen Katalog Aufnahme fanden. Eichhorn ist der Universität nicht das geworden, was man von ihm erwartete und er selbst damals hoffte. Nur wenige Jahre ist er zunächst der Unsrige geblieben, und als er dann noch einmal zurückkam, ist er wieder bald seines Amtes müde geworden. Kränklichkeit und Trübsinn haben ihm die späteren Jahre zunehmend umdüstert und wenn nicht seine Kraft, so doch die Lust am Schaffen viel zu früh gebrochen. Damals aber war er von frischester Kraft und voll des heitersten Lebensmutes. Zwei Jahre vorher war der erste Band des großen Werkes, das ihn unter die Sterne seiner Wissenschaft versetzt hat, erschienen; in Frankfurt war der zweite ausgearbeitet und schon fast fertig; im nächsten Jahre verließ derselbe die Presse. Auf dem märkischen Sande, im Dienste des Staates, der dem Reichsgedanken ein neues Leben schaffen sollte, ist das Buch erdacht worden, das die Reichs- und Rechtsgeschichte des alten Deutschlands zu deuten suchte: recht zum Zeichen, daß deutsche Politik und deutsches Recht hier von neuem Fundament und Eckstein finden sollten. Zwei Jahre, bevor es erschien, war das alte Reich niedergebrochen und waren seine Spolien unter die Erben, fremde und einheimische, verteilt worden. Der Anblick seines Unterganges hatte — wer kann daran zweifeln — dem jungen Gelehrten, dessen Vorfahren in den fränkischen Gauen gesessen, dem Sohn der Universität, die so recht das Zentrum für das Studium des alten Reichsrechtes gewesen war, den Gedanken in die Seele gesenkt, den Geist, der in ihm gelebt hatte, zu beschwören. Es gehörte der Mut der Jugend dazu, ein solches Unternehmen zu wagen, ein Herz, das auch vor der Gefahr des Irrens nicht zurückschreckte, weil es im großen und ganzen seiner Sache sicher war, und ein Blick, der das Kleine nicht übersah, aber wohl beiseite lassen konnte, weil er vor allem auf die durchgehenden und zusammenhaltenden Momente gerichtet war. An Sammlungen und Vorarbeiten fehlte es nicht, aber für Eichhorn war das meiste nur Schutt, und selten fand er darunter Bausteine, die sich verwerten ließen. Nur indem er das „Labyrinth der Hypothesen", das Dickicht und Gestrüpp der Lehrmeinungen und tausend Streitfragen, das den Boden seiner Wissenschaft überwucherte, kühn ignorierte und sich unmittelbar

an die Quellen hielt, an das vergangene Leben selbst, konnte er die Aufgabe vollenden. Für seine Vorgänger war das Reich immer noch Wirklichkeit gewesen, wie welk und verfallen auch alle seine Ordnungen sein mochten. In die Praxis hatten noch seine Lehrer, ein Gatterer und Pütter, ihre Leser und Schüler einzuführen gesucht, so wie ja auch noch Eichhorn in Wetzlar sich seine praktische Vorbereitung gesucht hatte. Nicht als ob er sich nun, der Gegenwart entrückt, ganz im Schoße der Vergangenheit geborgen hätte; niemand vielmehr war von Gegenwartsgefühl mehr erfüllt als er. Alle Arbeiten, die er schuf, waren dazu bestimmt, den Unterbau zu bilden für das praktische Recht; und nur um das neue Leben zu gestalten, hielt er es, wie er in dem Vorworte zur ersten Auflage sagt, für notwendig, „den Blick auf die Vergangenheit zu richten und sich mit dem Geist unserer ehemaligen Verhältnisse vertraut zu machen." Aber um eine solche Anschauung zu gewinnen, mußte das alte Leben erst vergehen. Eichhorn hat Hugo, wie bemerkt, als seinen Führer genannt, aber selbst dessen Vorträge und Schriften brachten diese Wirkung erst nachträglich hervor, und den springenden Punkt seiner Entwickelung haben wir vielmehr in dem Erlebnis zu sehen, in dem Eindruck, den der Zusammenbruch der historischen Welt auf ihn machte, welche durch Jahrhunderte hin das Gehäuse des deutschen Geistes gewesen war. So trägt auch sein Werk, wie alles, was Epoche macht, ein Janusantlitz: mitten in der Gegenwart wurzelnd, ist es zugleich nach der Vergangenheit wie nach der Zukunft gewendet.[1]

Welch ein Ereignis war es nun, als diese beiden Männer, der romanistische Führer der historischen Schule und der Vater der deutschen Rechtsgeschichte, zu gemeinsamem Wirken zusammentraten! Die Objekte ihrer Forschung waren verschieden und mochten zuweilen einander fast feindlich erscheinen, aber Geist und Methode ihrer Arbeit waren die gleichen und mußten sich unaufhörlich gegenseitig befruchten, so wie auch ihr persönliches Verhältnis ohne Trübung geblieben ist.[2] Nicht in dieser Sphäre liegen die Nuancen, die sich nun doch wohl zwischen ihnen finden und, da sie in ihrer Entwickelung und tief in ihrer Persönlichkeit wurzelten, auch in ihrem Leben und Wirken, in ihrem literarischen Schaffen selbst sichtbar werden. Sicherlich war auch Savigny durch die Abwandlung in der politischen Welt, die sich in allen Regionen des geistigen Lebens der Epoche widerspiegelt und in die auch seine Jugendjahre fielen, tief beeinflußt worden;

1) Noch im Jahre 1803, in seinem ersten Dozentensemester, hat er, wie er selbst erzählt, den Plan gehabt, in französische Dienste zu gehen, und hätte ihn vielleicht ausgeführt, wenn er Geld gehabt hätte. „Das Französische", so schreibt er, „war damals ein Hauptgegenstand des Studiums, weil die Übermacht Frankreichs alles übrige niederschlug und allmählich zur Weltherrschaft zu führen schien." So der Mann, der 1813 Amt, Frau und Kind hinter sich ließ, um das Schwert für das deutsche Vaterland zu ergreifen!

2) Vgl. den schönen Trostbrief Savignys an den kranken alten Freund vom 21. Oktober 1851, Schulte 1886.

aber wie er seine Position bereits gewonnen hatte, als das Reich noch stand, ja in einem Moment, wo gar die Zeit eines allgemeinen Friedens heranzuziehen schien, so war der Bruch mit der Vergangenheit in ihm nicht so plötzlich und gewaltsam erfolgt. Und wie wenig wir den alten Vorwurf wiederholen dürfen, daß er seiner Zeit jeden Beruf zur Reform ihrer Gesetzgebung habe absprechen wollen, wie gewiß auch er durch seine Methode das Verständnis des geltenden Rechtes fördern und die Grundlage eines seiner selbst sicheren, aus dem Geiste der Nation geschaffenen Rechtes herstellen wollte, so läßt es sich doch nicht verkennen, daß sein historisch so klar und tief blickendes Auge sich gegen die Bedürfnisse und Forderungen der Gegenwart auch deshalb leicht verschloß, weil seine Sympathien ihnen nicht ganz gehörten. Die Differenz zwischen beiden wird besonders deutlich, wenn wir ihre Stellung zu den religiösen Fragen ins Auge fassen. Auch Eichhorn war von tiefer Frömmigkeit, aber von einem herben, mannhaften Protestantismus, ein abgesagter Feind aller romanisierenden Formen und aller pietistischen Ruhseligkeit. Sein geistlicher Held blieb Martin Luther, und die Gesänge Paul Gerhardts waren ihm der schönste Ausdruck evangelischer Lyrik. In Savignys Religiosität dagegen finden wir das quietistische Element wieder, das seinen historisch-politischen Anschauungen eigentümlich war. Taulers Predigten, Sailers Homilien und vor allem Thomas a Kempis' Nachfolge Christi waren die Andachtsbücher, in denen er seine Erbauung suchte und die er mit immer neuem Interesse las, und in der zerfließenden Mystik eines Gerhard von Tersteegen fand er die religiöse Lyrik, die seinem Herzen am meisten zusagte.[1] Er war eben doch bei aller dogmatischen Unbefangenheit tief berührt von der Romantik der Brentanos, in deren Kreis er noch in den Tagen des alten Reiches getreten war und in dem er als Vierundzwanzigjähriger seine Lebensgefährtin gefunden hatte. Eichhorns furchtlos freier Geist dagegen hat den Boden des norddeutschen Protestantismus niemals verlassen, den Geist, dem auch ein Hugo und ein Pütter wie sein eigener Vater dienten; er wurzelte ganz in der deutschen Aufklärung, die in Göttingen wie in Halle und in Königsberg ihre Stätten hatte. Mag er auch unserer Universität zeitweilig untreu geworden sein, so war doch der Genius Preußens in ihm lebendiger verkörpert als in dem großen Romanisten, der dem Berliner Boden bis an sein Ende treu geblieben ist.

Medizinische Fakultät. Wolfart, Nasse, Troxler.

Wenig Glück mit ihren Bemühungen, ihre Lücken zu ergänzen, hatte die medizinische Fakultät. Ihre Erfolge beschränkten sich fast darauf, unliebsame Aspiranten, die sich ihr anboten oder aufgedrängt wurden, abzuwehren. So Wolfart, der schon im zweiten Semester die Zeit gekommen sah, um abermals die Stellung eines Extraordinarius zu fordern. Er hatte zwar Vorlesungen an-

1) Siehe den Brief an Pastor Bang vom 7. März 1840, der ein ganzes religiöses Bekenntnis Savignys enthält. Enneccerus, Friedrich Karl von Savigny, Seite 73.

gekündigt, aber die förmliche Habilitation unterlassen, weil er das mit seiner Würde als früherer Professor am Hanauer Gymnasium nicht vereinbar fand. Die Fakultät war nachsichtig genug, hiervon abzusehen, und Hufelands milder und entgegenkommender Sinn wollte ihm sogar den zweiten Wunsch erfüllen. Aber die anderen, auch Reil, sprachen dagegen. Nach einem Jahre, meinte letzterer, möge er wieder anfragen. Bei Reil fällt diese ablehnende Haltung auf, zumal da er im Jahr darauf mit warmem Eifer für den jetzt Abgewiesenen eingetreten ist. Vielleicht geschah es deshalb, weil er sich zunächst wieder für Nasse interessierte, der nun auf seine erneute Werbung wirklich nach Berlin herüberkam, jedoch um schon nach einem halben Jahr wieder nach Bielefeld zurückzukehren; erst 1815 hat er sich endgültig für die akademische Laufbahn entschieden, indem er den Stuhl Reils in Halle annahm, von wo er dann 1819 seine reiche Wirksamkeit an der neuen Rheinischen Universität angetreten hat. Auch die Berufung eines andern, damals noch in der naturphilosophischen Richtung befangenen Mediziners, Troxlers in Luzern, hat Reil in dieser Zeit betrieben, und, da Schuckmann sich bereit zeigte, denselben mit einem Gehalt von 500 Talern zu berufen, den Antrag an ihn gebracht. Man sieht nicht recht, woran diese Werbung gescheitert ist.[1]

Antrag der Fakultät auf Berufung Wenzels.

Ein allseitig gefühltes, auch von der Regierung nicht geleugnetes Bedürfnis war die Anstellung eines Gynäkologen oder, wie man nach dem Stande dieser Wissenschaft noch zu sagen pflegte, eines „Accoucheurs". Die Fakultät trug diesen Wunsch schon im Januar dem Departement vor und reichte am 7. April den Antrag ein, auf den neuen Lehrstuhl Dr. Karl Wenzel aus Frankfurt a. M. zu berufen. Wenzel hatte sein Fach schon in Wien, Mailand und Würzburg vertreten, war darauf Mitdirektor am Entbindungshause zu Mainz gewesen und praktizierte jetzt in Frankfurt. Die Fakultät rühmte ihn als einen Gelehrten, der mit Geist, Gründlichkeit und klassischem Sinn einen hohen Grad von Vollkommenheit in der Ausübung der Entbindungskunst verbinde. Auch sein literarischer Ruf sei wohlverdient und noch neulich durch sein Prachtwerk über die schwammichten Gehirnauswüchse von neuem begründet. Aber alle diese Empfehlungen nutzten nichts. Das Departement, das übrigens den ausgezeichneten Ruf des verlangten Dozenten nicht anerkennen wollte, erklärte am 26. April, daß es bei dem gegenwärtigen Mangel an Fonds für die Universität nicht in der Lage sei, diesen Gelehrten mit ansehnlichem Gehalt zu berufen, und sah auch das Bedürfnis nicht nachgewiesen, da der Unterricht im Accouchement von drei

1) Ignaz Paul Vitalis Troxler, geboren am 17. August 1780 in Münster bei Luzern, studierte in Jena unter Schelling, promovierte in Göttingen, wurde 1805 praktischer Arzt in Luzern. Er ging nachher zur Philosophie über und starb nach einem sehr gewundenen Lebenslauf, der ihn u. a. zu einer Professur der Philosophie nach Basel und als Abgeordneten der Eidgenossen auf den Wiener Kongreß führte, am 6. März 1866.

Lehrern (Kohlrausch, Friedländer und Nasse) angekündigt sei. Vergebens wies die Fakultät auf die Unzulänglichkeit der bestehenden Einrichtungen hin; es sollte noch Jahre dauern, bis diese Professur, die Reil schon in seinem Organisationsplan von 1801 als ganz unentbehrlich bezeichnet hatte, begründet wurde. Der psychiatrische Lehrstuhl, der von ihm ebenfalls von jeher gefordert war und für den er sich gerade bei seinen neuesten gehirnanatomischen Studien interessierte, war so aussichtslos, daß diese Forderung von der Fakultät nicht einmal angemeldet wurde.

Philosophische Fakultät Böckh kommt

In der philosophischen Fakultät erhielten zu Ostern 1811 die philologischen Fächer ihren jugendlichen Vorkämpfer, den Professor Eloquentiae August Böckh. Ende März traf er ein, und so gern er auch und so ganz er der Unsrige geworden ist, hat er an die Heidelberger Zeit, die kurzen Jahre, die er mit Fries und Creuzer und mit dem Arnimschen Kreise in der Heimatsuniversität verbracht, immer mit Freuden zurückgedacht: die Jahre seiner goldbekränzten Jugend hat er sie genannt. Doch machte er auch in Berlin nicht eben einen alten Eindruck, sowie das Feuer seiner Jugend niemals ganz in ihm erloschen ist. Twesten wenigstens hielt ihn, als er ihm auf einer Gesellschaft bei Schleiermacher begegnete, anfangs für einen Studenten. Und nach Studentenweise hauste er im ersten Semester mit Marheineke, der ein paar Tage vor ihm angekommen war, zusammen in einer Wohnung, denn beide hatten ihre jungen Frauen, der eine in Hanau, der andere in Göttingen, zurückgelassen; erst in den großen Ferien haben sie sie nach Berlin gebracht. Um so männlicher war, wir werden es bald genug beobachten, Böckhs Auftreten in Fakultät und Senat. Er kam nicht ohne ein Gastgeschenk edelsten Inhalts mitzubringen; noch im Mai erschien seine Ausgabe der Pindarischen Oden; über sie wie über die griechischen Altertümer hat er gleich im ersten Semester gelesen und damit die beiden Hauptbahnen betreten, auf denen sich sein Lebensgang bewegen sollte.

Heindorf geht nach Breslau.

Diesem glänzenden Zuwachs aber entsprachen auf der anderen Seite schwerwiegende Verluste. Schon im Mai war es entschieden, daß Heindorf die Berliner Professur mit der an der neuen Universität Breslau vertauschen mußte, deren Aufbau Schuckmann damals mit allen Kräften betrieb. Mit schwerem Herzen verließ der zarte Mann den ihm so rasch lieb gewordenen Wirkungskreis, und mit Trauer sahen ihn die Freunde ziehen; aber es war die Bedingung, unter der allein der Chef der Unterrichtsverwaltung sich herbeilassen wollte, sein Gehalt zu erhöhen, die einzige Möglichkeit für ihn, sich aus seiner prekären finanziellen Lage zu befreien. Vergebens wandte Niebuhr alle seine Beredsamkeit auf, um Schuckmanns Herz zu rühren und dem Freunde in Berlin den Zuschlag von 500 Talern zu verschaffen. Wenn er glaubte, gerade aus der großen Zahl humanistischer Dozenten an der neuen Universität ein Argument dafür zu gewinnen (denn nur bei Vielfachheit der Lehrer könne die Pflege der Altertumswissenschaft

recht gedeihen, und es sei ein besonderes Glück, in der neuen Universität einen Mittelpunkt für Preußen und die ganze Nation zu besitzen), so hätte eine solche Begründung einen Humboldt gewiß gewonnen, oder vielmehr sie hätte ihm gar nicht vorgetragen zu werden brauchen: aber dem praktischen Sinn seines Nachfolgers gegenüber mußte sie des Eindrucks ganz verfehlen.[1] Und wenn man Niebuhr nicht etwa darin beistimmen wollte (was er gleichfalls vorbrachte), daß Schlesien eher ganz ohne Universität bleiben möge, so konnte man nach Lage der Dinge Schuckmann nicht unrecht darin geben, daß er von dem Überfluß der Berliner Lehrer der neuen Universität abgab und so einen Ausgleich der Lehrkräfte herbeiführte.

Spalding stirbt.

An demselben Tage aber riß auch der Tod in den Kreis der Berliner Philologen eine Lücke: Spalding wurde, ihm selbst und seinen Freunden völlig unerwartet, abberufen (7. Juni), ein Verlust, der für die, welche ihn liebten (und er gehörte zu den seltenen Menschen, die keinen Feind haben) schwerer war als für die Universität und vielleicht auch für die Wissenschaft selbst; denn ein so vortrefflicher Lateiner er war, wäre er doch über seine Quinctilianstudien kaum je hinausgeführt worden. Für seine Freunde von der „Griechheit“ aber, deren anerkanntes Haupt und Mittelpunkt er gewesen, war der Tod des heiteren und warmherzigen Freundes der schwerste Schlag; aus allen ihren Briefen klingt herbe Klage.[2] Nun erhielt zwar auch die Berliner Philologie einen Ersatz durch die Beförderung Bekkers, für welchen Wolf bei Schuckmann seinen ganzen Einfluß einsetzte, aber zugleich ward ihm Urlaub für seine Pariser Studien bis zum Jahre 1812 bewilligt, so daß die philologischen Disziplinen, da auf Buttmann und Bernhardi doch wenig zu rechnen war, im wesentlichen auf Böckh und Wolf beschränkt blieben.

v. d. Hagen geht nach Breslau.

Zugleich ging Friedrich von der Hagen fort. Ihm kam Raumers Freundschaft, die ihm Hardenbergs Gunst verschafft hatte, zugute; in Breslau fand er für die Wissenschaft, der man in Berlin noch so wenig Zutrauen schenkte, wenn auch keinen besseren Boden, so doch für sich selbst eine sichere Stellung. Zwar kam er auch da noch nicht gleich in die Fakultät, aber er erhielt doch ein be-

1) Siehe den oft zitierten, sehr bedeutsamen Brief Niebuhrs an Schuckmann vom 2. Mai 1811, bei Köpke, S. 228.

2) Besonders schön und wahr Solger an seinen Freund, den Justizrat Krause, Frankfurt, 16. Juni: „Eine große Stütze in der Berliner gelehrten Welt habe ich verloren an Spalding, dessen Tod mich unbeschreiblich erschreckt hat. Es ist mir, als wäre einer meiner Verwandten gestorben. Dies war noch einer von den wenigen rein rechtschaffenen Menschen in der Welt, und zugleich einer, der das Leben genießen konnte. Selbst seine Beschränktheit war an ihm liebenswürdig, und machte auch ihm das Leben noch genießbarer. Ich traure recht um ihn“ (Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel, herausgg. von L. Tieck und Fr. v. Raumer, Leipzig 1826, I, 212). Niebuhr an die Heusler, 14. Juni 1811. Schleiermacher an Gass, 17. Juni (Briefwechsel mit Gass, S. 88, wo der Brief aber fälschlich unter dem 17. Januar mitgeteilt ist).

soldetes Extraordinariat, dessen Einkünfte noch durch eine bibliothekarische Anstellung vermehrt wurden. Auch die Lektoren blieben meist fort; im Katalog für das zweite Semester hat, wie bemerkt, nur noch Graßhoff Vorlesungen angekündigt, und wenn dafür Beresford, zur Zeit in Moskau, als Ersatz angemeldet wurde, so hat auch dieser zunächst nicht gelesen.

Willdenow von der Reise zurück, stirbt. Hermbstädt Ordinarius.

Die Naturwissenschaften erhielten ein neues Ordinariat durch die Beförderung Lichtensteins, die noch vor Ablauf des ersten Semesters erfolgte.[1] Zu Ostern kam dann Willdenow von seiner Reise zurück und trat sein Amt als Vertreter der Botanik an, und nach Ablauf des Jahres ward Hermbstädt, für den es die Fakultät schon am 12. November 1810 und zwar auf Anregung Fichtes beantragt hatte (der erste Vorschlag, den sie an das Ministerium hat gelangen lassen), Mitglied der Fakultät. Aber einen eigentlichen Zuwachs erfuhren die Studien aus diesen Anstellungen kaum, denn Lichtenstein und Hermbstädt hatten ihre Fächer schon vorher voll vertreten und erhielten keinen Ersatzmann, und Willdenow konnte die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, nicht mehr erfüllen; schon im Sommer 1812 ist er gestorben.

Die 2. philosophische Professur: Kandidatur von Steffens u. Fries.

In der Philosophie endlich wäre Fichte das ganze Jahr über Alleinherrscher geblieben, wenn ihm nicht Schleiermacher mit seiner Dialektik in die Flanke gefallen wäre. Er war damit dem Worte untreu geworden, das er sich selbst gegeben hatte, kein philosophisches Kolleg zu lesen, bevor der zweite Professor der Philosophie angestellt wäre. Als er sich so äußerte, hatte er noch gehofft, Steffens trotzalledem durchdrücken zu können, und bis in den Januar hinein fehlte es nicht an Aussicht darauf. Konkurrent des Hallenser Naturphilosophen war Jakob Friedrich Fries, für den von zwei Seiten Fürsprecher aufgetreten waren, einmal Jakobi in München, der auf den Wunsch von Fries selbst sich bei seinem alten Freunde Nicolovius dafür verwandte, und sodann Schleiermachers neuer Kollege De Wette, der in Heidelberg Fries ganz nahe getreten war und ihn seitdem recht eigentlich als seinen Meister verehrte. Auch er wandte sich bei der ersten Gelegenheit an Nicolovius und erfuhr dabei, daß dieser bereits aus München darum angesprochen war. Nicolovius bemerkte, daß er die Sache habe ruhen lassen wollen; nun aber, da er mit De Wette gesprochen, wolle er sie zur Sprache bringen. Er zeigte sich ganz einverstanden mit dem Gedanken, fürchtete aber, daß er großen Widerstand finden werde, und teilte De Wette mit, was Schleiermacher mit Steffens vorhabe. Bei Süvern und Uhden war nichts zu machen, denn sie waren, wie De Wette Fries schrieb, die Echos von Schleiermacher. Um so mehr richtete er seine Hoffnung auf den neuen Chef der Unterrichtsverwaltung, der von der Fichteschen Philosophie kaum mehr als von der Schellingschen wissen wollte. De Wette unterließ nicht, auch bei

1) Der Antrag Schuckmanns dazu vom 25. Februar 1811; die Kabinettsordre vom 4. März.

ihm seine Wünsche vorzubringen und fand ihn in der Tat nicht abgeneigt; Schuckmann besorgte nur, wie er sagte, daß Fries neben Fichte bei den Studenten nicht durchdringen werde. De Wette erwiderte, der Vortrag seines Freundes sei nicht glänzend, ohne rhetorischen Schmuck, einfach, aber fließend, und Einfachheit sei gewiß die erste Anforderung an einen Vortrag. Worauf Schuckmann: Das sei nur allzu wahr: „Aber werden wohl die Studenten hingehen? Setzen Sie zwei Häuser nebeneinander und illuminieren das eine, und das andere nicht; wohin wird die Jugend sich angezogen fühlen?“ De Wette meinte, die Menge würde vielleicht hinströmen, aber die Besseren zögen doch wohl das Einfache vor; und wenn von 100 nur fünf für eine vernünftige Philosophie gewonnen wären, sei das ein ungeheuerer Gewinn. Er betonte den Einfluß der falschen, der mystischen Philosophie, wie er sagte, und die Notwendigkeit, daß gerade unsere Universität von dieser Seite wohltätig auf das Zeitalter wirken müsse. Das waren Ansichten, welche der Denkart Schuckmanns durchaus entsprachen, und seine Erklärungen gegen De Wette waren so entgegenkommend, daß dieser voller Hoffnung fortging. Andererseits aber konnte oder wollte Schuckmann sich nicht gegen die praktische Bedeutung verschließen, welche nun einmal das System der Naturphilosophie überall gewonnen hatte. Ihn interessierte nicht das System an sich, sondern der praktische Zweck, den es erreichen sollte. Von dem Fichteschen System bemerkte er in der Immediateingabe vom 30. Januar, daß es intolerante Jünger bilde, welche jede andere Philosophie verachteten, und in die positiven Wissenschaften und in das praktische Leben wenig Eingang gefunden habe. Alle kritischen Journale und eine große Anzahl neuerer Schriften dagegen bewiesen, daß das von Schelling aufgestellte System der Naturphilosophie jetzt das herrschende sei; und möge auch, worüber er nicht urteilen wolle, dies System vielleicht mehr ein Produkt der Phantasie sein und auf einem Spiel des Scharfsinns mit Hypothesen beruhen, so sei dennoch so viel gewiß, daß es jetzt sehr allgemein in die positiven Wissenschaften übergehe, dabei zur Grundlage angenommen werde und viele neuere medizinische, physikalische und chemische Schriften und Vorträge gar nicht verstanden werden könnten, ohne daß man damit vertraut wäre. „Ich halte daher“, schreibt er, „einen Professor der Philosophie für notwendig, der dieses System vortrage, da es denen, welche Medizin, Physik, Chemie und Naturgeschichte studieren, nach der jetzigen Lage dieser Wissenschaften unentbehrlich ist.“ Und so richtete er den Antrag dahin, für eine solche Stelle 1500 Taler auf den Etat zu bringen. Danach scheint es doch, als ob er damals wirklich an die Berufung von Steffens gedacht habe, und ich möchte fast annehmen, daß dabei sein altes Verhältnis zu Reichardt, dem Schwiegervater von Steffens, nicht ganz ohne Einfluß gewesen ist. Denn sobald er sich für die Verpflanzung der Frankfurter Universität nach Breslau entschieden hatte, kam er von dessen Berufung nach Berlin ab und gab ihm, und zwar

ohne weiter an einen Konkurrenten von der anderen Richtung zu denken, die mit 1500 Talern ausgestattete Stelle in Breslau, wodurch endlich Steffens aus seinen schweren pekuniären Sorgen befreit wurde. So kam statt seiner Karl
Solger. Wilhelm Ferdinand Solger nach Berlin, der sonst jedenfalls mit seinen Frankfurter Kollegen nach Breslau hätte gehen müssen.

Auch Solger gehörte zu den Jungen, die schon die Mehrheit an der Universität ausmachten; er hatte noch nicht das einunddreißigste Lebensjahr vollendet. Und auch er entstammte dem preußischen, ja dem märkischen Boden selbst. Geboren am 28. November 1780 zu Schwedt, wo sein Vater Direktor der markgräflich-brandenburgischen Kammer gewesen, war er nach glücklichen Jahren der Kindheit von der Tertia ab am Grauen Kloster in Berlin unter Gedikes Leitung für die Universitätsstudien vorbereitet worden, die er in Halle begann. So war auch seine Entwickelung schon in die Zeit gefallen, wo der frohgemute Glaube der Kantischen Epoche an die welterhaltende Kraft vernünftiger Erkenntnis ins Wanken geraten war. Auch in Halle neigte sich Kants Herrschaft dem Ende zu, und Jakob war nicht der Mann, ihren Verfall aufzuhalten. Indes nahm damals das philosophische Interesse in Solger überhaupt noch nicht den ersten Platz ein. Wolf war es, der den in der klassischen Welt Großgewordenen aufs stärkste fesselte. Literarische und ästhetische Neigungen erfüllten ihn in diesen Jahren. Er war ein unermüdlicher Leser der alten wie der modernen Literaturen. Vor allem waren es die großen Griechen, und unter ihnen wieder Plato und Sophokles, denen er sich hingab; eine Übersetzung des Oedipus rex, die er im Jahre 1804 veröffentlichte, machte seinen Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Aber auch Rom und die romanischen Nationen, wie die germanische Welt, die englische und die nordische Literatur nicht weniger als die deutsche, zogen ihn schon auf der Universität mächtig an. Wolf selbst hatte ihn auf das Italienische und Spanische hingewiesen. Das Beste in den weiten Gärten des menschlichen Geistes suchte er auf; Dante und Shakespeare waren ihm nicht weniger vertraut als die deutsche Dichtung, und neben den Lateinern und Griechen las er die Bücher des Alten Testamentes in ihrer Ursprache. Denn auch der Orient beschäftigte seine Phantasie. Zu seinen Lieblingsplänen gehörte eine vergleichende Religionsgeschichte der Völker des Altertums, für die er sich große Sammlungen über die griechische wie über die indische Religion angelegt hatte. Michaelis 1801 wandte er sich nach Jena, um hier noch ein halbes Jahr Schelling zu hören, der damals recht in der Vollblüte seiner Kraft stand. Die Vorträge dieses geistreichsten der grossen Philosophen verfehlten auch bei ihm nicht des Eindrucks, aber im ganzen entsprach doch die naturphilosophische Richtung Schellings der auf die historische Welt gerichteten Geistesart Solgers nicht. Eine längere Reise mit einem Freunde durch Süddeutschland und die Schweiz nach Paris erweiterte seinen Horizont. Die Tagebücher und Briefe, die

er während derselben schrieb, zeigen ihn als einen auf Natur und Kunst, Geschichte und Gegenwart fein aufmerkenden Beobachter. Bei alledem war sein Lebensziel in diesen Jahren noch die Beamtenlaufbahn, für die ihn der Vater bestimmt hatte, und zu der er sich auch auf der Universität durch juristische und kameralistische Studien vorbereitete. Kaum ins Vaterland heimgekehrt, trat er bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin ein, und mit dem sittlichen Ernst, den er in alles legte, was er trieb, gelang es ihm nicht nur, das Vertrauen seiner Vorgesetzten zu erringen, sondern auch diesen Arbeiten ein inneres Interesse abzugewinnen. Sein Chef, der Präsident Karl Ludwig von Gerlach, einer der besten Männer des alten Preußens, der Vater der vier Brüder, von denen Leopold und Ludwig so bedeutsam in die innere Entwickelung Preußens eingegriffen haben und der jüngste, Otto, in den Annalen unserer Universität selbst eine Stelle gefunden hat, hätte ihn gern um sich behalten. Aber von seinen Lieblingsbeschäftigungen ließ Solger sich nicht ablenken. Er hatte in Berlin seine Hallenser Freunde wiedergefunden, darunter von der Hagen und Friedrich von Raumer, die gleich ihm über ihre juristischen Berufsarbeiten in freiere Regionen hinausstrebten und in deren angeregtem Kreise er jetzt sich den liberalen Studien eifriger als je hingab. Nun erst trat Fichte in seinen Gesichtskreis; die Vorlesung über die Wissenschaftslehre, welche dieser am 1. Januar begann und in der er seinen Hörern die „vollständige Lösung eines jeden Rätsels der Welt und des Bewußtseins“ mit mathematischer Evidenz zu geben versprach, machte auf ihn den tiefsten Eindruck. „Ich bewundere“, so schrieb er damals seinem Bruder, „seinen streng philosophischen Vortrag und bedaure fast, ihn nicht früher kennen gelernt zu haben. Kein anderer reißt so mit Gewalt den Zuhörer an sich, keiner nimmt ihn so ohne alle Schonung in die schärfste Schule des Nachdenkens. Es ist eine wahre Wollust, die beiden größten Männer unserer Zeit in diesem Fache, ihn und Schelling, kennen gelernt zu haben und zu vergleichen.“ Auch die Gedankenwelt Schleiermachers, der damals in Stolp war, trat ihm in den Reden über die Religion näher, und auch diese übten auf ihn eine lang anhaltende Wirkung aus. Vor allem aber war es Spinozas Ruhe und durchsichtige Klarheit, die es ihm antat. Ihm gegenüber war es ihm schwer, sein Selbst zu behaupten, und wenn er später auch die Meinung, daß er in seiner Philosophie spinozistische Gedanken wiederhole, von sich abgewehrt hat, so ist es doch nicht zu leugnen, daß sie einen starken Einschlag in seine Gedankenwelt gegeben haben.[1] So nahm er denn im Jahre 1807 seinen Abschied, um sich in voller Freiheit auf den akademischen Beruf vorbereiten zu können. Die Aussicht, daß Berlin eine Universität bekommen werde, weckte in ihm schon 1807 die Hoffnung, dort eine Anstellung zu ge-

1) Vgl. besonders den Brief an Friedrich von Raumer vom 4. Februar 1807. Solgers nachgelassene Schriften, I, 145f.

winnen; als diese Aussichten zerrannen, ging er 1809 nach Frankfurt, wo er zunächst als Doktor der Philosophie zu lesen begann. Dort trat im Mai 1810 noch einmal die Versuchung an ihn heran, zur praktischen Tätigkeit zurückzukehren, als die Frankfurter Stadtverordneten ihn mit glänzender Majorität zu ihrem Oberbürgermeister wählten und ihm in einer Deputation den feierlichen Antrag überbrachten: ein Beweis für die Tüchtigkeit und das Vertrauen, das der treffliche Mann zu gewinnen wußte. Er aber lehnte ab und zog es vor, statt der 1500 Taler, die ihm diese Stelle gebracht haben würde, ein Extraordinariat an der Universität für 200 Taler, die dann noch um 100 vermehrt wurden, anzunehmen. Das Einleben in den akademischen Beruf ist ihm schwer geworden, und im ersten Jahre klagte er den Freunden in Berlin bitter über das, was er verloren, dann aber gewann er seinen Wirkungskreis mit wachsendem Erfolge immer lieber, und es war ihm nicht leicht, im Sommer 1811 Schuckmanns Aufforderung, nach Berlin zu kommen, zu folgen, um so weniger, als die beiden Freunde Hagen und Raumer gleichzeitig nach Breslau gingen. Nur acht Jahre ist er der Unsere gewesen, zunächst an der Seite Fichtes, nach dessen Tode fünf Jahre hindurch als der einzige Vertreter seines Faches in der Fakultät, bis ihm Hegel zur Seite trat, ein Jahr bevor er selbst durch rasche Krankheit aus der vollen Kraft des Lebens und des Schaffens herausgerissen wurde. So steht Solger zwischen den beiden Philosophen, welche das Leben unserer Hochschule am tiefsten beeinflußt haben. Er hat gleichsam das Interregnum, das mit Fichtes Tode eintrat und mit Hegels Anstellung ein Ende nahm, ausgefüllt.

Sparsystem der Regierung.

Überblickt man alle diese Anstellungen, welche von dem neuen Chef der Unterrichtsverwaltung in dem ersten Jahre unserer Universität in die Wege geleitet wurden, so fällt wieder der Gegensatz ins Auge, in dem das neue Regiment zu dem Humboldts stand. Die freie und großzügige Art, welche dieser bei der Zusammensetzung des Lehrerkollegiums bewiesen, hatte ein Ende genommen. Der Hauptgesichtspunkt, in dem die Ernennungen erfolgten, war der größtmöglicher Sparsamkeit, und man könnte höchstens anerkennen, daß es überhaupt noch gelungen ist, mit so geringen Mitteln so viel auszurichten. Das Normalgehalt von 1500 Talern, das die Einrichtungskommission für Ordinariate bestimmt hatte, erhielt keiner der neu Berufenen; nur dem neuen Syndikus, der Ende des Sommers für den erkrankten Kammergerichtsrat Bergius, von dem dies Amt im ersten Jahre verwaltet worden war, in der Person des Kammergerichtsrats Eichhorn berufen wurde, ward es bewilligt. Daß Thaer 1500 Taler für seine Wintervorlesungen bezog, erregte im Kabinett großen Unwillen, aber diese Summe war, wie Schuckmann auf die Anfrage, ob der Herr Staatsrat sich nicht mit weniger begnügen könnte, antwortete, nun einmal bewilligt worden; auch sei sie, da Thaer den Winter über in Berlin wohnen müsse, billig; man könne aber dafür sein Gehalt bei der Akademie der Wissenschaften für erledigt erklären. Die

vierte theologische Professur wünschte man im Kabinett ganz zu sparen. Man fragte von dort an, ob nicht vielmehr an einen Orientalisten gedacht sei. Schuckmann hielt noch an der Berufung eines Dogmatikers fest, aber da dieser nicht kam, so wurden tatsächlich die dafür ausgesetzten 1500 Taler erübrigt. Auf die Frage, ob der Naturphilosoph 1500 Taler wert sei, konnte Schuckmann beruhigend antworten: die Berufung Solgers mache einen solchen in der Tat unnötig, da jenem wohl zuzutrauen sei, daß er die Studierenden so weit mit dem System und der Sprache der Naturphilosophen bekanntmachen werde, als zum Verständnis der Lehrer und der Schriften nötig sei, welche darin befangen wären. Der Hauptzweck, daß die Fichtische Lehre nicht mehr die einzige sei, wäre damit erreicht. Solger aber ließ sich für 900 Taler gewinnen. Der junge Lichtenstein tat es schon für 800, und wenn Hermbstädt nach dem ersten Jahre Ordinarius wurde, so kostete dies der Regierung gar nichts, da er sein Gehalt aus seinen anderen Stellungen bezog. Wenn die Einrichtungskommission für Hugo 3000 und für Haubold 2500 Taler übrig gehabt hatte, so gewann man auch Göschen wieder für ganze 800. Diejenigen Lehrstühle und Institute aber, welche, wie die medizinischen, große Ausgaben verlangt hätten, wurden, so dringend sie sein mochten, gestrichen.[1]

7. Die ersten Wahlen des Rektors und der Dekane.

Ansetzung der Wahlen und Ordnung des Wahlverfahrens.

Daß die neue Universität das Recht haben werde, ihre Behörden selbst zu wählen, welches von ihrem Charakter als Korporation untrennbar war, hatte niemals in Frage gestanden. Wenn für das erste Jahr davon abgesehen war, so war dies geschehen, weil im September 1810 die Korporation noch nicht existierte; und wenn es in dem provisorischen Reglement nicht ausdrücklich ausgesprochen war, so lag der Grund darin, daß man der Vollendung der Statuten im Laufe des ersten Jahres mit Sicherheit entgegengesehen hatte.[2] Der Gedanke war wohl gewesen, die Verkündigung der Statuten und die feierliche Inauguration der Universität am 3. August als dem Geburtstage des königlichen Stifters zu vollziehen, und im Hinblick darauf, so nehme ich an, war in der Kabinettsordre vom 4. Oktober die Amtszeit für Schmalz bis zum August bestimmt worden. An diesen Bestimmungen hatte das Departement in wiederholten Erlassen festgehalten; noch im Mai ließ es sich nicht anders vernehmen. Als es dann aber auch den Juni hingehen ließ, ohne sein Wort einzulösen, sah sich der Senat am 1. Juli zu einer Anfrage ge-

1) Für Gehülfen bei den naturhistorischen Sammlungen wurden, „solange sie gebraucht werden“, 800 Taler bewilligt, für die physikalischen, chemischen und chirurgischen Sammlungen und für die Bibliothek in summa 4500 Taler, deren Verteilung nach Bedürfnis zu regeln sei. Außerdem noch für einen Sekretär 400 Taler, für zwei Pedelle je 240, „wozu indessen womöglich brauchbare pensionierte oder auf Wartegeld stehende Personen genommen werden müssen.“

2) Vgl. das provisorische Reglement, § 10 und 11.

nötigt, wie es, da nun wohl das Erscheinen der Statuten nicht mehr zu erwarten sei, mit der Bestallung des Rektorats gehalten werden solle, ob fortan die Nachfolge des Rektors durch Wahl geschehen, und ob die Amtsdauer des jetzigen Rektors bis Anfang oder Ende August gemeint sei, auch auf welchen Tag der Anfang des neuen Rektoratsjahres gesetzt werden solle. Und nun erfolgte mit ungewohnter Raschheit, schon am 5. Juli[1], die Verfügung, welche zwar noch nicht definitiv, aber doch für das nächste Jahr die Wahl von Rektor und Dekanen dem Senat überließ, mit der Maßgabe, „die durch Stimmenmehrheit zu diesen Ämtern erwählten Personen binnen 14 Tagen dem Departement zur Bestätigung mit Einreichung des Wahlprotokolles anzuzeigen."[2] Ohne zu zögern setzte Schmalz am 11. Juli dieses Anschreiben in Umlauf und lud auf Mittwoch, den 17. Juli, 6 Uhr nachmittags, sämtliche Ordinarien zur Wahl ein.

Jedoch gab es für die Versammelten noch einige Vorfragen zu erledigen, welche das Departement offen gelassen hatte. Zunächst hinsichtlich der Wahl der Dekane, die, wenn man das Schreiben wörtlich nahm, gleich der des Rektors, unmittelbar vom Senate hätte vollzogen werden müssen. Auch war es wohl so gemeint gewesen; Schmalz aber traf, wenn nicht das Gewollte, so doch das Vernünftige, wenn er es in dem Zirkular zweifelhaft ließ, ob der Senat im ganzen die Dekane wählen oder die Wahl der einzelnen Fakultäten zu der seinigen machen wolle, und zugleich der letzteren Form den Vorzug gab. Dies fand allgemeine Billigung, und da Schleiermacher durch seine Autorität als Mitglied des Departements die Deutung deckte, ward die Wahl von den einzelnen Fakultäten so vollzogen, wie es das allgemeine Herkommen verlangte und seitdem auch bei uns geblieben ist. Jedoch geschah es noch vor der Rektorwahl, und noch in der Wahlsitzung, nach der Kürung des neuen Rektors, brachten die Dekane die Namen ihrer Nachfolger zur Anzeige. Der heute herrschende Modus hat sich erst seit der Einführung der Statuten herausgebildet, welche die Wahl der Dekane innerhalb zweier Tage nach der Wahl des neuen Rektors anordneten (Abschnitt II, § 11), was dann zur Wahl im unmittelbaren Anschluß an die Rektorwahl geführt hat. Hierzu ward in der Wahlsitzung selbst ein sehr wichtiger Zusatz beschlossen, daß nämlich die Stellen eines Rektors und eines Dekans inkompatibel sein sollten, da das Amt eines Dekans vorzüglich dazu bestimmt sei, nächst der Besorgung der Angelegenheiten der Fakultät den Rektor in seiner Amtsführung zu kontrolieren. Es geschah dies ohne Zweifel in Hinblick darauf, daß dieser Fall schon in Aussicht stand, da die philosophische Fakultät Fichte abermals zum Dekan gewählt hatte — beiläufig ein Beweis für die hohe Wertschätzung, die seine Amtsführung in der Fakultät genoß. Drittens forderte das

1) Die Mundierung und Insinuation nahm aber dennoch wieder 6 Tage in Anspruch.

2) Darum mußte auch in den folgenden Jahren bis zur Überreichung der Statuten jedesmal um die Erlaubnis zu den Wahlen nachgesucht werden.

Wahlverfahren selbst noch eine nähere Regelung, da aus der Verfügung des Departements nicht erhellte, ob absolute oder relative Mehrheit gemeint sei. Der Senat entschied sich für die absolute, sowie für schriftliche Abstimmung, und zwar eventuell in dreifacher Wiederholung: so daß also bei einem zweiten Wahlgang diejenigen drei, und bei einem dritten diejenigen zwei auf die engere Wahl kommen sollten, welche jedesmal die meisten Stimmen hätten. Und nur in dem Fall, wo schon im ersten Wahlgang die absolute Mehrheit für einen Einzigen entscheide, sollte dieser sogleich als gewählt gelten. In unseren Statuten ist dieser schon nicht ganz einfache Modus noch verzwickter geworden, indem die absolute Majorität aus dem ersten Wahlgang ganz ausgeschaltet und sofort diejenigen drei, welche die höchste Stimmenzahl erreicht haben, auf eine engere Wahl gesetzt werden, so daß in jedem Fall zwei Wahlgänge und eventuell noch ein dritter vorgeschrieben ist. Das Losverfahren ward noch nicht vorgesehen: würde sich bei der vorläufigen Wahl gleiche Stimmenzahl für mehrere ergeben, so sollten erst unter diesen die drei für eine engere Wahl gewählt werden. Dagegen hatte man das Recht der Ablehnung seitens des Erwählten ohne Angabe von Gründen zugegeben, lediglich unter der Bedingung, daß derselbe gleich bei der ersten Wahl „deprezieren“ müsse; für ihn würde derjenige, der ihm an Stimmenzahl zunächst käme, eintreten.

Die Abstimmungen bei der Rektorwahl.

Daran, daß die Deprekation von mehreren eingebracht werden und sich bei den einzelnen Wahlgängen wiederholen könne, hatte man nicht gedacht, sollte aber sehr bald daran erinnert werden. Denn zunächst ward die absolute Majorität im ersten Wahlgange nicht erreicht. Es waren sämtliche in Berlin anwesende Ordinarien erschienen, 23 an der Zahl. Graefe aber entfernte sich während der Wahlhandlung, und nun erhielten Fichte 11, Savigny 7, Hoffmann 2, Weiß und der zeitige Rektor je eine Stimme, so daß also gerade eine Stimme an der absoluten Majorität fehlte und zu einer Wahl zwischen den drei Erstgenannten geschritten werden mußte. Alle drei jedoch deprezierten die Wahl, wie das Protokoll sagt, „aus Gründen, welche sie nach ihrer Erklärung auf Verlangen mitzuteilen erbötig sind“. Was Savigny bestimmt hat, wissen wir: er wollte das ihm von Humboldt bei seiner Berufung zugesicherte Recht, sich von den Ämtern ausschließen zu dürfen, behaupten. Hoffmann mag, von der geringen Zahl der auf ihn fallenden Stimmen abgesehen, sich durch die Rücksicht auf seine Staatsstellung haben leiten lassen. Was aber Fichte bewogen hat, die Führung der Geschäfte abzulehnen, ist ganz ungewiß; man könnte an die Sorge für seine damals recht erschütterte Gesundheit denken, doch spricht dagegen, daß er das Dekanat, das gewiß nicht freier von Arbeit war als das Rektorat, angenommen hat. Genug, da nun auch Weiß zurücktrat, so blieb als einziger Kandidat der „einstimmig“ gewählte zeitige Rektor übrig. Er deprezierte nicht, aber daß er damit angenommen habe, der Erwählte zu sein, braucht man nicht anzunehmen,

auch wenn er nicht, wie er später tat, gegen den Verdacht protestiert hätte, als ambitioniere er die Ehre, die ihm schon so viel Schererei gebracht hatte. Es verstand sich, da die erforderliche Dreizahl sich nicht hatte finden lassen, von selbst, daß die Wahl nicht gelten konnte und die Wahl ganz von neuem wiederholt werden mußte.

Diesmal aber brachte es Schmalz wirklich von den 21 jetzt abgegebenen Stimmen (denn auch Erman hatte sich mittlerweile entfernt) auf die meisten, 6, während Weiß 5 und Schleiermacher 4 erhielten; es folgten Marheineke und Eichhorn mit je 2 und Tralles und Willdenow mit je einer Stimme. Und da Weiß und Schleiermacher sofort deprezierten, letzterer mit der Begründung, daß er das Rektorat mit seiner Eigenschaft als Mitglied des Departements für öffentlichen Unterricht für unverträglich halte, so geschah es, daß der Rektor mit Marheineke und Eichhorn auf die engere Wahl kam. Nun aber deprezierten auch die letzteren beiden, und da ihrem Beispiel alsbald Tralles und Willdenow folgten, blieb Schmalz abermals allein auf der Liste. „Der Herr Rektor", erzählt jetzt das Protokoll, „bat hierauf, dem einmal verabredeten Grundsatze getreu zu bleiben und ihm zwei andere auf die engere Wahl zu stellen. Er selbst fühle gar wohl, daß er durch sein Nichtdeprezieren sich selbst kompromittiere, und würde bei seiner ganzen Lage und durch die Ordinariatsgeschäfte noch mehr überhäuften Arbeit es für das größte Unglück halten, von neuem gewählt zu werden. Gleichwohl glaube er, das Beispiel des allgemeinen Besten der Universität halber geben zu müssen und bäte jeden seiner Herren Kollegen, sich ebenso bereit dem Besten der Universität zu unterziehen und nicht zu fürchten, weder gewählt noch durch die Wahl ausgeschlossen zu werden." Damit drang er jedoch nicht durch. Ob nun doch der Argwohn bestand, daß er in der Tat seine Wahl durchzusetzen wünsche, oder nicht — genug, man erklärte von verschiedenen Seiten, daß jetzt jeder deprezieren werde, und die Majorität entschied dahin, die Wahl müsse von neuem beginnen mit der Verpflichtung für jedermann, ohne weiteres Deprezieren anzunehmen. Inzwischen hatte sich auch Hufeland davongemacht, so daß nur 20 Abstimmende übrig blieben. Und nun ergab sich ein ganz ähnliches Verhältnis wie bei der allerersten Wahl. Auf die engere Liste kamen Fichte mit 10, Savigny mit 7 und Schleiermacher mit 2 Stimmen, während der Rektor selbst mit einer Stimme ausfiel. Es standen also, wenn man alle Gegenstimmen gegen Fichte auf eine Seite warf, 10 gegen 10, und da an die Losung, wie wir bemerkten, nicht gedacht war, so stand zu befürchten, daß am Ende auch diesmal kein anderes Ergebnis erzielt werden würde. Da brachte Graefe, der, ob nun gerufen oder spontan, zurückkam und noch zur engeren Wahl seine Stimme abgab, die Rettung: von den 21 eröffneten Zetteln ward elfmal Fichtes und zehnmal Savignys Name abgelesen.

So das Protokoll über die erste Rektorwahl unserer Universität, das, wie alle Protokolle, das Beste, die wirklichen Motive bei dem Hin und Her dieser

Abstimmungen, verschweigt. Auch wird es schwer oder unmöglich sein, ohne Aufschluß intimerer Quellen dieselben zu entdecken. Man wird vielleicht sagen dürfen, daß die Stimmen, welche sich bei der zweiten Wahl auf den Rektor und Weiß verteilten, in der Hauptsache die zuerst und zuletzt für Fichte abgegebenen gewesen sind, während in den zwischen Schleiermacher, Marheineke und Eichhorn zersplitterten die Savigny-Partei zu erkennen sein dürfte, und daß vor allem wieder Schleiermacher der Gegenspieler gegen die Fichtesche Gruppe gewesen ist, welche ihre Anhänger vorzüglich in der eigenen Fakultät sowie unter den Medizinern gehabt haben mag. Aber über bloße Vermutungen wage ich nicht hinauszugehen. Hierauf verkündigten die Dekane der Fakultäten die Namen Wahl der Dekane
ihrer Nachfolger; es waren Marheineke von der theologischen, Eichhorn von der juristischen und Reil von der medizinischen Fakultät. Die philosophische Fakultät wählte zum Ersatz für Fichte Weiß. Unter dem 6. August ward die Kabinettsordre ausgefertigt, welche die Wahl bestätigte, und unter dem 10. August der Universität übersandt. Der Anfang der Lehrkurse im zweiten Jahr wurde für das Wintersemester auf den 21. Oktober, für das Sommersemester auf den 20. April festgesetzt; Schlußtermine sollten der 20. März und der 17. August sein.

Wenn es nun, gewiß zu nicht geringem Kummer des ersten Rektors, nicht Königsgeburtstag.
mehr zur Verkündigung der Statuten und der Inauguration der Universität kam, so sollte der 3. August doch nicht ohne Feier vorübergehen. Böckh waltete seines Amtes als Professor der Eloquenz[1], indem er das lateinische Anschreiben abfaßte, durch welches Rektor und Senat die Gäste einluden, die sie in ihrem Hause zu versammeln wünschten. Die Untersuchung, die er nach alter akademischer Sitte daran knüpfte, behandelte einen Stoff, der den Kämpfen des Tages völlig fern lag, die „simultas“, welche zwischen Plato und Xenophon bestanden habe. Doch könnte man fast versucht sein, schon in dieser Schrift wie in den späteren Prooemien und Festreden, in denen Böckh Jahrzehnte hindurch, sich selbst oft genug zur Last, geistreiche Betrachtungen über die Welt der Antike in klassischem Latein vorgetragen hat, eine leise Beziehung auf die Gegenwart zu finden: wenn wir nämlich unter Plato seinen Übersetzer und unter Xenophon dessen Gegner, den Philosophen der Tat, uns denken dürfen. Zum ersten Male stellte an diesem Tage die Universität sich der Öffentlichkeit in festlicher Versammlung vor. Für Schmalz, der die Rede hielt, war es eine willkommene Gelegenheit, seinen patriotischen Gefühlen Luft zu machen und an den Tag zu erinnern, welcher der Höhepunkt in seinem Leben geworden war. Jedoch verschwieg er diesmal bescheiden den Anteil, den er selbst an dem großen Werke gehabt hatte, und häufte alles Verdienst auf das Haupt seines königlichen

1) Nicht zum ersten Male; schon das Prooemium zu dem lateinischen Katalog für das Sommersemester war von seiner Hand; für das erste Semester hatte Heindorf es geschrieben.

Herrn, nicht ohne das Wort von Memel für die, die es noch nicht von ihm gehört hatten, zu zitieren. Die Geschichte, so bekannte er, nenne keinen Fürsten, der je für Wissenschaft und Gelehrsamkeit mehr getan, sei es durch milde Spendungen, sei es durch sorgsame Einrichtung der ihnen gewidmeten Anstalten, sei es durch Gewährung unbeschränkter Freiheit für alles Forschen und Lehren. Schon vordem hätten alle Institute für Erweiterung und Ausbreitung der Wissenschaften und Kenntnisse jeder Art seine Sorgfalt, seine Milde erfahren. „Aber izt — kaum war nach einem unglücksvollen Kriege das sehnende Vaterland unter sein Zepter zurückgekehrt, als er vor allem eilte, durch geistige Kräfte — dies war Sein eigenes Königliches Wort — dem Staate zu ersetzen, was er an physischen verloren. So wurde diese Universität gegründet mit glänzenderem Anfange als irgendeine ihrer Schwestern, um teutsche Wissenschaft und Kunst zu sammeln und zu bewahren in den Zerstörungen der Zeit — sie, ein Werk der eigenen Ansicht, des Geistes und Herzens des Königs.“ Im übrigen gab der Rektor eine Summe von Betrachtungen über Gott und die Welt, Religion, Staat und Wissenschaft, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe, Fortschritt und Freiheit, Kultur und Sittlichkeit zum besten, die den Leser förmlich ungeduldig stimmen und es begreiflich machen, daß dieser Mann so fein organisierten Naturen wie Niebuhr und Schleiermacher auf die Nerven fiel.[1]

8. Fichtes Kämpfe.

Rektorwechsel. Fichtes Antrittsrede; warnt vor dem Pennalismus.

Schon die Einrichtungskommission hatte die Bestimmung getroffen, daß die Übergabe des Rektorats im Gegensatz zu der Feier des 3. August einen internen Charakter haben sollte. Demgemäß beschloß der Senat in der ersten Sitzung, die er nach Schluß der großen Ferien abhielt (9. Oktober), daß die Feier, die auf den 19. Oktober angesetzt wurde, für die Universität und ihre Zugehörigen durch einen Anschlag am schwarzen Brett angekündigt, sonst aber niemand persönlich eingeladen werden solle; der Anschlag, mit dessen Abfassung Böckh betraut ward, sollte gedruckt an sämtliche Dozenten übersandt, außerdem aber die Feierlichkeit nicht einmal in den Zeitungen bekanntgemacht werden.

Unter diesem Gesichtspunkt haben wir die Rede aufzufassen, welche Fichte bei Antritt seines Rektorates hielt, „über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit.“ Es war eine Ermahnung intra parietes, väterliche Worte, namens der versammelten Amtsbrüder gerichtet an die Studenten, „an die herzlich geehrten, innig geliebten Jünglinge“, die sich an der neuen Universität den Wissenschaften widmeten. „Dem mächtigsten Zuge seines Herzens folgend“ begrüßt sie der Rektor. „Volle Freiheit und Unbefangenheit des Geistes, welche

1) Rede, als am Geburtstage des Königs, 3. August 1811, die Königliche Universität zu Berlin sich zum erstenmal öffentlich versammelte, gesprochen von Theodor Schmalz, D., als Rektor der Universität Berlin, in Kommission bei J. E. Hitzig, 1811. Un.-Arch.

mit Aufgebung alles anderen rein und ganz in die Wissenschaft sich versenkt, frohen Mut, freudige Zuversicht auf sich selbst und auf die Umgebungen, in denen sie sich befinden", will er ihnen einflößen; er will sie „in die neueröffneten Laufbahnen gleichsam einführen und ihren ersten Schritt mit segnenden Worten weihen, indem er diesen Mut und diese Zuversicht in ihnen beleben will und alles das, was etwa die Freiheit ihres Geistes beengen könnte, vor ihren Augen in ein Nichts verschwinden läßt." In dem Universitätsplan hatte Fichte auf den Weg und die Gestaltung der Universitätsbildung, ihrer Organe und ihrer Methoden hingewiesen, wodurch das Überweltliche, die Gottheit durch die Entwickelung des Verstandes als des Vermögens der Freiheit zu immer größerer Klarheit entfaltet werde. In der Rede wies er den „Lehrlingen" nur das Ziel und gab ihnen die Zusage, daß die Möglichkeit, es zu erreichen, gesichert sei. Damit sei der Lebensodem, die akademische Freiheit, nach dem Willen des Monarchen und seiner Ratgeber, in denen er die höchste Geistesbildung der Nation um sich versammelt habe, voll gewährleistet. Nur aus dem Schoße der Studentenschaft selbst könne jetzt die Gefahr kommen; nur dann, wenn die Hörer ihrer Bestimmung untreu würden, wenn sie sich als Stand betrachteten, der frei sei von den Verpflichtungen, welche sonst Sitte und Ordnung auferlegen, würde die akademische Freiheit erschüttert werden können. Und nun folgte eine lange Philippika gegen das alte Unwesen, mit dem der Eisenkopf schon in Jena den Kampf geführt hatte, gegen die Landsmannschaften und Orden, die mit dem Zwang des Trinkkomments und des Duellwesens eine unerhörte Tyrannei über Lehrer und Schüler aufrichten wollen und damit den eigentlichen Beruf der Studierenden, das Studium selbst, zerstören, also die akademische Freiheit vernichten und das Ziel aller Bildung aufheben würden.

Wahrt die Würde seines Amtes gegenüber anderen Behörden.

So das Programm, mit dem der tapfere Mann sein Amt antrat. Er war entschlossen, es wahr zu machen: nicht bloß den Studenten gegenüber die Freiheit und Würde der Universität zu wahren, sondern jede Mißachtung, der sie und ihr Ziel aus anderen Kreisen her ausgesetzt sein könnten, abzuweisen. Gleich am 11. November wies er das Departement auf die Ungehörigkeit hin, welche sich die öffentlichen Behörden, z. B. das Kammergericht, die Kurmärkische Regierung und das Polizeipräsidium, erlaubten, indem sie auf ihren Anschreiben an den Rektor das Prädikat der Magnifizenz, das diesem nach § 12 des provisorischen Reglements vergönnt sei, unterdrückten.[1] Dies scheine, so schrieb er, nur eine Kleinigkeit zu sein, könne aber zu etwas Bedeutendem führen, denn die Auszeichnung gelte nicht der Person, sondern der Universität, und es sei daher sogar eine Gesetzwidrigkeit, sie fallen zu lassen. Das Departement erkannte in der Tat die Beschwerde als berechtigt an und verwandte sich demgemäß bei

1) Gedr. Fichtes Leben II, 113.

den Beteiligten, wies aber zugleich die Universität an (wie es übrigens schon in dem Paragraphen des Reglements selbst vorgeschrieben war), alle ihre Schreiben mit „Rektor und Senat“ zu unterzeichnen, um damit den bisher vorgekommenen einseitigen Korrespondenzen der Rektoren vorzubeugen.

ie Studenten-schaft ch Herkunft und Bildung.

Vor allem aber galt das Bestreben des neuen Rektors der studentischen Disziplin. Wie es nun in der Studentenschaft in den Anfängen unserer Universität ausgesehen hat, ob die Angriffe gegen den Pennalismus, die Fichte in seiner Rede zwar als hypothetisch und auf die Anwesenden gar nicht anwendbar bezeichnet hatte, später aber gerade zu konstatieren und aufzuspüren suchte, bereits einen Untergrund gehabt haben, läßt sich kaum entscheiden. Allzu verschieden lauten die Zeugnisse, und es ist schwer möglich, aus den wenigen und wechselnden Zügen der Überlieferung ein bestimmtes Bild zu gewinnen. Savigny z. B. war von dem Ton unter den Kommilitonen sehr erbaut, der gegen den der oberbayerischen Bauernsöhne, mit denen er sich in Landshut zu plagen gehabt hatte, angenehm abstach.[1] Aber die Juristen stammten meist aus den besseren Gesellschaftsschichten, waren vielfach Adlige oder Söhne höherer Beamten, die, wie gesagt, in Berlin damals weit mehr studierten als heute, wo diese Elemente sich weniger in unsern Hörsälen als in den Korps der westdeutschen Universitäten aufzuhalten pflegen.[2] Im allgemeinen hatten die Professoren weniger über die Roheit als über die Armut der Studenten zu klagen. Savigny freilich konnte auch in diesem Punkte zufrieden sein; aber unter den Theologen und Philosophen, auch bei den Medizinern gab es, wie Creuzer von seinen Berliner Freunden erfuhr, gar zu viele „arme Schlucker“: mehr als ein Fünftel bezahlten im Durchschnitt gewiß nicht, Stundung aber war noch nicht eingeführt; und das ist jahrelang so geblieben, noch Hegels volle Auditorien haben ihm geringe Einnahmen gebracht. Daß die nach Herkunft Zusammengehörigen und aus der Heimat wohl schon Bekannten sich zusammentaten und danach nannten, war nur natürlich; und wenn z. B. Twesten von den Holsteinern spricht, zu denen auch er sich zählte, so hat man noch nicht an eine Landsmannschaft im Sinne der durch Gesetz verbotenen Studentenverbindungen zu denken. Sogar die Kokarden, die sich anfangs hervortaten, brauchen nicht gerade diese Bedeutung gehabt zu haben. Unter den Holsteinern ging es jedenfalls über die Maßen solid zu. Bei einer Schüssel Pellkartoffeln kamen sie am Sonnabend abends auf einer ihrer „Buden“ zusammen, um sich Aufsätze und Gedichte eigener Mache vorzulesen, die dann gemeinsam

1) Savigny an Creuzer, 14. November 1810: „Unsere Universität läßt sich ganz gut an. Inskribiert sind nahe an 250. Ich habe in den Institutionen, die ich in Verbindung mit Rechtsgeschichte, 10 Stunden die Woche, lese, 45, meist feine, gesittete Leute, bis jetzt von ganz ausgezeichnetem Fleiße.“ Enneccerus S. 64. Ähnliche Zeugnisse erhielt das Departement von den meisten Professoren.

2) S. o. S. 356.

besprochen oder einem Referenten zur Kritik anvertraut wurden. Es war ein Ereignis, wenn einmal eine Bowle Punsch gesetzt wurde; dann saßen die jungen Herren mit der langen Pfeife im Munde um den Tisch her und vergnügten sich an literarischen Gesprächen.[1] Anfangs regte sich wohl so etwas wie Gemeingeist in der Studentenschaft: als Ende Oktober 1810 dem Rektor eine „Musik" gebracht wurde[2], wie auch bei dem Vorsatz, von dem wir sprachen, dem König ein „Lebehoch" zu bringen.[3] Man dachte sogar in diesen Wochen daran, einen allgemeinen Studentenverein zu konstituieren. Aber bei der geringen Gegenliebe in den oberen Regionen schlief der Plan wieder ein. Im Dezember 1810 tauchte gelegentlich der Reibereien mit der Polizei und dem Gouvernement der Gedanke auf, der Studentenschaft eine gemeinsame Uniform zu geben, eine Idee, welche regierungsseitig schon vor Jahren unter Massows Verwaltung erwogen worden war und so, wie sie damals gefaßt wurde, in der Tat mehr dem Geiste des alten Preußen als der Epoche Steins und Schleiermachers entsprach. Jetzt aber kam der Plan, wie es scheint, bei der Studentenschaft selbst auf, die sich dadurch gegen die Verwechselung mit den unteren Elementen der Bevölkerung, der sie sich ausgesetzt sah, zu schützen hoffte. Eine mit zahlreichen Unterschriften an den Rektor bedeckte Petition brachte den Wunsch zum Ausdruck.[4] Ich weiß nicht, ob dieser Gedanke beim Senat und bei der Regierung Anklang gefunden hat, vermute jedoch, daß es nicht der Fall war. Untergegangen ist er nicht, denn offenbar ist der altdeutsche Rock, die Uniform der Burschenschaft, aus verwandten Absichten hervorgegangen. Zunächst aber blieb in der Studentenschaft jeder sich selbst überlassen: alles war in kleine private Kreise und Einzelexistenzen zersplittert; keine Spur von der reichen Abstufung unserer heutigen akademischen Jugend mit ihren Verbindungen und Vereinen, die sich nach allen möglichen „Prinzipien" sportlicher oder geistiger Betätigung gliedern; alle Abzeichen waren fast ohne Ausnahme verpönt, und die bunte Jacke ein Gegenstand des Abscheus und des Zorns für die strengen Hüter der öffentlichen Ordnung.

1) Daneben gründete sich Twesten noch einen besonderen literarischen Klub, oder er las wohl mit seinem Freunde Ritter den Wilhelm Meister, oder mit dem jungen Zumpt, sogar noch am demselben Abend, wo sie schon in Heindorfs philologischer Gesellschaft lateinisch disputiert hatten, den Plato. Einmal aber, gegen Ende des Semesters, war letzterem diese Bravheit denn doch zuviel geworden; er langte, wie Twesten schreibt, statt des Plato eine „Bouteille Madeira hervor, die wir unter Gesprächen über das, was wir in dem Sommer alles arbeiten wollten, und guten Vorsätzen leerten." Aber selbst dies konnte Twesten nicht ohne Gewissensbisse tun. „Es ist sonderbar", fährt er fort, „daß der Wein auf mich eigentlich nicht erfreulich wirkt, sondern mich meistens ernst, wo nicht trauernd stimmt. Denn indem er das Vermögen des Idealisierens steigert und mir die Bilder dessen, was ich in Zukunft gern werden möchte, vorspiegelt, erinnert er mich zugleich daran, wie weit ich jetzt noch davon entfernt bin."

2) Geh. St.-A. Sect. V, 76, II. Aus dem K.-M., Un. Berlin, XII, 1, I.

3) S. o. S. 337.

4) 18. Dezember. Köpke S. 101. Siehe Twesten, 19. Dezember, S. 90.

Das Ganze betrachtet, wird man sagen müssen: es waren je nach Stand und Herkunft sehr verschiedene Elemente, die sich an unserer Hochschule in ihren ersten Jahren zusammenfanden. Die am wenigsten erfreulichen besaß, man kann es leider nicht verhehlen, die medizinische Fakultät. Twesten schüttelte sich, wenn er an die „ehemaligen Apotheker und Barbiergesellen“ dachte, welche jetzt der Medizin Beflissene waren, und wenn er von dem lediglich praktischen und ganz unwissenschaftlichen Sinn sprach, welcher unter ihnen herrsche.[1] In der Tat bestätigten die Erfahrungen, welche Fichte bei seinem Versuch, Sittlichkeit und Ordnung unter der Studentenschaft zu wecken und zu hüten, diese Auffassung. Zum großen Teil lag es daran, daß das Collegium medico-chirurgicum seine Zöglinge, die ja oft genug in der Barbierstube oder der Apotheke ihre Laufbahn begonnen hatten und, praktisch gebildet, nur an die Praxis dachten, in so großer Menge an die medizinische Fakultät abgegeben hatte. Nun war es allerdings Grundsatz gewesen, den Zutritt zur Universität, gemäß der Zedlitzschen Verordnung von 1788, von dem Abiturientenzeugnis abhängig zu machen, das wenigstens von den preußischen Gymnasien mit ganz geringen Ausnahmen gefordert wurde. Aber einmal war damit nicht ein Reifezeugnis gemeint, sondern eben nur ein Abgangszeugnis, und sodann wurden auch diese mit einer Laxheit ausgestellt, von der wir heute zum Glück keine Vorstellung haben; es ist damit, wie mit so vielen Dingen, in 100 Jahren nicht schlechter, sondern besser geworden. Die Absicht, ein Reifezeugnis mit verschärften Bestimmungen einzuführen, bestand längst; im Mai 1811 wandte sich Schuckmann, der damit den Spuren Humboldts folgte, deshalb an Friedrich August Wolf, und das Gutachten, welches dieser mit gewohntem Geist und Nachdruck aufsetzte, hat das Edikt von 1812, das Süverns Hand entstammt, wesentlich beeinflußt. Zunächst aber mußte man sich mit den Verhältnissen, wie sie waren, abzufinden suchen. Um den jungen Leuten, welche nur im elterlichen Hause oder in Privatanstalten vorgebildet waren, den Zugang zur Universität zu ermöglichen und zugleich dem einmal aufgestellten Grundsatz genugzutun, hatte das Departement für sie eine Prüfungskommission bestellt, bestehend aus den beiden Direktoren Bellermann und Bernhardi, die ja zugleich Mitglieder des akademischen Lehrkörpers waren.[2] Aber statt als Sperre gegen die schlechten Elemente zu wirken, erleichterte diese Einrichtung, wie Fichte bemerkte, eher den Zutritt zur Universität. Denn beide Herren machten nur sehr geringe Ansprüche und gaben das Zeugnis ohne Anstand, so daß dadurch die schlechten Schüler sogar angereizt wurden, noch im letzten halben Jahr die Schule zu verlassen, um sich der schwierigen Abgangsprüfung zu entziehen, und sich durch Privatunterricht auf die Prüfung vor den Kommissaren

1) Zum 6. Dezember, S. 86. Auch Horkel, Twestens Landsmann, klagte bitter darüber.
2) Fichte an das Departement, 23. Dezember. K.-M. I, 2, Vol. IX.

vorbereiteten. Schmalz aber hatte, seinen Prinzipien gemäß, sich bei den Immatrikulationen um das Zeugnis kaum gekümmert und Subjekte zugelassen, welche, wie Fichte sich ausdrückte, wenig mehr als ein guter Quintaner wußten. So war im Sommer 1811 auf Grund eines Testates, das Bernhardi ausgestellt hatte, ein gewisser Niesar, aus Kreuzburg in Schlesien, immatrikuliert worden, nachdem er kurz vorher von der Pepiniere wegen seiner „über alle Maße schlechten Kenntnisse“ abgewiesen worden war.[1]

Und nun mußte es gerade dieser unwürdige Jünger des Äskulap sein, der einen jener studentischen Skandale anstiftete, welche Fichtes Amtsführung ganz verbitterten und ihn schließlich dazu brachten, das Rektorat niederzulegen.

Reibereien zwischen den Studenten der Medizin und den Zöglingen der militärärztlichen Bildungsanstalten. Fall Niesar.

Schon in den ersten Wochen der Universität war es, wie wir uns erinnern, zu Reibereien zwischen den studierenden Medizinern und den Zöglingen der

1) Er war der Sohn des Stadtchirurgen und hatte sich selbst nur als Stud. chirurg. inskribiert. Zum Beweise für seine Angaben hatte Fichte sich einen Auszug aus dem Prüfungsprotokoll bei der Pepiniere geben lassen, den er dem Departement mit einschickte, und den es wohl lohnt, hier genau nach dem Wortlaut und der Orthographie zum Abdruck zu bringen. Folgendes sollte ins Deutsche übersetzt werden: „Amphibia vocantur ea animalia, quae et in terra et in aqua vivunt. Eorum alia quaternos pedes habent, ut crocodili, testudines, lacertae et ranae; alia sunt sine pedibus, ut serpentes. Omnia amphibia pariunt ova ad sobolem procreandam, quae aut in terra, aut in aqua solis calore excluduntur.“ Die Übersetzung des Kandidaten, bei der die Vokabeln ihm zweifellos gesagt worden sind, lautete nach einer durch Semler beglaubigten, auch in der Orthographie gleichförmigen Abschrift folgendermaßen: „Einer Amphibie wurde von anderen Thieren gefragt, welche sowohl auf der Erde als im Wasser lebten. Jene anderen haben vier Füße, als der Crocodil, die Schildkrete, die Eidechse, die anderen sind ohne Füße, als die Schlangen. Alle Amvhibien legen Eyer wo sie Ihre Jungen hervorbringen, welche aber im Wasser, auch auf der Erde von der wärme der Sonne ausgebrütet werden.“

Auch mehrere Prüfungszeugnisse der Kommission legte Fichte dem Departement vor. So eins über einen Heinrich Schmidt:

„Alter 28 Jahre. Hat sich einem Examen in der lateinischen und griechischen Sprache nicht unterziehen können, da er eben erst mit der Erlernung der Anfangsgründe derselben beschäftigt ist. In der Mathematik, Chemie und Geschichte hat er die ersten Elemente, in letzterem Objekte besonders das Moderne sich zu eigen zu machen gesucht. Da er nun sich bestimmt hat, diese Mängel auf das Eifrigste zu ersetzen, so ist ihm dazu die Ausdauer und Regsamkeit auf das Dringendste zu empfehlen.“

Ferner: „Karl Wilhelm Schreiber aus Berlin, 18 Jahre alt. Hat das Berlinische Gymnasium besucht, ist aus der Großtertia abgegangen, hat die Kenntnisse, welche das Eigentümliche dieser Klasse ausmachen, in seiner Gewalt und wünscht sie in seinen Universitätsjahren zu vermehren, wozu er viel Eifer und Lust bezeigt hat.“

„Karl Heinrich Walter Ducros aus Schwedt: ist in den gewöhnlichen Schulkenntnissen geprüft worden und in jeden Objekten derselben schwach befunden. Da er den besten Willen gezeigt, alles nachzuholen, ist es wünschenswert, daß ihm dieses gelingen möge, besonders da Schulkenntnisse bei dem Studio der Medizin durchaus erforderlich sind.“

„Moritz Nathan aus Märkisch-Friedland in Preußen, 20 Jahre alt, jüdischer Religion. Hat einige Kenntnisse der griechischen Sprache, etwas größere in der lateinischen. In der Mathematik ist er mit den Elementarkenntnissen nicht durchaus unbekannt, in der Geschichte dagegen hat er nur geringe Proben seiner Kenntnisse abgelegt. Er wird sich bemühen, seine Lücken auszufüllen.“

militärärztlichen Bildungsanstalten gekommen, auf welche jene als auf Studenten zweiter Klasse herabsahen und mit denen sie doch in der Anatomie und den Kliniken täglich in Berührung kamen. Auch Niesar hatte sich mit studentischem Hochgefühl durchdrungen und fühlte sich berufen, vielleicht gerade weil es ihm bei der Pepiniere so schlecht gegangen war, dies durch die Tat zu beweisen. Es war in dem Theatrum anatomicum während der Vorlesung Rudolphis, wo die Studenten sich schon im Besitz der besten Plätze befanden und die Gelegenheit zu Konflikten nach dem Charakter der Vorlesung und des Lokals besonders nahe lag. Ein Pepinierist, namens Langenberger, der hinter Niesar saß, hatte sich übergelehnt und jenen bedrängt, auch, wie Niesar wenigstens vor seinen Richtern behauptete, ihm auf den Rock gespuckt. Beide hatten sich dann mit allerhand Liebenswürdigkeiten bedacht, die bis zu dem obligaten „dummer Junge“ gesteigert wurden. Diesmal gelang es dem Einschreiten Rudolphis selbst, Schlimmeres zu verhüten. Am folgenden Tage aber lauerte Niesar dem Pepinieristen beim Heraustreten aus dem Kolleg auf und verabreichte ihm ein paar Ohrfeigen, welche dieser, angesichts des Gefolges seines Gegners, zunächst ruhig einsteckte. Am dritten Tage jedoch (12. Dezember) holte er sich seine Revanche. Jetzt hatte er die Übermacht; mit Stöcken und Knüppeln bewaffnet waren seine Kameraden zur Stelle. So trat er, wieder nach Schluß des Kollegs, um 3 Uhr nachmittags, an Niesar heran und gab ihm die Maulschellen zurück. Es folgte, um in der dieser historischen Begebenheit angemessenen Redeweise fortzufahren, eine solenne Keilerei, die sich aus dem Vorraum der Anatomie bis auf die Straße fortpflanzte. Vergebens versuchte Rudolphi, der von einem Studenten herbeigerufen war, abermals Ruhe zu stiften; er selbst sah sich von einem der Pepinieristen, namens Fritsch, der noch dazu ein früherer Student war, Insulten ausgesetzt. Von Steinwürfen verfolgt, zogen die Studenten in corpore vor das Haus des Rektors und sprachen ihn durch drei Deputierte um Schutz gegen die Anfälle der Pepinieristen an. Fichte erklärte ihnen, daß er sie nicht schützen könne, da die Pepinieristen nicht unter ihm ständen. Sie sollten sich aber an den Generaloberstabs-Chirurgus Dr. Görcke als den Vorsteher der Pepiniere wenden, bei diesem werde er ihr Gesuch unterstützen. Statt nach diesem Rat zu verfahren, begab sich eine Anzahl der Studierenden nach der Universität auf den Fechtboden, wo andere Mediziner, die gerade ein Kolleg über Geschichte der Medizin bei Reich besuchen wollten, zu ihnen stießen. Hier hieß es nun, daß noch andere Kommilitonen, die in dieser Stunde (zwischen vier und fünf Uhr nachmittags) auf dem Theatrum anatomicum bei Knape Splanchnologie hörten, von den Pepinieristen geprügelt werden sollten. Sei es nun, um jenen zu Hilfe zu kommen oder um Rache zu nehmen, oder auch nur, um die Schuldigen auszumitteln und ihren Vorgesetzten zur Bestrafung zu übergeben — genug, gegen 5 Uhr zog der ganze Haufe, die Taschentücher als Erkennungszeichen um den Arm gebunden, zu der nahen Ana-

tomie.[1] Sie pflanzten sich vor der Tür auf, um auf das Heraustreten ihrer Feinde zu warten. Hier hatten die beiden Oberchirurgen, welche die Aufsicht über die Pepinieristen hatten (diese pflegten in geordnetem Zuge von und nach der Anatomie geführt zu werden) bereits von der neuen Ansammlung der Studenten gehört und den Sturm zu beschwören gesucht. Der eine war auf die Universität geeilt, um den Rektor zu benachrichtigen, der aber jetzt seine Vorlesung hielt und nicht sogleich zu erreichen war. Sein Kollege hatte sich von Görcke Verhaltungsmaßregeln holen wollen, zog dann aber vor, da nun die Studenten herankamen, seine Zöglinge im Hause zurückzuhalten und ließ sich auf förmliche Verhandlungen mit den Belagerern ein. Er rief einen Studierenden herbei, den er kannte, und fragte, was sie wollten. Wie es später hieß, sollen nun Stimmen geantwortet haben: „Die Unruhestifter unter den Pepinieristen, um sie durchzuprügeln!“ Aus der Vernehmung der Studierenden aber ergab sich nur, daß sie die schuldigen Pepinieristen, deren Namen sie nicht kannten, heraussuchen und ihrer Obrigkeit zur Bestrafung überliefern wollten. Es kam zu einer förmlichen Kapitulation, der zufolge in der Tat Deputierte der Studierenden in Begleitung des Oberchirurgus in die Anatomie hineingingen und demselben die Beleidiger ihrer Ehre nachwiesen, worauf die Eingeschlossenen freien Abzug erhielten. Zwischen den Reihen der Studierenden hindurch marschierten sie nach Hause. In einer späteren Stunde wurden allerdings noch einige Zöglinge der Pepiniere, wie der Bericht, den der Senat dem Departement nach Abschluß der Untersuchung am 16. Januar einreichte, eingestand, als sie aus anderen Kollegien nach Hause gingen, verhauen, „jedoch nur leicht“, wie es in der Eingabe entschuldigend heißt. Ferner ward gesagt (was, da sie vom Fechtboden kamen, nicht unwahrscheinlich ist), daß von den Studenten manche mit Haurapieren und Hiebern auf dem Platze gewesen seien; doch war darüber nichts Näheres zu ermitteln. Zu einem Eingreifen der Polizei, der Bürgerwehr oder der Garnison kam es nicht; als der Gouverneur am nächsten Abend Militär bereit hatte, fand dieses nichts mehr zu tun. Bei dem Tumult und der Dunkelheit, in der der Hauptteil des Dramas sich abgespielt hatte, war es schwer, die Untersuchung zu führen. Die Masse der Teilnehmer ging daher frei aus, und nur die Hauptschuldigen wurden von seiten der Universität bestraft, der Anstifter und Rädelsführer bei dem ganzen Exzeß, wie es sich gebührt, ganz exemplarisch: mit vier Wochen Karzerhaft und daran anschließend mit Relegation. Ein Zweiter, Bauermeister aus Hamburg, der sich schon bei früheren Konflikten und so auch bei dem Auflauf vor der Anatomie, obschon er die Vorlesung Rudolphis gar nicht besucht und mithin auch keine Schläge zu rächen hatte, hervorgetan, erhielt 14 Tage und hatte das consilium abeundi zu unterschreiben; ein Dritter, ein gewisser Willert aus dem Mecklenburgischen,

1) Im Akademiegebäude an der Ecke der Charlotten- und Letzten (Dorotheen-) Straße.

kam, „nach dem Grade der Lebhaftigkeit seines Anteils“, mit 8 Tagen und noch fünf andere mit je 4 Tagen davon.[1] Um die Exzesse für die Zukunft ein für allemal abzuschneiden, wurden nach dem Vorschlage Hufelands, der Mitdirektor der Pepiniere war, die Sitze in dem anatomischen Theater für die Zöglinge der Pepiniere und der Friedrich-Wilhelms-Akademie völlig getrennt. Auch trafen die Universität und der Generalstabschirurgus Görcke die Anordnung, daß, wie es mit dem Fritsch geschehen, hinfort kein Zögling von dem einen in das andere Institut übergehen sollte, ohne ein testimonium morum seiner bisherigen Behörde mitzubringen. Diese Festsetzungen scheinen ihren Zweck erfüllt zu haben; wenigstens wird von weiteren Exzessen zwischen den Studierenden der beiden Korporationen zunächst nichts gemeldet.

Fall Melzer-Brogi.

In dieser Angelegenheit waren Rektor und Senat, soweit es die Akten erkennen lassen, einmütig vorgegangen, sowohl in der Bestrafung der Schuldigen und in dem Schutze der Interessen ihrer akademischen Bürger als auch in den Beziehungen zu den anderen Behörden. Schon aber waren Affären im Gange, durch welche das alles verloren zu gehen drohte. Unter den Medizinern befand sich seit Ostern einer namens Joseph Leyser Brogi aus Posen, Sohn eines jüdischen Händlers von armer Herkunft und schlechten Manieren, schäbig in der Kleidung und, was selbst diejenigen, die ihm wohlwollten, nicht zu leugnen vermochten, auch von Gesinnung; übrigens folgsam und ruhig, von außerordentlichem Fleiß, der ihm schon auf der Schule durch Prämien und Zeugnisse bestätigt war, auch edleren Empfindungen nicht unzugänglich, aber in seinem Lerneifer von einer Zudringlichkeit, welche, und darin stimmen alle Zeugnisse überein, für andere als seinesgleichen schwer zu ertragen war. Brogi bekam, sicherlich ohne die Initiative zu ergreifen, schon im Anfang des Semesters Händel mit einem anderen Mediziner von kaum weniger unerfreulichen Eigenschaften, die aber nach der entgegengesetzten Seite lagen. Dieser hieß Melzer und stammte gleichfalls aus dem Posenschen, war aber ein Deutscher, Sohn eines Justitiarius aus Inowrazlaw, ein übermütiger, ja brutaler Mensch, der aber durch sein dreistes und breitspuriges Wesen sich unter seinen Genossen eine gewisse Stellung verschafft und bei dem Krawall mit den Pepinieristen, als schon das Verfahren gegen ihn selbst schwebte, sich hervorgetan hatte.[2] Ihm mochte der Gegensatz gegen Brogi, der freilich nach einem Ausdruck Solgers zu den Menschen gehörte, die Beleidigungen gleichsam anziehen, von der Heimat her im Blute stecken, und so begann er sich an ihm zu reiben, zunächst so, daß er ihn, wozu ja Anlaß genug war, vor den anderen aufzuziehen suchte. Dies führte, da Brogi nicht die Art hatte, die Touchierung zu vermeiden, bald zu wechselseitigen

1) Senatsprotokoll vom 21. Dezember. Bauermeister wurde später relegiert, weil er über den Rektor selbst freche Verleumdungen verbreitet hatte.

2) Er war der Student gewesen, der Rudolphi am zweiten Tage zu Hilfe rief.

Grobheiten und schließlich zu Tätlichkeiten. Melzer hatte dabei wohl die Absicht verfolgt, den Gegner zum Duell zu reizen. Als er aber für die Worte nur Worte und für die Schläge Schläge erntete, lauerte er dem armseligen Gegner mit einer Hetzpeitsche auf und schlug ihn damit am hellen Tage und vor aller Augen auf dem Platz vor der Universität. Und nun erst ging Brogi zum Rektor und klagte.

Es war ein Akt des gröbsten Pennalismus, der Sünde, gegen welche Fichte eben erst in seiner Rektoratsrede mit so harten Worten losgezogen war. Statt den bis dahin ungestörten Frieden zu erhalten, hatte er, so muß es scheinen, die Burschikosen nur zu dem Versuche angereizt, ihm ihre Begriffe von studentischer Freiheit und Ehre klarzumachen. Er war entschlossen, keinen Zoll breit zu weichen und ein Exempel zu statuieren, vor dem die Übeltäter ein für allemal Respekt bekommen sollten. Aber er stieß dabei auf Widerstand bei seinem Kollegen im Amt, dem neuen Syndikus, den er selbst erst in diesen Tagen in den Senat einführte (4. Dezember), und der in dem Vorfall kein so todeswürdiges Verbrechen sehen wollte, vielleicht auch mit dem germanischen Raufbold immer noch mehr sympathisierte als mit dem Judenjüngling, der zunächst Schimpfworte und Ohrfeigen erwidert und erst, nachdem er sich wie ein Hund hatte peitschen lassen, den Weg zum Rektor gefunden hatte. Während der Rektor den Fall für so klar hielt, daß er auf die gewöhnliche Weise lediglich durch den Senat zu entscheiden wäre, meinte Eichhorn, es sei ein Ehrenhandel unter verwickelten Umständen, für den das studentische Ehrengericht herangezogen werden müßte. Und da die Mehrzahl der Senatoren, vor allen Schleiermacher, den schon Fichtes Rektoratsrede schwer geärgert hatte, ihm darin beistimmten, gab Fichte nach und setzte dem Beschlusse des Senats zufolge das Ehrengericht auf den 11. Dezember an, das heißt gerade auf die Zeit, wo der von Niesar angezettelte Krawall alle Gemüter in Aufregung brachte. Verhandelt wurde sowohl gegen den Kläger wie gegen den Beklagten, da auch jener zur Selbsthülfe gegriffen hatte. Nach dem Gesetz vom 28. Dezember 1810 waren aus den von den Dekanen präsentierten Studenten fünf Beisitzer erwählt worden, von denen übrigens mindestens zwei zu den Anhängern der Fichteschen Ideen zählten. Dennoch stimmten sie bei dem Ausmaß der Bestrafung Brogis, dessen Schuld einstimmig bejaht wurde, sämtlich für den höchsten Grad, 14 Tage Karzer, wofür außer ihnen nur noch Schleiermacher und der Syndikus eintraten. Die Majorität, neun Stimmen, wobei der Rektor war, votierte für 8 Tage, während sechs, worunter der Prorektor, es bei 4 Tagen bewenden lassen wollten. Melzers Schuld wurde, wie sich versteht, einstimmig bejaht. Aber bei der Strafabmessung gingen die Meinungen ganz auseinander. Die Relegation, die zunächst in Frage kam, fand nur an dem alten Klaproth einen Fürsprecher, alle anderen widersprachen. Das consilium abeundi verwarfen die Beisitzer sämtlich, aber auch De Wette, Schmalz, Savigny, Erman, Weiß, Hermbstädt und Lichtenstein stimmten

dagegen. Das war also die Majorität, die aber ohne die Studenten nur eine einzige Stimme betragen haben würde.[1] Für die Unterschreibung des consilium abeundi als den leichtesten Grad der Entfernung von der Universität, worüber danach abgestimmt wurde, wurde Einstimmigkeit erzielt; bei Abmessung der Karzerstrafe aber votierte nur einer der Beisitzer mit den Senatoren, die sämtlich für vier Wochen eintraten, nämlich Dirksen, der spätere Ordinarius der juristischen Fakultät. Die andern vier wollten nicht mehr als 14 Tage gelten lassen.

So das aufs neue allzu schweigsame Protokoll jener denkwürdigen Senatssitzung. Wie heftig aber die Geister in der Debatte, der übrigens die Ehrenrichter nicht beiwohnten, aufeinander geplatzt sind, zeigt das Verhalten Hoffmanns, der nach der zweiten Abstimmung mit der Erklärung, unter solchen Umständen auf weiteres zu verzichten, den Saal verließ und fortan allen Verhandlungen fern blieb. Er und die andern Anhänger Fichtes, es waren nur noch Böckh und Hufeland, haben mit dem Rektor in der milden Behandlung dieses rohen Friedensbruches den Ursprung aller Kämpfe, die den Winter erfüllten, gesehen. Das Departement fiel ihnen darin zu, und auch wir können nicht anders als ihnen recht geben. Das Urteil Böckhs, daß eine Realinjurie eines Studierenden gegen einen andern durchaus mit dem consilium abeundi bestraft werden müsse, weil, wenn der Beleidiger nicht von der Universität entfernt und so von der Gemeinschaft der daselbst Studierenden ausgeschlossen werde, nach seinem Begriff von Ehre und noch mehr nach dem der Studenten die Genugtuung nicht vollständig sei, ist in dem heutigen Verfahren grundsätzlich durchgeführt worden; und wir müssen sagen, daß der jugendliche Professor, der Neuling an der Universität, der sich freilich auf Heidelberger Erlebnisse berufen konnte, größere Besonnenheit und Unparteilichkeit bewiesen hat als die juristischen und theologischen Kollegen trotz ihres Ansehens und ihrer Erfahrung.

Fall Klaatsch-Brogi.

Nur allzubald sollten die Befürchtungen, welche Böckh und seine Anhänger daran knüpften, in Erfüllung gehen. Den Anlaß gab eine neue Szene im Theatrum anatomicum, die diesmal jedoch nach der Vorlesung Rudolphis oder Knapes stattfand. Ein paar Studenten standen um einen Tisch her, wo einer von ihnen den andern privatim ein Präparat demonstrierte. Brogi, in der Hoffnung, daß hier etwas für ihn zu holen sei, drängte sich herzu, um etwas aufzuraffen und zu lernen — worauf einer der Studenten ihn mit kränkenden Worten wegwies: er gehöre nicht unter honorige Studenten oder wie die Worte gewesen sein mögen; denn so laut sie vor vielen Zeugen gesprochen waren, lauteten deren Aussagen doch sehr verschieden. Diesmal war der Beleidiger von anderem Kaliber

1) Die Mediziner fehlten sämtlich. Das taten sie freilich meistens vor- und auch nachher. Zumal Reil pflegte durch Abwesenheit zu glänzen In diesem Falle war es aber doch wohl Absicht. Auch Willdenow, dieser vielleicht durch Krankheit verhindert, und Biener waren fern geblieben.

als die Herren Niesar und Melzer. Es war ein Berliner aus bester Familie, der Sohn des Geheimen Kriegsrats Klaatsch, ein junger Mann, der nicht bloß unter seinen Kameraden, sondern auch bei seinen Lehrern eines sehr guten Rufes genoß. Als einen offenen, fleißigen und geistreichen Jüngling bezeichnet ihn das ihm allerdings sehr wohlwollende Votum Solgers; aber auch diejenigen seiner Richter, die ihn verdammten, gaben zu, daß er ein junger Mann von honettem Wesen sei. Jedenfalls war er bei den studentischen Händeln stets vorneweg und hatte eine sehr lose Hand — das hatte sich schon bei dem Niesar-Krawall herausgestellt, wo er unter den fünf mit je vier Karzertagen Bestraften war. Und das zeigte er jetzt von neuem. Denn als Brogi auf seinen Rat, sich zu entfernen, nicht einging, sondern wieder dagegen ansprach — wie die Zeugen behaupteten von Unverschämtheit und dergleichen[1] —, gab ihm Klaatsch nach kurzem Praeludium eine Ohrfeige, indem er hinzufügte: „So, nun gehen Sie hin zum Rektor und zeigen es an“. Und Brogi ging hin und klagte.

Fichte im Konflikt mit dem Syndikus Eichhorn.

Der Tag dieses neuen Rencontres des armen erst 17jährigen Burschen steht nicht fest. Vor dem Verhandlungstage gegen Niesar, bei dem Klaatsch schon als Angeklagter beteiligt war, kann es nicht gewesen sein; vielleicht geschah es erst nach Neujahr. Hatte aber schon der erste Streit zur Spaltung des Senats geführt, so wiederholte sich jetzt alles in größerem Maßstabe. Zunächst der Streit zwischen Rektor und Syndikus über den Charakter der Tat und demnach über die Instruktion des Prozesses. Fichte hatte sich schon wiederholt über Aktionen Eichhorns beschwert, in denen er Übergriffe des Syndikus über die Grenzen seines Amtes zu sehen glaubte; gerade bei den Untersuchungen gegen angeklagte Studenten sah er sich von Eichhorn recht mit Absicht beiseite geschoben.[2] So hatte dieser die Untersuchungen, ohne dem Rektor die Protokolle vorzulegen, und ohne seine Genehmigung abgeschlossen und im Senat zum Vortrage gebracht, auch wohl Korrespondenzen mit den Behörden geführt, ohne sie ihm zur Unterschrift vorzulegen, und ebenso ohne sein Vorwissen Akten fortgeschickt. In einem Disziplinarfalle hatte er seinerseits sogar dem Rektor Vorstellungen über sein Verfahren zu machen sich erlaubt und sich damit nach Fichtes Auffassung Rechte zugeschrieben, die ihm nicht zukamen.[3] Der erste Rektor hatte dies alles

1) So sollte er Klaatsch mit „er“ angeredet haben, was aber wohl erst in Erwiderung der gleichen Anredeform seitens seines Gegners geschehen ist. Auch scheint es, daß dieser ihm zunächst die Ohrfeige angeboten hat, die Brogi dann in seiner Weise ablehnte.

2) Vergl. Fichtes Leben II, 119; Fichte an den Syndikus an der Universität. Kammergerichtsrat Eichhorn, 6. Januar 1812.

3) Es handelte sich dabei um eine Angelegenheit, in die auch Graefe verwickelt war. Zwei Studenten, Nahry und Lange, beide Fiskale Graefes, waren wegen nächtlichen Umhertreibens zu je 2 Tagen Haft verurteilt worden, von denen dem einen 24 Stunden auf eine in der Platzwache zugebrachte Nacht angerechnet wurden. Beide hatten ihre Strafe willkürlich verkürzt, der eine drei, der andere vier Stunden zu früh den Arrest verlassen, und zwar, wie sich nachher ergab,

geschehen lassen, ohne zu widersprechen, und Eichhorn, wie Fichte ihm vorwarf, die Vorschriften mehr als bloße Formsache ansehen wollen. Fichte aber ließ sich um keinen Finger breit von dem Buchstaben des Rechtes oder dessen, was er für sein Recht hielt, abbringen. Er verwies seinerseits mit strengen Worten Eichhorn den entsprechenden Vorwurf. „Es ist gegen die Würde des gesetzten Mannes", schrieb er ihm, „dieser Äußerung überhaupt zu involvieren, daß Sie mir Pflichtverletzung vorgeworfen haben, und mit Weiterungen zu drohen. Jedoch kann ich nicht umhin, dergleichen Erinnerungen von Ihrer Seite als nicht statthaft zu erklären."

Solche Spannung zwischen den beiden Häuptern des Officium academicum mußte es schwer machen, die Inquisition in dem neuen Disziplinarfalle gemeinsam anzustellen, um so mehr, da ihre Meinungen über die Behandlung desselben wieder ganz auseinander gingen. Fichte glaubte in dem Verhalten des Klaatsch

wegen der angeblich schlechten Luft ihres Kerkers, welche die angehenden jungen Heilkünstler ihrer Gesundheit für nicht zuträglich gehalten hatten. Fichte hatte diese Ungebühr sogleich aus eigener Vollmacht mit weiteren zwei Tagen bestraft. Statt aber ihre Strafe anzutreten, beschwerten sich die beiden Studenten in einem gemeinsamen Brief an den Rektor. Dieser wurde von dem Bedienten Graefes in Fichtes Wohnung abgegeben, was darauf schließen läßt, daß der Professor, dessen durchgreifende Art uns ja schon bekannt ist, auch dem Inhalt nahe gestanden hat. Der Senat, der an demselben Tage (21. Dezember) in der Niesar-Sache verhandelte, faßte den Fall sehr ernst auf; er verschärfte, indem er offenbare Widersetzlichkeit annahm, die Strafe auf Antrag Eichhorns auf 14 Tage und verfügte zudem die Unterschrift des consilium abeundi, wonach also der Ton des Briefes, der nicht bei den Akten liegt, sehr unehrerbietig gewesen sein muß. Von den beiden Delinquenten trat jetzt Lange seine Strafe alsbald an, während Nahry ein Krankheitsattest Graefes dafür beibrachte, daß für ihn der Antritt der Strafe, wohl in Hinblick auf die gesundheitsschädliche Luft des Lokals, unmöglich sei. Damit aber gab Graefe sich noch nicht zufrieden. Er schrieb zunächst an den Rektor selbst einen Brief, in dem er sich Langes annahm, und begab sich, ohne höheren Orts anzufragen, zu dessen Gefängnis, um dies und sämtliche anderen akademischen Kerkerhöhlen einer eigenmächtigen Okularinspektion zu unterziehen. Fichte, der sich seinerseits durch den Augenschein von der Grundlosigkeit der Klage überzeugte (er fand den Karzer trocken und den Geruch, wie übrigens Lange selbst eingestand, sehr unbedeutend), sah sich durch diesen disziplinwidrigen Schritt seines Kollegen veranlaßt, dem Departement Bericht zu erstatten, und bekam hier durchaus Recht. Graefe erhielt einen scharfen Verweis; sein Attest wurde für diesmal anerkannt, zugleich aber verfügt, daß in Zukunft alle derartigen Krankheitsatteste von dem jedesmaligen Dekan auszustellen seien. Dem Senat ward aufgegeben, eine feste Karzerordnung zu entwerfen, auf welche Pedelle und Aufwärter zu verpflichten seien.

Diese Vorgänge erläutern das im Text besprochene Anschreiben Fichtes an Eichhorn. Letzterer hatte sich über den zweiten Spruch Fichtes, der die beiden Studenten wegen des Bannbruches nur mit zwei Tagen Gefängnis bestraft hatte, beschwert. Er hatte ihn zu den Fällen gerechnet, welche über die Grenze der Strafgewalt des Rektors (4 Tage Haft) hinausgingen und deshalb dem Syndikus zu melden und vor den Senat zu bringen wären. Fichte nahm dagegen das Recht in Anspruch (das er aus dem disziplinarischen Charakter der Gerichtsverfassung ableitete), von der Strenge des Gesetzes abgehen, verschweigen und verzeihen zu können. So hatte er das Vergehen der beiden nicht geradezu als einen vorbedachten Bruch des Gefängnisses betrachtet, sondern mit Unverstand und Unwissenheit entschuldigt. Erst bei der erneuten Widersetzlichkeit hatte er sie der Strenge des Gesetzes anheimgegeben. Also war das Verhalten beider in diesem Falle gerade umgekehrt wie in dem mit Brogi.

nicht bloß das Eingeständnis, daß der tyrannische Studentenbann in aller Form an der Universität existiere, sondern auch eine offene Verhöhnung des Senates und eine Auflehnung gegen die akademische Obrigkeit erblicken zu müssen. Eichhorn dagegen wollte auch darin wieder nichts als eine gewöhnliche Rauferei und einen Ehrenhandel unter erschwerenden Umständen anerkennen und war abermals geneigt, den Klaatsch nach Möglichkeit zu entschuldigen, in Brogi aber den feigen Denunzianten zu sehen. Nun war nach Fichtes Auffassung die Entscheidung dieser Frage, als zur Instruktion des Prozesses gehörig, lediglich von der Entscheidung des Rektors abhängig. Dennoch gab er so weit nach, daß er die Sache vor den Senat brachte. Hier aber drang Eichhorn abermals durch; der Senat lehnte (29. Januar) den Antrag des Rektors, den Fall als eine Auflehnung gegen Rektor und Senat zu betrachten, einstimmig ab. Vergebens suchte Fichte, als von Brogi Nova vorgebracht wurden, den Sinn der Kollegen zu wenden, indem er ihnen die Frage noch einmal öffentlich unterbreitete. Der Beschluß fiel abermals gegen ihn aus.[1]

Eichhorn erhält im Senat Recht.

Und nun zögerte er, der gewohnt war, den Weg bis ans Ende zu gehen, nicht, die volle Konsequenz aus seinem Schritt zu ziehen. Die Führung des Prozesses überließ er seinem Vorgänger, dem Geheimrat Schmalz und richtete an das Departement unter kurzer Darlegung der Sachlage das Gesuch, ihn von einem Amte zu entbinden, für das die Verantwortlichkeit zu übernehmen ihm unter solchen Umständen sein Gewissen verbiete. „Ein Königl. Departement", so lauten die bedeutsamen Worte, „wird sich dadurch zu meinem höchsten Wohltäter machen. Nach den wandelbaren Umständen die Maxime meines Handelns zu bestimmen und dennoch Einheit zu behalten, dazu fehlt es mir gänzlich an Gefügigkeit. Nur indem ich nach einem festen Gesetze und unwandelbaren Grundsatze einhergehe, kann ich ein rechtlicher Mann bleiben. Ich habe bei meiner Wahl diesen meinen Mangel dem Senate deutlich ausgesprochen; derselbe, der jetzt gewiß die Unzweckmäßigkeit derselben einsieht, ist aber dennoch auf ihr verharrt. Trete jetzt ein Königl. Departement ins Mittel und verhelfe einem Manne, der auf dem geraden Wege gehend bis in sein fünfzigstes Jahr gekommen ist, daß er ferner auf demselben verharren könne." Immer in die Tiefe gehend, begründete er seine Bitte durch die Schilderung der prinzipiellen Differenz, die zwischen seinen Anschauungen und denen seines Gegners, der den Senat gegen

Fichte reicht sein Entlassungsgesuch ein.

1) Hier sind die Quellen nicht ganz klar. Fichte schreibt in der Eingabe an das Departement vom 14. Februar (Leben II, 123) von einem Zirkular, in dem er dem Senat bemerkt habe, daß die Einleitung der Sache allein vom Rektor abhänge. Schleiermacher erwähnt in einem späteren Votum (siehe Urkundenband) ein Zirkular, welches der Rektor nach der Sitzung vom 29. Januar herumgesandt und das jene Fragen enthalten habe. Es sind hier also wohl zwei Vorgänge anzunehmen. Jedenfalls ist das im Text Gesagte richtig. Die Akten sind überhaupt sehr lückenhaft. Die Senatsprotokolle versagen, abgesehen von dem Verhör der Angeklagten, ganz; sie enthalten nichts als eben die Erklärung, daß nichts protokolliert sei.

ihn mobil gemacht hatte, obwaltete und die uns selbst bereits bei der Vergleichung seines Planes einer Kunstschule des rechten Verstandesgebrauches und der Gelegentlichen Gedanken Schleiermachers entgegentrat. Fichte hatte diese Schrift früher gar nicht gelesen und war erst durch die Vorfälle der letzten Monate darauf aufmerksam gemacht worden. Mehrere Studenten hatten sich ihm gegenüber auf das Kapitel berufen, worin Schleiermacher den alten studentischen Sitten und Institutionen, selbst den Landsmannschaften und den Duellen, das Wort redete. Er hatte kaum daran glauben wollen, und erst die Debatten im Senat, in dem ähnliche Ideen laut wurden, hatten ihn dazu gebracht, die Schrift zu lesen. Und da fand er nun alles bestätigt: was ihm als die Zerstörung des rechten Studiums und wahrer Freiheit erschien, sah er dort verteidigt oder doch entschuldigt. Er konnte darin nichts anderes erblicken als den Gegensatz zwischen seiner Lehre und einem System, das, auf erdichtete Geschichte und Naturphilosophie gegründet, dasjenige als bloßes Produkt der Natur und Geschichte ansehe, was nach sittlichen Gesetzen betrachtet werden müsse. Und er stand nicht an, diesen Zwiespalt vor dem Departement in seiner ganzen Tiefe aufzudecken. Bei dem Einfluß aber, den sich sein Gegner, zumal da der Syndikus sich ganz ihm angeschlossen, im Senate verschafft habe, könne er nicht mehr auf eine ersprießliche Wirksamkeit rechnen, möge er sich nun der entgegengesetzten Auffassung unterwerfen oder ihr widerstreben. Er wolle gar nicht in Abrede stellen, daß auch die feindliche Betrachtungsweise ihren Platz in der Reihe der Erkenntnisse habe, wo sie polemische Wahrheit besitze, und sehe ebenso tief wie die Gegenpartei ein, daß solche jugendlichen Verschrobenheiten einen Menschen nicht durchaus verwerflich machen und daß auch solche sich gar wohl später noch besinnen könnten. Er könne mit herzlicher Liebe an ihrer Bildung arbeiten, und seine Wirksamkeit als Lehrer werde durch eine solche Reinigung des Verhältnisses nur gewinnen. Er habe, schreibt er zum Schluß, wohl auch ein gewisses Recht, das Amt niederzulegen, da er es bereits ein volles halbes Jahr führe, das heißt die Zeit, die auf manchen Universitäten die ganze Amtsdauer ausmache, und bereits vorher durch die Verwaltung des Dekanats der philosophischen Fakultät seinen Anteil an den gemeinsamen Pflichten eines Mitgliedes der Universität für geraume Zeit abgetragen habe.

Senats- und Ehrengericht über Klaatsch und Brogi.

Während Fichte also auf die Entscheidung der vorgesetzten Behörde wartete, bereitete Schmalz die Gerichtssitzung vor. Am 19. Februar versammelten sich Senat und Ehrengericht. Auch die studentischen Beisitzer waren diesmal, wo der Prorektor die Auswahl aus den von den Dekanen Präsentierten vorgenommen hatte, ganz von der herrschenden Partei. Und so kamen, freilich unter scharfem Protest Böckhs und Hufelands, Beschlüsse zustande, welche wie man nicht anders sagen kann, die leidenschaftslose Ruhe des gerechten Richters vermissen lassen. Der Antrag Böckhs, Klaatsch das consilium abeundi zu geben, das er schon auf Grund der Realinjurie wahrlich verdient hatte, ward bereits bei der Deliberation

abgelehnt und den Richtern gar nicht mehr vorgetragen. Nur im allgemeinen wurde ihnen die Frage gestellt, welche Strafe sie dem Angeklagten zuerkennen würden. Worauf zunächst die Studenten von acht bis zu einem Tage, 13 Senatoren — das war die Mehrheit — unter Führung Schleiermachers dann aber auf 14 Tage erkannten; von den drei andern Senatoren stimmte Knape mit einem der Studenten, von Wangenheim, für 8 Tage, Böckh und Tralles allein für drei Wochen. Danach aber ward abermals nach der Schuld Brogis gefragt, und der Kläger, der Beleidigte, der Geohrfeigte ward nun als der Hauptschuldige behandelt. Er hatte bei seiner neuen Denunziation es unterlassen, die Worte, die er dem Beleidiger entgegengeworfen haben sollte, zu erwähnen, und sie später, wenigstens teilweise, abgeleugnet, im Widerspruch zu zwei Zeugen, die, da sie Pepinieristen waren, als unverdächtig angesehen wurden. Der Senat hielt daher nach Eichhorns Vortrage dafür, nicht etwa, daß Brogi sich im Gedächtnis getäuscht, sondern daß er vor Gericht gelogen habe, und nahm als festgestellt an, daß er selbst den Gegner durch sein Benehmen zu dem Vorgehen gereizt habe — gleich als ob die Aufforderung, sich wegzuscheren als ein unhonoriger Student, nicht schon als Beleidigung zu rechnen gewesen wäre. Der Spruch lautete gegen ihn wegen der Verbalinjurie auf 8 Tage. Damit sollte angedeutet werden, daß sein Verhalten weniger gegen die Gesetze verstoße als das von Klaatsch. Das Schlimme aber war nun, daß nach dem Beschlusse des Senats der Syndikus am folgenden Tage mit der Eröffnung des Erkenntnisses Brogi noch eine „Admonition" zu erteilen hatte, welche nicht bloß seine Ehre vernichten, sondern ihn auch der Gefahr neuer Beleidigungen aussetzen mußte, ja fast wie eine Entschuldigung des Gegners und eine Erlaubnis des Duells wirken konnte. Auch Klaatsch erhielt freilich eine Verwarnung, aber in einer Form, welche, zumal bei der Sympathie, die der junge Mann allgemein genoß, nicht allzu streng gelautet haben kann. Dagegen scheint der Syndikus bei Brogi noch über den im Protokoll vorgeschriebenen Wortlaut hinausgegangen zu sein.[1] Brogi mußte sich sagen lassen, daß vor allem die Gesinnungslosigkeit, die er bewiesen, die Lüge vor dem Gericht an ihm bestraft werden solle, daß er aus Rachsucht und Feigheit den Gegner denunziert habe, daß er durch sein Wesen zu Händeln reize, ja der Syndikus fügte (worauf Schleiermacher besonders gedrängt hatte) die Drohung hinzu, daß, wenn er sich in Zukunft durch eigene Schuld auch nur das Geringste nachsagen lasse, er die Verstoßung von der Universität zu gewärtigen habe.

1) Das Protokoll sagt: „Die Beisitzer sind demnächst abgetreten. Darauf hat der Senat beschlossen, daß der Studiosus Klaatsch bei der Publikation der Strafe ernsthaft admoniert, der Brogi aber, da sein Betragen an sich verwerflich gewesen sei und er vor Gericht gelogen habe, ebenfalls bei der Publikation admoniert und er bedeutet werden solle, daß er nur dann des Schutzes des Senats sich versichert halten könne, wenn er sich ruhig betragen und keine Veranlassung zu Streitigkeiten geben werde."

Der Senat will Fichte bei dem Rektorat festhalten.

Der Senat begnügte sich aber nicht mit diesem Siege über seinen Rektor, sondern wollte ihn noch dadurch vervollständigen, daß er denselben an sein Amt fesselte und also dem Willen der Majorität ganz unterwürfig machte. Fichte hatte seinen Kollegen durch Zirkular mitgeteilt, daß er bei dem Departement den Antrag auf seine Entlassung vom Rektorat gestellt habe. Der Senat aber beschloß in derselben Sitzung, das Gesuch an das Departement zu richten, es möge seinem Vorsitzenden den Rücktritt verbieten, und zwar unter Aufstellung des Grundsatzes, daß ein Rektor niemals berechtigt sein könne, Entlassung von seinem Amte zu fordern. Von dem Senior des Senats, dem würdigen Klaproth abgefaßt, ging der Brief, der es an freundlichen Worten der Achtung und der Liebe gegen den Rektor nicht fehlen ließ, ab. Fichte aber, der den Beschluß aus dem Protokoll erfuhr, ließ sich das nicht bieten. Indem er das Urteil „für alle Disziplin umstürzend und für die Person des Brogi höchst ungerecht“ nannte und das Departement ersuchte, sich die Akten vorlegen zu lassen, bat er, ihn vor dem Schicksal zu bewahren, mit Zwang zum Werkzeug solcher Beschlüsse gemacht zu werden. „Ich vertraue fest“, schreibt er, „ein hochpreisliches Departement werde andrer Meinung sein und den Entschluß, den ich hiermit demselben vorlege, und die Denkweise, aus welcher derselbe hervorgeht, nicht mißbilligen.“

Erregung in der Studentenschaft: Petitionen der Fichtianer vom Dezember und 29. Februar.

Die Erregung, welche diese Vorgänge in der Studentenschaft hervorriefen, war gewiß nicht geringer als die des Senats. Auch hier war die Majorität gegen Brogi eingenommen. Das bewies uns schon der Spruch ihrer Beisitzer beim Ehrengericht. Aber es gab doch auch eine Partei, die für Brogi eintrat, mochte diese sich auch nicht so laut mit ihrer Meinung hervorwagen wie die Gegner. Schon im Dezember, an demselben Tage, als das Ehrengericht in der Sache gegen Melzer vorbereitet wurde, war aus diesem Kreise eine Bittschrift hervorgegangen, welche dem Rektor unmittelbar unterbreitet wurde Die Petenten waren anonym geblieben; sie hatten sich als „Cives nonnulli universitatis literariae Berolinensis“ unterzeichnet. Sie wiesen darin auf zahlreiche Duelle hin, die schon vorgekommen seien, und die man nicht ausschlagen könne, wenn man sich nicht der tiefsten Verachtung aussetzen wolle. Manch einer unter ihnen habe es bewiesen, und jeder sei bereit, in jedem Augenblick es zu beweisen, daß er seine, wenn auch nur dem Vorurteile nach angegriffene Ehre mit dem Degen verteidigen und rächen könne. Sie baten um die Etablierung eines Ehrengerichtes von Studenten über Studenten, als das einzige Mittel, von dem eine Wirkung zu erwarten sei.[1] Von der Existenz des durch das provisorische Reglement vorgeschriebenen Ehrengerichts scheinen die Bittsteller noch nichts gewußt zu haben oder, wenn sie davon gehört, es mit einem Ehrengericht nach ihrer Art verwechselt zu haben, da sie schreiben, daß man von der Absicht, ein solches einzuführen, schon lange spreche,

1) Gedr. in Fichtes Leben, II, 114.

und um die Beschleunigung seiner Errichtung baten. Fichte, dem, wie man wohl annehmen kann, die Verfasser des Schreibens nicht fremd waren, und der vielleicht schon mit ihnen persönlich verhandelt hatte, hatte das Schreiben sofort, ohne dem Senat irgendwelche Kunde zukommen zu lassen, an das Departement geschickt, indem er sich aufs wärmste für den Gedanken verwandte und ihm in jeder Hinsicht Glauben zu schenken erklärte. Auch er meinte darin das Gegenmittel gegen das Unwesen der Duelle und der Landsmannschaften zu finden und sprach demgemäß für die Modifikation des bestehenden Ehrengerichtes nach dem Wunsche der Studenten. Er hatte vorgeschlagen, zunächst die Verfasser des Schreibens ausfindig zu machen und mit ihnen über die Formen bei Wahl der Ehrenrichter zu beraten; falls das Departement ihm diese Angelegenheit allein nicht anvertrauen wolle, was er selbst nicht wünsche, bitte er um Einsetzung eines engeren Ausschusses aus dem Senat.

Das Departement war gegen den Vorschlag Fichtes nicht ohne Bedenken gewesen. Die Angaben der Bittsteller über die Häufigkeit der Duelle hielt es für übertrieben, und den Abscheu dagegen wollte es gar nicht einmal so recht teilen: denn man müsse erwägen, ob nicht die größeren Übel des Auslandes, knechtischer Sinn, Prügelei und Meuchelmord, dafür eingetauscht werden könnten; auch hätten die Duelle der Studenten selten einen ernsthaften Charakter, und also sei zu besorgen, daß auch die Ehrengerichte der Studenten mehr eine spielerische Imitation werden würden. Jedenfalls hatte das Departement Vorsicht in der Behandlung des Falls für geboten erachtet, obschon es dem Rektor erlaubte, sich mit den Petenten in Verbindung zu setzen, und die Professoren Savigny und Rudolphi im engen Vertrauen mit zu Rate zu ziehen. Diese Kommission war dann zusammengetreten und hatte vom Departement Süvern als Mitglied erbeten und erhalten, scheint aber nicht weiter vorgegangen zu sein; wenigstens wissen die Akten nichts mehr davon; vermutlich haben die neuen Vorfälle es verhindert.

Im Februar aber regte sich die Agitation unter den Studenten von neuem. Zunächst brachte Brogi das Gesuch an den Rektor, er möge ihm eine Kopie der Admonition mitteilen, welche Eichhorn sich für die Allokution gemacht hatte[1], und Fichte hielt sich für berechtigt, abermals ohne jede Rückfrage beim Syndikus oder dem Senat, dem Verurteilten das Schriftsück einzuhändigen. Bald darauf lief eine anonyme Beschwerde über den ungerechten Spruch ein. Diese, welche die Gegner auf Brogi selbst zurückführen wollten und um die er wohl gewußt haben wird, legte der Rektor zunächst beiseite. Am 1. März aber ward ihm abermals ein Schreiben übergeben, das von einer Reihe von Studenten Mann

1) Er muß sie also bei dem mündlichen Verweis vor sich gehabt und direkt vorgelesen haben, was übrigens aus der Schlußverfügung des Departements (s. u.) hervorgeht. Nur so konnte Brogi ohne Vertrauensbruch, der doch bei Fichte ausgeschlossen ist, davon Kenntnis haben.

für Mann unterzeichnet war. Es waren nicht viele, aber Namen von gutem Klang, sittlich und wissenschaftlich gut beleumundete junge Leute, darunter sechs von den Fakultäten als Beisitzer für das Ehrengericht Präsentierte und zwei von Fichte in das Ehrengericht gegen Melzer Gewählte. Von den letzten beiden war der eine ein Studiosus von Zimietzky, eines schlesischen Gutsbesitzers Sohn, der früher in Frankfurt studiert und dort bereits im Kampf gegen die studentischen Unsitten gestanden hatte. In ihm haben wir den Führer der Bewegung zu erblicken. Er hatte schon von sich aus an den Senat geschrieben[1], und man wird vielleicht nicht fehlgreifen, wenn man in ihm sowohl den Verfasser des neuen Schriftstückes, wie auch der Eingabe vom 8. Dezember erblickt. Denn die Feder führte er gern: hat er doch im Verfolg dieser Ereignisse sich im Stil seines Herrn und Meisters an die breite Öffentlichkeit gewandt; noch vor Ablauf des Jahres erschienen von ihm fünf Reden „über das akademische Leben im Geiste der Wissenschaft. Eine freie Gabe an die Brüder und Genossen deutscher Universitäten“[2], worin in strömender Wortfülle, auf nicht weniger als 254 Druckseiten, zum Kampf gegen die Roheiten des Burschenwesens aufgerufen wurde — eine Schrift, die mit ihrem Schwelgen in philosophischen Abstraktionen und einer konfusen, inhaltsleeren Begeisterung ein sprechendes, aber nicht gerade erfreuliches Zeugnis für die Wirkung ist, welche Fichtes Beredsamkeit auf junge Brauseköpfe von redlichem Eifer, aber geringem Talente ausüben konnte. Für Fichte selbst ist diese Schrift (was der Inhalt kaum rechtfertigt) zum Beweise geworden, daß er mit seinem Verdacht gegen die Einwurzelung des Übels an der Berliner Universität im Recht gewesen sei, und damit der Anlaß, Ende Januar 1813 noch einmal das Departement zu einer neuen Untersuchung aufzufordern. Der Ausbruch des Krieges gegen Napoleon hat ihn und seinen Schüler davor bewahrt, sich aufs neue in diese Zänkereien zu verstricken. Beide haben ein schöneres Los gefunden: auch Zimietzky hat sein Leben für das Vaterland hingeben dürfen; er ist aus dem Feldzuge nicht wieder heimgekehrt.[3]

Man sieht, an Mut fehlte es diesem Gegner des Duells nicht; und man darf überhaupt wohl fragen, was denn größere sittliche Kraft erforderte: zu der großen

1) Darüber gibt es nur eine Notiz von der Hand Marheinekes in seinem Votum zu dem gleich zu besprechenden Zirkular des Rektors. S. Urkb.

2) Von F. W. M. von Zimietzky, der Wissenschaft Beflissenem zu Berlin. Ohne Druckort, 1812. Siehe darüber Schleiermachers Briefwechsel mit Gass, 24. Januar 1813 (S. 108): „Hast Du Dir denn den halb verrückten Zinecki [so] so nahe auf den Leib rücken lassen, wie ich es aus seinen Reden schließen müßte? Was hat er denn bei Euch mit den Studenten anfangen wollen, und wie ist es ihm gelungen? Erzähle mir doch gelegentlich etwas davon. Diese Sachen scheinen spaßhaft zu sein, und so was tut einem gelegentlich recht not.“

3) „Ist im Kriege 1814 gestorben“, so steht im Universitätsalbum hinter seinem Namen. Auf der Tafel in der Aula steht sein Name unter den Philosophen an erster Stelle. Bei Brogi nur der Vermerk: „Abgegangen“, was aber noch nicht gegen ihn zeugen würde, da er Ausländer war, von denen die wenigsten mitgingen, unter anderen auch Twesten nicht.

Masse zu gehören, die der von Klaatsch und Melzer ausgegebenen Parole folgte, oder zu den wenigen, die mit offenem Visier für eine idealere Form des studentischen Lebens kämpften. Man wird nicht mit den Gegnern Fichtes sagen dürfen, die geringe Zahl der Unterschriften, welche das Schriftstück gefunden, beweise schon, daß das Gros der Studentenschaft keinen Anstoß an der Admonition gegen Brogi genommen habe; es gehörte wirklich ein Stück moralischen Mutes dazu, den trotzigen Kommilitonen und der Feindseligkeit des Senates gegenüber für den Juden Zeugnis abzulegen. Ob die Form ihrer Zuschrift, die uns leider nicht vorliegt, dem Respekt, den sie ihren Lehrern und Vorgesetzten schuldig waren, entsprach, bleibt freilich zweifelhaft. Es sollte, so hatten sie sich ausgedrückt, eine „Bitte um Verständigung" sein, wie sie sich fortan verhalten sollten, da der Senat das Duell zu begünstigen scheine und der Beleidigte ebenso wie der Beleidiger bestraft werde. Das konnte ja wohl als Hohn und Verspottung des richterlichen Spruches aufgefaßt werden, und wir begreifen, daß die Majorität des Senates zornig war und von Arroganz und Naseweisheit der Fragesteller sprach. Es versteht sich, daß man auch davon munkelte, daß die Studenten zu dem Schritte vom Rektor selbst angestiftet worden seien und daß dieser indiskrete Mitteilungen gemacht habe. Schleiermacher hat in amtlichen Schriftstücken Anspielungen nach dieser Richtung gemacht. Fichte aber hat den Verdacht der Kollusion mit Verachtung zurückgewiesen, und wir haben kein Recht, irgendeinen Zweifel in sein Wort zu setzen.

Fichte überreicht die Bittschrift vom 29. Februar dem Departement: Entrüstung der Gegner.

Immerhin blieb sein Verhalten gegenüber dem Vorgehen der Studentenschaft auffällig und seltsam. Er sandte nämlich die Zuschrift, obwohl sie ausdrücklich dem Senat („Senatui amplissimo") gewidmet war, noch an dem Tage, an dem er sie erhielt (1. März), im Original dem Departement ein und ließ seinen Kollegen lediglich die Abschrift, und zwar, wie er auf dem begleitenden Zirkular ausdrücklich bemerkte, nur „notitiae causa" zugehen. Das Recht, oder, wie man bei ihm sagen muß, die Pflicht hierzu leitete er aus der Tatsache ab, daß die Bittschrift sich auf eine Sentenz beziehe, an der er keinen Anteil genommen habe und die er durchaus mißbillige, sodann daraus, daß Senat und Rektor, welche hierin zu Parteien geworden, getrennt nicht handeln dürften und vereinigt in dieser Sache nicht handeln könnten. Also sei ihm nichts anderes übrig geblieben, als die Bittschrift unmittelbar an das beiden vorgesetzte Departement für den Kultus und öffentlichen Unterricht einzureichen. Den „Herren Studierenden" endlich teilte er seinen Schritt unter der gleichen Begründung mit, wodurch er ihnen also von der zwischen ihm und dem Senate obwaltenden Differenz direkte Kenntnis gab. Bei den Kollegen erhob sich darüber ein Sturm der Entrüstung, der sich ebenso gegen den Rektor wie gegen die vorwitzigen Studenten wandte. Einen Nachhall davon geben die Bemerkungen, mit denen sie das Zirkular des Rektors füllten. Schmalz, als früherer Direktor zweier Universitäten, ergoß seinen Zorn

vornehmlich gegen die Bittschrift. „Es ist nicht bloß Vorwitz“, schrieb er, „sondern zügellose Frechheit, wenn ein Richter wegen seiner Urteilssprüche konstituiert wird.“ Er trug ohne weiteres darauf an, daß die Unterzeichneten zur Untersuchung gezogen würden und deshalb das Originalschreiben wegen nötiger Rekognition der Handschriften vom Departement zurückerbeten werde, und schloß sich den Voten von Weiß und Savigny an, sofort vom Rektor die Berufung einer außerordentlichen Senatssitzung zu fordern, damit einer Zügellosigkeit gesteuert werde, die noch dazu unter der gleisnerischen Larve der Loyalität sich verstecke. Ihn charakterisiert es, daß er hier so recht den Fall einer verbotenen Gesellschaft vor sich zu sehen wähnte; denn wie kämen ruhige Studenten dazu, sich in Dinge zu mischen, die nicht sie angingen, sondern Dritte? Savigny hatte mehr noch als für die Senatssitzung dafür gestimmt, daß der mit dem Senat zugleich angeklagte Syndikus die Motive seines Verfahrens, welche größtenteils die des Senates enthalten müßten, in einem Berichte an das Departement darlegen solle. Schmalz seinerseits hielt dafür, daß, im Fall man die außerordentliche Sitzung von Seiner Magnifizenz nicht erlange, die Herren Dekane mit ihm, dem Prorektor, sich vereinigen möchten, um eine solche außerordentliche Sitzung vom Departement zu erbitten; während Rudolphis Vorschlag war, daß dann der Prorektor und die Dekane zusammentreten und weiter beraten sollten. Der einzige, der in die allgemeine Empörung nicht einstimmte, war, da Hufeland nur sein „legi“ untergeschrieben und Hoffmann seine Unterschrift gar nicht gegeben hatte, wiederum Böckh. Über die Berechtigung des Rektors zu dem auffallenden Schritt enthielt er sich des Urteils; doch wäre es, meinte er, wohl besser gewesen, das Schreiben dem Senate zu kommunizieren und die Sache in Frieden beizulegen. Für die Bittsteller aber trat er offen ein. „Ich meines Orts“, so schreibt er, „bin mit dem Urteil des Senats ebenso unzufrieden als die unterzeichneten Studenten, und es scheint mir nicht nur keine zügellose Frechheit, sondern eine edle Regung der Gerechtigkeitsliebe, daß sich die Unterzeichneten in dieser Schrift an den Senat gewandt haben. Im Grunde war dies der notwendige und vorauszusetzende Erfolg, welchen eine solche Sentenz haben konnte. Mir scheint, daß der Senat dergleichen nicht nur nicht bestrafen kann, sondern sich solche Adressen der Studenten geduldig gefallen lassen muß, solange nicht schärfere Maßregeln gegen die Beleidiger ergriffen werden, worauf ich in der Senatsversammlung so oft angetragen habe und namentlich in derjenigen, in welcher dieses Urteil, welchem ich nicht beistimmte, gefällt worden. Übrigens kenne ich diese Studenten zum Teil als sehr treffliche Leute.“

Senat und Rektor verklagen sich gegenseitig bei dem Departement.

Es war nun aber in der Tat für den Senat guter Rat teuer. Die Lage, in die Fichte ihn gesetzt hatte, war deshalb so verzwickt, weil der Rektor nach den gesetzlichen Bestimmungen an das Departement schreiben durfte, der Senat dagegen nicht. Ging Fichte also nicht auf die Berufung einer außerordentlichen

Sitzung ein, so hatten die Gegner, wie Savigny sehr richtig bemerkte, kaum noch ein rechtliches Mittel, um ihre Sache vor dem Departement zu vertreten. Ich weiß nicht, ob sie ihren Antrag überhaupt vor den Rektor gebracht haben: jedenfalls beschlossen sie zuletzt doch, von sich aus an das Departement zu berichten. Von dem Prorektor, den Dekanen und dem Syndikus unterzeichnet, ging am 4. März das von Schmalz entworfene Schreiben ab. Nach einem kurzen, überaus parteiisch gehaltenen Referat über den ganzen Handel ward darin heftige Klage über den Rottengeist und die Disziplinwidrigkeit der Studenten geführt, sowie auch über das Vorgehen des Rektors selbst, und die Bestrafung der Beklagten gefordert. „Welche Rücksicht", heißt es am Schluß der Eingabe, die in jeder Zeile die Hand ihres Verfassers verrät, „ein hochpreisliches Departement dem geschilderten Verfahren des Herrn Rektor Fichte bei der Beurteilung der Frage, ob derselbe auf sein Gesuch des Rektorats zu entlassen sei oder nicht, widmen will, müssen wir ganz gehorsamst anheimstellen. Wir sind aber aus der lebhaften Vorstellung, wie wir die Pflichten des Dienstes und die Grenzen unseres Amtes zu beachten gewohnt sind, der Überzeugung, daß ein so grober Verstoß gegen alle Ordnung zur Untergrabung alles Ansehens des Senats nicht ohne eine ernstliche Rüge von seiten der vorgesetzten Behörde bleiben kann."

Fichte ließ sich den Zorn der Kollegen wenig anfechten, sondern wandte sich auch seinerseits an die vorgesetzte Behörde. Er schickte ihr, nicht ohne seine Kritik daranzuhängen und auf den Verstoß gegen § 7 des Senatsreglements hinzuweisen, wonach solche zur bloßen Kenntnisnahme versandten Rundschreiben keine Bemerkungen der Empfänger enthalten dürften, das Zirkular vom 1. März ein, und zwar im Original und mit sämtlichen Voten der Kollegen.[1] Er halte sich dazu verpflichtet, schreibt er, obwohl die angeschlossenen Bemerkungen schwerlich für die Augen des Departements bestimmt seien, weil sie mit der Versammlung eines außerordentlichen Senats unter dem Vorsitz der Dekane und den zu treffenden Maßregeln gegen die gleisnerische Zügellosigkeit der Bittsteller verfassungswidrige Schritte vorzubereiten und anzukündigen schienen. Zugleich aber bat er unter Berufung auf sein Demissionsgesuch, ihn von der Verpflichtung zu entbinden, die nächste ordentliche Senatssitzung,[2] die auf den 11. März fiel, zu halten; er würde sonst dieselbe ohne Bedenken berufen haben, aber bei der nun offenbarten Stimmung der Majorität des Senates, die er kaum für ruhig und leidenschaftslos halten könne, sehe er dabei Auftritten entgegen, die man besser vermeide. Er bat um Antwort bis zum 9. des Monats. So rasch wurde man freilich im Departement nicht fertig; erst am 12. März wurden die schon am 8. von Schmedding konzipierten Verfügungen an den Rektor und an den Senat bei

1) Ohne Datum, pr. 5. März.

2) Denn er hatte, von dem Konfliktsfalle abgesehen, bisher alle seine Geschäfte der Ordnung nach erledigt, auch eine Senatssitzung am 26. Februar gehalten.

der Universität abgegeben, einen Tag nach dem Termin für die Senatssitzung, welche Fichte nun doch nicht einberufen hatte. Eine Entscheidung brachten diese Zuschriften noch nicht, lenkten aber immerhin in eine Bahn ein, welche von den Wünschen der Majorität weit abwich. Ihre Situation war der Regierung gegenüber von vornherein schwächer als die des Rektors; denn sie wollte die Rechte der Korporation über die Studenten und den Rektor selbst behaupten und Eingriffe des Departements in die Gerichtsbarkeit der Universität abwehren, während Fichte gerade an die Regierung als an die oberste Instanz appelliert hatte. Und wenn auch sie die Entscheidung des Departements anrief, so geschah es nur, um dem starrköpfigen Gegner einen Stoß zu versetzen und sich selbst die Rache an den Studenten, die ihren Urteilsspruch zu kritisieren gewagt hatten, vorzubehalten.

Das Departement schiebt die Entscheidung hinaus und fordert die Voten der Senatoren über bestimmte Punkte in den Akten ein.

Herr von Schuckmann jedoch tat der Mehrheitspartei nicht den Gefallen, obgleich oder gerade weil einer seiner Räte ihr Führer war. Er ordnete zunächst eine Pause an, um den leidenschaftlich erregten Gemütern Zeit zur Beruhigung und zur Besinnung zu geben. Fichte erhielt zur Antwort, daß ihm das Departement den Wunsch, das Rektorat niederlegen zu dürfen, wegen der für die akademische Disziplin unvermeidlich damit verbundenen Nachteile in diesem Augenblicke nicht gewähren könne; es werde aber auf die Erfüllung desselben Rücksicht nehmen, sobald die Umstände es gestatten; bis dahin verstehe es sich bei den guten Gesinnungen von Rektor und Senat, daß sie ihre Geschäfte einträchtig fortsetzen würden und von dem eingetretenen Mißverständnisse weiter nichts unter den Studenten verlautbart werde. Einen Tadel des Rektors sprach das Departement nur in dem Punkte aus, daß er sein Amt zu Unrecht demandiert habe: er hätte, wenn er glaubte, sich bei dem Beschluß der Majorität nicht beruhigen zu können, unverzüglich an das vorgesetzte Departement berichten müssen. Dem Senate aber wurden die Akten des Prozesses, die Schuckmann bereits, der Aufforderung Fichtes zufolge, im Februar sich hatte ausliefern lassen, zur Revision bestimmter Punkte, an denen die Regierung Anstoß genommen habe, zurückgegeben. Fichte erhielt den Auftrag, sie alsbald in Zirkulation zu setzen. Dem Range nach, von unten auf, und der Syndikus zuletzt, sollten alle Mitglieder des Senats außer dem Rektor sich zu den vom Departement in Frage gestellten Punkten gutachtlich äußern, und ebenso über die beiden Memoriale der Studierenden, das anonyme wie das vom 29. Februar, ein jeder seine Meinung sagen. Das Departement stimme, so wurde mit Bezug darauf gesagt, dem Senate darin vollkommen bei, daß von den Studenten in der Form sehr gefehlt wäre und daß Adressen solcher Art nicht begünstigt werden dürften. Es werde, um dem Senat den Vorwurf der Parteilichkeit zu ersparen, hierin zu seiner Zeit selbst das Angemessene verfügen. Damit also hatte das Departement in der Ausübung der Disziplinargewalt, obschon es das hier noch nicht ausdrücklich als sein Recht formulierte, die letzte Entscheidung sich vorbehalten und nicht weniger den

Wunsch der Majorität durchkreuzt, die Kritiker ihres Erkenntnisses selbst zur Rechenschaft zu ziehen. Auch dieses Schreiben schloß mit der noch schärfer akzentuierten Erwartung, daß Rektor und Senat, so lieb ihnen ihre eigene Würde sei, von diesen Streitigkeiten weiter nichts unter die Studierenden sollten transspirieren lassen.

Noch vor Ankunft dieses Schreibens, aber vielleicht schon in Vorahnung davon, hatten Prorektor und Dekane, an demselben 12. März, wo jene Verfügungen bei dem Rektor ankamen, eine neue Beschwerde an das Departement über dessen Eigenwillen aufgesetzt, worin sie es ihm gerade als Vergehen anrechneten, daß er sowohl die außerordentliche Senatssitzung, die der Senat fast einmütig gewünscht habe, als auch die auf den 11. März fallende ordentliche Sitzung verwehrt habe. Sie wiesen hin auf ihre drückende Lage, wenn der Rektor selbst Beschwerden über den Senat einreiche und dann dessen Versammlungen noch dazu verhindere, zugleich auch auf die Schädigung ihres Ansehens bei den Studenten, die der Aufschub des Urteils gegen Klaatsch und Brogi zur Folge haben würde, da nun die Supplikanten ihr Ansehen für so wichtig halten würden, um die Ausführung von Erkenntnissen gegen ihre Kommilitonen suspendieren zu können. „Wir glauben wohl," so schließt das Schreiben, dessen Ton wieder ganz den uns bekannten des Geheimrats Schmalz verrät, „daß dem Herrn Rektor die Beratung dieser Gegenstände in seiner Anwesenheit nicht ganz angenehm sein könne, und wollen auch gern ihn dieser Unannehmlichkeit überheben. Zudem bitten wir zufolge des verehrten Reskripts vom 28. Juli vorigen Jahres um die Autorisation, den Senat zur Beratung über diese Gegenstände zu versammeln."[1] Aber das Departement ließ sich mit der Antwort hierauf lange Zeit, und als es endlich am 28. März dazu schritt, begnügte es sich mit der kurzen Bemerkung, daß eine außerordentliche Senatsversammlung vorderhand überflüssig sei, da die Mitglieder mittlerweile einzeln zum schriftlichen Votieren aufgefordert seien. Sollten noch mündliche Konferenzen nötig sein, so werde das Departement das Angemessene an den Herrn Rektor und den Senat verfügen — was abermals nichts anderes hieß, als daß das Departement alles weitere sich allein vorbehalten werde.

Es erscheint nun wohl nicht mehr nötig, da der Zusammenhang deutlich genug ist, den Inhalt aller Voten der Professoren, die zum Teil sehr ausführlich sind, zu wiederholen.[2] Die Erregung, welche sich der Gemüter bemächtigt hatte, spiegelt sich auch in ihnen wider, obschon sie zumeist ruhiger gehalten waren als in den nur für Fichtes Augen bestimmten Bemerkungen zu dessen Zirkular vom 1. März. Die Ansprüche aber, die sie dort in der Mehrheit gegen

1) Vergl. dazu oben Seite 335.

2) Die wichtigsten sind im Urkundenband abgedruckt.

den Rektor erhoben hatten, verfochten sie auch der Regierung gegenüber mit allem Nachdruck. Sie rechtfertigten ebensowohl die Sprüche, welche über Klaatsch und Brogi gefällt waren, wie sie die Rechtskräftigkeit derselben behaupteten, und sie wiederholten die Klage über das eigenmächtige und alles in Verwirrung setzende Vorgehen des Rektors. Besonders aber suchten sie dem Anspruch des Departements auf die letzte Entscheidung in dem akademischen Disziplinarverfahren entgegenzuwirken. Vor anderen gab Savigny sich Mühe, den betreffenden Paragraphen des Statuts vom 28. Dezember 1810 (§ 13) dahin auszulegen, daß es in Disziplinarsachen niemals eine Appellation geben könne und lediglich dem zur Relegation oder dem Consilium abeundi Verurteilten der Weg einer simplen Beschwerde an das hohe Departement offenstehe; für geringere Strafen sei weder ein ordentliches noch ein außerordentliches Rechtsmittel anwendbar. „Es kann daher", schreibt er, „nach dem angeführten Gesetze von einer neuen Untersuchung und neuen Entscheidung des gegenwärtigen Falles nicht die Rede sein, sondern das hohe Departement hat die Absicht gehabt, unsere individuellen Ansichten von akademischer Disziplin zu erfahren, um dieselben nötigenfalls um künftiger Fälle willen berichtigen zu können, und dieser edlen Absicht müssen wir mit Vertrauen und Dankbarkeit begegnen." Böckh hielt wiederum in diesem Punkte mit seiner Ansicht zurück, wies aber doch auf die Gefahr für die Autorität des Senates hin, wenn das Departement die Entscheidung gegenüber den Bittstellern vom 29. Februar für sich beanspruchen wolle, und schlug daher den Ausweg vor, es dem Senate zu überlassen, den Studierenden einen Verweis zu erteilen. Hoffmann, der diesmal, da das Departement es befohlen hatte, mitvotierte, war der einzige, der mit vollem Nachdruck gerade mit Hinblick auf den disziplinarischen Charakter der akademischen Gerichtsbarkeit dem Departement die letzte Entscheidung anheimgegeben wissen wollte.

Es war der springende Punkt in der ganzen Angelegenheit. Unterwarf sich das Departement der Auslegung jenes Paragraphen der akademischen Gerichtsbarkeit, so hatte die Majorität den Sieg in den Händen und würde ihn, wie kaum zu bezweifeln, in ihrem Sinne ausgenutzt, die Sprüche gegen Klaatsch und Brogi vollzogen und an den Unterzeichnern des Libells vom 29. Februar ihren Vorwitz hart geahndet haben.[1] In dem anderen Falle aber waren die Delinquenten ihren strengen Richtern entzogen, und behielten die drei Dissidenten mit dem Rektor recht. So war es durch Fichtes Taktik ein Kampf um die Macht, um die politische Autorität geworden, und da konnte es nicht lange zweifelhaft bleiben, wofür Schuckmann, dem Schmedding dabei stramm sekundierte, sich

1) Vergleiche besonders die sehr harten Ausdrücke, welche Schleiermacher ihnen in seinem Votum widmet.

entschied. Unter dem 11. April übermittelte ihm Fichte sämtliche Vota, nicht ohne sie mit manchen stachligen Bemerkungen und energischen Protesten gegen die Mißverständnisse und Insinuationen seiner Gegner zu begleiten. Vom 24. des Monats datiert die Antwort des Departements, deren Konzipient wieder Schmedding war. Sie unterließ es abermals, den strittigen Grundsatz mit aller Bestimmtheit auszusprechen, gab aber doch über die Auffassung des Departements keinem Zweifel Raum. „Die erste Aufgabe der akademischen Zucht", so heißt es darin, „ist Gewöhnung an Ordnung und Recht, die zweite Erweckung einer edlen Gesinnung; indem die Verordnung vom 28. Dezember 1810 die zur Bestrafung der akademischen Obern gestellten Vergehen disziplinarisch behandelt wissen will, überhebt sie den akademischen Richter zwar der ganz strengen buchstäblichen Verfügung des Gesetzes; wo die Statuten und die besonderen, auf Studierende sich beziehenden Gesetze nicht ausdrücklich das Gegenteil verordnen, hat der akademische Senat freie Hand in Bestimmung der Strafe, jedoch nach der Analogie des Rechts und bei richtiger Schätzung aller Milderungs- und Schärfungsgründe. Der gänzliche Erlaß oder eine Milderung der Strafe, welche nahe an Erlaß grenzt, erfordert eine Anfrage beim Departement. Diese Freiheit ist bei weisem und würdigem Gebrauch das kostbarste Geschenk, welches des Königs Majestät Ihren Universitäten haben machen können. Sie hat freilich die Folge, daß die Senatoren über das Maß der Strafe sehr verschiedener Meinung sein können. Dies schadet jedoch im ganzen nicht, da vorausgesetzt wird, daß der Senat die Achtung seiner Untergebenen besitzt und sich selbst in die Verschiedenheit der Ansicht [so] finden kann, was von gerechten Männern, deren Leben der Wahrheit und Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes gewidmet ist, man mit Zuversicht erwarten darf. Was in gegenwärtiger Sache den Rektor und Senat auf kurze Zeit getrennt hat, ist der Eifer für das Recht, das der eine hier, der andere dort gefunden zu haben glaubte." Und nun kamen die Entscheidungen, welche das Departement getroffen hatte. Der Rektor erhielt, von der bereits getadelten Delegation seines Amtes abgesehen, auch formell durchaus Recht, denn die Suspension der Vollziehung des Senatsbeschlusses sei ohne Antrag desselben vom Departement selbst verfügt worden. Da die Sache einmal in diese Lage gekommen sei, so habe der Herr Rektor die Adresse der Studierenden auch nur dem Departement vorlegen und die Verfasser vorläufig davon vergewissern können. „Diese Anerkennung", fährt das Schriftstück fort, „ist das Departement einem Manne schuldig, den es von seiten seines Eifers für Gerechtigkeit ehrt und dem der akademische Senat selbst im Verlaufe dieser Angelegenheit rühmliche Beweise seiner Achtung gegeben hat.[1] Das Departement hofft, daß nunmehr, da die

Der Schiedsspruch des Departements.

1) Ein Hinweis auf das Anschreiben des Senats vom 20. Februar, das Fichte dem Willen der Majorität hatte unterwerfen wollen.

Amtsverhältnisse ausgeglichen worden und die Sache geschlichtet ist, alle Senatoren sich beeifern werden, was entzweit hat zu vergessen und in gegenseitiger Achtung und Liebe, wodurch die Universität zu einem Ganzen fest verbunden wird, in dieser nicht gefahrlosen Zeit ihr wichtiges Werk zu verrichten.“ Die dem Brogi zudiktierte Strafe ward im Vergleich zu der Bestrafung des Klaatsch als zu scharf erachtet und von 8 auf 3 Tage Karzer gemildert. Auch mit der Formulierung der Admonition zeigte sich das Departement aus dem in der Verfügung vom 8. März angedeuteten Grunde nicht zufrieden: weder die Vorwürfe der Rachsucht und Unwahrhaftigkeit hätten sich aus den Verhandlungen bewährt; ebensowenig sei erwiesen, daß Brogi die Schuld am Streit treffe, und von Feigheit hätte nicht die Rede sein dürfen; auch sei die Drohung am Schlusse derselben, die auf das geringste Vergehen des Brogi die Verstoßung von der Universität setze, zu scharf. „Überhaupt“, so heißt es weiter, „verliert eine väterliche Ermahnung ihren Charakter und artet in einen die Strafe schärfenden Verweis aus, wenn sie schriftlich abgefaßt und dem Bestraften wie ein Erkenntnis vorgelesen wird. Vermahnen muß der Rektor mündlich, entweder öffentlich vor dem Senate oder daheim auf seinem Zimmer, wie es die Gemütsart des zu Bessernden und die Umstände zu fordern scheinen.“ Auch in bezug auf Klaatsch fand das Departement die mildere Ansicht, die das rohe Vergehen desselben eigentlich als Verirrung aus edlerem Ehrgefühl angesehen hätte, nicht in voller Übereinstimmung mit den Akten. Im Hinblick auf den guten Ruf des jungen Mannes wollte es die sonst zu milde scheinende Bestrafung desselben nicht tadeln, es empfahl ihn jedoch der Aufsicht des Senates für sein künftiges Betragen. „Überhaupt“, so geht es weiter, „verdient der Grundsatz Beherzigung, daß, wenn man Legalität gründen und eine edle Gesinnung wecken will, Beleidigungen der Ehre und rohe Gewalttätigkeit mit Nachdruck bestraft werden müssen.“ Den Bittstellern vom 29. Februar sollte für den belehrenden Ton, den sie sich gegen den Senat zu führen erlaubt hätten, ein Verweis erteilt und ihnen eröffnet werden, daß sie ohne Kenntnis der Verhandlungen außerstande seien, über die Sache zu urteilen, auch als Unbeteiligte keinen Beruf gehabt hätten, sich eine solche Deklaration zu erbitten.

Niederlage der Majorität.

Für die Majorität war dies eine schwere Niederlage und wurde ganz als solche empfunden. Ankämpfen ließ sich jedoch nicht gegen den starren Willen des Chefs der Unterrichtsverwaltung, und so blieb der Majorität nichts anderes übrig als Unterwerfung. „Wir gestehen“, so heißt es in der Erklärung, welche sie der Verfügung des Departements entgegensetzte (29. April), „freimütig, für die Männer, die den akademischen Senat bilden, nachdem sie sich eigen [so] zum Vortrage der Sache versammelt, reiflich deliberiert und hiernächst einen Beschluß gefaßt haben, späterhin auch jeder besonders in einem schriftlichen Gutachten sich ausgesprochen, ist es höchst empfindlich und niederschlagend, am Ende nicht einmal über 8 Tage Karzerstrafe sicher entscheiden zu können, vielmehr

ihre Entscheidung als fehlerhaft abgelehnt zu sehen. Hätten wir in der eingereichten Verfügung ein Mittel gekannt, unsre Überzeugung von der Unzulässigkeit einer Beschwerde gegen unser Erkenntnis und über den Ungrund derselben zur Behauptung des Urteils geltend zu machen, ohne irgend einen Schein zu erwecken, der sich mit dem Vertrauen und der Ehrerbietung zu unserem hohen vorgesetzten Departement, von welchem wir uns durchdrungen fühlen, [nicht vertrüge][1], so würden wir es nicht unversucht gelassen haben. Jetzt wollen wir uns der Entscheidung ruhig unterwerfen und nicht dem Mißtrauen Raum geben, daß ein ähnlicher unglücklicher Fall wiederkehren möge, der uns in die jetzige Verlegenheit zurückbrächte. Sollte sich jedoch ein hochpreisliches Departement von der Richtigkeit unserer oben aufgestellten Grundsätze über die Zulässigkeit von Beschwerden gegen unser Erkenntnis nicht überzeugen, so bitten wir, uns hierüber geneigt belehren zu wollen. Dann wird es zur Erhaltung der Konsequenz wohl nötig werden, daß wir jedes Erkenntnis vorher zur Bestätigung einreichen. Der akademische Senat verliert freilich alsdann seinen ganzen Charakter, und damit mag auch die Notwendigkeit entstehen, ihm eine andere Organisation zu geben.“ Die Replik, welche der Senat nach langem Warten Mitte Mai erhielt, lautete so, wie es von Schuckmann zu erwarten war. Kurz und ohne Umschweife erklärte das Departement, daß an dem Charakter der Universität bei Ausübung ihrer Disziplin als einer rein administrativen Behörde und ihrer Unterordnung unter die Oberdisziplinargewalt des Departements für Kultus und öffentlichen Unterricht nicht zu zweifeln sei, und daß das letztere nicht allein dann, wenn es von dem Bestraften aufgefordert worden, sondern so oft, als es von Amts wegen sich dazu veranlaßt fühlen möge, die Disziplinarverfügungen des Senates aufheben, mildern und verschärfen könne. Der angezogene Paragraph 13 des Ediktes vom 28. Dezember 1810 beschränke die Untergeordneten der Universität, nicht aber das Departement, welches übrigens wünsche und mit Vertrauen hoffe, daß die Universitäts-Oberen ihm selten Anlaß geben mögen, von dieser seiner Befugnis Gebrauch zu machen. Und so ist denn dieser Grundsatz auch in die Statuten der Universität ausdrücklich aufgenommen und nur näher umschrieben worden (Abschnitt IV, § 11).

Entlassung Fichtes und Ernennung Savignys zu seinem Nachfolger.

Zu dieser Zeit stand Savigny schon an der Spitze der Universität, und er selber war ohne Zweifel der Verfasser jenes letzten Protestes; es war die erste Handlung von Bedeutung in seinem Rektorat. Noch während die Akten bei den Mitgliedern des Senats zirkulierten, hatte Schuckmann den Antrag an Hardenberg gestellt (24. März), dem Rektor hiesiger Universität, der schon vor vier Wochen wegen eines Mißverständnisses seine Entlassung erbeten habe, dieselbe zu erteilen. Ein besonderes Motiv, um das Gesuch sogar erwünscht zu machen, fand Schuck-

1) Fehlt in der Reinschrift.

mann in den politischen Verhältnissen, da der Rektor wegen seiner Reden an das deutsche Volk bei den französischen Behörden nicht gut „notiert“ sei, und da es ihm auch an Gewandtheit fehlen möge, in Kollisionsverhältnissen sich mit Klugheit zu benehmen; wobei wir uns erinnern, daß am 24. März der Kriegsbund zwischen dem König und dem Kaiser Napoleon abgeschlossen war und die Durchzüge und Einquartierungen der französischen Truppen in Berlin bereits begonnen hatten. Zum Nachfolger im Rektorat scheine keiner besser geeignet zu sein als der Professor von Savigny, der auch bei der letzten Wahl nur um eine Stimme hinter Fichte zurückgeblieben sei. Er werde das Amt ungern annehmen und nur dann zur Annahme zu bewegen sein, wenn des Königs Majestät auf die Resignation des Fichte ihm selbst aus unmittelbarem Vertrauen und in der Zuversicht, daß er durch kluges Benehmen die Notwendigkeit, bei den eingetretenen[1] Verhältnissen die eigne Jurisdiktion und Disziplin der Universität zu suspendieren, entfernen werde. Schuckmann gab dem Staatskanzler sogar zur Erwägung, ob die politischen Verhältnisse es nicht vielleicht nötig machen könnten, unter den obwaltenden Umständen die eigentliche Disziplinargewalt und Jurisdiktion der Universität zu suspendieren. Ich weiß nicht, ob man schließen darf, daß Schuckmann schon Rücksprache mit Savigny genommen und jene Frage in seinem Sinne an Hardenberg gerichtet habe. Jedenfalls trug der letztere Bedenken, die verfassungsmäßige Wahl beiseite zu schieben. Er ersuchte, die Neuwahl zunächst doch zu veranlassen, und behielt sich nur für den Fall, daß Savigny dann noch Bedenken gegen die Annahme der Wahl äußern sollte, vor, „denselben auf eine zweckmäßige Art zur Übernehmung des Rektorats zu disponieren“. Schuckmann aber ließ sich nicht beirren. Unter Einsendung des Wahlprotokolles vom 17. Juli 1810 wies er umgehend (11. April) auf die Schwierigkeiten hin, unter denen die Wahl Fichtes zustande gekommen sei, und gab der Besorgnis Ausdruck, daß eine Neuwahl die Gestalt eines ehemals polnischen Reichstages gewinnen werde, zumal da die Universität noch keine Statuten habe und also das Wahlrecht selbst noch nicht und noch weniger die Form der Wahl und die Verpflichtung des Gewählten, das Rektorat anzunehmen, gesetzlich sanktioniert seien. Auch sei es ungewiß, ob die Mehrheit bei einer Neuwahl auf diesen Mann fallen werde, neben dem er mit gleichem Vertrauen keinen anderen zur Bestätigung empfehlen könne; dagegen hänge es noch ganz von der Gesetzgebung ab, in den Statuten, die er nach Möglichkeit betreibe und bald vorzulegen hoffe, festzusetzen, daß, falls der Rektor im Laufe des Amtsjahres abtrete, derjenige, welcher nächst ihm die meisten Stimmen gehabt habe, für den Lauf eines Jahres als gewählt betrachtet werden solle, und diesen Grundsatz schon jetzt festzulegen. Diese Gründe,

1) Für die Lesart dieses Wortes kann ich nicht genau einstehen. Beide Schreiben, Schuckmann 24. März (eigh. Konzept, mund. eodem), und Hardenberg 9. April (praes. 11. April, Ausfert. im K.-M.), Rep. III, 1, I. (Acta betr. Wahl und Bestätigung des Rektors usw. der Universität Berlin).

deren Gewicht auch wir kaum leugnen können, gewannen den Staatskanzler, und so erging am 16. April eine Kabinettsordre, welche die Entlassung Fichtes, und aus besonderem Königlichen Vertrauen die Ernennung Savignys zum Haupt der Universität aussprach. Am 17. kam diese Verfügung auf das Rektorat, und schon am folgenden Tage versammelte Fichte den Senat und übergab seine Würde in die Hand seines Nachfolgers. Am 22. April erklärte sich Savigny dem Departement gegenüber unter erneuter Darlegung seines ihm einst zugesicherten Rechtes, die akademischen Ämter auszuschlagen, bereit, unter den obwaltenden Umständen die Bürde des Amtes zu übernehmen.

Dies war das Ende des ersten Wahlrektorates, das sein Inhaber mit so großen Entwürfen und mit so stolzer Zuversicht begonnen hatte. Auch für ihn war es eine Niederlage. Parteiung und Verwirrung, die sich bis zur Anarchie gesteigert hatte, tiefe Erbitterung im Lehrkörper, Entzweiung, Zorn und böse Nachrede gegen die Professoren und besonders gegen den Reformator des akademischen Lebens selbst auch unter der Studentenschaft, und schließlich das Eingreifen des Departements und neue Antastung der Rechte der Universität — das war das Ergebnis der Verheißungen und aller hohen Wünsche, denen Fichte in der Rektoratsrede ein halbes Jahr zuvor Ausdruck gegeben hatte. Sie hatten so wenig Erfüllung gefunden wie der Plan, den er dem früheren Chef des Zivilkabinetts, in dem er einen so aufrichtigen Verehrer und Bewunderer gehabt, im Herbst 1807 vorgelegt hatte. Wie bitter er den Schlag empfunden hat, lassen uns die späteren Senatsprotokolle dieses und des nächsten Jahres erkennen: niemals wieder bis an seinen Tod hat er sich, von einer sehr charakteristischen Ausnahme abgesehen,[1] im Senat blicken lassen — während Schleiermachers Name auf den Präsenzlisten ganz selten fehlt: an der Universität wenigstens hatte dieser den Platz behauptet.

9. Die Ausarbeitung der Statuten.

Einsetzung der Viererkommission zur Beratung des Uhdenschen Entwurfes: Schleiermacher, Savigny, Rudolphi, Böckh.

Nichts konnte die Notwendigkeit, der Universität endlich das Gesetz zu geben, unter dem sie fortan leben sollte, stärker bewähren als diese Kämpfe. Auch das Departement war davon, wie wir soeben sahen, ganz durchdrungen. Gerade in den Tagen, wo Rektor und Senat den Streit vor sein Forum gebracht

1) Am 31. Juli 1813, in einer außerordentlichen Sitzung, zu der Schmalz, der für den verreisten Savigny die Geschäfte des Rektorats führte, eingeladen hatte. Es handelte sich um die Feier des Königsgeburtstages. Bekker hatte dazu Einladungs-Programme geschrieben und einen Stoff gewählt, den Schuckmann für unmöglich erklärte und der in der Tat der Feier, der er galt, wenig entsprach; er hatte nämlich dazu eine Elegie des Theognis gewählt, welche von der Liebe des Dichters zu einem schönen Knaben handelte. Der Minister befahl daher Schmalz, von dem ihm wohl das Faktum hinterbracht war, die Schrift zu kassieren und die Feier auf die gewöhnliche Weise mit einer Rede zu begehen, wozu Herr Böckh vielleicht die Güte haben würde durch einen Anschlagbogen einzuladen.

hatten, vollendete Uhden das Werk, das ihm $1^1/_2$ Jahre zuvor aufgetragen war; am 9. März überreichte er seinem Chef den Entwurf der Statuten. Auch die von Schuckmann, entgegen den Wünschen des Senats, von jeher festgehaltene Absicht, die Gesetzgebung in der Hand zu behalten und den Senat als solchen von der Mitarbeit auszuschließen, schien durch jene Vorgänge gerechtfertigt zu sein; denn den Senat in diesem Moment zur Revisionsinstanz des Uhdenschen Entwurfes zu machen, drohte in der Tat den kaum beschwichtigten Sturm wieder hervorzurufen. Die Männer aber, denen Schuckmann die Statuten zur Begutachtung anvertraute, waren so ausgewählt, wie sie der Senat selbst nicht besser hätte bestimmen können. Es waren Schleiermacher, Savigny, Rudolphi und Böckh. Schleiermacher ließ sich, so wenig Schuckmann mit ihm sympathisieren mochte, als Verfasser des provisorischen Reglements und Hauptarbeiter in der Einrichtungskommission, nicht umgehen. Daß Savigny, und nicht Schmalz, die juristische Fakultät vertreten mußte, verstand sich nach den Erfahrungen, die Departement und Senat mit diesem als Rektor gemacht hatten, ebenfalls von selbst. Rudolphis klare Art war dem Chef der Unterrichtsverwaltung, wie wir wissen, ganz nach dem Herzen, der sich schon mehr als einmal nach seinen Ratschlägen gerichtet hatte. Mit bestimmt ist er bei ihm gewiß auch durch den Umstand, daß die Entscheidung zwischen den beiden Rivalen, Hufeland und Reil, die als die Ältesten zuerst in Betracht kommen mußten, schwergefallen wäre. Für Böckh sprach die Tatsache, daß er der Professor der Eloquenz war. Dennoch war es eine besondere Auszeichnung für den jüngsten Ordinarius der philosophischen Fakultät, der erst vor einem Jahr aus der Fremde herbeigezogen war, daß er vor so vielen älteren und einheimischen Kollegen auserwählt wurde, um an dem Grundgesetz für die Universität mitzuarbeiten; wir werden nicht fehlgehen, wenn wir darin vor allem den Eindruck erkennen, welchen sein selbständiges und unabhängiges Urteil in den Kämpfen des Winters auf den Chef der Unterrichtsverwaltung gemacht hat.

Ihr Gegenentwurf, mehrfach revidiert, verdrängt den Uhdens.

Diese vier Männer, deren Namen in ihren Wissenschaften unter den besten unserer Universität glänzen, sind die Väter ihrer Verfassung geworden. Denn diese ist recht eigentlich ihr Werk, und der Entwurf, der ihnen aus Uhdens Hand zukam, ist nicht viel mehr als das Material gewesen, das erst in ihren Händen ein in sich geschlossenes, klar gegliedertes und von einheitlichen Ideen belebtes Ganzes und ein wahres Kunstwerk geworden ist, und dessen bestes Lob es ist, daß es im Departement selbst den Entwurf Uhdens sofort verdrängt hat. Ebenso bewundernswert aber wie ihre Einsicht und die Eintracht, in der sie arbeiteten, ist die Schnelligkeit, mit der sie alles fertiggestellt haben. Schon am 27. Juni waren sie in der Lage, ihren Gegenentwurf einzureichen, zusammen mit einem ausführlichen Kommentar zu den Abweichungen von ihrer Vorlage, der sich ebenfalls wieder durch die Klarheit und die Klugheit, zumal in dem verbindlichen Ton der Polemik gegen die vorgesetzte Behörde, auszeichnet, auch

mit einer genauen Parallelstatistik der übereinstimmenden und abweichenden Paragraphen beider Entwürfe, und mit einem Begleitschreiben, in dem sie noch auf manche, ihnen besonders wichtige Punkte eingingen. Und nun sind wir in der glücklichen Lage, sie bei ihrer Arbeit selbst beobachten, ja die Entstehung der Verfassung, unter der wir noch heute leben, von ihren Ursprüngen an bis zum letzten Federstrich verfolgen zu können. Denn nicht bloß Uhdens Entwurf und der der Kommittierten liegen in ihren Handschriften vor uns, sondern auch die Umarbeitungen, welche später im Departement vorgenommen wurden, sind in mehrfacher Wiederholung bis zur letzten Reinschrift vorhanden — so daß wir sogar die Schreibfehler, die der Abdruck bis auf den heutigen Tag hier und da zeigt, auf ihre Quellen zurückführen und bei jedem Satze sagen können, wer sein Verfasser war.

Jahrelange Verzögerung des Abschlusses im Departement.

Bei der Raschheit, mit der die Kommission arbeitete, hatte sie offenbar die Absicht gehabt, das Werk so zu fördern, daß es noch am 3. August veröffentlicht werden könnte. Und fünf Wochen hätten in der Tat wohl genügen können, um Korrekturen, Reinschrift und Königliche Bestätigung zu erwirken. Aber dabei hatten die vier die Geschäftsgewohnheiten des Departements nicht mit in Berechnung gezogen. Königsgeburtstag war längst vorbei, als Uhden, nach den Sommerferien, sein Gutachten über den Entwurf an die Kollegen des Departements weitergab. Süvern setzte seinen Namen am 19. November, Nicolovius den seinigen am 13. Dezember unter den Entwurf. Noch an demselben Tage ward er Schleiermacher vorgelegt, und dieser konnte ihn schon am 27. Dezember zurücksenden; aber erst am 9. Januar kam er aus dem Kabinett des Chefs an Nicolovius zurück. Hierauf sollte nun zunächst der vierte Abschnitt, von der akademischen Gerichtsbarkeit, der Einsicht des Justizministers unterbreitet werden: so nämlich lautet ein Marginale vom 16. Januar 1813. Dieses Datum ist aber wieder durchgestrichen und dafür der 20. Juli gesetzt worden, wie er denn in der Tat Ende dieses Monats an Kircheisen ging, der am 13. August seine bestätigende Bemerkung darunter setzte. Mit anderen Worten: der Krieg war dazwischen getreten. Die Abreise des Königs, und zum Teil seiner Minister, aus Berlin hatte den ruhigen Fortgang dieser Geschäfte des Friedens unterbrochen. Wenn sie in der Zeit der Waffenruhe (in den Tagen, wo der König wieder in Berlin weilte) wieder aufgenommen wurden, so drängten bald neue Kämpfe jeden Gedanken daran zurück. Freilich haben diese nicht allein die Schuld an der nun immer weiter gehenden Verschleppung getragen. Mehr noch gebührt diese den gewohnheitsgemäßen Zögerungen in dem Geschäftskreise Schuckmanns, der, seitdem er das Ministerium des Innern ganz übernommen hatte, den gewaltigen Umfang seines Ressorts, zumal bei seiner subalternen Art, in alles hineinreden zu wollen, nicht mehr zu beherrschen imstande war. Und so ist es gekommen, daß noch Jahre nach beiden Feldzügen verstrichen sind, bevor die Universität ihre Statuten erhalten hat: die Amtszeit

Schuckmanns an der Spitze der Unterrichtsverwaltung war nahezu abgelaufen, als er im April 1817 endlich so weit war, der Universität ihr Grundgesetz zu übergeben.

gleichende alyse der den Entirfe und ihrer visionen.

Wollen wir uns nun die Bedeutung des Werkes klar machen, so werden wir nicht umhin können, dasselbe Abschnitt für Abschnitt zu analysieren und es sowohl mit dem Entwurf wie mit den später gemachten Zusätzen und Änderungen zu vergleichen. Nur so wird es möglich sein, den Anteil, welchen Departement und Kommission daran gehabt haben, und die Unterschiede, die in formaler und sachlicher Hinsicht bestehen, die Vorzüge, welche die Fassung der Kommittierten hat, den Sinn und die Bedeutung, welche den Korrekturen zukommt, und mit einem Worte die ganze Entstehungsgeschichte und den Gedankengang der Verfasser an den Tag zu bringen. Ein langwieriges Stück Arbeit, wie man gestehen muß, allein es läßt sich nicht umgehen, und das Ergebnis wird, wie ich hoffe, die Mühe lohnen.[1]

erteilung der beit unter eiermacher, Savigny d Böckh; position der n Entwürfe.

Das Konzept der Kommittierten, das in der Registratur unserer Universität aufbewahrt wird, zeigt nur drei Hände, die Schleiermachers, Savignys und Böckhs; Rudolphi hat demnach nur seinen gewichtigen Rat beigesteuert. Damit können wir sogleich sagen, wie sie (und zwar zunächst in mündlicher Beratung, wobei offenbar alles bereits genau durchgesprochen und die leitenden Gedanken festgestellt worden sind) die Arbeit untereinander verteilt haben. Schleiermacher übernahm es, die konstitutionellen Grundgedanken zu entwickeln. Er tat es in den drei ersten Abschnitten: I. Von der Universität überhaupt, II. Von den Fakultäten und ihren Dekanen, III. Vom Rektor und Senat. Savigny ließ sich seinem Beruf gemäß die Teile geben, welche die Jurisdiktion und Administration umfaßten: Von der akademischen Gerichtsbarkeit (IV), Von den Unterbeamten der Universität (V), Von den Studierenden, soweit es sich um ihre rechtlichen Verhältnisse handelt (VI), und Von den Instituten und Sammlungen (VII). Böckh endlich erhielt, seiner Stellung als Professor Eloquentiae entsprechend; die letzten beiden Abschnitte zur Bearbeitung: Von den Vorlesungen an der Universität (VIII) und Von den akademischen Würden (IX).[2]

Stellen wir dieser Einteilung der Viererkommission die von Uhden in seinem Entwurf beliebte entgegen, so wird auf der Stelle deutlich, um wieviel schärfer und lichtvoller jene disponiert haben. Uhden hatte den Stoff in folgende elf Ab-

1) Nur die bedeutenderen Differenzen können hier angegeben werden. Für ein näheres Studium verweise ich auf den diplomatisch genauen Abdruck im Urkundenband.

2) Ein tieferes Eindringen in das Konzept, so daß man etwa die Korrekturen mit dem Text und untereinander vergleicht, würde zu noch weiterer Einsicht in die Tätigkeit der Verfasser führen, z. B.: wann die Korrekturen gemacht worden sind, ob während der Beratung, wofür alles spricht, oder zu Hause, und anderes; doch glaubte ich davon absehen zu dürfen.

teilungen zerlegt: I. Von der Universität und ihren Mitgliedern, II. Von dem Rektor, III. Von den Dekanen, IV. Von dem akademischen Senat, V. Von dem Syndikus und dem officio academico, VI. Von dem Sekretär und dem Quaestor der Universität, VII. Von den Pedellen, VIII. Von den akademischen Würden, IX. Von der Befugnis, Vorlesungen zu halten, X. Von der Immatrikulation, XI. Von den Gesetzen für die Studierenden. Mechanischer hätte die Einteilung kaum gemacht werden können. Zunächst, echt bureaukratisch, die Behörden, von oben her bis unten hin, so daß die Pedelle in eine Reihe mit Rektor und Syndikus und Senat gestellt wurden, wie sie denn auch in dem einleitenden ersten Abschnitt mit Professoren, Privatdozenten und Studenten, mit Syndikus, Quaestor und Sekretär unter den „Mitgliedern der Universität“ aufgezählt waren. Die Fakultäten dagegen, die Grundsäulen der ganzen Korporation, waren überhaupt vergessen; und wenn der Senat eine Stelle erhalten hatte, so war die zwischen Rektor und Dekanen doch gewiss auch ungehörig. Noch ungeschickter war Uhden bei den den Studenten gewidmeten vier letzten Abschnitten verfahren, wo er das, was an das Ende gehörte, die akademischen Würden, an den Anfang und die Immatrikulation und die Gesetze an den Schluß gestellt hatte.

b) Wiederkehr der „Gelegentlichen Gedanken“ Schleiermachers in dem grundlegenden I. Abschnitt: Von der Universität überhaupt.

Demgegenüber beruhte die von der Kommission vorgenommene und von der Regierung ohne weiteres akzeptierte Einteilung auf dem entgegengesetzten Prinzip: der Herleitung der Verfassung mit allen ihren Formen und Organen aus der Idee der Universität und ihrem Zweck, sowohl als wissenschafttreibende Korporation, wie als Lehranstalt des Staates. So sind gleich in Paragraph 1 des

ersten Abschnittes

Zweck, Rechtsgrund, Rechtsbesitz, vor allem in der Erteilung der akademischen Würden, Rechtssymbole und Rechtsstand in ein paar Sätze zusammengezogen. Paragraph 2 gibt den Sitz der Universität an, das ehemalige Prinz Heinrichsche Palais, unter Anführung der Schenkungsurkunde, und den Namen des „Universitätsgebäudes“, den es nunmehr führt und führen soll. Paragraph 3 nennt die drei Gruppen, welche die Gesamtheit der Universität ausmachen: Lehrer, Studenten und Beamte. Paragraph 4 gibt die vier „Abteilungen“ an, in welche sich der höhere wissenschaftliche Unterricht als der Zweck der Universität gliedert. Und Paragraph 5 wiederholt diese Gruppierung insofern, als es sich um seine Beaufsichtigung und Leitung handelt. Diese wird von den ordentlichen Professoren ausgeübt. Sie bilden darum in ihrer Gesamtheit die vier Fakultäten, an welche sich sowohl die übrigen Lehrer, außerordentliche Professoren und Privatdozenten, als auch die Studierenden anschließen; auf ihren Schultern ruht (§ 6) die Wahrnehmung der Rechte der Universität, die Verwaltung der ihr gemeinsamen Angelegenheiten, die Aufsichtsführung über die Studierenden und die Ausübung der disziplinarischen Autorität über diese; ihnen steht auch

das Recht zu, die Beziehungen der Universität zur Regierung aufrechtzuerhalten. Jedoch üben sie dies alles nicht in corpore aus, sondern durch einen Ausschuß unter dem Namen des Senates, an dessen Spitze der Rektor der Universität sich befindet.

Wir kennen längst die Gedanken, die Schleiermacher in diesen Paragraphen entwickelt hatte: es ist seine Schrift vom Herbst 1807, der Plan einer Universität in deutschem Sinne, den er in ihnen aufs neue formuliert hat. Es ist der „Wissenschaftliche Verein", der, hier wie dort aus der Idee der Wissenschaft, dem Zweck gemeinsamen Forschens und Lehrens, entsprungen und nach dem besonderen Charakter der Wissensgebiete in den vier Fakultäten geordnet, darin wiederkehrt. Die Fakultäten bilden die Grundlage, auf der sich die Universität in Lehre und Verwaltung aufbaut, als die sich selbst regierende Genossenschaft, die zwar mit dem Staate eng verbunden, aber seinem einseitigen Machtwillen nicht unterworfen, vielmehr durch besondere Rechte und Privilegien, die jener selbst anerkennt, gegen seine Willkür geschützt ist. Auch auf die Verbindung mit den deutschen Schwesteranstalten hatte Schleiermacher gleich im ersten Paragraphen einen Hinweis gegeben: „So wie die Universität den gleichen Zweck hat mit allen deutschen Universitäten, nämlich die allgemeine und besondere wissenschaftliche Bildung gehörig vorbereiteter Jünglinge durch Vorlesungen und andere akademische Übungen zu vollenden und sie zum Eintritt in die verschiedenen Zweige des höheren Staats- und Kriegsdienstes tüchtig zu machen, so soll sie auch sowohl als Lehranstalt wie als privilegierte Korporation unter Unserem landesväterlichen Schutze in Gemäßheit Unseres Landrechts, II. Teil, XII. Titel, § 67 und 68, die wesentlichen Rechte einer deutschen Universität genießen." Dies der ursprüngliche Wortlaut. Im Departement aber gab die deutsche Legierung einer Königlich preußischen Lehranstalt Anstoß. Das Beiwort wurde als ungehörig durchgestrichen und dafür geschrieben: „Mit anderen Universitäten in Unserem Staate", und: „Die wesentlichen Rechte einer Universität."[1]

Nicht minder bedeutsam ist eine andere Änderung, die in dem besprochenen Abschnitt vom Departement beliebt wurde. Die Kommittierten hatten hinter Paragraph 2 einen Paragraphen eingefügt, der sich auf die in dem Kabinettsbefehl vom 16. August 1809 befohlene nähere Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften bezog, wobei sie übrigens nur wieder an einen auch von Uhden festgehaltenen Satz angeknüpft hatten. Es war der Gedanke, der Humboldt geleitet und in den er die Beymesche Idee von dem allgemeinen Lehrinstitut umgebildet

1) Uhden, der diese Korrekturen machte, folgte hier sicherlich höherer Weisung, da er selbst in seinem Entwurf, § 1 geschrieben hatte: „. . . und genießt alle wesentlichen Rechte deutscher Universitäten".

hatte. Freilich war die Kommission dabei weiter gegangen, als Beyme und Humboldt es gewollt hatten, denn sie sprach in dem Paragraphen von dem Mitbesitz der bei der Akademie vorhandenen oder unter ihrer Aufsicht stehenden wissenschaftlichen Institute, während Humboldt diese unter das Aufsichtsrecht des Staates hatte stellen wollen. Schuckmann aber gefiel weder das eine noch das andere: er strich den ganzen Paragraphen und tilgte damit den letzten Rest, der sich von den bis auf Engel und Beyme zurückgehenden Absichten noch erhalten hatte.[1]

In unmittelbarem Anschluß an die in Paragraph 6 formulierten Rechte der Selbstregierung der Universität behandelt Paragraph 7 das Recht der Korporation auf die in dem Zensuredikt vom Jahre 1788 bewilligte Zensurfreiheit. Es war der Paragraph 23 des provisorischen Reglements, der, wie wir sahen, schon im März 1811 eine so tiefgreifende Änderung erfahren hatte. Uhden hatte ihn seiner liberalen Haltung gemäß nur wiederholt. Die Kommittierten hatten sodann eine neue Form gewählt. „Die Universität", so hatten sie geschrieben, „genießt für alle Druckschriften, welche unter ihrer Autorität erscheinen, eine völlige Zensurfreiheit." Schuckmann setzte dafür ein: „Die Universität genießt für alle Druckschriften, welche sie unter ihrem Gesamtnamen erläßt, völlige Zensurfreiheit" und fügte dem folgenden Satze, der auch die Zensurfreiheit für alle wissenschaftlichen, nicht die zeitigen politischen Verhältnisse betreffenden Schriften aller ordentlichen Professoren festsetzte, noch den verschärfenden Zusatz hinzu: „Unter der eigenen Verantwortlichkeit, daß in ihren Schriften nichts erscheine, was den Gesetzen entgegen ist." Paragraph 8 endlich, der letzte des ersten Abschnittes, enthielt ganz im Sinne der gelegentlichen Gedanken das Prinzip der Gleichheit unter den Ordinarien durch die Bestimmung, daß der Rang derselben untereinander sich nach dem Datum ihres ersten Patentes als ordentlicher Professor an irgendeiner Universität, von etwaigen künftigen Ausnahmen abgesehen, richten solle. Uhden hatte die Fakultäten, dem „alten deutschen Herkommen nach" dem Range nach unterscheiden wollen, was dann auch auf andere Bestimmungen in seinem Entwurf zurückgewirkt hatte. Die Kommittierten stellten dagegen vor, daß weder die Professoren unter sich, etwa als Senior, Primarius usw., noch auch die Fakultäten unterschieden werden dürften.

1) Echt Schuckmannisch ist noch eine Änderung, die er zu § 6 gemacht hat. Hier gefiel ihm nicht der Ausdruck der Kommittierten: „Um die Universität in bezug auf unser Departement und unsere übrigen Staatsbehörden zu repräsentieren, besteht an der Universität ein Ausschuß der ordentlichen Professoren usw." Er machte daraus eigenhändig: „Um über die Angelegenheiten der Universität bei dem ihr vorgesetzten Departement — — — zu verhandeln usw." In der letzten Zeile: „— — — an dessen Spitze der Rektor der Universität als Präses sich befindet" stammen die Worte „als Präses" von ihm, statt: „— — — die höchste Autorität in derselben [scil. der Universität]."

Von Abschnitt I hängt alles weitere ab: wie aus ihrem Keim sind alle folgenden Abschnitte und jeder einzelne Paragraph daraus abzuleiten. Demgemäß behandelt

bschnitt II.
den Fakul-
und ihren
kanen (ein
zwischen
Senat und
heologischen
ultät.

Abschnitt II

zunächst die Fakultäten als die Grundpfeiler, die den Bau tragen, und zwar, wie gleich im Titel angedeutet wird,[1] in engster Verbindung mit ihren Dekanen, die nichts als ihre Vertreter und in jedem Sinne von ihnen abhängig sind. Demnach wird in Paragraph 1 die Begriffsbestimmung gegeben: „Die Gesamtheit der für ein jedes der obengenannten Unterrichtsgebiete, das theologische, juristische, medizinische und philosophische, von uns mit dem Prädikate der ordentlichen Professoren berufenen und besoldeten Lehrer bildet die respektiven Fakultäten.“ So weit die Kommittierten. Der Schluß dieses Abschnittes aber ist wieder nicht ihr Werk, sondern ein von Schuckmann persönlich und in unmittelbarem Anschluß an die genannten Worte gemachter Zusatz folgenden Wortlauts: „im engeren Sinne, wo die Fakultäten auch als Behörden betrachtet werden. In weiterem Sinne begreift jede Fakultät, als lehrendes Korps, auch die zu ihr gehörenden außerordentlichen Professoren und Privatdozenten in sich.“ Sätze, die eine juristisch schärfere Definition hinzuzufügen scheinen, in Wahrheit aber aus dem Zusammenhang des Kommissionsentwurfes herausfallen und sich sogar in Widerspruch setzen zu Paragraph 5 des I. Abschnittes, wo es von den dort aufgezählten Elementen heißt, daß sie sich der Fakultät anzuschließen haben, während sie hier darin mitbegriffen werden. Denn die Basis des ganzen Abschnittes im Sinne der Kommittierten sollte ja gerade die Fakultät im engeren Sinne sein. Es handelte sich darin um ihren Charakter als Behörde, um ihre regierende Gewalt, und diese erstreckte sich auch auf die Befugnisse als lehrendes Korps in allen den Fällen, wo es sich um die akademischen Würden und Vorlesungen handelt. In diesem Paragraphen wird noch der Einführung der Fakultätsmitglieder in die Fakultät gedacht.[2] Sodann folgen in Paragraph 2 bis 9 die Pflichten und die Rechte der Fakultäten und ihrer Mitglieder. Zunächst in Paragraph 2 eine Ausnahme für die medizinische Fakultät, welche sich aus den uns bekannten Mißhelligkeiten wegen der Dekanabilität der drei Senioren erklärt. Mit Rücksicht hierauf wird darin gesagt, daß der Genuß besonderer pekuniärer Vorrechte für einzelne Mitglieder der Fakultäten der Teilnahme der übrigen an den wesentlichen Rechten und Verpflichtungen der Fakultät keinen Eintrag tue, sondern daß sie in gleicher Weise ordentliche Mitglieder derselben seien. Die Grundlage aber ihrer Mitgliedschaft,

1) Bei der Verteilung der Abschnitte unter die Kommittierten war dies noch nicht bedacht worden. Man hatte hier 2 Abschnitte, von den Fakultäten und von den Dekanen, eingesetzt, so daß also für Schleiermacher 4 und im ganzen 10 Abschnitte gedacht waren. Erst bei der näheren Beratung ist dies in der angegebenen Weise verändert worden.

2) Der Zusatz: jeder neu angestellte „ordentliche“ Professor ist ebenfalls später gemacht.

so heißt es weiter, soll der Doktorgrad in derselben werden; wobei wir uns wieder an den Grundsatz erinnern, der gleich in der ersten Senatssitzung vom 10. Oktober 1810 verkündigt worden war und zur Promotion der noch gar nicht oder nur unvollkommen graduierten Fakultätsmitglieder geführt hatte.

In dem Entwurf der Kommittierten folgte nun ein Paragraph, der eine Konsequenz oder eigentlich eine Wiederholung des 5. Paragraphen des ersten Abschnittes war. Jeder Fakultät, so lautete er, liegt die Sorge für ihr Unterrichtsgebiet ausschließlich ob, und ebenso steht ihr das allgemeine Aufsichtsrecht darüber zu. Statt dessen wurden, und zwar schon in der ersten Umarbeitung, welche in dem Departement von dem Entwurf der Kommittierten gemacht wurde (Uhden A.)[1], drei Paragraphen, 3—5, eingefügt, welche die Aufsichtsrechte einer jeden Fakultät über die bei ihr eingeschriebenen Studierenden genau festsetzten. Den Anlaß dazu gab ein Konflikt, welcher gerade in den Tagen, wo der Entwurf der Kommittierten fertiggestellt und dem Departement überreicht war, zwischen der theologischen Fakultät und dem Senate vorgefallen war, und über den wir daher an dieser Stelle berichten müssen.

Die theologische Fakultät hatte nämlich durch öffentlichen Anschlag am 8. Juni von sich aus, ohne den Senat zu befragen, den bei ihr eingeschriebenen Studierenden bekannt gemacht, sie werde den, der mehr als ein Jahr keine theologischen, sondern nur andere Vorlesungen besucht habe, in ihrem Album löschen. Sie war dazu durch den besonderen Fall veranlaßt worden, daß einer ihrer Studierenden, der bloß Philosophie gehört hatte, hierüber von ihrem Dekan sich ein Zeugnis gefordert hatte, war aber überhaupt schon dadurch irritiert, daß in diesem Semester einige ihrer Studenten bloß bei der philosophischen Fakultät hörten. Dem Senat schien dieses Vorgehen sowohl der Billigkeit den Studenten gegenüber zu widerstreiten als auch dem Rechte des Senats vorzugreifen, da die Fakultät damit in die Verhältnisse der Studenten über ihre Schranken hinweg eingreife und eine Kollision mit anderen Fakultäten herbeiführe. Er forderte unter dem 27. Juni die Fakultät auf, die Gründe für diesen Schritt anzugeben, und bestritt ihr zugleich das Recht, willkürlich das Verhältnis aufzukündigen, in welchem der Eingetragene zu ihr stehe. Zugleich aber warf er die Frage auf, ob es dem Geiste der Universität als einer allgemeinen Bildungsanstalt entspreche, einen Lehrzwang einzuführen. Ein Fall, wie der angegebene, werde selten vorkommen; geschehe es aber, so sei es besser, daß der Dekan den betreffenden Studierenden zu sich kommen lasse, ihn anhöre und unter Umständen veranlasse, freiwillig zur anderen Fakultät überzutreten. Der Senat verlangte von der Fakultät, den Anschlag zu entfernen. Bei den Theologen machte dieser Befehl sehr böses Blut. Sie meinten, es sei widersinnig, daß ihr

1) Hierdurch bestimmt sich die Abfassungszeit dieser Paragraphen.

Dekan — es war zur Zeit Marheineke — in einem solchen Falle ein Zeugnis auszustellen habe, und nannten es ebensowohl der guten Ordnung wie ihrer Würde zuwider: wie könnten sie denjenigen Zeugnisse des Fleißes ausstellen, die ihren Unterricht nicht genossen und sich gar nicht als zu ihnen gehörig betrachtet hätten! Die Inskription in das Album der Fakultät (die übrigens andere Universitäten gar nicht kannten) sei doch wohl zu dem Zwecke der Inspektion über die Kollegien eingeführt worden; wenn sich also ein Student dem Unterricht entzöge, so sei auch die Inskription zwecklos. Sie beriefen sich auf das allgemeine Herkommen, daß, wer ein halbes Jahr, ohne durch Krankheit verhindert zu sein, keine Kollegien höre, aus dem Universitätsalbum gestrichen werden solle, und leugneten, daß dabei irgendwie an Studienzwang gedacht sei. Niemand werde ja gezwungen, Vorlesungen zu hören, die er nicht hören möge, sondern man verlange nur von ihm, daß er sich zu derjenigen Fakultät auch mit dem Namen bekenne, zu der er sich mit der Tat bekenne. Man fordere nichts als Konsequenz. Sie sähen nicht ein, wie die Fakultätsinskription zugleich den Besitz der Matrikel garantiere, da jeder Studierende die Fakultät wechseln könne, so oft er wolle, ohne die Matrikel zu verlieren und ohne dem Rektor davon Anzeige zu machen: den Verlust seiner Matrikel ziehe die Änderung der Inskription nicht nach sich und greife darum nicht in die Senatsrechte ein. Kurz, sie behaupteten, daß das Eintragen in ihr Album und also auch das Auslöschen lediglich Fakultätssache sei, und weigerten sich ausdrücklich, der Aufforderung des Senates nachzukommen.

Der Senat sah sich dadurch genötigt, die Angelegenheit bei dem Departement zum Vortrage zu bringen (20. Juli). Nachdrücklicher noch, als in dem Schreiben an die Fakultät, trat er hier dafür ein, daß die Freiheit der Studierenden in dem Bekenntnis zu einer Fakultät unbeschränkt bleiben müsse, ebensosehr vom Standpunkte seines Rechts, als von dem der akademischen Freiheit. Wenn dem Studierenden, so heißt es in der Eingabe, in der wir Savignys feinen Geist spüren, durch sein Hauptfach ein bestimmtes Maß der Zeit, die er seinen Vorbereitungen und Nebenstudien widmen solle, vorgeschrieben und gleichsam zugeschnitten werde, so empfinde er einen „zurückscheuchenden Unwillen“ darüber, daß er, um nur ein halbes Jahr oder länger den Hilfswissenschaften sich widmen zu können, von der theologischen Fakultät ausgeschlossen werden solle. Ein solches Verfahren sei unfreundlich, es gewinne den Anschein einer Strafe und versetze den Studierenden, welcher noch etwa ein anderes Hauptstudium im Auge hätte, vor die Alternative, entweder ganz ausgeschlossen zu werden oder seiner Fakultät vorzulügen, er habe kein anderes Hauptstudium im Sinne, oder endlich von ihr abzugehen und sich wirklich bei seinem Berufsstudium von solchen Vorstudien abhalten zu lassen. Sei er also ein aufrichtiger Mensch und wolle er die Universität nicht verlassen, so sei damit der Hörzwang

in der Tat für ihn entschieden. Der Senat bestritt den Widersinn, den die theologische Fakultät in der Ausstellung eines Zeugnisses wie in dem angegebenen Falle sehen wollte. Sie könne ja, wenn sie wolle, dabei bemerken, daß der betreffende Studierende keine theologischen, sondern die und die Vorlesungen gehört habe, wodurch sie nicht ein Wort mehr bezeuge, als sie könne und müsse. Ohnehin gründeten sich die Fakultätszeugnisse auf die Zeugnisse der einzelnen Lehrer, denen doch der Glaube nicht zu versagen sei. Dergleichen geschehe fortwährend bei Abgangszeugnissen und sonst. Ebensowenig fand der zweite von der Fakultät angegebene Grund Gnade vor den Augen des Senats. Dieser entdeckte in dem Verfahren der theologischen Fakultät einen Geist, der zur Zersplitterung der Universität in mehrere Spezialschulen und zu einer zunftmäßigen Behandlung der Studierenden, statt zu einer liberalen Darbietung aller Mittel zur geistigen Ausbildung führen müsse.

Um sein Votum zu verstärken, hatte der Senat auch die übrigen drei Fakultäten zu einer Erklärung aufgefordert, die sich ganz in seinem Sinne äußerten. Die juristische Fakultät hatte noch den besonderen Wunsch hinzugefügt, daß dann, wenn das Departement der theologischen Fakultät recht gäbe, diese Einrichtung doch nicht auf sie selbst ausgedehnt werden möchte, weil bei der Verbindung des kameralistischen Studiums mit der Jurisprudenz es sehr leicht vorkommen könne, daß der Studierende mehrere Semester hindurch keine Kollegien bei den Dozenten seiner Fakultät besuche und eine Einrichtung, wie die theologische Fakultät sie fordere, zu einem durchaus zwecklosen Zwange in der Ordnung ihrer Kurse führen müsse. Der Senat bat daher, die Verfügung, welche das Departement treffen werde, in die Statuten der Universität aufzunehmen, auch in denselben festsetzen zu wollen, welches die Verhältnisse und Rechte des Senats gegen die einzelnen Fakultäten und umgekehrt seien, und inwiefern Beschlüsse der obigen Art von einzelnen Fakultäten ohne Zustimmung und Genehmigung des Senats gefaßt werden könnten.

Das Departement entschied durchaus nach diesem Antrage. Nach reiflicher Überlegung, so reskribierte es unter dem 8. August, sei es überzeugt, daß die Maßregel der theologischen Fakultät weder mit den Grundsätzen der Universitätsverfassung übereinstimme noch auch an sich zweckmäßig sei. „Die Fakultäten", so lautet das Anschreiben, dessen Verfasser Süvern war, „sind allerdings nicht bloß der Form, sondern der Aufsicht über den Fleiß der Studierenden wegen errichtet. Diese Aufsicht erstreckt sich aber natürlich nicht bloß auf das Studium der eigentlichen Fakultätswissenschaften, sondern auch auf die Vorbereitungs- und Hilfswissenschaften, die für alle drei Fakultäten in die philosophische Fakultät fallen. Sie hat also Realität selbst für die Zeit, wo der Studierende noch mit den Hilfswissenschaften beschäftigt ist." Das Vorgehen der theologischen Fakultät führe, wie der Senat richtig gesagt habe, wirklich zu einem Zwange und wider-

spreche den liberalen Grundsätzen der Universitätsverfassung, welche die Neigung, den wissenschaftlichen Bildungsdrang und das Interesse eines jeden Studierenden für sein Fach und sein künftiges Fortkommen voraussetzten und wohl auf Unterstützung durch die Lehrer und die Anlage des akademischen Unterrichtes selbst, nicht aber auf Zwang berechnet wären. Um so weniger sei es statthaft, daß irgendeine Fakultät durch eine solche Verordnung einen zwingenden und dem Studium der allgemeinen Wissenschaften so sehr nachteiligen Studienkursus herrichte. Bei alledem brauche nicht verkannt zu werden, daß man die Studierenden einer jeden Fakultät zu einem planmäßigen Studium veranlassen und von den ihrem eigentlichen Hauptzweck schädlichen Kollegien abhalten müsse. Nun folgt in dem Schreiben genau der Wortlaut der Paragraphen 3—5 des II. Abschnittes unserer Statuten. Und diese Verfügung, deren Bedeutung für den Ausbau der akademischen Freiheit und für die Entwickelung unserer Universitäten nicht weiter betont zu werden braucht, ward auch auf die anderen Universitäten Preußens, zunächst also Königsberg und Breslau, ausgedehnt und den dortigen Behörden ebenso wie den Regierungen mitgeteilt. Die theologische Fakultät erhielt eine entsprechende Mitteilung.[1]

In dem folgenden Paragraphen (6), der die Verpflichtung der Fakultäten für die Vollständigkeit des Unterrichts in dem dreijährigen Kursus aussprach, waren die Kommittierten der Vorlage gefolgt, jedoch mit charakteristischen Umstellungen und dem Zusatz, daß dabei auch die Vorlesungen der außerordentlichen Professoren und der Akademiker mit in Anschlag gebracht werden könnten. Sehr bedeutsam ist dann aber die Gegenforderung, die sie erhoben, und die in Paragraph 7 formuliert worden ist: die Fakultäten müßten, so erklärten sie in ihrem Kommentar, das Recht haben, auch bei einer zur Not herstellbaren Vollständigkeit Vorstellungen über die Verstärkung des Lehrkörpers zu machen, auf keinen Fall aber sei jene Verantwortlichkeit der Fakultät dann zuzumuten, wenn sie dargetan habe, daß für irgendeine Hauptdisziplin kein Lehrer vorhanden sei, der sich ihr vorzüglich widmen könne. In dem Entwurf selbst war dies etwas gemildert worden. „Um aber dieser Verantwortlichkeit genügen zu können", heißt es darin, „hat diese [die Fakultät] das Recht, Unserem Ministerium des Inneren, wenn sie sich für zu schwach hält, mit Gründen belegte Vorstellungen zu machen, und sich, wenn sie nachweisen kann, daß für einige jener Hauptdisziplinen ein halbes Jahr hindurch kein Lehrer dagewesen ist, für diesen Gegenstand außer der . . . Verantwortlichkeit zu erklären." Schuckmann aber ging dies viel zu weit. Er schob eigenhändig statt der hier gesperrten Worte die Fassung ein: „. . . daß eine jener Hauptdisziplinen in dem für den Kursus bestimmten Zeitraum von keinem der vorhandenen Lehrer habe gelesen werden

1) Nach einem Marginale des Konzepts ward alles am 15. August zur Post gegeben.

können.“ Und in dieser Form ist der Paragraph, soweit die Statuten selbst in Frage kommen, die einzige Grundlage geblieben für das Vorschlagsrecht, in dem wir heute das Palladium unserer wissenschaftlichen Freiheit verteidigen; wir werden noch oft Gelegenheit haben, zu sehen, wie schwer es der Universität geworden und wie spät sie dazu gelangt ist, auf dieser schmalen Basis das Selbstergänzungsrecht ihrer Fakultäten aufzubauen.

In Zusammenhang mit diesem Paragraphen steht der nächste, der achte, der eine Erklärung gegen die Nominalprofessuren (die schon von der Einrichtungskommission verworfen waren) enthält, zugleich aber auch die Verantwortlichkeit der Lehrer für das ihnen anvertraute Fach feststellt. Ganz seltsam aber ist die Fassung, die dieser Paragraph im Druck erhalten hat. Er spricht nämlich nicht von den ordentlichen Professoren, an die man in diesem Zusammenhang allein denken kann, sondern sagt: wenn ein außerordentlicher Professor in seiner Bestallung für eine bestimmte Disziplin besonders berufen sei, so habe er nicht das Recht usw. Die Erklärung dieses Faktums gibt uns der Einblick in unsere handschriftlichen Quellen: es ist ein Schreibfehler, der erst in der zweiten Umarbeitung, 1813, hineingekommen ist und sich auf diese Weise — sollte man es glauben? — ein volles Jahrhundert hindurch in allen Abdrucken der Statuten bis auf den letzten erhalten hat.

Sehr bemerkenswert und ganz aus dem Geiste Schleiermachers heraus gedacht ist die Begründung des in Paragraph 9 formulierten Rechtes der Fakultäten, die gelehrten Würden unter Autorität der gesamten Universität zu erteilen, wie auch die Erlaubnis zu geben, Vorlesungen über ihr Gebiet unter ihrem Rubrum in das Verzeichnis der Universität rücken und am schwarzen Brett anschlagen zu lassen. Sie wird nämlich lediglich abgeleitet aus dem schon in Abschnitt I, § 5, enthaltenen Aufsichtsrecht der Fakultät über ihr Gesamtunterrichtsgebiet. Damit war zugleich jedem Anspruch des Staates, auf die Habilitation einzuwirken, der Boden entzogen, denn für diese war das Doktorat die Vorbedingung, ja es schloß sie nach der ursprünglichen Auffassung bereits unmittelbar in sich ein. In dem Entwurf Uhdens war eine entsprechende Bestimmung nicht vorgesehen, vielmehr enthielt der analoge Paragraph (Abschnitt IX, § 1) bei ihm eine Stelle, welche die Befürchtung erwecken konnte, daß sich die Regierung an diesem Punkte noch besondere Rechte vorbehalten würde. Auch haben die Kommittierten offenbar besorgt, daß dies geschehen möchte, da sie in ihrem Kommentar den ausdrücklichen Wunsch aussprachen, diese Stelle wegfallen zu lassen.[1] In ihrem Entwurf schloß damit der Paragraph. Der dritte Satz, welcher die Bestimmung enthielt, daß jeder Dozent bei einer mehr als dreitägigen Entfernung von der Universität, von den Ferien abgesehen, ein Erlaubnisgesuch

1) Vgl. den Abdruck im Urkundenband.

an das Ministerium und eine Anzeige an Rektor und Dekane einreichen müsse, ist wieder ein späterer Zusatz, der übrigens von der Universität selbst beantragt worden war.[1] Er taucht erst im Herbst 1813 bei der zweiten Umarbeitung auf und gehört zu Schuckmanns persönlichen Korrekturen.[2]

Paragraph 10 bis 13 handeln von der Bestellung der Dekane: Paragraph 10 von der Amtszeit, Paragraph 11 von dem Termin der Wahl und der Übernahme des Amtes, Paragraph 12 von dem Recht der Deprekation, Paragraph 13 von dem Recht, seine Stimme schriftlich abzugeben. Durch Paragraph 11 wurde das Verfahren der Ansetzung der Dekanwahl vor der Rektorwahl korrigiert.[3] In Paragraph 12, der im Gegensatz zur Rektorwahl die Ablehnung auch ohne Angabe von Gründen erlaubt, ist der beschränkende Zusatz „jedoch nur einmal" von Schuckmann und zwar schon bei der ersten Umarbeitung eingefügt worden.[4]

Es folgen von Paragraph 14 bis 23 Bestimmungen über die Amtsbefugnisse des Dekans, und zwar in Paragraph 14 bis 17 gegenüber seinen Kollegen, in 18 bis 21 gegenüber den Studenten; zwei letzte Paragraphen, 22 und 23, handeln, der eine von den Einkünften (wobei auf die Reglements für die einzelnen Fakultäten hingewiesen wird)[5], der andere von der Verpflichtung, Album und Siegel der Fakultät wie die Protokolle und Akten in seinem verantwortlichen „Beschluß" zu haben. Uhden hatte sich für alle diese Bestimmungen wesentlich an das provisorische Reglement gehalten. Inhaltlich wich auch der Entwurf der Kommittierten in geringerem Maße als sonst davon ab, ergänzte aber sehr vieles[6], und wo er änderte, folgte ihm das Departement mit wenigen Ausnahmen.[7] Die Disposition aber ist ganz das Werk der Viererkommission und zeichnet sich wieder durch Einheit und Klarheit aufs vorteilhafteste vor der Vorlage aus.

1) Rektor und Senat an das Departement, 9. November 1813.

2) Aus der Disposition fällt auch dieser Satz wie der entsprechende in § 1 heraus, denn der Entwurf der Kommittierten handelt in dem ganzen Abschnitt nur von den Fakultäten, also von den ordentlichen Professoren, nicht den Dozenten im allgemeinen. Auch hatten Rektor und Senat in dem Gesuch vom 9. November 1813, das Schleiermacher mit Rudolphi und Goeschen unterzeichnete, gar nicht den § 9 als die Stelle bezeichnet, wo die neue Bestimmung einzurücken sei, sondern nur die Bitte ausgesprochen, dieselbe in die Statuten aufzunehmen. Schuckmann selbst hatte es wieder so verfügt.

3) Schon von 1812 ab ist nach der Bestimmung des Paragraphen verfahren worden.

4) Uhden hatte eine mit Gründen abzugebende schriftliche Erklärung verlangt, was die Kommittierten für „zu feierlich" erklärten. In § 13 ist das „erlaubter Weise" ein Zusatz für das von den Kommittierten gewählte „gesetzmäßig".

5) Hier hatten die Kommittierten einen dem entsprechenden Paragraphen eingefügt, der vom Departement dann ans Ende der Statuten versetzt worden ist. Vergl. IX, 8.

6) Vergl. z. B. § 18 der Statuten mit Uhdens Entwurf III, § 4.

7) So ist in § 15 der letzte Satz: „Jedoch ist kein anderer diese Substitution außer bei unvermeidlicher Verhinderung des Dekans zu übernehmen verpflichtet" ein Schuckmannscher Zusatz.

Abschnitt III. Vom Rektor und Senat.

d) Abschnitt III. Vom Rektor und Senat.

Das provisorische Reglement hatte im Paragraph 11 die Senatsgeschäfte der Gesamtheit der Ordinarien anvertraut, jedoch war dies ausdrücklich als vorläufig und nur als bis zur Organisation des Senates durch die Statuten geltend bezeichnet worden, und die Reduktion des Senats hatte jedenfalls gleich anfangs in der Absicht der Regierung gelegen. So war es denn auch von Uhden angeordnet worden. An der Universität nahm man diese Änderung keineswegs bereitwillig auf, und die Kommittierten selbst haben sich gewiß nur schweren Herzens damit einverstanden erklärt. Rudolphi und Böckh haben sich später an dem Separatvotum beteiligt, das eine große Anzahl von Professoren für die Beibehaltung des Gesamtsenates an das Departement gerichtet hat, und daß Schleiermacher und Savigny sich für die Entscheidung des Departements begeistert hätten, ist ebenfalls nicht wohl anzunehmen.[1] Um so größeres Gewicht legten die Kommittierten darauf, die Gesamtkorporation als die Quelle der Autorität und den eigentlichen Sitz der Macht hinzustellen, und daß der Senat nur als ihr Ausschuß zu betrachten sei, der Rektor selbst aber als ihr Praeses, als der primus inter pares. Dem entsprach es, wenn Schleiermacher, was Uhden getrennt hatte, Rektor und Senat, wie bei Fakultät und Dekanen geschehen war, zusammenzog und auch die Überschrift analog gestaltete: Vom Rektor und Senat. Auch die Einteilung des Abschnittes entsprach ganz dem vorhergehenden. Zunächst also Wahl und Bestellung, sodann der Geschäftskreis beider, A (1—18) und B (19—46), und zwar so, daß in B bis Paragraph 26 die gemeinsamen Geschäfte, von Paragraph 27 ab aber die Pflichten und Rechte des Rektors als der exekutiven Behörde dargestellt werden. Uhden hatte dem Rektor etwa die Stellung des Präsidenten eines Kollegiums geben wollen. „Der Rektor", so heißt es in einem Paragraphen seines Entwurfes (II, 8), „steht an der Spitze der Universität. Alle lehrenden Mitglieder derselben, die Studierenden, alle bei der Universität angestellten Beamten sind ihm Achtung und Gehorsam schuldig. Sie haben dahin zu wirken, daß sein Ansehen immer aufrechterhalten werde, sowie der Rektor bedacht sein wird, seine Würde durch strenge Erfüllung der richtig erkannten Pflichten seines für die Universität so wichtigen Amtes und mit Anstand zu behaupten." Demgegenüber betonten die Kommittierten, daß zum Gehorsam gegen den Rektor nur die Unterbeamten und die Studierenden anzuhalten seien. Dem Lehrer liege dieser nur so weit ob, als der Rektor im Namen des Senates spreche, sowie darauf sein Ansehen und seine Achtung sowohl bei Lehrenden als bei Lernenden beruhe. Ebenso hatte Uhden dem Senat eine Konstitution verliehen, welche die Kommittierten befürchten

1) Vergl. in der Eingabe an das Departement vom 29. April 1812 die Schlußworte: „Der akademische Senat verliert alsdann freilich seinen ganzen Charakter, und damit mag auch die Notwendigkeit entstehen, ihm eine besondere Organisation zu geben."

ließ, daß er der Kontrolle durch die Gesamtkorporation allzu sehr entzogen werden könne. Er hatte zwar den Kreis desselben größer gefaßt, als sie selbst es taten, und ihm 15 statt 11 Mitglieder gegeben, da er neben den vier neuen Dekanen noch ihre Vorgänger mit aufnehmen wollte: aber die fünf Professoren, die zu den Trägern der akademischen Würden, Rektor, Prorektor und Dekanen, jährlich hinzutreten würden, sollten nach ihm von diesen selbst aus „allen oder einigen Fakultäten" kooptiert werden und durch Stimmenmehrheit, wobei der neue Rektor im Falle der Stimmengleichheit die Entscheidung geben sollte, zu Senatoren ernannt werden. Demgegenüber verlegten die Kommittierten die Wahl der fünf wie die des Rektors selbst in die Gesamtheit der Ordinarien und führten gegebenenfalls statt der Entscheidung durch die Stimme des neuen Rektors das Los ein. Um aber dem Senat das Moment größerer Stetigkeit, das Uhden ihm geben wollte, zu erhalten, trafen sie die Bestimmung, daß aus den fünfen jedesmal zwei Mitglieder noch für ein Jahr durch Auslosung in den neuen Senat übergehen sollten, wonach also vom zweiten Jahre ab nur drei Neuwahlen aus der Versammlung selbst erfolgen mußten — sowie es in den Paragraphen 15 und 16 reguliert und bis heute Gesetz geblieben ist. Wir irren wohl nicht, wenn wir in diesem Vorgehen der Kommittierten eine Nachwirkung des kaum überstandenen Konfliktes zwischen Rektor und Senat erblicken. Auch andere Paragraphen dieses Abschnittes müssen so erklärt werden, so daß also jenen Kämpfen eine geradezu maßgebende Bedeutung für die Organisation unseres Grundgesetzes zuzuschreiben ist. Heißt es z. B. in Paragraph 23, „wenn der Rektor versäumt hat, 24 Stunden vor der bestimmten Zeit die Senatoren zur gewöhnlichen Versammlung einzuladen, so hat der vorletzte Rektor an dem Morgen des bestimmten Tages ihn daran zu erinnern und, wenn die Einladung nicht erfolgt, die Versammlung selbst auf den folgenden Tag auszuschreiben", so ist diese Bestimmung erst von den Kommittierten in den Entwurf gebracht worden, offenbar in Erinnerung an die Eigenmächtigkeit Fichtes, als er die auf den 11. März angesetzte ordentliche Sitzung hatte ausfallen lassen.[1] Ebendahin zielt Paragraph 25, der den Rektor verpflichtet, die an ihn und den Senat eingegangenen Korrespondenzen in ein Journal eintragen zu lassen oder durch einen Stellvertreter zum Vortrage zu bringen. Besonders deutlich machen es die Paragraphen 26, 27 und 30, denen bei Uhden die Paragraphen 6 und 7 des vierten Abschnittes entsprechen. Uhden hatte darin die Präsidialgewalt des Rektors sehr

1) Überdies hatten die Kommittierten sogar gefordert, daß, wenn die Einladung auf die Mahnung nicht binnen einer Stunde erfolge, die Versammlung von dem Prorektor sofort auszuschreiben sei. Diese Stelle wurde erst in der ersten Umarbeitung geändert. — Ein Mißtrauen involviert auch § 22, der im Falle der Verhinderung des Rektors den Vorsitz dem Prorektor, und, falls dieser verhindert sei, dem ersten unter den gewählten Senatoren anvertraut, während Uhden in dem zweiten Falle dazu einen der vorjährigen Dekane bestimmt hatte, aus denen er die Auswahl in das Belieben des Rektors stellte. Die Kommittierten dagegen wollten die durch das Vertrauen der Korporation an erster Stelle Gewählten dazu bestimmen.

stark betont. So heißt es bei ihm: „Das etwaige Bestreiten vorgetragener Meinungen und das Abstimmen muß mit Anstand und Ordnung geschehen. Der Rektor ist befugt und ausdrücklich verpflichtet, daß beides strenge beobachtet werde. Wer außer der Ordnung und nicht mit dem geziemenden Anstande spricht, wird vom Rektor erinnert; achtet er der Erinnerung nicht, so nimmt der Rektor ihm seine Stimme über den vorgetragenen Gegenstand“ (§ 6). Die Kommittierten zogen diesen und einen Teil des vorhergehenden Paragraphen in einen einzigen kurzen Satz zusammen (§ 26): „Nachdem der Vortragende sein Gutachten abgegeben, ist jeder Senator berechtigt, seine Ansicht mitzuteilen, wobei der Rektor dem Senatsreglement gemäß auf Ordnung zu halten hat.“ Die Bestimmung, daß abwesende Mitglieder des Senats sich Beschlüsse der gegenwärtigen gefallen lassen müßten, hatte Uhden dahin eingeschränkt, daß dem Rektor gestattet sein möge, wenn er es in gewissen Fällen für nötig halte, auch jene schriftlich um ihre Meinung zu befragen. Die Kommittierten strichen diese Befugnis und erklärten kurz (§ 30): „Die Abwesenden hingegen sind nicht nur an alle Beschlüsse der Anwesenden gebunden, sondern auch als der Mehrheit beigetreten anzusehen.“ Kurz, in jedem Paragraphen kommt der Grundsatz zum Ausdruck, daß in der Hand des Rektors lediglich die vollziehende Gewalt ruhe und daß, wie es im ersten Paragraphen unter B heißt, der Senat unter dem Vorsitz des Rektors der Universität die Entscheidung und Leitung in allen ihren Gesamtangelegenheiten habe.

Mit diesem Grundsatz steht es nicht in Widerspruch, entspricht ihm vielmehr ganz und gar, daß die Kommittierten auf die äußere Darstellung der Würde des Rektors als des Repräsentanten der Universität das höchste Gewicht legten. Wenn Uhden eine Amtstracht für ihn vorgeschlagen hatte, II, § 12 — gewöhnliches Staatskleid von schwarzem Tuch, gleichen Unterkleidern, stählernem Degen mit weißer Scheide und der großen doppelten Halskette mit des Königs Bildnis —, so wünschten die Kommittierten in bezug auf den Anzug einen Wechsel je nach der Jahreszeit zwischen Tuch und Seide und noch ein kurzes seidenes Mäntelchen zum Kostüm, da die bloße schwarze Kleidung zu gewöhnlich sei. Das erste ward ihnen nachgelassen, der schwarzseidene Mantel aber fiel gleich in der ersten Umarbeitung (§ 45).[1] In dem Begleitschreiben sprachen die Kommittierten noch den Wunsch aus, auch andere alte Gebräuche wieder zurückzuerhalten, weil die feierlichen Handlungen der Universität ihnen noch zu kahl erschienen, unter anderem (an Stelle der Stäbe mit silbernen Adlern, welche die Einrichtungskommission in Erwägung gezogen hatte) die auch bei der neuen Universität zu Breslau wieder eingeführten Zepter, sowie für die Pedelle ein bei großem Gedränge in die Augen fallendes Zeichen ihres Amtes. Für die Ordinarien wünschten

1) „Mit unserem Brustbildnisse“ statt „Bildnisse“ ist ein Zusatz Uhdens in der ersten Umarbeitung.

sie sowohl einen bestimmten Rang als auch ein bestimmtes Abzeichen an der Kleidung, das nur höchst einfach zu sein brauche. Auf diese Weise würde man, was für das gesellschaftliche Ansehen der Universität ersprießlich sei, deren Lehrer von den vielen sonstigen Titularprofessoren unterscheiden können. Der Mangel eines Abzeichens und der Bestimmung des Ranges trage gewiß nicht wenig dazu bei, daß noch immer manche einen nichtssagenden und mit ihrem Beruf in keiner Verbindung stehenden Titel dem ihres eigentlichen Amtes vorzögen.

Auch an anderen Punkten haben die Erfahrungen der ersten drei Semester auf die Abfassung unserer Statuten eingewirkt. So gleich bei den Bestimmungen über die Rektorwahl, die gemäß Uhdens Vorschlag auf den ersten bezw., falls es ein Sonntag war, den zweiten August angesetzt wurde. Uhden hatte dafür, wie im vorigen Sommer, die einfache Majorität in Vorschlag gebracht. Die Kommittierten machten dagegen geltend, daß dann bei einer so großen Zahl von Wahlfähigen jemand durch 3 bis 4 Stimmen Rektor werden könne, was an sich schon ein Übelstand sei, weil kein nur einigermaßen allgemeines Vertrauen als Grund der Wahl erscheinen würde. Noch übler wäre es, daß dann jedesmal 5 bis 6 Professoren durch Verabredung den Rektor machen könnten. Sie baten daher, die bei der vorigen Wahl beobachtete Form auch für die Zukunft gelten zu lassen, denn auf diese Weise werde der allgemeine Wille am sichersten und befriedigendsten ans Licht kommen. Das war insofern ein Irrtum, als bei der Fichteschen Wahl der erste Wahlgang nur deshalb annulliert war, weil die absolute Majorität nicht herausgekommen war, während die Kommittierten in Wirklichkeit eben den Vorschlag machten, der seitdem geltender Wahlmodus geblieben ist, wonach in dem ersten Wahlgang über nichts anderes entschieden wird als über die Auswahl der drei Kandidaten, die in den zweiten Wahlgang kommen. Bei Stimmengleichheit forderten sie, wieder durch die Erfahrung bei der Fichteschen Wahl gewitzigt, das Los und zwar auch bei der definitiven Wahl. Auch dies war gegen den Vorschlag Uhdens, der im Falle der Stimmengleichheit nach dem Range der Fakultäten, an dem er festhielt, entscheiden wollte und, falls die mit gleichen Stimmen gewählten Professoren aus einer Fakultät wären, dem nach der Anciennität ältesten den Vorzug geben wollte. Demgegenüber wiesen die Kommittierten darauf hin, das dann ja die schwächste aller Fakultäten, die theologische, am besten, die stärkste aber, die philosophische, am schlechtesten fortkommen würde. Mit dem Los dagegen werde niemand unzufrieden sein. Endlich wurden auch die Bestimmungen über die Übergabe des Rektorats von den Kommittierten wesentlich geändert. Uhden hatte diese in zwei Akte zerlegt, einen internen vor den ordentlichen Professoren und einen externen vor der ganzen Universität in dem großen Hörsaal. Als der Moment des Antritts sollte der erstgenannte gelten, der aber von Uhden nicht genau bestimmt, sondern von dem nur gesagt war, daß er nach der Bestätigung des neu gewählten Rektors statthaben sollte; sowie

auch für den zweiten Akt nur die Woche vor dem Anfang des ersten Lehrkursus genannt worden war. Zu beiden Versammlungen sollte der Rektor selbst einladen. Die Kommittierten änderten dies dahin, daß zu dem ersten Akt noch der zeitige Rektor, zu dem zweiten aber Rektor und Senat einzuladen hätten. Als Termin setzten sie für den einen den letzten Sonnabend der großen Ferien und für den andern den ersten Tag des Winterkursus fest. Der Übergabe des Siegels und der Statuten, welche Uhden dem ersten Akt zugewiesen hatte, fügten sie noch einen Bericht über die wichtigsten Universitätsereignisse hinzu, „gleichsam ein compte rendu des Ausschusses an die Wahlversammlung", ferner den Handschlag, die Übergabe der Registratur und die Anweisung der Unterbeamten zum Gehorsam gegen den Nachfolger seitens des abgehenden Rektors. Für den zweiten Akt hatte Uhden lediglich eine lateinische Rede des neuen Rektors vorgeschrieben. An eine öffentliche Feier dachte man bei dem zweiten Akt wohl zunächst beiderseits noch nicht, obwohl die Kommittierten ihm schon den Charakter einer größeren Feierlichkeit verliehen und ausdrücklich ihn als die exoterische Übergabe in Gegenwart der Gesamtheit der Studierenden bezeichnet hatten. Erst Uhden hat in der ersten Umarbeitung die Worte eingefügt, welche die Öffentlichkeit feststellen.

Im übrigen sind die Vorzüge, welche die beiden ersten Abschnitte in der Schleiermacherschen Fassung vor der Formulierung Uhdens durchweg hatten, auch dem dritten im vollen Maße eigen. Die beste Bestätigung hierfür sind wieder die sehr geringen Änderungen, welche im Departement daran vorgenommen wurden und die, zumal soweit sie von Schuckmann herrühren, wesentlich auf eine schärfere Hervorhebung der Rechte der Regierung gegen Rektor und Senat herauskommen.

Abschnitt IV. Von der akademischen Gerichtsbarkeit.

Abschnitt IV. Von der akademischen Gerichtsbarkeit

Der Abschnitt deckt sich im wesentlichen mit Uhdens fünftem, mehr als mit anderen Teilen seines Entwurfes, da beide auf das Edikt vom 28. Dezember 1810 zurückgehen. Im übrigen gilt von ihm dasselbe, was über die anderen Abschnitte in formaler wie in sachlicher Hinsicht gesagt wurde: an Einsicht und Klarheit der Disposition, der Streichung alles Überflüssigen steht der Entwurf der Kommittierten unvergleichlich viel höher als ihre Vorlage. In voller Übereinstimmung mit Schleiermacher stellt Savigny die akademische Gerichtsbarkeit als einen Ausfluß der korporativen Rechte dar, welche der König seiner Schöpfung verliehen hatte. Dies zeigt sich bereits wieder in der Überschrift. Uhden hatte darin dem Syndikus eine Stellung gegeben, die ihm nicht zukam; denn wenn die Gewalt Rektor und Senat gehörte, so konnte der Syndikus nur ihr ausführendes Organ sein. Darum strichen ihn die Kommittierten in der Überschrift ganz und setzten dafür wieder die kurze Formulierung: „Vom akademischen

Senat". Dies wird denn auch, nachdem in Paragraph 11 die Quelle dieses Rechts, eben das Edikt vom 28. Dezember 1810, genannt worden ist, in Paragraph 2 ausgesprochen, der die gegenseitige Stellung zwischen Rektor und Senat (beide immer als Einheit gedacht) als den Trägern der Gerichtsbarkeit und dem Syndikus als ihrem Ratgeber und Gehülfen in der Ausübung bestimmt.[1] Die Befugnisse, die sich aus diesem Verhältnis ergeben, sind für den Syndikus: Einladung zu jeder Senatsversammlung[2], gleicher Rang mit den ordentlichen Professoren und das Recht, in Sachen seines Amtes dem Sekretär und den Unterbeamten der Universität Aufträge und Anweisungen zu erteilen; wogegen Rektor und Senat befugt sind, ihm in allen Sachen, worin es auf Kenntnis der Gesetze und der Landesverordnungen ankommt, Gutachten abzufordern und Aufträge zu geben. Die Kommittierten hatten auch das Vorschlagsrecht, das sie aus dem gleichen Prinzip ableiteten, für die Besetzung des Syndikats in ihren Entwurf gebracht. Aber dieser Zusatz fand im Departement keine Gnade; er wurde gestrichen.

In strenger Folgerichtigkeit, mit der die lockere und unbestimmte Disposition Uhdens wieder sehr kontrastiert, ordnet Paragraph 3 die Teilung in der Ausübung der Gerichtsbarkeit an. Zunächst zwischen dem Officium academicum, bestehend aus Rektor und Syndikus, und dem Senat je nach der Verschiedenheit der Fälle.[3] Sodann zwischen dem Rektor und dem Syndikus, welche ihre Geschäfte teils allein, teils gemeinsam besorgen (§ 4, 5, 6) — immer jedoch so, daß die Entscheidungen im Namen des Rektors erfolgen und die Ausfertigung von ihm und eventuell dem Sekretär unterzeichnet wird, selbst in dem Falle, wo (in Zivilklagen, deren Gegenstand lediglich pekuniär ist) der Syndikus allein zu entscheiden hat (§ 5). Uhden wollte die Ausfertigungen im Namen des Officium academicum mit Unterschriften sowohl des Rektors als des Syndikus geschehen lassen; wogegen die Kommittierten in ihrem Kommentar darauf hinweisen, daß der Syndikus nur Ratgeber und Gehülfe sei, die Exekutive aber bei dem Rektor kraft der ihm vom Senate übertragenen Gewalt liege. Die Stärke der Stellung des Rektors in dem Entwurf der Kommittierten tritt auch bei den Injurienklagen, welche von Personen außerhalb der Universität gegen Studierende erhoben werden, hervor. In solchen Fällen soll bei

1) Uhden hatte die Trägerschaft von Rektor und Senat nicht einmal ausgesprochen. Er sagt lediglich (§ 1): „Der Syndikus ist der Ratgeber und Gehilfe des Rektors und des Senates, in allen Fällen, wo es auf genaue Kenntnis des Rechts und der Landesgesetze ankommt." Savigny machte daraus: „Als Ratgeber und Gehilfe in Ausübung dieser Gerichtsbarkeit ist dem Rektor und Senate ein Syndikus beigegeben."

2) Jedoch mit dem von den Kommittierten herrührenden Zusatz, daß der Syndikus nur an den gerichtlichen Geschäften des Senates Anteil zu nehmen habe.

3) Daß der Senat diese Gerichtsbarkeit besaß, hatte Uhden gar nicht ausdrücklich gesagt; nach seinem Entwurf mußte man annehmen, daß der Senat lediglich auf Provokation seitens der Studierenden zu entscheiden habe. Erst die Kommittierten haben den Paragraphen, der dies ausdrücklich verfügt (§ 8), in die Statuten gebracht.

Verschiedenheit der Meinungen die des Rektors vorgehen.[1] Dem Syndikus steht es nur zu, gegen die Entscheidung des Rektors an den Senat zu appellieren (§ 7).

Die Paragraphen 8 und 9 handeln von den dem Senat vorbehaltenen Fällen: es sind alle diejenigen, deren Strafmaß das der Entscheidung des Rektors vorbehaltene von 4 Tagen Karzer übersteigt. In Paragraph 9 sind dieselben aufgezählt: Duelle, Realinjurien, Störung der Ruhe an öffentlichen Orten (dies ein Zusatz von Schuckmann), Beleidigung einer Obrigkeit, Beleidigung eines Lehrers, Aufwiegelei und Rottenstiftung.[2] Paragraph 10 ordnet die Instruktion bei allen schweren Fällen, dieselbe Frage, die im Januar zu so schwerem Dissens zwischen Fichte und Eichhorn geführt hatte. Uhden hatte dieselbe gemeinsam geordnet (§ 7), so daß der Rektor Vorsitzender, der Syndikus Instruent, der Sekretär Protokollführer sein sollte. Die Kommittierten änderten dies dahin, daß die Instruktion von dem Syndikus durchzuführen, der Rektor jedoch befugt sei, dabei, wenn er es nötig finde, zu praesidieren. Ein Zusatz Schuckmanns wahrte dabei wieder die Autorität der Staatsgewalt mit dem Satze: „Insofern nicht nach der Größe des Vergehens und den Bestimmungen des Edikts vom 28. Dezember 1810 die Kompetenz der allgemeinen Gerichte eintritt.“ Im Senate sollte über diese Sachen der Syndikus den Vortrag haben.[3]

In Paragraph 11 kam der schwere Punkt des Rekurses von den Entscheidungen des Senats an das Departement zur Sprache. In dem Entwurf Uhdens fehlte er noch ganz, dann aber kam die Verfügung vom 12. Mai.

Abschnitt V. Von den Unterbeamten der Universität.

Die Anordnung des Abschnittes, in dem wieder zwei des Uhdenschen Entwurfes zusammengezogen sind, richtet sich nach dem Range sowie nach den Rechten und Pflichten der betreffenden Beamten, bis zu den Emolumenten, die sie genießen und die, wie überall, an den Schluß gesetzt sind. Während aber Uhden nur Sekretar und Quaestor nennt, diese noch, wie es ja zunächst der Fall war, in einer Person vereinigt, und dazu die beiden Pedelle, unterscheiden die Kommittierten den Sekretar, den Quaestor, den Logiskommissar, den Kastellan, den Kanzellisten und die zwei Pedelle; der Türhüter ist erst von Schuckmann hinzugestellt worden. Von ihnen ist der Logiskommissarius längst verschwunden. Die anderen haben zum Teil Kollegen erhalten oder sind Vorsteher ganzer Bureaus geworden. Sachlich sind zwischen den beiden Entwürfen keine großen Unter-

1) § 6, 2. Das Komma hinter Meinungen steht nicht im Entwurf und ist ein Schreib- oder Druckfehler.

2) Der Zusatz zum Schluß „Unter Studenten“ ist durchaus überflüssig, da von niemand anderem die Rede sein kann. Er stammt von Schuckmann, der ihn anfangs auch in der ersten Zeile hinter Duelle hatte setzen wollen.

3) Schuckmann fügte hinzu: „und hat zu dem Ende nächst den Dekanen seinen Sitz“.

schiede zu bemerken. Für den Historiker der Universität verhängnisvoll ist eine Streichung geworden, welche die Kommittierten in dem dritten Paragraphen, der von der Verpflichtung des Sekretars, über alle bei der Universität vorgefallenen Ereignisse ein Diarium zu halten und diese Tagesgeschichte in ein besonders dazu angefertigtes Buch einzutragen, handelt, vorzunehmen für gut fanden. Es sind die Worte: „darin selbst jetzt noch anscheinende Kleinigkeiten, die aber dereinst als wichtige Beiträge zur Geschichte der Universität und der Zeit leicht erkannt werden müssen, aufzuzeichnen nicht zu verschmähen“ — eine Abänderung, die wir ausnahmsweise sehr zu beklagen haben, da ohne sie wahrscheinlich viele Lücken dieser Darstellung hätten vermieden werden können. Sehr viel verlangt war es von Uhden, von den Pedellen Kenntnis der lateinischen Sprache, auf die er überhaupt außerordentlichen Wert legte, zu wünschen; die Kommittierten haben diesen Paragraphen, den er an die Spitze des ihnen gewidmeten Abschnittes stellte, gestrichen.[1] Der letzte Paragraph fehlt in Uhdens Vorlage: er setzt die Amtsgewalt des Rektors als des Inhabers der Exekutivgewalt den Unterbeamten gegenüber fest (Verweise und Ordnungsstrafen), stellt jedoch den Betreffenden den Rekurs an das Departement frei.

schnitt VI. Von den udierenden

Abschnitt VI. Von den Studierenden.

Uhden hatte, wie bemerkt, Immatrikulation und Gesetze für die Studierenden voneinander getrennt. Die Kommittierten vereinigten wieder beides in einem dem Durcheinander der Vorlage gegenüber besonders schön disponierten Abschnitt. Die Folge, die sie ihm gaben, ist die vom Eintritt in die Universität bis zum Ausscheiden aus ihr. Zunächst die Immatrikulation: was dazu berechtigt und was sie verhindert (§ 1 bis 5); sodann der Verlauf der Immatrikulation; drittens ihre Gebühren (§ 8); viertens die Inskription in die Fakultät mit den Gebühren (§ 9); fünftens Übergang von einer Fakultät in die andere (§ 10); sechstens die durch die Immatrikulation erlangten Rechte (§ 11); siebentens die von den Immatrikulierten geforderten Pflichten (§ 12 und 13); achtens die Strafen (§ 14 bis 24); neuntens Erlöschen des akademischen Bürgerrechts, bezw. seine Erneuerung (§ 25 bis 30); ein Schlußparagraph, der aber erst in der zweiten Umarbeitung hinzugefügt ward, sprach dann noch die Geltung der allgemeinen Vorschriften über das Triennium academicum auch für die Universität Berlin aus.

Inhaltlich war der Entwurf der Kommittierten der Vorlage zunächst ziemlich gleichartig, und einschneidende Änderungen sind erst durch spätere Verfügungen der Regierung nötig geworden. Sie betrafen die Bestimmungen über die Immatrikulation, zunächst über die Vorbildung, für welche Uhden nur ein Abgangs-

1) „Zu diesen Beamten der Universität sind Leute zu bestellen, die womöglich der lateinischen Sprache nicht unkundig, tätig, von unbescholtenen Sitten und als treue, rechtliche Leute bekannt sind.“

zeugnis von der zuletzt besuchten Lehranstalt oder im Falle der häuslichen Erziehung ein Zeugnis der Lehrer, die den zur Immatrikulation sich Meldenden unterrichtet hatten, nebst einem anderen von den Eltern, Angehörigen oder Vormündern verlangt hatte. Den Kommittierten war dies teils nicht genug, teils zu viel gewesen. Für die Inländer hatten sie nicht bloß ein Abgangs-, sondern auch ein Prüfungszeugnis verlangt, und dies auch im Falle des Privatunterrichts, von den Ausländern aber nicht, wie Uhden vorgeschlagen, ein öffentliches Zeugnis über ihre Aufführung, sondern nur ein Legitimationsattest über ihre Person. Durch das Edikt vom 12. Oktober 1812, welches das Abiturientenexamen neu organisierte, wurde dieses als Vorbedingung für die Inländer festgesetzt (§ 2), in bezug auf die Ausländer aber nach dem Vorschlag der Kommittierten nur ein Zeugnis aus der Heimat über die Unbescholtenheit ihrer Person gefordert, soweit nicht, wie in einem neuen Paragraphen gesagt war, der in jenem Edikt noch vorgesehene Fall einer Prüfung vor der gemischten Prüfungskommission vorbehalten war. Der Paragraph 4, der das Verhältnis der auswärts Relegierten betraf, ward von den Kommittierten nach dem mit den auswärtigen Universitäten abgeschlossenen bedingten oder unbedingten Kartell geregelt, während Uhden die Immatrikulation an die Genehmigung des Departements hatte binden wollen. Die Forderung Uhdens, daß alle, die das consilium abeundi oder sonst nachteilige Zeugnisse von einer anderen Universität erhalten hätten, nur mit Zustimmung der Dekane und des Syndikus aufgenommen werden könnten, ward von den Kommittierten abgelehnt, da das consilium nicht den Ausschluß von anderen Universitäten ausspreche.

Großen Wandlungen war die Frage von den nicht zur Immatrikulation Berechtigten unterworfen. Uhden hatte den betreffenden Paragraphen (7) sehr kurz gefaßt. Er hatte nur zwei Gruppen ausgeschlossen: erstens alle diejenigen, welche ein bürgerliches Gewerbe treiben, zweitens alle Militärpersonen, welche noch unter ihrer besonderen Gerichtsbarkeit stehen. Die Kommittierten setzten dafür drei Gruppen ein: erstens alle Staatsdiener und Militärpersonen, zweitens alle, welche zu einer anderen Bildungsanstalt gehören, drittens alle, welche einen Erwerbsschein lösen müssen. Diese drei Gruppen blieben bestehen.[1] Die erste aber erhielt bei der dritten Umarbeitung eine nähere Erklärung, welche das Verhältnis der durch die Verordnung vom 3. September 1814 über die allgemeine Wehrpflicht betroffenen jungen Leute regelte.

In Paragraph 8, von den Immatrikulationsgebühren, ist vielleicht noch eine Änderung Schuckmanns bemerkenswert. Uhden hatte hier bestimmt, daß, wer seine Bedürftigkeit hinlänglich durch öffentliche Zeugnisse der Armut beweise,

1) Vgl. dazu außerdem noch andere Randbemerkungen, die Uhden in der Zwischenzeit gemacht hatte, im Urkundenband.

die Matrikel gebührenfrei erhalten solle. Demgegenüber wiesen die Kommittierten darauf hin, daß die Universität besonders aus Polen mit einer Menge unwissender und roher junger Leute überschwemmt worden sei, die auf ihr bloßes Armutszeugnis frei immatrikuliert und zu den Vorlesungen zugelassen seien; sie gereichten aber der Universität nur zum Nachteil und würden bei ihrem Mangel an allen Vorkenntnissen durch den hier genossenen Unterricht auch selbst wenig gewinnen. Besonders bei den Medizinern sei dies höchst auffallend und man sei offenbar in der Milde gegen die Armut bei ihnen zu weit gegangen, zumal da die freie Matrikel auch freie Kollegien bewirke. Wenn der Rektor gehalten sei, so leicht die Matrikel frei zu geben, so bewirke er dadurch zugleich, daß seine Kollegen einen Teil ihrer rechtmäßigen Einnahmen oft an Unwürdige verschenkten. Armut aber könne an sich bei einer wissenschaftlichen Anstalt zu keiner Unterstützung berechtigen; nur der gesittete, fleißige und talentvolle Arme verdiene sie und verdiene sie im vollen Maße. Es sei daher zu wünschen, daß sich solche Personen zunächst über ihre Sittlichkeit und ihre wissenschaftliche Bildung zu legitimieren hätten. Sie schlugen vor, den Erlaß der Gebühren dem Rektor anheimzustellen. Dies fand Aufnahme in die Statuten. Schuckmann hat aber ausdrücklich die Worte eingefügt „wegen Unvermögens“ und in höherer Instanz den Dispens des Departements hinzugebracht. Paragraph 10, von dem Übergang aus einer Fakultät in die andere, ist ein Zusatz der Kommittierten, und die Bestimmung in Paragraph 11, der den Besuch der Lehranstalten in der Charité und der Tierarzneischule erlaubt, wieder ein solcher von Schuckmann.

In dem Abschnitt über die Strafen, die im übrigen ziemlich gleichförmig geregelt wurden, hatte Uhden nur den Verweis vor dem Senat angeordnet; die Kommittierten unterschieden Verweis vor dem Rektor und vor dem Senat, der eine privatim, der andere öffentlich (§ 14). Ferner hatte Uhden bei dem Consilium abeundi, wofür er „Exklusion“ einsetzen wollte, zwei Stufen vorgesehen: bloße Exmatrikulation und gleichzeitige Entfernung aus der Stadt. Die Kommittierten wünschten die Beibehaltung des technischen Ausdruckes und in jedem Fall die Entfernung aus der Stadt. Man hatte dies für die geborenen Berliner für zu hart gehalten, allein sie bemerkten, daß es auf anderen Universitäten ebenso gelte, und wer nach der Exklusion noch fortstudieren wolle, müsse ohnehin weggehen; sie setzten hinzu, daß demgemäß auch die betreffende Bestimmung über das Erlöschen des akademischen Bürgerrechts (§ 25, 5) geändert werden müsse, wo Uhden (§ 9, 5) nur obrigkeitliche Verweisung von der Universität eingesetzt hatte. Letzteres kam in die Statuten, während im übrigen ein Mittelweg durch die Regierung beliebt wurde. Danach erhielt der betreffende Paragraph (15) den Zusatz: „Durch die Verurteilung ist er von dem akademischen Bürgerrecht definitiv ausgeschlossen, und hat in diesem Falle der Senat die Befugnis, seine Entfernung aus der Stadt zu verlangen“, wozu dann Schuckmann noch persönlich

hinzufügte: „wenn sein Wohnort in derselben nicht durch Familienverhältnisse begründet ist“. Interessant sind die Wandlungen, die sich Paragraph 23, der von den „öffentlichen Aufzügen und Musiken“ der Studenten handelte, gefallen lassen mußte. Uhden hatte lediglich bestimmt, daß diese ohne Erlaubnis des Rektors nicht veranstaltet werden dürften. Die Kommittierten verschärften dies durch die Einführung des Wortes ausdrückliche (Erlaubnis). Schuckmann setzte in der ersten Umarbeitung hinzu: (Erlaubnis), die nur unter Zustimmung des Polizeipraesidii zu erteilen ist. Bei der dritten Umarbeitung aber war ihm auch dies nicht mehr genügend, um Zucht und Ordnung zu erhalten, und er formulierte nun den Paragraphen so, wie er seitdem in den Statuten steht: „Es ist untersagt, öffentliche Aufzüge und Musiken zu veranstalten. Sollte bei außerordentlichen Gelegenheiten die Erlaubnis dazu nachgesucht werden, so muß der Rektor mit dem Polizeipraesidium darüber kommunizieren, welches Unsere Entscheidung zu erbitten hat.“ Unter den mit Strafen bedrohten Vergehen ist bemerkenswert, daß die Störung des öffentlichen Gottesdienstes (§ 22), auf welcher die durch die Landesgesetze bestimmte Strafe steht, erst durch die Kommittierten hineingebracht worden ist.

Abschnitt VII. Von den Instituten und Sammlungen.

Abschnitt VII. Von den Instituten und Sammlungen.

In Uhdens Entwurf fehlt dieser Abschnitt ganz, der der Kommittierten aber ist im Departement stark verändert worden. Interessant sind besonders wieder die Korrekturen, welche Schuckmann im ersten Paragraphen vorgenommen hat. In dem Entwurf der Kommittierten hieß er so: „Alle Unserer Akademie der Wissenschaften und Unserer Universität gemeinschaftlich gehörigen Institute und Sammlungen sind zugleich zur Belehrung der Studierenden und zur Bereicherung der Wissenschaften bestimmt.“ Schuckmann nahm besonders wieder Anstoß an der Betonung des Besitzes seitens der Universität und brachte noch ein paar mehr formelle, aber sehr unglückliche Korrekturen an, so daß der Paragraph nunmehr lautete: „Alle öffentlichen, in Unserer Residenz befindlichen und mit Unseren Akademien der Wissenschaften und der Künste und Unserer Universität verbundenen wissenschaftlichen Institute und Sammlungen sind zugleich zur Belehrung für die Studierenden und zur Beförderung der Wissenschaften bei der Universität bestimmt.“ Bei der Aufzählung der betreffenden Anstalten (§ 2) ist „die Sammlung der chirurgischen Instrumente und Bandagen“ sein Zusatz. In einem dritten Paragraphen hatte Savigny die Benutzungserlaubnis für die Charité und die Tierarzneischule untergebracht, die Schuckmann, wie bemerkt, von dieser Stelle nach Paragraph 11 des vorhergehenden Abschnittes versetzte. Ein vierter bis achter Paragraph in Savignys Entwurf hatte das Benutzungsrecht für die Sammlungen und die Pflichten ihrer Vorsteher enthalten. Diese wurden sämtlich gestrichen und dafür der jetzige Paragraph 3 der Statuten

eingesetzt, der für Benutzung und Verwaltung der Sammlungen auf die betreffenden Reglements verweist. Der vierte und jetzt letzte Paragraph, der des eben erst gegründeten theologischen und philologischen Seminars Erwähnung tut und auf deren Reglements zurückweist, ist ebenfalls erst ein im Departement erfolgter Zusatz.

Es folgen die beiden von Böckh bearbeiteten Abschnitte, zunächst also

bschnitt VIII. on den Vorungen bei der Universität.

Abschnitt VIII. Von den Vorlesungen bei der Universität.

Paragraph 1 stellt, wie wir es bei anderen Abschnitten der Kommittierten, sehr im Gegensatz zu Uhdens Entwurf, gesehen haben, wieder den Begriff voran: „Vorlesungen bei der Universität sind alle diejenigen Vorträge, welche unter Autorität der Universität gehalten werden sollen und deshalb im Lektionsverzeichnis sowie am Schwarzen Brett angekündigt werden.“ Und er stellt fest, daß bloß über Vorlesungen an der Universisät den Studierenden Zeugnisse erteilt werden. Es folgen die Bestimmungen über die zu Vorlesungen Berechtigten (§ 2 bis 4), darunter an dritter Stelle die Privatdozenten, deren Stellung an der Universität nur in diesem Abschnitt bestimmt wird (§ 4). Paragraph 5 handelt sodann von den zum Hören Berechtigten, Paragraph 6 von den nicht Berechtigten, Paragraph 7 von den Hospitanten, Paragraph 8 vom Ort und Bereich der Vorlesungen (Universitätsgebäude, Universitätsbezirk, Benutzung der Hörsäle), Paragraph 9 spricht von den Vorlesungsperioden (Anfangs- und Endtermin der beiden Kurse), Paragraph 10 von dem Lektionsverzeichnis; Paragraph 11 behandelt den Ausnahmefall einer Kollision durch Doublierung von Vorlesungen; Paragraph 12 enthält die Honorarbestimmungen.

Uhden hatte dem entsprechenden Abschnitt den Titel gegeben: von der Befugnis, Vorlesungen zu halten. Das Recht, sie zu hören bezw. sie zu versagen, hatte er in den Abschnitt „von den Studierenden“ (§ 8a) gebracht. Böckh faßte beides, logisch richtiger, zusammen und brachte jene Bestimmungen in Paragraph 5 und 6 seines Abschnittes unter. Uhden hatte ferner in seinem Abschnitt Bestimmungen eingefügt, die viel mehr in den von den akademischen Würden gehörten; denn er hatte darin nicht bloß von der Befugnis der Lizentiaten, Vorlesungen zu halten, sondern auch von der Erwerbung dieses Grades und den dafür fälligen Gebühren gesprochen. Böckh aber trennte die Berechtigung zu lesen scharf von der Erwerbung derselben, die er ganz dem letzten Abschnitt überwies.

Andere Bestimmungen wurden aus Uhdens Abschnitt aufgenommen, und da Böckh auch dabei begreiflicherweise Änderungen vornahm, so ward die ganze Vorlage in diesem Abschnitt völlig umgeworfen. So sind in Paragraph 3 zwei Uhdensche zusammengeschmolzen. „Ein jeder Professor“, so heißt es darin, „ist berechtigt, über alle in seine Fakultät einschlagenden Fächer Vorlesungen zu

halten."[1] In dem zweiten Satze kehrt Paragraph 4 der Vorlage, aber mit ganz verändertem Sinn, wieder. Uhden hatte gefordert, daß jeder Dozent, der über eine zu einer anderen Fakultät gehörende Wissenschaft Vorlesungen halten wolle, einen Grad bei derselben haben oder erwerben müsse. Er hatte dies nicht bloß auf Ordinarien und Extraordinarien, sondern auch auf Privatdozenten ausgedehnt und nur für die Professoren hinzugefügt, daß es jeder Fakultät überlassen bleiben solle, ihnen die Erteilung des gedachten Grades in solchen Fällen ohne die gewöhnlichen Leistungen zu überlassen — übrigens nur die Wiederholung einer schon im provisorischen Reglement (§ 7) enthaltenen Bestimmung, welche also auf Schleiermacher selbst zurückging. Jetzt aber nahmen die Kommittierten, wir werden sagen dürfen in erster Linie Böckh, daran Anstoß. Jeder akademische Lehrer, so bemerkten sie, werde durch seine Fachstudien sehr leicht auf verwandte Studien geführt, die einer anderen Fakultät angehörten; und wenn dies den Wunsch in ihm errege, Vorträge darüber zu halten, so würden diese in der Regel originell sein; man müsse sie also nicht dadurch erschweren, daß man ihm zumute, um eines Geschäftes willen, das er vielleicht niemals wiederhole, den Grad auf eine solenne Weise zu erwerben. Ebensowenig aber erscheine es angemessen, etwa einem Professor der Philosophie, der einmal kirchengeschichtliche Vorlesungen halten, oder einem Philologen, der Abschnitte aus dem Kodex erklären wolle, den Doktorgrad der Philosophie oder der Jurisprudenz, der ihm für die Zukunft nur ein leerer Schmuck werde, zu erteilen.[2] Bei den drei ersten Fakultäten werde der Fall überhaupt kaum eintreten, in der philosophischen Fakultät aber brauche jeder Professor wohl nur seiner in ein anderes Fakultätsgebiet einschlagenden Vorlesung einen Titel zu geben, durch den sie sich seiner eigenen Fakultät angliedere, und außerdem habe die philosophische Fakultät, der nichts Positives zu verfechten obliege, am wenigsten Ursache, einem Professor das Lesen bei sich zu erschweren. Es scheine daher nur nötig zu bestimmen, daß, wenn die Vorlesung eines ordentlichen Professors sich nach seinem eigenen Urteil oder dem des Dekans unter seiner Fakultät nicht rubrizieren lasse, derselbe alsdann bei der Fakultät, in welche sie eigentlich einschlage, die Berechtigung nachsuche, sie unter die ihrigen aufzunehmen. Um aber schädliche Innungsparteilichkeit zu vermeiden, schlugen sie vor, dem Professor im Verweigerungsfalle den Rekurs an das Departement freizustellen. Danach ist in der Tat der Schluß des Paragraph 4 der Statuten formuliert worden.

1) Dahinter steht in Klammern der Hinweis „Abschnitt II, § 5". Auf den betreffenden Paragraphen der Statuten läßt sich dies nicht beziehen, denn darin ist von ganz anderen Dingen die Rede, nämlich von dem Wechsel der Studierenden zwischen den Fakultäten. Derselbe bezieht sich vielmehr auf den genannten Paragraphen Uhdens, der aber auch unrichtig zitiert ist, denn es müßte heißen: Abschnitt I, § 5.

2) Dieser Satz zeigt so recht, wie wenig noch die Vorstellung vom Ehrendoktor ausgebildet war.

Auf die Privatdozenten jedoch wollten die Kommittierten diese Vergünstigung nicht ausdehnen; denn da die Universität in bezug auf sie die Garantie gegenüber den Studierenden übernehme, daß sie etwas bei ihnen lernen könnten, und sich deshalb durch Prüfungen hiervon möglichst versichere, so dürfe auch von der Erlaubnis, die sie ihnen gäbe, kein weiterer Gebrauch gemacht werden als in dem Felde, worauf jene Prüfungen sich erstreckt hätten. Ihr Gebiet müßte also enger sein als das eines berufenen Lehrers, und sie müßten, indem sie um die Erteilung der Erlaubnis nachsuchten, gehörig bestimmen, worüber sie Vorlesungen halten wollten. Sie betonten dies um so mehr, als ja bereits mit dem Doktorat das Recht zu lesen verknüpft war. In Paragraph 4 wurde daher das Recht der Privatdozenten in dieser Weise beschränkt. „Privatdozenten müssen", so heißt es gleich zu Anfang, „sich in der Fakultät, in der sie lesen wollen, habilitieren und haben hierbei zugleich mit der Meldung zur Habilitation die Fächer anzuzeigen, über welche sie Vorlesungen zu halten gesonnen sind." Uhden hatte, wie bemerkt, das Wort „Privatdozent" nahezu vermieden. Er hatte das Recht zu lesen ausschließlich an das Doktorat als an den summus honor academicus geknüpft und zwar unter der einzigen Bedingung, daß sich der Aspirant die Lehrbefugnis durch zwei Vorlesungen, eine lateinische in consessu facultatis und eine frei und öffentlich zu haltende erwerben müsse — eine Anordnung also, die umgekehrt lautete als dasjenige, was das vorläufige Regulativ der philosophischen Fakultät vom 16. Dezember 1810 verlangte. Zwischen den inländischen und auswärtigen Doktoren hatte er dabei nicht unterschieden, dennoch aber für die letzteren die Ausnahme gemacht, daß jeder Fakultät das Recht zustehen solle, die Art und Weise der Vorlesungen nach den Umständen zu bestimmen, sowie mit Rücksicht auf dieselben die Befugnis zu verweigern. Von der Befugnis zu lesen hatte er ferner die Erlaubnis dazu unterschieden. Nur diese hatte er den Graduierten minderen Rechts, den Lizentiaten, geben, als eine akademische Würde aber den zweiten Grad überhaupt nicht ansehen, sondern die Erlaubnis zu lesen nur auf zwei Jahre gestatten und sie unter keinen Umständen verlängern wollen: Anordnungen, die sich mit den unter Savignys Einfluß eingeführten Bestimmungen der juristischen Fakultät berührten.

So eng verknüpfte sich bei Uhden das Recht oder die Erlaubnis zu lesen mit den genannten beiden Graden, daß er bezeichnenderweise das Wort „Habilitation" überhaupt nicht gebraucht. Um so mehr tritt dieser Begriff in dem Entwurf der Kommittierten hervor. Von der Erwerbung des Befähigungsnachweises für die Lehrtätigkeit sehen sie an dieser Stelle ebenso ab wie von der Erwerbung des Grades überhaupt; sie verweisen darüber lediglich auf die in den Reglements der Fakultäten bestimmte Art und setzen in dem Paragraphen nur das fest, was für den Akt der Habilitation in allen Fakultäten das gleiche ist, nämlich einen freieren Vortrag über ein Thema, welches von der Fakultät aufgegeben oder

mit Bestimmung derselben von dem Aspiranten gewählt wird. Das Recht der Fakultät, den Aspiranten, auch wenn er den Grad habe, abzuweisen, nehmen auch sie in Anspruch und geben ihm eine noch schärfere Begründung.[1] Die Summe ist, daß in dem Entwurf der Kommittierten die Trennung zwischen Doktorat und Habilitation schon sehr viel schärfer ausgeprägt ist als bei Uhden, der sich dabei in rechter Willkür die geltenden Bestimmungen zurechtgestutzt hatte. Damit hing zusammen, daß die Kommittierten jetzt die Meinung vertraten, die Erlaubnis zu lesen sei ohne den Besitz einer Würde nicht zu erteilen, auch nicht auf Zeit. Von seiten der juristischen Fakultät, so bemerkten sie, sei kein Grund vorhanden, warum derjenige, welcher fähig sei zu lesen, den Doktorgrad nicht annehme, in der medizinischen aber sei es sogar unschicklich, einen Ungraduierten lesen zu lassen, da so viele, die dazu nicht fähig wären, den Grad erhielten. Das waren die beiden Fakultäten, welche gerade, wie wir uns erinnern, für die Einführung eines Lizentiaten mit zeitlich beschränkter Lehrbefugnis eingetreten waren. Dagegen wünschten die Kommittierten für die beiden anderen Fakultäten die Einrichtung einer bleibenden Lizentiatenwürde. Bei Schleiermacher wundert uns dies nicht, da die Theologen immer daran festgehalten hatten, den Doktorgrad nur für größere Verdienste um die Wissenschaft zu verleihen, die ein junger Dozent sich am wenigsten dann erwerben könne, wenn er erst zu lesen anfange und allen seinen Fleiß auf die Kollegia zu verwenden genötigt sei. Merkwürdig ist nur, daß die Kommittierten auch für die philosophische Fakultät den dauernden Lizentiatengrad vorschlugen, den diese bis dahin noch nicht gehabt hatte und auch in der Zukunft, obschon er in die Statuten gekommen ist, niemals erteilt hat. Der Grund war, daß sie auch ihren Doktorgrad, der, wie sie in ihrem Kommentar zu dem folgenden Abschnitt bemerken, durch schändlichen Mißbrauch so sehr herabgesunken sei, daß er beinahe alle Würde verloren habe, wieder heben wollten.

Sehr ungeschickt war die Anordnung, welche Uhden in dem Paragraphen, der bei ihm von der Berechtigung zum Hören handelte (IX, 8a), gemacht hatte, auch abgesehen davon, daß er von ihm an einen falschen Ort gerückt war. Er hatte an erster Stelle dieses Recht allen denjenigen geben wollen, welchen nach den gesellschaftlichen Verhältnissen der Rang über den Studierenden zustehe. Die Kommittierten nannten diese Bestimmung sehr richtig „zu unbestimmt“. Sie fragten, ob z. B. der Adel hierher gehöre, und wie es mit den Kaufleuten und Künstlern zu halten sei. Sie wandten darum diesen Satz ganz anders und machten daraus eine Gruppe von denjenigen, welche vom Hören der Vorlesungen ausgeschlossen wären: das sollte jeder sein, der nicht den Grad geistiger und sittlicher Bildung besäße, den die Studierenden haben sollten (§ 6, 1); wozu

1) „Übrigens hängt es lediglich von dem Urteil derselben über den Aspiranten ab, ob er die Erlaubnis zu lesen erhalten könne, und es steht ihr frei, denselben nach Befinden abzuweisen.“

Uhden dann noch den ausdrücklichen Zusatz machte: „namentlich Gymnasiasten und Schüler“. Uhden hatte ferner als berechtigt noch aufgeführt: 1. die Zöglinge der medizinisch-chirurgischen Militärakademie, 2. die Zöglinge der chirurgischen Pepiniere, und 3. die Zöglinge der Akademie der Künste. Die letzte Gruppe wollten die Kommittierten nicht gelten lassen; sie ist aber, ebenso wie diejenige der Eleven der Bauakademie, dennoch bei der zweiten Umarbeitung wieder aufgenommen worden. Die Bergeleven dagegen (§ 5, IV) sind von den Kommittierten vorgeschlagen, und die letzte Gruppe, die Militärpersonen, deren Studien durch Eintritt in die Linientruppen unterbrochen worden, ist erst bei der dritten Umarbeitung gleichzeitig mit dem fünften Paragraphen von Abschnitt VI in die Statuten aufgenommen. Die drei weiteren Gruppen der vom Hören der Vorlesungen Ausgeschlossenen (§ 6, II, III und IV) sind alle erst von den Kommittierten vorgeschlagen worden; Uhden hatte in dem genannten Paragraphen nichts davon gesagt.[1] Der Schlußabsatz, der die Dozenten und den Quaestor anweist, auf solche Fälle scharf zu achten, und eventuell sie der Entscheidung des Rektors und der vier Dekane unterwirft, ist aus dem erwähnten Paragraphen Uhdens und dem Kommentar der Kommittierten zusammengesetzt.

Die in Paragraph 7 formulierte Vorschrift über die Hospitanten, deren Zulassung dem Ermessen eines jeden Lehrers anheimgestellt war, betraf eine Frage, welche schon einmal im Mai 1811 unter Fichtes Dekanat zu eingehenden Erörterungen geführt hatte und vor Ablauf des Jahres noch einmal zu einem bitteren Hader Fichtes den Anlaß gab.

Auch die folgenden drei Paragraphen, in denen die Paragraphen 9, 7 und 8 aus Uhdens erstem Abschnitt wiederkehren[2], der sich in ihnen nur wieder sklavisch an das provisorische Reglement (§§ 8, 9 und 24) angeschlossen hatte, wurden von den Kommittierten wieder sehr viel schärfer und praeziser gefaßt und zeigen auch sachlich nicht geringe Abweichungen. Die Forderung, daß die Vorlesungen, wenn nicht im Universitätsgebäude, so doch im Universitätsbezirk gehalten werden sollten, nahmen sie an. Aber sie umschrieben den letzteren nicht mehr so genau, wie es Uhden nach dem provisorischen Reglement getan hatte; auch strichen sie die Klausel, daß die außerhalb des Universitätsbezirkes gehaltenen Vorlesungen nicht als zunächst für Studierende bestimmt anzusehen wären und darum nicht in das Lektionsverzeichnis eingetragen werden könnten; während sie

1) Bei den zur Immatrikulation fähigen Fremden, welche, obwohl sie noch in dem gewöhnlichen Alter der Studierenden ständen, sich nicht immatrikulieren ließen, hatten die Kommittierten an diejenigen gedacht, welche von auswärtigen Universitäten herkämen; und bei denjenigen, welche die Matrikel freiwillig zurückgäben, an diejenigen, welche dies offenbar nur aus Trotz und Unwillen oder, um sich akademischen Strafen zu entziehen, täten.

2) Mit Ausnahme des ersten Satzes von Uhden (I, 9), worin das Prinz Heinrichs-Palais als Sitz der Universität genannt worden war; ihn hatten die Kommittierten im ersten Abschnitt als einen eigenen Paragraphen gelassen.

die Vorschrift, daß über den Gebrauch der Auditorien eine Einigung der Dozenten statthaben sollte, dahin verschärften, daß hierbei der Rang der Lehrer — ordentliche Professoren und Mitglieder der Akademie, Extraordinarien, Privatdozenten — zu berücksichtigen sei. Die Anfangs- und Schlußtermine, um welche, wie wir uns erinnern, der erste schwere Konflikt zwischen Departement und Senat im März entbrannt war, wurden von den Kommittierten lediglich übernommen, nur daß sie den ganz unnützen Zusatz Uhdens: „Ans Ende des letzteren [scil. „Lektionskursus"] fallen die großen Ferien" beseitigten. In bezug auf das Lektionsverzeichnis hatte Uhden die Publikation auf vier und die Einreichung des Duplikats des Manuskriptes auf acht Wochen vor dem gesetzlichen Schluß des laufenden Semesters bestimmt; die Kommittierten änderten das erstere in zwei und das andere in sechs Wochen um. Dies alles war so einleuchtend, daß es vom Departement einfach übernommen wurde. Auch der Paragraph 12 über das Honorarwesen fand Billigung und ward nur an einer Stelle der Form nach geändert.[1]

Abschnitt IX. Von den akademischen Würden.

Abschnitt IX. Von den akademischen Würden.

Auch dieser Abschnitt, der dem achten Uhdens entspricht, hat in dem Entwurf der Kommittierten und demgemäß in den Statuten eine ganz veränderte Gestalt erhalten. Zunächst durch die Abtrennung dessen, was für die Gesamtheit galt, von den spezielleren Bestimmungen, welche den Reglements der einzelnen Fakultäten zugewiesen werden konnten. Sodann durch die Differenz in der Auffassung der akademischen Würden. Uhden hatte, wie gleich sein erster Paragraph es aussprach, nur eine akademische Würde, den Grad des Doktors, anerkannt, während die Kommittierten, wie bemerkt, auch die Lizentiatenwürde für die theologische und philosophische Fakultät reservierten und dies in ihrem ersten Paragraphen zur Geltung brachten. Demgemäß widmeten sie den zweiten Paragraphen den Bestimmungen über den Lizentiatengrad, während die Paragraphen 3 bis 7 in ihrem Entwurf, und so in den Statuten selbst, von der Erwerbung der Doktorwürde handeln. In dem zweiten Paragraphen brachten sie einiges von dem, was Uhden über die Erwerbung der Lizentiatenwürde in Paragraph 9 (I, § 1, II) gesagt hatte, und ergänzten dies noch durch einige Bestimmungen über die Vorbildung und das Examen, verwiesen aber für alles Nähere, auch in bezug auf den Promotionsakt, auf die Reglements der theologischen und philosophischen Fakultät.

Paragraph 3 ist, so wie er heute lautet, wieder von den Kommittierten formuliert worden. Bei Uhden hieß der entsprechende Paragraph (2) so: „Der Grad des Doktors wird erworben von Anwesenden durch die feierliche Promotion, von Abwesenden durch Zusendung des Doktordiploms." Darin kam schon zum Ausdruck, daß für Uhden die creatio in absentia noch keine

1) Siehe den Abdruck im Urkundenband.

honorifica, sondern eher eines minderen Charakters war. An der Universität aber hatte die entgegengesetzte Auffassung schon mehr Raum gewonnen, als sie noch in Schleiermachers Gutachten vom 24. Oktober 1810, dem Uhden lediglich gefolgt war, Ausdruck gefunden hatte. Deshalb nahmen die Kommittierten Anstoß an der Differenzierung von Anwesenden und Abwesenden. Auch die Anwesenden, so erklärten sie, könnten die Promotion durch das bloße Diplom wohl verdienen. Gefahr des Mißbrauchs sei in beiden Fällen zu fürchen; dagegen könne nur das Ehrgefühl der Fakultäten schützen, auf welches man sich hoffentlich werde verlassen können. Sie schlugen also vor, ohne Rücksicht auf den Aufenthaltsort zwei Arten der Promotion anzuerkennen, die feierliche Promotion und die Promotion durch Übersendung des Diploms. „Feierlich" war aber hier nicht die rechte Bezeichnung, denn auch der Ehrenpromotion konnte der feierliche Charakter kaum abgesprochen werden; das rechte Wort war „förmlich" (rite), und so brachten sie schon in ihrem Entwurf die Fassung, welche der Paragraph 3 in den Statuten erhalten hat: „Die Doktorwürde wird in jeder der vier Fakultäten teils durch förmliche Promotion, teils mittelst bloßer Überreichung des Diploms erreicht und die letztere ist der ersteren völlig gleich zu achten."[1]

Daraus ergab sich, daß die Solemnität der Promotion für Nachsuchende noch besonders betont werden mußte. Dies geschah in Paragraph 4, den die Kommittierten hinzufügten: „Wer bei einer Fakultät den Doktorgrad nachsucht, kann denselben nur durch feierliche Promotion erhalten".

Paragraph 5 regelte zunächst, soweit es nicht besondere Fakultätssache war, die Art der Erwerbung des Doktorats: Meldung, Einreichung einer Dissertation, mündliche Prüfung und Disputation. Uhden hatte dies alles, jedoch sehr lückenhaft, in seinen dritten Paragraphen gebracht, der bei ihm außerdem noch den Akt der Promotion selbst enthielt, wofür aber die Kommittierten einen besonderen Paragraphen (6) einsetzten.

Unter den Differenzen zwischen den beiden Entwürfen fällt besonders die Stellung ins Auge, welche der Dissertation gegeben war. Bei ihr hatte Uhden eine Bestimmung einführen wollen, die uns heute als selbstverständlich erscheint: daß sie nämlich sogleich mit dem Gesuch um die Erteilung der Würde eingereicht werde, und daß erst, nachdem alle Fakultätsmitglieder schriftlich

1) Sie ist aber hier erst (und dies erklärt die Differenz mit dem Kommentar) am Rande nachgetragen. In dem Konzept von Böckhs Hand bemerkt man noch, welche Schwierigkeiten ihm diese Formulierung gemacht hat. Ursprünglich hatte er geschrieben: „Die Doktorwürde wird in jeder der vier Fakultäten teils durch feierliche Promotion, teils durch die Promotion honoris causa, welche durch Überreichung des Diploms geschieht, erteilt, und die letztere ist der ersteren völlig gleich zu achten." Die hier gesperrten Worte hat er dann durchstrichen und sie ersetzt durch die Worte: durch bloße Überreichung, in diesen aber noch einmal für „durch" „mittelst" gesetzt, wobei er das „bloße" aus Versehen stehen ließ; die endgültige Fassung beseitigte dann auch noch (nicht zum Vorteil des Satzbaus) die Worte: „durch die Promotion".

ihr Votum darüber abgegeben, der Kandidat zum Examen zuzulassen sei. Die Kommittierten aber wollten davon nichts wissen; sie verlangten, daß die Abhandlung nicht notwendig vor dem Examen einzureichen sei, und besonders wird Böckh, der auch in der Fakultät mehrfach in dem gleichen Sinne sich ausgesprochen hat, ganz gegen Uhdens Vorschlag gewesen sein. Die Gründe, so führten sie aus, welche man haben könne, dem Doktoranden jene Pflicht aufzuerlegen, könnten nur zweierlei Art sein, entweder um einem untauglichen Subjekt den Schimpf und die Kosten eines Examens abzunehmen, oder um der Fakultät die Unannehmlichkeit und die Mühe eines Examens zu sparen, dessen unglücklicher Verlauf bei der Mangelhaftigkeit der Abhandlung vorauszusehen sei. Beides aber werde vermieden, wenn der Doktorand das Recht habe, die Abhandlung vorher einzureichen, ohne dazu verpflichtet zu sein, und wenn die Fakultät das Recht habe, in jedem Falle die Abhandlung einzufordern oder von dem Dekan ein Tentamen anstellen zu lassen. Danach ist nun wirklich der Paragraph 5 formuliert worden. Das Ganze beweist, wie wenig Gewicht man in dieser Zeit noch auf die schriftliche Abhandlung legte gegenüber der mündlichen Prüfung. Jene Bestimmung gilt noch heute, aber von dem darin der Fakultät vorbehaltenen Rechte ward wohl niemals Gebrauch gemacht, so wenig wie heute dem Kandidaten das Recht, das ihm statutenmäßig reserviert ist, in Wirklichkeit eingeräumt werden würde. Der Grund für die Besorgnis der Kommittierten lag, wie sie hervorhoben, darin, daß nach der Forderung Uhdens ein sehr gut ausgebildeter Kandidat an der sorgfältigen Ausarbeitung seiner Dissertation gehindert werden könnte. Heute, wo unsere Kandidaten oft Jahre mit der Ausarbeitung ihrer Dissertation hinbringen, würde eine solche Besorgnis kaum noch gehegt werden. Für selbstverständlich dagegen erklärten die Kommittierten, daß die Dissertation nicht ohne Einwilligung der Fakultät gedruckt werden und die feierliche Promotion nicht vor Fertigstellung des Druckes erfolgen dürfe. Ein Zusatz der Kommittierten war die in dem Paragraphen ausgesprochene Forderung einer schriftlichen Versicherung, daß der Aspirant allein der Verfasser der Dissertation sei, insofern nicht das Fakultätsreglement davon eine Ausnahme gestatte. Letzteres war mit Bezug auf die medizinische Fakultät gesagt, da, wie die Kommittierten bemerkten, viele Praktiker, welche zur Annahme der medizinischen Doktorwürde verpflichtet wären, nicht denjenigen Grad der wissenschaftlichen Bildung besitzen könnten, welcher zu einem medizinischen Schriftsteller gehöre. Wir erinnern uns, daß es gleich anfangs hierüber zu einer Differenz unter den Medizinern gekommen war.

Uhdens Vorliebe für das Lateinische hatte sich auch darin ausgesprochen, daß er nicht bloß für die Dissertation die lateinische Sprache vorschrieb, sondern auch für die mündliche Prüfung. Hiergegen wandten sich die Kommittierten einstimmig, und es scheint so, als ob der Professor der Eloquenz ganz besonders in dem Sinne plädiert habe, vielleicht auch als Wortführer der Fakultäts-

kollegen, die, wie wir sahen, unter Fichtes Dekanat sich ganz und gar für die deutsche Form des Examens ausgesprochen hatten. Uhden hatte ferner gemeint, daß alle Mitglieder der Fakultät sich an der Prüfung beteiligen sollten. Dies ward von den Kommittierten, soweit es die philosophische Fakultät angehe, als unmöglich bezeichnet. Sie schlugen vor, daß diese jedesmal einen Ausschuß ernennen möge, ohne daß jedoch ein Mitglied von der Prüfung ausgeschlossen werden könne.

Auch über die Disputation waren Uhden und die Kommittierten verschiedener Meinung. Jener hatte alles im genauen Anschluß an Schleiermachers Votum vom 24. Oktober 1810 ordnen wollen. Er hatte darum gefordert, daß der Aspirant seine Abhandlung öffentlich sine praeside verteidige. Die Kommittierten erklärten, dies sei bei der medizinischen Fakultät aus dem öfter erwähnten Grunde nicht immer ausführbar; es verstehe sich jedoch von selbst, daß, wenn die Fakultät es dem Doktoranden zutraue, daß er ohne Präses disputieren könne, sie ihm dieses müsse gestatten können. Uhden hatte ferner gesagt, daß nur Doctores und Licentiati opponieren dürften, die Extraordinarien aber verpflichtet wären, als Opponenten extra ordinem aufzutreten. Demgegenüber erklärten die Kommittierten, es werde schwer fallen, genug Doktoren und Lizentiaten dafür zu gewinnen. Gerade für diejenigen, welche den Grad noch nicht hätten, werde die Opposition eine gute Vorbildung für das Respondieren sein. Darum wollten sie auch Studenten die Rolle des Opponenten verstatten, und zwar müsse wohl eine gewisse Zahl gebetener Opponenten festgesetzt werden. Hieraus hat sich die Einsetzung der drei Opponenten aus dem Kreise der Kommilitonen des Doktoranden entwickelt, welche in die Statuten übergegangen ist. Die Forderung aber betreffend die Professores extraordinarii erklärten die Kommittierten für äußerst drückend in dem Falle, wo viel opponiert werde. Für den einzigen Extraordinarius der medizinischen Fakultät würde es zum Beispiel eine erstaunliche Last sein, die ihm billig nicht aufzuerlegen sei. Aber auch in der philosophischen Fakultät sei das Verlangen unausführbar, daß etwa ein Physiker, Mathematiker oder Chemiker über philosophische, historische oder politische Gegenstände disputieren solle, und umgekehrt. So wurde also auch diese Forderung gestrichen und es lediglich in das Belieben jedes Mitgliedes der Universität gestellt, extra ordinem zu opponieren. Ebenso erklärten sich die Kommittierten gegen die unbedingte Verpflichtung des Dekans, die Promotion vorzunehmen, wie Uhden es angeordnet hatte. In der medizinischen Fakultät sei das bei der Häufigkeit der Promotionen eine sehr lästige Verpflichtung, und in der philosophischen Fakultät kaum schicklich in dem Falle, wo das Fach des Doktoranden von dem des Promotors ganz verschieden sei. Sie schlugen deshalb vor, daß es dem Dekan freistehen dürfe, für diese Handlung einen Prodekan einzusetzen, was dann in die Statuten aufgenommen worden ist. In Wirklichkeit freilich ist

es wohl selten zu dieser Vertretung gekommen. Die Besorgnis der Kommittierten ist wieder nur dadurch zu erklären, daß man sich den ganzen Akt noch als eine viel ernsthaftere Handlung vorstellte, als sie es geworden ist. Die Feststellung der Promotionsordnung, für welche Uhden eine Reihe von Punkten angegeben hatte, verwiesen sie in die Fakultätsreglements, wünschten im übrigen aber die herkömmlichen Förmlichkeiten und symbolischen Handlungen zu erhalten und brachten dafür noch andere, als Uhden genannt hatte, in Anregung. So bemerkten sie, daß der Doktorand nach altem Herkommen nicht, wie Uhden geschrieben hatte, durch den Dekan auf das obere Katheder hinaufgeführt, sondern nur hinaufgerufen würde, und hielten andere herkömmliche symbolische Handlungen, wie die Ansteckung des Ringes und die Aufsetzung des Doktorhutes, für sehr geeignet, dem Akt das Feierliche zu geben, welches der Würde angemessen sei. Wir erinnern uns dabei, daß Rudolphi dies schon in der medizinischen Fakultät gefordert hatte; er wird es also gewesen sein, der in der Kommission darauf gedrungen hat. Damit jedoch eine solche Feierlichkeit nicht zu oft wiederholt und dadurch gemein gemacht werde, hielten sie es für angemessen, die feierliche Promotion in solchen Fakultäten, welche sehr viele Doktoren promovierten, etwa nur halbjährlich vorzunehmen, so jedoch, daß die Disputation zu jeder Zeit gehalten und diejenigen, welche schon früher disputiert hätten, bei der feierlichen Promotion gleichfalls eingeschlossen würden, auch wenn sie abwesend sein sollten. Letztere Bestimmungen sind in die Promotionsordnungen unserer Fakultäten niemals aufgenommen worden; dagegen ist in ihnen eine andere Bestimmung Uhdens geblieben, obgleich die Kommittierten sich dagegen aussprachen, das Gelöbnis nämlich, auf keiner anderen Universität sich dieselbe akademische Würde noch einmal erteilen zu lassen. Die Kommittierten bemerkten, und wir werden darin den Einfluß Savignys, des Historikers der Universitäten im Mittelalter, zu erblicken haben, daß dieser herkömmliche Zusatz nur durch einen historischen Irrtum in die Statuten anderer Universitäten übergegangen sei, da er von dem zu Bologna den „Doctores", d. h. nach heutigem Sprachgebrauch den ordentlichen Professoren vorgelegten Eide herrühre, durch welchen sich dieselben verpflichten mußten, niemals anderwärts in derselben Eigenschaft aufzutreten und die Studenten von Bologna wegzuziehen. Heutzutage habe er alle Bedeutung verloren, und es sei, so scheine es, schicklicher, ihn fortzulassen. Wie es nun gekommen ist, daß dieser Satz in die späteren Sponsionen der Fakultäten mit Ausnahme der medizinischen doch wieder hineingekommen ist, kann ich nicht sagen.

In den Paragraphen 7 und 8 wurden die entsprechenden Paragraphen Uhdens, von den Gebühren und der Promotio in absentia, abermals umgestaltet. In bezug auf die letztere hatte sich Uhden wieder wörtlich an das Votum Schleiermachers vom Oktober 1810 angeschlossen. Interessant ist es nun, wie

in der Formulierung durch die Kommittierten die Kautelen, durch welche Schleiermacher die Gefahr des Mißbrauches der Promotion in absentia hatte abwehren wollen, dahin umgeformt worden sind, daß sie nur den Wert der Ehrenpromotion erhöhten. Während das Gutachten vom Oktober 1810 bei dem Antrage noch ein Gesuch des Aspiranten voraussetzte, betonten jetzt die Kommittierten, daß die Promotion durch bloße Übersendung des Diploms eine durch die Fakultät bezeugte freiwillige Anerkennung ausgezeichneter Verdienste um die Wissenschaft sei. Und wenn jenes den Antrag durch zwei Fakultätsmitglieder oder durch eins und zwei auswärtige Doktoren stellen lassen wollte, so übernahmen die Kommittierten zwar diesen Satz, strichen jedoch das „auswärtige". Offenbar aber gehörten bei der neuen Bedeutung der Promotion auch die Doktoren nicht hinein. Was die Kommittierten nun bewogen hat, diese noch zu lassen, läßt sich wieder nicht angeben. In den Fakultätsstatuten sind auch sie überall gestrichen und nur die zwei Professoren, als Mitglieder der Fakultät, übrig geblieben. Schleiermacher und Uhden hatten ferner die Beifügung eines gelehrten, in die Fakultätswissenschaft einschlagenden Werkes gefordert. Die Kommittierten verlangten, daß dem Antrage zugleich die Werke des Vorgeschlagenen beigelegt würden, auf welche die Promotion desselben gegründet werden sollte. Schriftliche Abstimmung und Einstimmigkeit der Fakultätsmitglieder verlangten auch sie; wenn aber Schleiermacher im Oktober 1810 und ebenso jetzt Uhden nur gefordert hatten, daß die eingesandte Abhandlung ein eigentümliches Verdienst habe und von dem Verfasser zu erwarten sei, daß er sich noch mehrere erwerben werde, so ward letztere Forderung von den Kommittierten gestrichen, dagegen ein eigentümliches und entschieden ausgezeichnetes Verdienst des Verfassers um die Wissenschaft gefordert.[1] Uhden hatte endlich die Promotion in absentia nur für die theologische, philosophische und juristische Fakultät einführen wollen. Bei der medizinischen hatte er offenbar wegen der geringen Bedeutung, welche die Doktorwürde in derselben herkömmlich hatte, dies nicht für nötig gehalten. Die Kommittierten bemerkten darauf, es sei, wenn man diese Form als eine Ehrenpromotion ansehen wolle, nicht einzusehen, weshalb man dergleichen nicht auch der medizinischen Fakultät zutrauen wolle.

Endlich wurde auch in bezug auf die Promotionsgebühren eine Reihe schwerwiegender Änderungen von den Kommittierten gefordert. Uhden hatte für die philosophische Fakultät nur 50 Taler gesetzt, während er den drei andern 100 Taler zubilligen wollte. Er war dabei der Tradition gefolgt, wonach die philosophische Fakultät in wissenschaftlicher Beziehung unter den drei übrigen stand. Die Kommittierten bemerkten, daß dann auch die medizinische geringer als die juristische, und diese wieder niedriger als die theologische zu bewerten

1) In der Fassung der Statuten ist dann nur das ausgezeichnete Verdienst stehen geblieben.

sei, und daß demnach die Abstufung für diese drei auf 100, 200 und 400 Taler anzusetzen sei, was ja die Analogie anderer Universitäten für sich habe. Sie machten jedoch dagegen den Grundsatz von der Gleichwertigkeit aller Wissenschaften geltend, und ferner die Verpflichtung, auch das Ansehen der philosophischen Doktorwürde zu heben. Auch bestritten sie, daß äußere Gründe für die geringere Bewertung des philosophischen Doktors vorhanden seien, etwa so, daß in derselben manche Arme studierten oder die Würde auf anderen Universitäten wohlfeiler sei; denn die Fakultät könne jenen die Gebühren erlassen, und andererseits treibe sie keinen Handel, brauche also eine Konkurrenz nicht zu fürchten. Für die Lizentiaten, für deren Promotion Uhden nur den Satz von 25 Talern vorgeschrieben hatte, hielten sie 50 Taler für angemessen. Dementsprechend wurde der erste Absatz von Paragraph 8 formuliert. Der zweite, der von der Halbierung der Gebühren im Falle nicht bestandener Prüfung und von dem Zulassungs- und Verteilungsmodus handelte, wurde so angenommen, wie Uhden vorgeschlagen hatte; nur daß bei dem für den Dekan bestimmten Anteil sub Nr. 2 dem in Paragraph 6 gemachten Vorschlage gemäß bestimmt wurde, daß derselbe ihm auch dann verbleibe, wenn er die Promotion durch einen Prodekan habe verrichten lassen.[1] Sehr bemerkenswert ist dann aber noch eine andere Änderung der Vorlage, sub 3. Hier hatte Uhden geschrieben: „— — ein Zwanzigteil für jeden bei dem Examen anwesenden und tätigen ordentlichen Professor". Die Kommittierten strichen die beiden Worte „und tätigen", offenbar in Hinblick auf den für die philosophische Fakultät vorher geltend gemachten Grundsatz, das Examen durch eine Kommission vorzunehmen und den übrigen Fakultätsmitgliedern nur die Möglichkeit, nicht die Pflicht zu prüfen aufzuerlegen. Die Durchführung jener Bestimmung hätte zu Unzuträglichkeiten führen können, die man besser vermied.[2] Für die Folgezeit ist diese Auslassung, die vom Departement genehmigt wurde, nicht ohne Einfluß gewesen, da das Privileg der „Sedecim" in bezug auf die Gebühren sich sonst nicht hätte entwickeln können. Auch an dem Absatz, welcher die Verteilung der noch übrigbleibenden Gelder an die Fakultätsmitglieder anordnete, nahmen die Kommittierten eine Änderung vor durch einen Zusatz, der sich auf das Privileg der Dekanabiles in der medizinischen Fakultät bezog. Daß auch dieser ganze Abschnitt in der Fassung der Kommittierten mit ganz geringen Änderungen beim Departement Annahme fand, ist von neuem ein glänzender Beweis für die Praezision ihrer

1) Auf diesen Satz gründet sich der Gebrauch, daß, im Fall der Dekan stirbt und sein Vorgänger für das laufende Jahr an seine Stelle tritt, alle Einnahmen an die Hinterbliebenen des Dekans gezahlt werden. Der Sinn des Satzes ist also ein anderer geworden, denn Prodekan hieß danach nur der für den Einzelakt einer Promotion ernannte Stellvertreter.

2) In dem Kommentar drücken sie sich darüber nur so aus: „Da mancher anwesend sein kann, um tätig zu sein, nachher aber es nicht für nötig findet, den schon hinlänglich Geprüften selbst noch zu prüfen, so schlagen wir die Streichung der Worte 'und tätigen' vor."

Arbeit. Außer der Erneuerung von Paragraph 3, die ja aber auf die Kommittierten selbst zurückzuführen ist, und einer formalen Änderung in Paragraph 5 wurde von Schuckmann persönlich nur noch der Schlußpassus hinzugesetzt, der den üblichen Befehl zur allgemeinen Nachachtung enthielt und mit dem aus dem zweiten Abschnitt, Paragraph 21, der Kommittierten genommenen Verweis auf die spezielleren Reglements und Bestimmungen schloß.

10. Unter dem Bündnis mit dem Feinde.

Das Jahr, in dem Wilhelm von Humboldt das Werk, das in seine Hände gelegt war, vollendete, war ein Jahr des Friedens gewesen, eine Pause in dem Weltkrieg, den die französische Revolution vor 20 Jahren erweckt, und der seitdem mit stets erneutem Anprall den Kontinent von einem Ende bis zum andern in seine Wirbel gerissen hatte. Nur in Spanien und an Portugals Küsten schwelte das Feuer weiter; von den Pyrenäen bis zum Ural ruhten die Waffen. Ihr Joch freilich waren die Unterworfenen nicht los geworden; schwerer als je drückte sie die Kette. Denn seinen ältesten und stärksten Feind hatte der Besieger des Festlandes nicht niederwerfen können: der alten Alliierten auf dem Festlande beraubt, war England Herrin der Meere geblieben und bedrohte nach wie vor alle Küsten. Die Kontinentalsperre konnte ihm wenig anhaben und lastete schon mehr auf Frankreich und seinen Vasallenstaaten als auf dem Inselvolke. In jeder Hütte fühlte man den Zwang und zu der Unterjochung unter einen übermütigen Herrn hatte sich überall wirtschaftliche Not gesellt. Und schon sammelte sich neues Gewölk; gerade über Preußen und Norddeutschland ballte es sich am finstersten zusammen. Einen Moment, im Sommer 1811, hatte es geschienen, als sollte das Wetter gerade hier sich entladen. Noch einmal war es vorübergegangen und weiter gezogen, jedoch nur, um im Frühling 1812 desto gewaltiger loszubrechen. Die Gefahr der Vernichtung war damit freilich für Preußen abgewandt, aber auf Kosten des letzten Scheines von Freiheit, der ihm noch gelassen war. Im Gefolge des Welteroberers, dem Namen nach sein Alliierter, in Wahrheit sein Vasall, hatte Preußen an dem Kampfe teilzunehmen, der, mochte er Sieg oder Niederlage bringen, über sein eigenes Schicksal entscheiden mußte; und über seine Provinzen hin wälzten sich in endlosen Wogen die Massen, welche Napoleon zum Kampf gegen Rußland aufgeboten hatte.

Das Leben unserer Universität wurde durch diese Ereignisse, die auch ihre Geschicke auf immer bestimmen mußten, dennoch kaum berührt. Man ahnte nicht, welcher Zukunft man entgegenging. „Wie hier alle Welt vom tiefsten Frieden überzeugt ist, glaubst Du kaum; man spricht gar nicht mehr davon, daß es anders sein könnte“, so las es schon im September 1811 Schleiermacher in einem Briefe seiner Frau, als er in den schlesischen Bergen Erholung suchte. Die Zahl der Immatrikulationen hatte sich zu Michaelis wieder gehoben. Es gab

228 Inskribierte, darunter 92 Ausländer, 20 mehr als im Sommer. Der Zuzug war in den Fakultäten gleichmäßiger geworden als im ersten Semester: an Medizinern kamen nur 55 neue hinzu; am stärksten waren die Juristen, 67, aber auch die Theologen und Philosophen hatten erfreulichen Zuwachs, jene ebenfalls 55, diese 51. Und da nur wenige abgegangen waren, so hatte sich die Gesamtzahl wieder um ein bedeutendes gehoben; man zählte 600 Studenten und darüber. Auch diejenigen unter den Professoren, die wie Marheineke und De Wette anfangs mit ihrem Lose wenig zufrieden gewesen, hatten sich mit Berlin ausgesöhnt; De Wette hatte in der Exegese des Neuen Testamentes sogar mehr Zuhörer als Schleiermacher. Auch Solger begann sich einzuleben; sein sympathisches Wesen und die Klarheit und Wärme seines Vortrages zog die Studenten ganz besonders an; er hatte in der Dialektik im Winter 74 Zuhörer, mehr noch als Fichte, dessen „Tatsachen des Bewußtseins“ 67 hörten, während die Wissenschaftslehre, die er im zweiten Quartal in der Zeit seiner Kämpfe las, nur 34 Zuhörer aufwies. Ein Rühs freilich konnte auch jetzt noch wenig Boden gewinnen. Zur Geschichte der Gegenwart der europäischen Staatenwelt, die er las, fanden sich überhaupt keine Zuhörer ein; im Mittelalter brachte er es auf 14. Er mochte sich damit trösten, daß es die besseren Elemente waren, die er anzog; in den Übungen wenigstens, die er hielt, hatte er vortreffliche junge Leute, unter andern den Sohn von Süvern, ferner Dieterici, den späteren Professor und Geheimrat im Kultusministerium, und seinen Landsmann Barkow, den Juristen, der in Greifswald lange Jahre über römisches Recht gelesen hat. Wenn dann Ostern 1812 der Besuch der Universität wieder nachließ — es gab nur 114 Immatrikulationen —, so werden wir diesen Rückschlag doch kaum den politischen Ereignissen zuzuschreiben haben; denn es war nur natürlich, daß auf den Andrang der ersten Semester eine gewisse Ebbe folgte. Aus dem Auslande kamen sogar verhältnismäßig mehr als früher, die volle Hälfte der neu Zuziehenden; und die Gesamtzahl wird auch im 4. Semester eher gestiegen sein als sich verringert haben. Der Kriegsbund mit Frankreich gab nur ein neues Gefühl der Sicherheit. „Hier ist politisch alles ruhig, während, wie ich höre, auswärts alles voll Kriegsaussichten ist. Man ist hier überzeugt, daß Preußen Frankreichs Alliierter ist, und daß uns also nichts droht“, so schreibt De Wette am 22. Februar seinem Freunde Fries, in den Tagen, wo die Allianz geschlossen wurde. Und nicht anders Uhden am 3. April an Professor Schütz in Halle: „Unsere hiesigen Anstalten gedeihen herrlich; die gegenwärtigen politischen Verhältnisse werden noch größeren Segen für uns herbeiführen. Die Statuten der Akademie der Wissenschaften sind erschienen, bald werden auch die der Universität publiziert werden. Der wackere Böckh bearbeitet einen Plan zu einem philologischen Seminario bei der Universität, welches unter seiner Leitung bald eröffnet werden soll. Unsere Studenten sind fleißig, und die Hauptstadt wirkt, welches vorauszusehen war, wohltätig auf äußeren

Anstand."[1] Daß die Regierung Krieg führte, ging die Universität nichts an. Keiner ihrer Lehrer oder Schüler ward davon berührt. Es war für Preußen ein Krieg im alten Stil. Das Korps, das es zu der Armee des Kaisers gestellt hatte, war noch nach der alten Weise organisiert, unter dem alten Offizierkorps, in kastenmäßiger Scheidung des Wehrstandes von dem Nähr- und Lehrstande. Ruhe war, wie sonst, die Bürgerpflicht und das Bürgerrecht, und die großen Staatsaktionen blieben in Kriegführung und Diplomatie das Geheimnis der Hauptquartiere und Kabinette.

Der Kurier, der den Vertrag vom 24. Februar aus Paris gebracht hatte, war schon 24 Stunden in Berlin, und die Allianz vom König bereits ratifiziert, als man im Publikum noch nicht einmal über ihren Abschluß gewiß war. Selbst ein Niebuhr wußte nichts Sicheres davon zu melden. Noch am 21. März schreibt er: „Wir sind wirklich in einer absoluten Ungewißheit. Die Märsche durch unser Land und Sachsen und unsere eigenen Rüstungen zufolge der Allianz sind bis jetzt alles, wovon man erzählen hört." Acht Tage darauf, am Sonnabend den 28. März, zog die Spitze der Großen Armee (von dem Korps Oudinots) in Berlin ein. Wie groß die Zahl der fremden Gäste war, wußte man im Publikum kaum, man sah nur, daß die Stadt von ihnen voll war. Und den abmarschierenden folgten neue Regimenter auf dem Fuße; auf allen Straßen zogen sie heran; den ganzen Sommer und tief in den Herbst hinein währte das Kommen und Gehen. Aber diesmal kamen sie als Freunde. Vor französischen Offizieren ward Königsgeburtstag an der Universität gefeiert; der Senat hatte bei dem Departement angefragt, ob man das französische Gouvernement wie im Jahre zuvor das preußische einladen solle. Von dort her war es bejaht worden. Vor den Fremden mußte Böckh zum ersten Male als Festredner seines Amtes walten. Nach Hellas führte er seine Zuhörer. Wie nahe mochte ihm die Versuchung liegen, an den Heereszug des persischen Großkönigs zu erinnern, der die Macht des Ostens gegen die griechische Freiheit geführt hatte, sowie jetzt der Kaiser des Westens ungeheure Heeresmassen gegen den Beherrscher des Ostens heranführte, mit dessen Sturz die letzten Reste der Freiheit Europas begraben werden mußten. Mit keinem Wort gedachte er jener Ereignisse, aber auch kein Wort widmete er dem neuen Xerxes. Und dennoch waren Vaterland und Freiheit die Töne, die er anschlug. Er sprach von der starren Zucht Spartas und von der geistigen Größe Athens: wie die Strenge und Einfachheit dorischer Sitten das griechische Geistesleben nicht ausgeschlossen, aber in Schranken gehalten, und wie in Athen die politische Freiheit die Grundlage für den Geistesfrühling gewesen sei, der von Attikas Boden ausging. Preußens Herrscher galt seine Huldigung, und seines größten Königs Schatten rief er an. Als die Söhne des Vaterlandes, das seine Hoffnung auf sie setzte, begrüßte er die akademische Jugend.[2]

1) Wobei man freilich im Auge behalten muß, daß dem Staatsrat daran lag, auf den einflußreichen Redakteur der „Allgemeinen Literaturzeitung" einen guten Eindruck zu machen.

2) Böckhs Kleine Schriften I, 1—15.

Die Einquartierungen brachten schwere Lasten, zumal da die Behörde nicht bloß Naturalleistungen verlangte, sondern auch harte Steuern für die Kasernierung der Truppen auferlegte; aber es gab ab und an Pausen und nicht immer waren alle Häuser belegt. Aus Ostpreußen kamen jammernde Berichte über Hunger und Krankheit, welche im Gefolge der kaiserlichen Truppen die erst vor wenigen Jahren ausgesogene Provinz aufs neue heimsuchten und schon jetzt, bevor noch die Waffen gekreuzt waren, den Marsch des Heeres wie das drohende Verhängnis begleiteten. Aber bis Berlin drangen diese Schrecken nicht. Selbst die Kriegsnachrichten blieben aus, und dies gänzliche Stillschweigen erhöhte, wie Niebuhr schreibt, das Schauerliche der Erwartung bei dem ungeheuren Kriege. Wie hinter einem Vorhange spielte sich das größte Drama ab, das die neuere Geschichte kennt. Es war eine Zeit nicht dazu angetan, sich zu erheben und mitzuteilen. Von der Riesenfaust des Schicksals gepackt, dem der einzelne so machtlos gegenüberstand wie der Staat selbst, verlernte man es fast, über die Zukunft nachzudenken, und ging gedrückt und freudlos, in stummer Erwartung des Unabänderlichen, ein jeder den eigentümlichen Beschäftigungen nach, welche der Tag und das Amt mit sich brachten.

Niemand empfand dies mehr als Niebuhr, wie sehr er sonst in der Freiheit von dem Treiben der großen Welt, aus dem es ihm immer wie ein „Totengeruch“ entgegenschlug, die Seligkeit seiner „schuldlosen Studien“ fühlen mochte. Er schloß in diesem Sommer mit seinem zweiten Bande ab. Rechte Freude hatte er auch daran nicht gehabt, und er fürchtete, daß sein Buch die Spuren seines Zustandes zu sehr tragen werde. Er fand, daß die Gegenstände weit beschränkter und der Erleuchtung nicht fähig wären, welche sich für viele des ersten Bandes dargeboten habe. Es sei nur eine Spezialgeschichte und trockner Art, ja er meinte, daß die Arbeit zu langsam gegangen sei — nachdem er in fünf Monaten sein Ziel erreicht hatte. Dann aber glaubte er doch sagen zu dürfen, daß der Band an Inhalt wohl ebenso reich und an streng ausgemachtem Gewinn für die Wissenschaft wohl noch reicher sei als der erste. Er enthalte keine einzige leichtsinnig oder zu gewagt hingeworfene Zeile, nichts, was er nicht nach strenger Prüfung niedergeschrieben habe. Und schon dachte er an die Fortsetzung, an eine ganze Reihe von Bänden bis zu der Epoche hin, wo Gibbon eingesetzt hatte. Für den Winter plante er eine neue Vorlesung über die Altertümer und dachte gleich ein Handbuch dafür zu schreiben. Zugleich aber lockte ihn Griechenland „mit demselben Reiz wie in den Jugendjahren“. Von allen Seiten drängten sich ihm die Probleme entgegen. Er schwelgt in dem Gedanken, über das goldene Zeitalter Griechenlands zu schreiben, danach über die Entstehung der Wissenschaften und über den Untergang der Poesie; über die unermeßliche Kluft zwischen dem Zeitalter des Perikles und dem des Demosthenes; ein Werk über die gesamte alte Literatur; über die verlorenen Werke, über die vorhandenen; von Homer bis auf

die Byzantiner. „O wie würde man“ ruft er aus, „die Philologie hegen, wenn man wüßte, wie zaubrischen Genuß es gewährt, in der schönsten Vergangenheit lebendig zu weben. Das Lesen ist der kleinste Teil: die Hauptsache das Einheimischsein in Griechenland und in Rom in den verschiedensten Zeitaltern. So lebendig möchte ich die Geschichte schreiben, den schwankenden Vorstellungen feste unterschieben, die verworrenen entwickeln, damit man bei dem Namen eines Griechen aus Thucydides' und Polybius' Zeitalter, eines Römers aus Catos Zeit oder Tacitus' die Grundidee ihres ganzen Seins habe. Möge es mir je gelingen können! Am Stoff fehlt es nicht, wir können uns damit gar nicht entschuldigen, wenn es nicht geschieht: es liegt ganz allein bei uns.“ Es waren die Stoffe, welche auch Böckhs Phantasie erfüllten und die auch vor seinem ebenso historisch gerichteten Geiste bereits feste Umrisse und Gestalt gewannen. In diesem Sommer aber beschäftigte diesen neben der fortgesetzten Arbeit am Pindar, dessen Druck der Vollendung entgegenging, vor allem die Einrichtung des Seminars, nachdem er selbst die Statuten entworfen hatte.[1]

Auch das theologische Seminar trat im Laufe des Semesters ins Leben, und De Wette versammelte daneben noch des Sonnabends einen Kreis besonders vertrauter Schüler um sich, die er in die Ideen seines Heidelberger Lehrers einzuführen suchte. Er war zufriedener als je. Die Zeitumstände, schreibt er an Fries, seien ein wenig schlecht, die Einquartierungen und der Steueraufschlag lästig; erkaufe aber der Staat mit diesen Aufopferungen seine Existenz, so wolle er mit Freuden noch mehr geben. „Die Universität hat nicht gelitten. Wie viel die Inskription im ganzen beträgt, weiß ich nicht, aber die theologische beträgt über 40. Ich habe in der Exegese 50, sonst 40 und 30 Zuhörer. Ist das Verfall der Universität?“ Besonders glücklich zeigte er sich über die Freiheit des Wortes, die ihm von der Regierung gelassen wurde. In Heidelberg würde er nicht so frei gesprochen haben wie hier, ohne verketzert zu werden. Und ähnlich die anderen, Lehrer und Schüler. Der Ruf unserer Hochschule, eine Arbeitsuniversität zu sein, war schon damals gerechtfertigt; man war fleißig in allen Fakultäten.

Auch im Schoße des Senats war seit Fichtes Selbstverbannung der Friede eingekehrt. Die weltmännische Art Savignys hatte die Wogen geglättet. Das zeigte sich ganz besonders bei dem Zwiespalt mit der theologischen Fakultät, der doch schwer genug war, und den er mit so leichter und sicherer Hand beseitigte. Ebenso herrschte zwischen dem Departement, wo man die Verdienste des neuen Rektors dankbar anerkannte, und der Universität volle Harmonie; und wenn die tiefgreifende Umarbeitung der Statuten durch die Viererkommission dort so leicht

1) Vergl. den Brief an Schütz vom 9. Oktober 1812, I, 13, der uns beweist, wie völlig auch er bereits mit Wolf gebrochen hatte.

Annahme fand, so wird jenes Verhältnis dazu gewiß nicht wenig beigetragen haben. Ja die Universität ward von der Regierung mehr in Ruhe gelassen, als es ihr selbst lieb sein konnte, denn der Minister versagte sich leider, von der Einrichtung der beiden Seminarien, für die je 500 Taler bestimmt wurden, abgesehen, fast allen Wünschen in bezug auf den Ausbau der Fakultäten, welche von der Universität an ihn gebracht wurden.

Vergebens hatte Reil zu Anfang des Jahres direkt bei Hardenberg die Ziele zu erreichen gesucht, für die er seit Jahren kämpfte, und sich zu mündlichen Erläuterungen seiner Ideen erboten. Der Staatskanzler überwies das Gesuch korrekterweise zur Begutachtung an das Departement, wo man über dies Vorbeigehen Reils an der nächsten Instanz wenig erbaut gewesen sein wird. Reil hatte Hardenberg zunächst um die Berufung eines Geburtshelfers ersucht, wozu er seinen jungen Hallenser Kollegen Meckel vorgeschlagen, ferner als Professor der „medizinischen Institutionen“ seinen vielgeliebten Schüler Nasse, der seit Michaelis wieder in Bielefeld praktizierte, als den besten, den er dafür zu nennen wisse, und der vielleicht mit ein paar hundert Talern gewonnen werden könne, da er ein reicher Mann sei. Drittens war er auf seine Lieblingsidee zurückgekommen, die Errichtung eines Lehrstuhls für philosophische Physik; denn der Geist der Studierenden sei zu sehr auf die tote Seite der Natur gerichtet, da der Arzt es doch nur mit dem Leben und seinen Antinomien zu tun habe. Und er hatte nochmals Schelling selbst oder Steffens in Vorschlag gebracht. Weiter hatte er auf die Notwendigkeit hingewiesen, eine Professur für die psychische Heilmethode zu errichten und eine Abteilung in der Charité dafür zu begründen. Dazu gehöre aber, daß in die Verwaltung dieser Anstalt mehr Einheit gebracht und besonders der Unterricht der Militär- und Zivilärzte unter dem Departement der allgemeinen Polizei vereinigt werde: „Zwei Akademien an einem Orte gleichen einem Vulkan, dessen Explosionen nicht zu hindern sind. Dem Staat kosten sie doppelte Summen, und das platte Land bleibt doch ohne Ärzte: die Militärärzte erreichen den Grad der Vollkommenheit nicht, den sie bei einer anderen Einrichtung hätten erreichen können.“ Er wies auf Wien hin, wo man eben jetzt die Josephinische Akademie aufhebe und sie mit der medizinischen Fakultät verbinde.

Schuckmann hatte von jeher Widerspruch gegen die Ideen Reils erhoben, die seinem „bon sens“ phantastisch erschienen; schon aus seiner Bayreuther Zeit haben wir Äußerungen dieser Art. Seitdem hatte er sich bei dem wachsenden Einfluß der naturphilosophischen Richtung in dieser Haltung nur bestärkt. Seine Stimmung wurde nicht verbessert, als im Februar 1812 ähnliche Vorstellungen aus der Studentenschaft selbst an den Staatskanzler gelangten. Sie wurden ihm zunächst mündlich vorgetragen durch drei Deputierte, zwei Doktoren und einen Kandidaten, die im Namen sämtlicher hier studierender junger Ärzte sprachen,

worunter man doch wohl die Medizin-Studierenden, wenigstens die älteren Semester zu begreifen hat. Hardenberg hatte die jungen Herren wohlwollend angehört, ihnen dann aber aufgetragen, ihre Wünsche schriftlich zu wiederholen, und danach auch über sie von Schuckmann Bericht eingefordert. Es waren im wesentlichen die Forderungen von Reil, und sie waren sicherlich im engen Einvernehmen mit ihm beschlossen. An erster Stelle verlangten die jungen Mediziner den philosophisch-physikalischen Lehrstuhl. Ohne Schelling oder Steffens zu nennen, zielten ihre Worte offenbar auf einen dieser Philosophen, welche, wie sie die Naturwissenschaften in organischen Zusammenhang und unter allgemeine Gesichtspunkte gebracht, so auch die Heilkunde aus den engen Schranken der Empirie mit Kraft zu einer höheren Stufe erhoben hätten. Es scheine unmöglich zu sein, den jetzigen Fortschritten ihrer Wissenschaft in Deutschland zu folgen, ohne mit den Ansichten jener erhabenen Geister vertraut zu sein. „Und wer würde es wagen, sich dem großen Beruf eines Arztes zu weihen, der nicht Kraft und Mut in sich fühlte, mit unerschrockener Besonnenheit zu dem tiefsten Born der Wahrheit hinabzusteigen? Schon der Vater der Heilkunde verwies seine Jünger auf die philosophische Betrachtung der Natur, indem er sie lehrte, daß ein denkender Arzt den Göttern ähnlich werde; sollten wir Anstand nehmen, seinem Ruf zu folgen?“ An zweiter Stelle forderten sie einen Lehrer, der die Natur der Krankheiten ihrem Wesen nach erkennen lehre und auch auf diesem Felde, der der Tummelplatz der Unwissenheit und der niedrigsten Empirie sei, eine durch Vernunft und Erfahrung begründete Scienz schaffen könne und so der großen Idee einer wahrhaftigen Theorie der Heilkunde immer näher führe. Man möchte denken, daß sie damit einen Pathologen herbeiwünschten. Vielleicht aber hatte Schuckmann recht, wenn er vermutete, daß sie dabei an Nasse dachten, der, wie er schreibt, die Kranken in den Schlaf magnetisiere und die Inspirierten dann ihre Krankheiten demonstrieren lasse, und auf dessen Berufung schon wiederholt bei ihm angetragen sei; wenn sie nicht gar, wie er spottend hinzufügt, daran dächten, daß Schelling am Ende dies im Nebenamte leisten könne: denn da außer anderen Professoren auch der Oberbergrat Reil Pathologie lese, so scheine es selbst nach Ansicht dieser angeblichen Deputierten nicht an einem Lehrer zu fehlen, der die Krankheiten erkläre, wie sie durch die Natur des Menschen notwendig wären.[1] Ihre dritte Forderung betraf, wieder ohne einen Namen zu nennen, den Lehrstuhl für Geburtshülfe sowie ein gynäkologisches Institut, wobei sie auf die Mängel und Schwierigkeiten hinwiesen, denen die Studierenden bei der jetzigen Verfassung der Charité begegneten. Und eine vierte endlich die Errichtung einer Irrenanstalt, verbunden mit einer Sammlung von Materialien

1) Ob und wie weit Nasse und Reil sich mit der magnetischen Heilmethode eingelassen haben, kann ich nicht sagen, jedenfalls nicht in der Weise, wie Schuckmann es insinuiert.

zur Begründung der Psychologie als einer Wissenschaft, die für den Arzt unentbehrlich sei. Einer der Deputierten, dessen Name unter jener Eingabe an zweiter Stelle steht, war der Dr. med. et chir. Peter Krukenberg, derselbe, der zwei Jahre später von Schuckmann selbst als Extraordinarius nach Halle berufen und, nachdem er 1822 an Nasses Stelle getreten, volle 40 Jahre als Meister seines Faches eine Zierde der Universität geworden ist. Er war wohl der Führer der Partei; und gerade seine Beteiligung zeigt uns, daß Reil hinter der Demonstration für seine Pläne stand. Denn Krukenberg gehörte bereits zu den Intimen des Reilschen Hauses, aus dem er nach wenigen Jahren die Lebensgefährtin gewonnen hat.[1]

Schuckmann widersprach unbedingt allen jenen Wünschen und Forderungen[2], und wir werden ihm nur recht geben können, wenn er, dem gesunden Menschenverstande getreu, seine Mitwirkung dazu versagte, einen Meister der Kunst zu berufen, welcher durch Schlaf die Weisheit geben wolle. Weniger versteht man es, daß er sich auch der dritten und vierten Forderung versagte. Er fürchtete aber, daß auch diese Professuren mit Anhängern der Reilschen Ideen besetzt werden könnten, über die er, zumal in bezug auf Psychologie, seinen Spott ausschüttete. Man ziele, meinte er, wahrscheinlich auf den Plan, Monbijou in eine Irrenanstalt für die physische Heilmethode zu verwandeln und dort außer den vielen anderen aus Reils Rhapsodien über die psychische Kurmethode der Irren Seite 453 zu ersehenden Bedürfnissen, als Ackerbau, Viehzucht, Grotten und magische Tempel, auch eigene Schauspiele und Konzerte für die Verrückten zu errichten. Es bedürfe wohl keiner Anführung der Gründe, die ihn gehindert hätten, eine solche Forderung in Antrag zu bringen. Man möge, so erklärte er, die angeblichen Deputierten dahin bescheiden: was der Universität nötig, nützlich und für sie nach den Verhältnissen tunlich sei, werde von der Behörde unter

1) Übrigens wirkten bei Krukenberg noch andere sehr persönlich gefärbte Gründe mit. Denn in denselben Wochen war er mit mehreren Lehrern innerhalb der Charité scharf aneinander geraten, mit Gräfe, Mursinna und besonders mit Kohlrausch, den er durch Widerspruch vor der Korona der Kommilitonen an seinem empfindlichsten Punkte, der Eitelkeit, getroffen hatte; Vorgänge, die ihn vor das Universitätsgericht führten und ihm trotz seiner Jahre und seiner Stellung noch eine längere Bekanntschaft mit dem Karzer vermittelten.

2) Gerade weil die Partei der Naturphilosophen durch Männer von Ruf und Genie bereits ein Übergewicht erhalten hätte, könne er nicht für einen Philosophen dieser Richtung stimmen. Um dieses System und seine Sprache kennen zu lernen, genüge Solger vollauf. Schelling würde, auch wenn man ihn berufen wollte, nicht kommen, „und Oken“, schreibt er, „hat, um seine Vorgänger zu überspringen, meiner Überzeugung nach die Träume und hohlen Worte so sehr bis zum offenbaren Unsinn ausgesponnen, daß die Zeit nicht fern sein dürfte, wo sie wieder aus der Mode fallen werden, in die sie das Genie ihres Urhebers und einige Anhänger gebracht haben.“ Steffens aber stehe in Breslau als Naturphilosoph allein; er habe dort ein hinreichendes Gegengewicht und könne durch Reibung nur nützen. Seine Berufung nach Berlin würde er dagegen niemals beantragt haben.

dem Beirat reifer, sachkundiger Männer erwogen, und es gezieme den Studierenden nicht, sich Vorschläge darüber anzumaßen.

Schuckmann konnte seine Abwehr der Reilschen Theorien auch deshalb so scharf gestalten, weil die Meinungen in der Fakultät darüber in der Tat sehr geteilt waren. Das zeigte sich bei einem neuen Gesuch um Beförderung, das Wolfart in diesen Wochen bei ihm einreichte und das er der Fakultät zur Begutachtung überwies. Während nämlich Reil jetzt, im Gegensatz zu seinem Verhalten vor einem Jahr, für das Gesuch mit großer Energie eintrat,[1] sprach sich Rudolphi ebenso energisch gegen den Antrag aus; er tadelte sowohl die Entziehung Wolfarts von der Habilitation wie seine schriftstellerischen Leistungen, seine Leichtgläubigkeit und seine schlechten Lehrerfolge. Es kam darüber zu einer völligen Spaltung in der Fakultät; Gräfe und Hufeland standen bei Reil, Horkel und Knape bei Rudolphi. Diesen aber folgte Schuckmann, und Wolfart erreichte das Ziel seines Ehrgeizes auch diesmal nicht und mußte sich nun doch bequemen, trotz seiner hohen Selbsteinschätzung als Professor des Hanauer Gymnasiums und seiner literarischen Großtaten den regelrechten Weg der Habilitation einzuschlagen.[2] Auch ein Rivale von ihm, Dr. Richter, der seit zwei Semestern immatrikuliert war, der Sohn des Göttingers, ward mit seinem Gesuch um ein Extraordinariat abgewiesen, obwohl ihm nicht nur die Autorität des Vaters, sondern auch die Protektion Hardenbergs, welche Wolfart damals noch fehlte, zur Seite stand. Die medizinische Fakultät, der auch dies Gesuch vom Departement zur Begutachtung vorgelegt wurde, weigerte sich trotzdem, und zwar diesmal einstimmig, den jungen Kollegen zu befördern. Sie wies darauf hin, daß der Bittsteller noch keine wissenschaftlichen Leistungen aufzuweisen habe, und erlaubte sich außerdem hinzuzufügen, daß es überhaupt für die Universität wenig ersprießlich wäre, nur Extraordinarien statt Ordinarien zu erhalten. „Wir wissen," schrieb sie, „aus Erfahrung, daß viele Studenten Berlin wieder verlassen, was allerdings zur Verbreitung nachteiliger Gerüchte im Auslande Anlaß geben kann." Schuckmann war offenbar mit dieser Antwort, wenigstens ihrem ersten Teil, nicht unzufrieden; denn er konnte sich dem Staatskanzler gegenüber darauf berufen, als dieser, an den sich mittlerweile Vater Richter persönlich gewandt hatte, noch einmal für seinen Schützling eintrat. Auch Richter ward abschläglich beschieden und, als er dann schleunigst eine Schrift drucken ließ und ein erneutes Gesuch einreichte, damit lediglich an die Fakultät gewiesen. Wenn hier die Interessen der Fakultät und des Departements zusammengingen, so gingen sie in einem dritten Falle auseinander, obschon es Rudolphi war, den Schuckmann damit zurückstieß. Es handelte sich diesmal um den Dr. Rosenthal, der sich Ostern

1) Dies läßt in der Tat darauf schließen, daß Reil damals begonnen hatte, sich für die im Magnetismus geheimnisvoll wirkenden Kräfte zu interessieren.

2) Im Sommer 1814 erscheint sein Name wieder unter den Privatdozenten im Katalog.

1811 habilitiert hatte und den Knape und Rudolphi als Prosektor anstellen wollten. Sie verwandten sich beide nachdrücklichst für ein Gehalt desselben. Schuckmann hatte zwar gegen die Salarierung dieses hervorragenden Anatomen, der als Freund und Kollege Rudolphis von vornherein willkommen war, an sich nichts, wünschte aber, daß dieselbe von den Gebühren der Ordinarien, da sie ja dadurch erleichtert würden, abgezogen werden sollte; wogegen diese sich energisch wehrten, indem sie ausführten, daß von einer Erleichterung ihrer Arbeiten keine Rede sei, sondern nur von einer Unterstützung der Präparanten, denen sie sich dann um so ausführlicher widmen könnten und müßten.

In der philosophischen Fakultät ging es ungefähr ebenso zu: was nichts kostete, ward bewilligt; für jede Ausgabe aber stieß man im Departement auf taube Ohren. Daß Turte als Extraordinarius in die Vakanz von Hermbstädt einrückte, wofür die Fakultät am 27. Januar einkam, hielt auch Schuckmann für gerechtfertigt, und die Ernennung erfolgte umgehend; denn als Professor bei der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Akademie bezog Turte bereits sein Gehalt. Willdenow aber erhielt keinen Nachfolger, obgleich das nahe Halle an Kurt Sprengel eine ungewöhnliche Kraft dafür besaß und dieser selbst sich zu der Stelle meldete. Auch Oltmans, der 1812 die Stelle, zu der ihn Wilhelm von Humboldt schon vor zwei Jahren erhoben hatte, aufgab, weil die französische Regierung ihm eine Unterpraefektur in seiner Heimat angetragen hatte,[1] bekam keinen Ersatzmann. Ungefragt dagegen erhielt die Fakultät in dem jungen Jenenser Bernstein einen Extraordinarius für die orientalischen Sprachen, für den De Wette bei Schuckmann eingetreten war. Der Fakultät war dies gar nicht recht, sie suchte noch im letzten Augenblick vorzubeugen, indem sie Ludwig Ideler für dies Fach vorschlug, erhielt aber den kurzen Bescheid, daß die Regierung schon einen auswärtigen jungen Gelehrten berufen habe; Ideler stehe es frei, als Akademiker Vorträge zu halten; ein Gehalt für ihn sei nicht vorhanden.

Daß die Juristen in Göschen einen bei dem Departement wie der Fakultät genehmen und hochnötigen zweiten Vertreter des römischen Rechts noch im Winter 1812 bewilligt erhalten hatte, hörten wir bereits. Doch wurde auch er erst am 19. Februar 1813 ernannt, wonach also anzunehmen ist, daß auch sein Gehalt zunächst in der Kasse geblieben ist; erst im Katalog vom Sommersemester 1813 erscheint er unter den Ordinarien.

Voll befriedigt wurden nur die Wünsche der theologischen Fakultät durch die Besetzung ihres vierten Lehrstuhls, für den Schuckmann ja bereits im Sommer 1811 das Gehalt aus dem Kabinett bewilligt erhalten hatte. Am 5. No-

1) Die Verdienste Oltmans' um Alexander von Humboldts großes Werk hatten ihm die Medaille des Pariser Instituts eingetragen und die Augen der Kaiserlichen Regierung auf ihn gelenkt.

vember 1812 richtete die Fakultät den Antrag an das Departement, für die Fächer der Kirchengeschichte und der Dogmatik, deren ersteres allein Marheineke, letzteres allein Schleiermacher versehe, einen neuen Lehrstuhl zu errichten, da es bisher an aller Konkurrenz fehle und durch zu häufige Wiederholung derselben Vorlesungen der Eifer der Lehrer darin abgestumpft werden müsse. In sehr umständlicher Weise, indem sie eine in vier Klassen geteilte Generalrevue über alle irgendwie in Frage kommenden deutschen Universitätslehrer veranstaltete, erörterte sie die Chancen, die sich für eine Besetzung der beiden Fächer darbieten würden, um schließlich ihre Vorschläge auf vier Kandidaten, einen aus jeder Klasse, zu konzentrieren: Martini, Stäudlin, Bengel und Neander. In die erste Klasse setzten sie die wenigen, welche vermöge ihres wissenschaftlichen und religiösen Geistes und ihrer gründlichen und weitumfassenden Gelehrsamkeit die erste Zierde der theologischen Literatur seien und deren Erwerbung der Fakultät, ja der ganzen Universität zum Ruhme gereichen werde. Es waren Planck, der Vater, in Göttingen, Schmidt in Gießen und Martini in München — dieselben die schon einmal abgelehnt hatten und in deren Kommen die Fakultät daher auch diesmal die größten Zweifel setzte; sie waren nur ehrenhalber genannt worden. Ihnen zunächst nannten sie eine Reihe älterer Theologen, die aber an Ruf und Gelehrsamkeit jenen nicht gleichkämen und mancherlei Ausstellungen ausgesetzt wären. Es waren: Ammon in Erlangen, Gabler in Jena, Keil in Leipzig, Paulus in Heidelberg, Stäudlin in Göttingen, und in zweiter Linie noch Daub in Heidelberg, Pott in Göttingen, Schleusner in Wittenberg und Vogel in Erlangen, die sich aber in beiden Fächern, deren Besetzung man suche, nicht versucht hätten. An dritter Stelle folgten solche, die in der Mitte ihrer Laufbahn ständen und schon übersehen ließen, was sie leisten würden. Von diesen erhielt jeder eine kurze Charakteristik, wobei die Vorzüge und die Mängel gegeneinander abgewogen wurden: was dem einen fehlte, ersetzte der andere, aber niemand vereinigte nach Ansicht der Fakultät das zwiefache Maß der Kenntnisse und Eigenschaften, das verlangt wurde. Nur etwa von dem Pfarrer in Annaberg, Brettschneider, glaubte die Fakultät voraussetzen zu können, daß er als ein guter biblischer Theolog und Dogmatiker von gründlichen Kenntnissen auch in der Kirchengeschichte mit Glück arbeiten werde. Berthold in Erlangen, Schott in Jena und Wegscheider in Halle sollten einen mangelhaften Vortrag besitzen, von Gesenius aber meinte die Fakultät, daß er, obgleich er ein trefflicher Orientalist sei und auch Kirchengeschichte lese, fast ausschließlich eine philologische Tendenz habe. Weniger Gutes konnte sie, auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Leistungen, von Wegscheider in Halle sagen: er habe sich als mittelmäßiger Exeget des Neuen Testaments gezeigt, in der Kirchenhistorie und Dogmatik aber als Schriftsteller gar nicht. Und noch schlechter kam Tschirner in Leipzig weg, obschon er beide Fächer las und die Fakultät ihm exegetische Kenntnisse nicht absprechen

wollte: aber in der Kirchengeschichte habe er sich weder als bedeutender Forscher noch als geistreicher Darsteller gezeigt und in der Dogmatik sei er jener rationalistischen Methode zugetan, die ‘weder kalt noch warm sein, es weder mit der Vernunft noch mit der Offenbarung verderben wolle und jetzt schon ziemlich antiquiert sei; auch sei sein Vortrag breit und affektiert.[1] Daß die an dritter Stelle Genannten, Brettschneider etwa ausgenommen, alle mehr oder weniger geneigt wären, den Ruf anzunehmen, glaubte sie voraussetzen zu dürfen: Berthold, Gesenius und Wegscheider würden, zumal der letzte, am leichtesten zu gewinnen sein und Bengel vielleicht nur durch politischen Zwang zurückgehalten werden, da er sonst wohl gern seinen engen Wirkungskreis verlassen würde. Zur vierten Klasse endlich rechnete die Fakultät die vielversprechenden Anfänger. Zunächst Planck den Sohn, der, obschon kein eminenter Geist, sich zu einem gründlichen und gelehrten Theologen bilden werde: aber Göttingen halte ihn fest, und seine Kränklichkeit sei bedenklich. Winzer in Wittenberg sei sehr empfehlenswert, freilich nicht für die Dogmatik und Kirchenhistorie, da er lediglich exegetische Tendenz habe. Und so kam sie endlich, fast an letzter Stelle (denn noch ein junger Kirchenhistoriker, Kotte in Jena, wurde nur nebenbei genannt) auf den Kandidaten, den sie offenbar von vornherein und vermutlich bereits im Einvernehmen mit dem Departement ins Auge gefaßt hatte: Neander in Heidelberg. Dieser erwecke die größten Hoffnungen; er verbinde Gelehrsamkeit mit religiösem Sinn und hellem Verstande und, da er erst seit kurzem als Professor extraordinarius ohne Gehalt angestellt sei, würde er unter mäßigen Bedingungen wohl zu haben sein. Es war der „Julian“, der Neander den Ruf verschafft hatte. Nicolovius selbst hatte dies Buch, das er von Perthes, der es verlegt hatte, als Geschenk bekommen, gelesen, und auf ihn und Schleiermacher werden wir es vor allem zurückzuführen haben, daß der Erneuerer der Kirchengeschichte unserer Universität gewonnen worden ist. Sicherlich hat aber auch Niebuhr, der mit Nicolovius in diesen Wochen besonders eng verkehrte, — sie waren Hausnachbarn geworden — für seine Berufung gewirkt. Ihm imponierte das historische Verständnis, mit dem Neander den durch den Konfessionalismus geschaffenen Bann gebrochen hatte, unter dem das Andenken

1) Dies Urteil fällt umsomehr auf, als De Wette in dem Brief an Fries vom 15. Juni behauptet, man habe den Dr. Tzschirner als vierten Theologen berufen, aber nicht erhalten. „Das erzählen Sie den Herren, welche den Verfall der hiesigen Universität träumen!“, schreibt er. Ich möchte hier fast einen Irrtum De Wettes annehmen, falls nicht etwa das Departement, ohne sich an die Fakultät zu wenden, eine Anfrage an den Leipziger Professor gerichtet hat, dessen theologische Richtung mit den Ansichten Schuckmanns ja besser übereinstimmte als mit denen Schleiermachers. Dies könnte auch das harte Urteil der Fakultät erklären. Als ein für Schuckmann besonders wirksames Argument führte sie bei Tzschirner noch an, daß er, da er in seinem Vaterlande Aussichten habe, die größten Ansprüche machen und man in ihm die Mittelmäßigkeit zu teuer erkaufen werde.

dieses nach Hadrian geistreichsten römischen Kaisers lange Jahrhunderte hindurch gehalten worden war. „Sie haben“, schreibt er an Perthes, „darüber nicht zuviel Gutes im voraus gesagt. Der Gegenstand ist von der Art, daß der Verfasser dem Leser dabei entweder lieb oder unangenehm werden muß; und mir ist er sehr lieb geworden. Ich finde die Ansicht klar, richtig und gerecht und durch und durch eine höchst erfreuliche, tiefe Wahrheit: an der labe ich mich, weil sie gerade jetzt so selten ist, wie an einer Quelle, und freue mich der Liebe des lauteren, frommen Historikers für den edlen Mann, der nur äußerlich Unrecht tat. Dafür hat er freilich büßen müssen, zuerst durch die Verdammung der dummen Zeloten, und weil dieses dreizehnhundertundfünfzigjährige Fegefeuer noch nicht scharf genug war, durch die gemischte Freude und Verachtung der ‘philosophes du 18me siècle’. Hoffentlich hat Neander ihn jetzt erlöst und er wird den wahren Frommen so lieb werden, wie er es schon Ihrem Schwiegervater gewesen sein muß,[1] als er das Lied an die Sonne mit Anmerkungen schrieb.“

So ward die Entscheidung vom Departement rasch getroffen. Bereits im Dezember hatte Neander den Ruf in den Händen. Wenn sich die Sache dennoch hinzögerte, so lag das nicht an den Berlinern, sondern an dem nicht ganz verständlichen Verfahren des jungen Gelehrten, dessen Weltfremdheit ja in späteren Jahren sprichwörtlich geworden ist. Denn nachdem er sich zur Annahme des Rufes endgültig bereit erklärt hatte, unter den Bedingungen, die ihm vom Departement im wesentlichen bereits bewilligt worden waren (800 Taler), schwenkte er plötzlich um, als die badische Regierung ihn durch ein Ordinariat mit einem Gehalt von zunächst 800 und vom zweiten Jahre ab von 1000 Gulden zu halten suchte. In Berlin war man, auch in der Fakultät, durch diese Wendung peinlich überrascht. Ein schwaches und in jeder Hinsicht schwer zu entschuldigendes Verfahren nannte es Marheineke, der als Dekan die Korrespondenz mit dem früheren Kollegen geführt hatte: nur die zudringlichen Bitten seiner Freunde, von denen er mehr, als er vertragen könne, bestürmt sei, und seine eigene jugendliche Unerfahrenheit könnten es erklären. Schuckmann aber ließ sich durch diesen Querzug nicht irritieren. Er ignorierte einfach das zweite Schreiben Neanders und unterbreitete auf Grund des ersten den Antrag dem Kabinett, aus dem dann die Ernennung umgehend zurückkam. Zum Glück erhielt Neander die preußische Ernennung, bevor noch die badische an ihn kam, so daß er den Ausweg aus den sittlichen Beklemmungen, die ihm sein Vorgehen gemacht hatte, als „von der Gottheit gesandt“ einem Freunde melden konnte, dem er schon das Gegenteil geschrieben hatte.[2] Und nun zögerte er auch mit der Abreise nicht

1) Reimarus. Der Brief Niebuhrs wird in der Ausgabe II, 102 in den Februar 1813 gesetzt, gehört aber schon vor den vorhergehenden, der in den Dezember 1812 gestellt ist.

2) Vergl. seine Briefe an Karl Meyer, welche in Verbindung mit dem Berichte Marheinekes an Schuckmann vom 8. Januar (K.-M. IV, 5, II) den Vorgang deutlich machen.

länger. Noch im März, als der Sturm schon losgebrochen war und von Ost und West die Völkerheere gegeneinander zogen, gelangte er auf weitem Umwege, über Heilbronn, München, Nürnberg, Karlsbad und Dresden zur Hauptstadt Preußens, deren Bürger er von nun an bis an sein Ende bleiben sollte.

Im übrigen ließ es sich auch im Winter 1812 an der Universität so an, als ob alles seinen gewohnten und ruhigen Gang gehen sollte. Die Frequenz hatte sich wiederum gehoben; es gab 146 Immatrikulationen, und die Fakultäten nahmen daran, auch in bezug auf die Ausländer, in dem entsprechenden Verhältnis teil.[1] Man wird nicht zu hoch rechnen, wenn man die Gesamtzahl in diesem Semester auf mehr als 700 Studierende ansetzt. Auch über den Fleiß hatten wenigstens diejenigen, die überhaupt auf Zuhörer rechnen konnten, nicht zu klagen; die Auditorien waren voller als je.

Untergang der Großen Armee.

Es waren die Wochen, in denen die Nemesis endlich den Titanen erreichte, der die Fürsten und Völker Europas unter seinen Willen hatte beugen wollen. Am 14. September war das kaiserliche Heer, soviel davon noch übrig war, denn zwei Drittel hatten Strapazen und blutige Schlachten bereits aufgerieben, in Moskau eingerückt: am 19. Oktober trat es den Rückzug an, Verwüstung und Trümmer hinter sich lassend und der Verzweiflung und Vernichtung entgegengehend. In Deutschland hielt die fürchterliche Stille zunächst noch immer an. Nur dumpfe Gerüchte drangen über die Grenze. Erst am 12. November meldeten die Berliner Zeitungen, daß der Kaiser Moskau verlassen habe. Dann jedoch häuften sich in rascher Folge die Nachrichten. Am 21. November wußte man in Berlin bereits, daß das Hauptquartier nach Smolensk verlegt sei; am 5. Dezember, daß auch diese Stadt geräumt sei; am 10. erfuhr man das Unheil an der Beresina, kaum 14 Tage nach der Katastrophe; bis das 29. Bulletin auch die letzten Schleier zerriß und das Werk der Vernichtung hüllenlos aufdeckte: die Große Armee war aufgelöst, und wie eine Riesenwoge des Verderbens wälzten sich ihre Trümmer gegen die preußische Grenze. Würden sie daran zerschellen oder in grausiger Überschwemmung auch das eigene Land zur Stätte der Verwüstung machen? Schon hatte die Vorhut dieses Zuges des Todes, menschen- und viehverderbende Seuchen, ihren Einzug in Ostpreußen gehalten. Hunderte, so hörte man, darunter Ärzte und Professoren, raffte in wenigen Wochen in Königsberg der Typhus hinweg; Lazarette und Privathäuser waren dort voll von Kranken, und an allen Landstraßen lagen die Opfer. Würden ihnen die er-

---

1) Theologen Juristen Mediziner Philosophen

Inländer	18	23	20	19
Ausländer	8	14	26	18

barmungslosen Sieger folgen, würden die Verfolgten Schutz finden beim König, oder würde das Gottesgericht, das die Unterdrücker in den Eiswüsten Rußlands geschlagen hatte, ihn von dem Rechte überzeugen, die Ketten, die jene über ihn und sein Volk geworfen hatten, zu zerbrechen und für sein Haus, seine Krone, für Preußens und Deutschlands Freiheit den Kampf um Sein und Nichtsein zu wagen? Das waren die Fragen, die auf jeder Lippe schwebten und tausendfache Empfindungen erweckten der Angst und der Sorge, des Kleinmuts und des Zweifels, des Hasses und der Hoffnung auf Freiheit, und jubelnder Begier nach Kampf und Rache. Die Stimmung, welche in den Kreisen der Professoren herrschte, malt ein Brief Solgers an seinen Freund Raumer vom 13. Januar. „Es ist ein schauerlicher Zeitpunkt," schreibt er: „was als Erlösung erscheint, kann uns das letzte Ende herbeiführen. Sie haben vollkommen recht, daß ein solcher großer Unglücksfall an sich noch gar nichts entscheidet, vielmehr wird sich dadurch erst recht die Schwäche derer offenbaren, die ihn nicht zu benutzen wissen. Ich habe keine Ruhe mehr, Tag und Nacht muß ich an die Weltbegebenheiten denken."[1] Und nicht lange darauf: „Die Überreste der Großen Armee strömen hier durch in dem elendesten Zustande. Es ist ein großes und erstaunenswürdiges Strafgericht Gottes ergangen. Vielleicht wißt ihr dort noch wenig von den einzelnen Umständen. Man schaudert, wenn man Augenzeugen davon hört, und es dürfte schwerlich ein ähnliches Beispiel eines so ungeheuren Elendes in der Geschichte vorhanden sein. Von der Art, wie dieser Zeitpunkt benutzt wird, muß das Schicksal Europas abhängen."[2]

Furcht und Hoffnung in Berlin.

Am 20. Januar trafen die ersten Flüchtlinge in Berlin ein.[3] Seitdem strömten die jammervollen Reste der gewaltigsten Kriegsrüstung, welche die Welt gesehen hatte, täglich durch unsre Stadt. Viele blieben liegen, und auch hier füllten sich die Lazarette mit Verwundeten und Kranken. Schon aber hatte der Feind neue und unversehrte Truppen zur Stelle. Am 15. Januar war die Division Grenier in einer Stärke von 20000 Mann in Berlin eingerückt: italienische Truppen, die aus Süddeutschland in Eilmärschen herangeführt waren und im Zentrum des Staates Stellung nahmen, um die zurückflutenden Massen aufzunehmen und die Bundestreue des Alliierten zu sichern. Noch waren die Festungen, welche die Pässe über die Ströme von der Memel bis zur Elbe und alle Straßen beherrschten, in der Gewalt der Fremden; auch Spandau hatte eine französische Besatzung. Aber der Boden begann ringsumher zu erzittern, und das dumpfe Grollen, welches aus der Tiefe hervordrang (seit dem Dezember gab es in Berlin täglich Händel), bewies

1) Band II, Seite 261.

2) Ebenda, S. 265. Undatiert, aber nach dem 20. Januar. Zu dem Brief vom 14. Januar an Abeken gehört dieses Stück nicht, oder derselbe ist zu verschiedenen Zeiten geschrieben worden, denn jene Worte können nicht vor den 20. Januar fallen.

3) Niebuhr, 22. Januar, I, 537.

den Unterdrückern, wessen sie sich zu versehen hatten, sobald erst der König den Bann brechen und den Kampfruf erheben würde.

Neuer Zank Fichtes mit dem Senat und spez. mit Rudolphi.

Es berührt sonderbar, daß in diesen Tagen Fichte es nicht bloß für angezeigt hielt, den Zank vom vorigen Winter auf Grund jener Broschüre seines schlesischen Schülers abermals zu beginnen und das Departement zur Untersuchung der von ihm gerügten Mißstände in der Studentenschaft anzustacheln, sondern daß er vor dasselbe noch eine neue Beschwerde über Beleidigung durch einen Kollegen brachte. Mochte er sachlich wiederum Recht und selbst Ursache haben, sich gekränkt zu fühlen, so erscheint dennoch sein Vorgehen angesichts der ungeheuren Schicksalswandlung unsagbar kleinlich, und wir können das Benehmen des Mannes, der seine Aufgabe eben darin sah, die Zeichen der Zeit zu deuten, und seiner Nation ein Erzieher zur Freiheit sein wollte, kaum noch als einen Ausfluß maßloser Erbitterung, sondern nur noch als krankhafte Überreizung verstehen.

Den Anlaß bot ein Rencontre, das Fichte mit einigen Studenten gehabt hatte, die bei ihm Kolleg hörten, ohne belegt zu haben. Er hatte bei seinen Privatvorlesungen die Einrichtung getroffen, daß er zu einem bestimmten Termin, den er in die Mitte der zweiten oder den Anfang der dritten Woche des Kursus setzte, in diesem Semester also auf Mitte November, die Liste für seine Zuhörer schloß und von da ab das Hospitieren nur unter der Bedingung erlaubte, daß die Betreffenden sich bei ihm anmeldeten, damit er ihre Zulaßbarkeit beurteilen könne. Er begründete dies mit der Natur seiner Vorlesungen, die es durchaus nicht erlaubten, mitten im Kursus oder nach geschlossenem Numerus der Zuhörer für einzelne Stunden Hospitanten ohne Unterschied zuzulassen. Als daher mehrere Studenten nach dem von ihm festgesetzten Termin in die Vorlesung kamen, darunter ein gewisser Jacobi, den er schon einmal zugelassen, ein zweites Mal aber abgewiesen hatte, weil derselbe sich unnütz aufgeführt haben sollte, so ließ er dieselben durch den Pedell hinausweisen. Auch bei Friedländer war es zu ähnlichen Auftritten gekommen. Fichte hatte sich damit in Widerspruch zu alten Gewohnheiten des deutschen akademischen Lebens gesetzt, die auch in Berlin Einlaß gefunden hatten und wohl als gutes Recht von den Studenten betrachtet, von anderen Dozenten auch respektiert wurden, zumal, wie Fichte insinuierte, von solchen, die, wie der junge Biener, sich nicht großer Zuhörermengen erfreuten und daher weniger auf die Zahler als die Zahl ihrer Zuhörer sahen. Die Sache gestaltete sich aber für Fichte dadurch noch besonders peinlich, daß die von ihm Ausgewiesenen vor das akademische Gericht zitiert wurden, weil sie sich bei jenem Vorfall ungehörig benommen hatten, und ins Karzer wandern mußten. Indessen das Recht dazu war Fichte nicht zu verweigern; denn ein jeder Dozent durfte seinem Privatkolleg die Einrichtungen auch in Bezug auf das Honorar geben, die er für gut hielt. Der Senat beschloß darum, unter ausdrücklicher Anerkennung dieses Grundsatzes, daß jeder Lehrer, der für

seine Privatvorlesung besondere Bestimmungen einführen wollte, dies am Schwarzen Brett und zwar in jedem Semester von neuem anzukündigen habe. Um nun der Sache in den Augen der Studenten größere Autorität zu verleihen, suchte der Senat dafür die Bestätigung durch das Departement nach, kam aber zugleich um eine Vorschrift ein, wodurch alle Dozenten verpflichtet würden, jede in ihre Vorlesungen fallende Verletzung der Lehrer oder der dem Lehrer zukommenden Achtung unverzüglich dem Rektor der Universität anzuzeigen.[1]

Daß bei der Universität so wenig wie bei der Regierung die Absicht bestand, Fichte vor den Studenten bloßzustellen, daß man vielmehr auf beiden Seiten bemüht war, alles zu tun, um den Eigenrichtigen nicht von neuem aufzubringen, zeigt ein Bericht Uhdens an seinen Chef vom 2. Januar, worin er auf Grund einer Unterredung mit Savigny bat, dem schon entworfenen Reskript auf das zweite Gesuch des Senats eine andere Form zu geben, da die gewählte geeignet sein könnte, neuen Hader zu erwecken und so die Ruhe, welche Herr von Savigny mit vielem Glücke wiederherzustellen und zu erhalten so eifrig bemüht sei, zu stören. In jenem Reskript war nämlich in Differenz mit dem Antrag der Universität bestimmt worden, daß die Dozenten jene Anzeige dem Senat zur Prüfung einzureichen hätten. Uhden war nun von Savigny darauf aufmerksam gemacht worden, daß bei der bekannten ungünstigen Stimmung des Senats gegen Fichte letzterer sich hierzu nicht leicht würde bewegen lassen und der Senat sich immer geneigt finden möchte, einen solchen Antrag, der von seiner Seite komme, zu verwerfen. Schuckmann stand nicht an, die Änderung vorzunehmen. Fichte war aber auch so nicht zufrieden zu stellen. Ein Anschlag, dessen Entwurf der Rektor mit Bezug darauf in Zirkel gesetzt hatte, schien ihm abermals eine von seinen Feinden beabsichtigte Ehrenkränkung zu sein. Er forderte daher eine Abänderung der Worte, die ihm genüge. Savigny ging auch darauf ein, änderte den Entwurf so, daß Fichtes Ausstellungen erledigt wurden, und legte ihn in einem neuen Umlauf den Senatoren vor, mit der Aufforderung an den Gekränkten, zu erklären, ob er sich bei dieser Abänderung beruhige. Nun war die Reihe zu votieren vor Fichte bei Rudolphi, und dieser, der sich über den eigensinnigen Philosophen bereits weidlich geärgert haben mochte, setzte seinem Votum, das übrigens eine Bewilligung der neuen Form enthielt, die Worte hinzu: „. . . und glaube ich wohl nicht, daß je ein Anschlag hierüber könnte gemacht werden, den der Herr Professor Fichte bewilligte, als wenn er ihn selbst verfaßte“. Hierüber geriet Fichte, dem die Sache bekannt wurde, ganz außer sich und forderte vom Departement Genugtuung, nicht bloß in seinem Namen, sondern im Namen der durch Rudolphi tief gekränkten Ehre und Würde

1) Zwei Zuschriften von Rektor und Senat an das Departement vom 24. Dezember. I, 2, Vol. IX.

des Senates, in einem Schreiben, das man mit seinen Invektiven und den umständlichen, haarspaltenden und — man kann es nicht anders ausdrücken — rabulistischen Deduktionen heute nicht ohne Kummer lesen kann. Die Antwort des Departements auf diesen kaum zu entschuldigenden Schritt war so, wie ein jeder objektiv Denkende sie erwarten mußte. Es bezeichnete die Äußerung Rudolphis allerdings als ungehörig. Sie enthalte ein Urteil über den Kollegen, das diesen nicht ehre und das auszusprechen Herr Rudolphi weder aufgefordert noch veranlaßt sei. Dann jedoch heißt es weiter: „Herr P. Fichte hat ihm aber auch in eben der mitgeteilten Schrift mit einer Bitterkeit vergolten, die noch mehr die Grenzen der Mäßigung und die Gesetze der Achtung verletzt, die er der Universität und der vorgesetzten Staatsbehörde schuldig ist. Beide Männer haben entschiedenes Verdienst um die Wissenschaft und können in gewisser Beziehung Zierden der hiesigen Universität genannt werden. Es ist höchst unangenehm, daß den einen der Reiz mutwilliger Laune, den anderen ein verwundetes Ehrgefühl so weit von der Bahn des Rechten und Schicklichen abführen konnte.“ Der Rektor erhielt den Auftrag, beiden das Ungebührliche ihres Betragens unter vier Augen zu Gemüte zu führen, Fichte aber außerdem zu eröffnen, daß auf seine Denunziation weiter nicht eingegangen werden könne, weil dies zu Auftritten führen werde, welche das Departement zur Ehre der Universität zu vermeiden wünsche. Für die Zukunft wurde der Rektor dahin beschieden, daß er die Senatoren bei erster sich darbietender Gelegenheit, denn von dem gegenwärtigen Falle wünsche das Departement zu beider Bestem keinen Gebrauch zu machen, daran erinnern solle, jede persönliche Anspielung beim Votieren zu unterlassen. Savigny erfüllte sofort (am 31. Januar) den Auftrag, fügte aber die Versicherung hinzu, die er nötigenfalls zu erläutern und zu belegen bereit sei, daß die neulichen Anträge des Senats keineswegs aus gehässigen Gesinnungen und Handlungen ungenannter Professoren gegen Fichte hervorgegangen seien, und daß auch die Äußerungen des Professor Biener nach den Akten keineswegs in der von jenem vorgetragenen, sondern in einer ganz anderen und nur von den bereits bestraften Studierenden mißverstandenen Art geschehen seien. Zugleich stellte er anheim, ob jenes Verbot der Einmischung von Persönlichkeiten bei schriftlichen Voten nicht in die Statuten aufgenommen werden sollte. Letzteres verneinte das Departement; es glaube nicht, daß es dieser die Universität nicht ehrenden Festsetzungen bedürfe, da das begehrte Gesetz schon nach gemeinem Recht bestehe und dessen Befolgung von der Sittlichkeit und Bildung gelehrter Männer erwartet werden dürfe. Anderenfalls werde in Zukunft das Departement durch ernste Bestrafung der Schuldigen die beleidigte Würde des Senates zu rächen wissen (4. Februar). Wie die beiden die Rüge aufgenommen haben, wissen wir nicht. Es kam die Zeit, wo alle diese kleinlichen und fast lächerlichen Irrungen vor den großen Aufgaben und Erregungen des Momentes dahinsanken.

Stimmungen der Gleichgültigkeit vor dem Ausbruch der Krisis.

Ein Vorfall, der geeignet ist, Bedenken zu erwecken gegen die gewohnte Vorstellung, als ob in diesem Moment die Nation schon keinen anderen Gedanken mehr als den Kampf gegen die Unterdrücker gehabt und in fieberhafter Erwartung auf das erlösende Wort des Königs geharrt habe, und der uns eher an das Wort des Dichters erinnern könnte, daß der große Moment ein kleines Geschlecht gefunden habe. In der Tat hören wir mehr als einmal aus dem Munde der Patrioten solche Klage.[1] Und wenn man den König und seine Ratgeber nicht ohne Grund anzuklagen pflegt, daß sie es gewesen seien, welche durch ihre Zaghaftigkeit und ihr Unverständnis für die Aufgaben der Zeit die große Gelegenheit fast verpaßt hätten, so finden wir in der Masse nur allzu viele analoge Stimmungen, welche ihre Indifferenz einigermaßen erklären. Die Glut, die es in Flammen zu setzen galt, lag unter dichter Asche, und es bedurfte erst des stärksten Windzuges, um sie aufschießen zu lassen und von Provinz zu Provinz über das Land hinzujagen. Man lese nur die Briefe, welche Alexander von der Marwitz in dieser Zeit an seine Freundin, die Rahel, geschrieben hat, was er über den Geist des Offizierkorps in Potsdam sagt, über diese „allgemeine Nichtigkeit und Frivolität, die halb aus innerer despondency hervorgeht: nirgends nur ein schmerzliches Andenken der Vergangenheit, ein ernster Blick in die Gegenwart und Zukunft. Ecossaises und Quadrilles sind die Blüten ihres Daseins, der Mittelpunkt ihrer Gedanken, der einzige ungeheuchelte Ernst, dessen sie fähig sind.“ Innere Gleichgültigkeit und Verdrießlichkeit über die öffentlichen Angelegenheiten und die eigene Stellung, das ist die Stimmung, in der er sich selbst unmittelbar vor dem Sturm seiner Freundin gegenüber gibt. Und wenn wir den Geist der Freiheitskriege schon in diesen Tagen bei irgendeinem voraussetzen würden, so ist es doch bei diesem heldenhaften Jüngling, einer Achillesgestalt im Heere der Freiheitskämpfer, der, nachdem er schon 1809 bei Aspern, ein freiwilliger Mitkämpfer in Österreichs Heer, geblutet, in dem neuen Kampfe gleich im Frühling abermals schwer verwundet wird und kaum geheilt wieder zur Armee geht, wo er nun im Vorkampfe steht, bis ihn die tückische Kugel bei Montmirail erreicht. Ähnliches erzählt Ludwig von Gerlach von sich, der Schwager Grolmanns, der mit seinen beiden älteren Brüdern in beiden Feldzügen gegen Frankreich mit war und mehrere Wunden heimbrachte. Er war einer unserer Erstimmatrikulierten gewesen. Im Sommer 1812 studierte er in Göttingen, und von Michaelis ab in Heidelberg. Sein Fachstudium war Jurisprudenz. Das aber habe ihn wenig interessiert, mehr Ästhetik, englische Sprache, schöne Natur, Geselligkeit. „Ich denke mit Schmerz daran“, schreibt er noch in in seinen alten Tagen, „wie oberflächlich der kolossale Feldzug in Rußland mich

1) Noch am letzten Mai, nach den beiden ersten großen Schlachten, schreibt Schleiermacher an seine Frau: „Und das Volk? Mein Gott, ist auf das zu rechnen? Wie viele gibt es, die ein Gefühl vom Vaterland haben?“

berührte, und wie viel mehr zum Beispiel Don Quixote in der Ursprache.“ Deutlich erinnert er sich, wie er an einem Dezemberabend 1812 in einem Heidelberger Weinkeller mit andern Studenten aus den Zeitungen vernommen habe, daß Bonaparte auf dem Wege von seiner Armee nach Paris durch Frankfurt gekommen sei. „Aber auch damals ließen solche Nachrichten uns kalt.“ Andere haben solch gutes Gedächtnis nicht gehabt, zumal solche, die weit mehr Ursache hatten als diese Söhne des preußischen Adels, ihre Haltung in dem Kriege um die deutsche Freiheit zu vergessen. Es ist erstaunlich, wie rasch und gründlich dies bei Tausenden geschah, wie schnell, man möchte sagen ruckweise, die Umwandlung aus Napoleonbewunderern in Napoleonhasser, aus Vasallen Frankreichs in deutsche Patrioten vor sich gegangen ist. Das „tempora mutantur nos et mutamur in illis“ ist niemals wahrer gewesen als in diesen Monaten unerhörter Wandlungen, und es gehört zu den interessantesten, bisher freilich kaum gestellten Aufgaben, diesen Umschlag in seinen tausendfachen örtlichen, politischen und gesellschaftlichen Abstufungen durch die ganze Nation hin zu verfolgen. Damals wie zu allen Zeiten waren es nur wenige, welche bereits die neue Zeit, die Ideen, denen die Zukunft gehörte, tief im Herzen trugen.

Schleiermachers loderender Patriotismus.

Zu diesen Heroen gehörte Schleiermacher, der Theolog, der Prediger, der nun seinem Volke als Prophet auf dem Wege zur Freiheit voranschritt. Niemand, auch Gneisenau und Grolmann nicht, hatten schwerer getragen an dem Joch, das dem Staate durch das Bündnis mit dem Mörder seiner Ehre, dem Vernichter seiner Größe aufgezwungen war. „Sowie man einem Menschen nicht wünschen mag, länger zu leben, wenn er eine unauslöschliche Schande auf sich geladen hat: so auch dem Staat nicht, wenn er dies duldet. Es gibt Beschimpfungen, welche zu rächen auch der Staat seine Existenz geradezu aufs Spiel setzen und alle, die ihn daran hindern wollen, niederrennen muß.“ So hatte er in den Tagen, als das unabwendbare Geschick herannahte, einem seiner vornehmen Freunde geschrieben. An ein Ausweichen vor der Gefahr oder an Selbstverbannung, wie so manche seiner Freunde im Heere, die den Kampf unter fremden Fahnen fortsetzten, hatte er damals nicht gedacht. „Ich gehe nicht weg, wenn ich nicht als Staatsdiener den ausdrücklichen Befehl dazu bekomme. Rücken die Franzosen feindlich hier ein, so erscheint es mir als eine sträfliche Beleidigung des Königs, ja als eine wahre Felonie, wenn ich meinen Posten verlassen wollte, von der Voraussetzung aus, daß er nicht imstande sein werde, seine Staatsdiener zu schützen. Rücken sie freundlich ein, so besorge ich erstlich gar nicht nach ihrer bisherigen Praxis in Gegenden, welche sie völlig unter ihr Regiment nehmen, was doch unstreitig geschieht, daß einzelne für frühere Handlungen sogar — und Handlungen habe ich ja leider nicht einmal aufzuweisen — etwas sollten zu besorgen haben. Hätten sie es aber auf mich ganz besonders abgesehen, was doch wirklich nicht zu begreifen wäre, so kann ich

ihnen in einer anderen Provinz ebensowenig entgehen, und mich zu expatriieren kann mir niemals in den Sinn kommen.“ Jetzt war die Stunde gekommen, wo alles oder nichts zu gewinnen war, nicht bloß die Herstellung Preußens, sondern auch die Wiedergeburt Deutschlands und aller freiheitlichen Rechte und Güter, die der lodernde Patriotismus dieses herrlichen Mannes ersehnte, in dem preußische Gesinnung und deutsches Vaterlandsgefühl so wunderbar verschmolzen waren. Und abermals preßte sich ihm das Herz zusammen in dem Gedanken, daß auch dieser Moment ungenützt vorübergehen werde. „Ich hoffe übrigens“, so schreibt er an Gaß, und der bittere Spott selbst verrät seine Angst, „Ihr seid nicht so sehr obenauf, was die Weltbegebenheiten betrifft, wie die meisten Leute hier. Denn wenn unser Kabinett noch einen Monat unentschieden bleibt, so geht die ganze Sache, wenigstens ganz Deutschland, zum Teufel. Und Gott gebe, daß in der dortigen Luft alles besser gedeihe als hier, und die Schlesier hatten ja Herrn von Hardenberg ganz besonders lieb. Wenn sie ihm doch eine recht ausgezeichnete Ehre erwiesen, um ihn recht guten Muts zu machen!“ In seinem Herzen fand die Stimme des Mitleids mit dem ungeheuren Unglück, das die Alliierten Preußens erlitten hatten, keinen Raum mehr, sondern gleich einem Propheten des Alten Bundes fand er für sie nur Worte des Hasses und der Verfolgung. Gott hatte gesprochen, und in seinem Namen handelte, wer die Ketten zerriß und das Schwert in die Hand nahm gegen die Feinde seines Volkes.

Seine Predigt vom 3. Januar. Wird von der Regierung überwacht und verwarnt.

Die Idee des heiligen Krieges hatte keinen glühenderen Verkündiger. Auf der Kanzel selbst hielt er kaum mit dem zurück, was ihm die Seele erfüllte. So wenigstens wollten es die Späher der Regierung bemerkt haben, die den gefährlichen Mann schon lange observiert hatten und es dem Staatskanzler hinterbrachten. Am Sonntag nach Neujahr, am 3. Januar, sollte er in der Vormittagspredigt den Satz, daß Verträge, die durch Not oder Gewalt veranlaßt wären, die Verbindlichkeit der Erfüllung und Haltung nicht hätten, auf eine Weise ausgeführt haben, die bei einem Teile der Zuhörer die Überzeugung veranlaßt habe, daß der Satz und seine Ausführung sich auf das Bündnis Preußens und Frankreichs beziehe. Hardenberg war diese Mitteilung wichtig genug gewesen, um den Chef der politischen Polizei, Fürsten Wittgenstein, anzuweisen, sich über den Inhalt der Predigt zu vergewissern, eventuell durch Abforderung des Konzeptes, überhaupt aber auf die Kanzelvorträge Schleiermachers und seine übrigen öffentlichen Äußerungen eine anhaltende, sorgfältige Beachtung zu richten und über beides Bericht zu geben. Der Fürst beeilte sich, der Aufforderung nachzukommen, konnte aber nur zurückmelden, daß Schleiermacher das Faktum in Abrede stelle: Entwürfe zu seinen Predigten mache er nicht; er werde aber bei einem Freunde, von dem er glaube, daß er sie nachschreibe,[1] sich erkundigen

1) Damit war jedenfalls Pichon, Schleiermachers junger Amtsbruder, gemeint, der ihm im November 1812 zu seiner eigenen Überraschung ein kleines Bändchen selbst aufgezeichneter

und die Abschrift eventuell zustellen. „Der Herr pp. Schleiermacher wird übrigens künftighin in seinen Kanzelreden die größte Vorsicht beobachten.“ So der Bericht der Akten, die aus Wittgensteins Nachlaß im Königlichen Hausarchiv vorliegen. Es war die erste Begegnung, die der tapfere Streiter mit dem Führer der preußischen Reaktion hatte, von dem er noch so manche Anfechtungen erleben sollte. Von da aus erhalten die Worte Schleiermachers über Hardenberg in dem Briefe an Gaß erst die rechte Beleuchtung. Diesmal ließen ihn noch die hochgeborenen Verfolger in Ruhe. „Der Herr p. Schleiermacher hat mir keine Abschrift mitgeteilt und die ganze Sache ist beruhen geblieben“, so lautet eine Nachschrift Wittgensteins zu jener Aufzeichnung.

11. Im Freiheitskriege.

Ausbruch des Kampfes.

Denn nun trugen die Ideen, für welche der Prediger der Freiheit kämpfte, es endlich doch über die Zaghaftigkeit und den Kleinmut der anderen davon: am 22. Januar machte sich der König von Potsdam auf den Weg nach Breslau; am 23. folgte ihm der Staatskanzler; und mit ihnen zogen die Garden und alle Truppen, die noch in den Marken standen. Der letzte Schritt war das, wie wir heute wissen, noch immer nicht. Schleiermacher — jene Worte, die er am Tage nach der Abreise des Kanzlers schrieb, zeigen es — glaubte noch nicht an den Ernst der Wankelmütigen. Aber das Eis war doch gebrochen und der Strom der Ereignisse zwang den König und seine Minister unaufhaltsam in die Bahn hinein, auf welche die Patrioten sie längst gewiesen hatten. Am 28. Januar entriß Hardenberg unter dem Eindruck neuer Nachrichten von dem Zaren und dem französischen Kaiser dem König eine Kabinettsordre, welche die schnellste Vermehrung der Streitkräfte des Staates befahl. Und fünf Tage später folgte die Bekanntmachung, welche die wohlhabenden Klassen zum freiwilligen Kriegsdienst aufforderte. Gegen wen die Rüstungen gerichtet waren, die bald durch das Wehrpflichtgesetz und den Mobilisierungsbefehl für die regulären Truppen ergänzt wurden, war in dem Manifest nicht gesagt worden; und noch immer blieb es zweifelhaft, ob es im Grunde den Feinden von heute, die schon in den preußischen Grenzen waren, gelten sollte oder den Alliierten, die, von ihren Festungen abgeschnitten, ihre zerschmetterten Korps über die Oder hinwegzubringen suchten; noch immer schwankte im Rate des Königs die Wage, und man dachte dort mehr noch an die Wiedergewinnung der in Tilsit verlorenen Provinzen als an die Befreiung des deutschen Bodens. Im Volke aber machte man solche Unterscheidungen schon nicht mehr. Dieses kannte nur einen Feind, an dem es Rache

Predigten aus diesem Jahr überreicht hatte. Schleiermacher an Gaß, 21. November 1812, IV, Seite 189. Vergl. Joh. Bauer, „Schleiermacher als patriotischer Prediger“ in: Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus, herausgegeben von Heinrich Hoffmann und Leopold Zscharnack, S. 76

zu nehmen hatte: den, dessen Joch es seit Jahren trug, dessen schwere Hand seinen Wohlstand geknickt hatte und mit gleicher Wucht auf Stadt und Land drückte. Es war eine Erhebung ohnegleichen in der preußischen Geschichte. In allen Klassen der Gesellschaft, bei hoch und niedrig, in den Bureaus der Beamten wie in den Studierstuben der Gelehrten gab es fortan nur eine Stimme: Los vom Joche!

Aufbruch der Studentenschaft.

Auch für unsere Universität war es das entscheidende Ereignis. Am Morgen des 9. Februar brachten die Berliner Zeitungen das Manifest, und am Nachmittag um 4 Uhr versammelte sich die Studentenschaft in dem Fechtsaal der Universität, um über die Mittel nnd Wege zu beraten, wie man dem Ruf des Königs nachkommen könne. Der Plan war, gemeinschaftlich zu handeln und unbekümmert um die Franzosen, die noch in Stadt und Land waren, in einem oder in einigen großen Haufen nach Schlesien zu ziehen. An eine Abmeldung von der Universität dachte, wie es scheint, niemand; ja mancher mochte glauben, daß er mit der Meldung zum Kriegsdienst auch aller andern Verbindlichkeiten, besonders in Schuldensachen, überhoben sein werde. So hörte es Solger als erster aus dem Munde von Teilnehmern. Er säumte nicht, die jungen Leute vor Übereilungen warnen zu lassen, und meldete alles sofort dem Rektor. Dieser eilte sogleich zu Schuckmann, und beide kamen überein, statt der Abgangszeugnisse, für die es an der Zeit gebrach, und mit Hinblick auf eine spätere Rückkehr zur Universität eine bloße Abmeldung beim Rektor zu fordern. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, sollte der diesbezügliche Anschlag lateinisch abgefaßt werden[1] und auf die in den Zeitungen enthaltene Bekanntmachung keinen Bezug nehmen; auch sollten die Studenten zur Vorsicht ermahnt werden und womöglich einzeln oder in kleineren Gruppen die Reise antreten. Am 10. Februar stand der Anschlag am Schwarzen Brett; noch an demselben Tage meldeten sich 25 Studierende beim Rektor ab; bis zum 16. Februar waren es bereits 258.[2] Nicht alle Abgehenden werden übrigens zum Heere gegangen sein. Manche zogen es vor, sei es vorläufig oder definitiv, sich nach ihrer Heimat zu wenden, so vielfach die Mecklenburger, auch die Westfalen, Kurländer und Holsteiner. Als Erster ist eingezeichnet ein Mediziner, Wilhelm Herrmann aus Berlin; es folgt ein stud. jur. Leopold von der Osten und zwei Juristen Röpel aus der Neumark, an fünfter und sechster Stelle Friedrich Heinrich v. Arnim aus Westpreußen und Gustav v. Below aus Pommern, an siebenter Alexander von der Osten aus Vorpommern. Dann folgen zwei Theologen, Peter Schmidt aus der Mittelmark und von Sandten aus Mecklenburg. An 10. Stelle steht Zimietzky; auch Dreist aus Rügenwalde, ein Lieblingsschüler Schleiermachers, später vortragender Rat im Kultusministerium, ist auf der Liste des ersten Tages verzeichnet. Die des zweiten Tages eröffnet Theodor Ferdinand Julius Helmholtz aus Berlin; weiterhin findet man Meckel aus Halle, Ritschel aus Sachsen, Krukenberg

1) Im Urkundenband. Verfasser sicherlich Böckh.

2) Weiter reichen die Listen nicht. Es sind gewiß nicht alle Namen darin enthalten.

aus Braunschweig, der zunächst mit der Waffe bei den Lützowern und später als Arzt gedient hat, und so fort.

Anteil der Professoren an den Rüstungen.

Schon war unter dem Wetteifer der Behörden und Privaten Ordnung in das Ganze gekommen. Der Magistrat ließ verkündigen, daß er Meldungen zum freiwilligen Dienst auf dem Rathaus von morgens 8 Uhr bis abends 7 Uhr annehme, und bald war, wie Niebuhr schreibt, das Gedränge derer, die sich einschreiben ließen, so groß, wie bei Teuerungen vor einem Bäckerladen. Das Manifest hatte sich besonders an diejenigen Klassen der Staatsbürger gewandt, welche wohlhabend genug waren, um sich selbst zu bekleiden und beritten zu machen.[1] So weit reichte nun freilich der Wechsel bei der Mehrzahl der Studenten nicht, und es handelte sich also vor allem darum, Gelder für die Reise und die Equipierung zu beschaffen. Gleich am 10. Februar reichte die Studentenschaft eine Bittschrift an das Departement ein, in der sie um Unterstützung für die Reise bat.[1] Daraufhin forderte Schuckmann den Rektor auf, ihm besonders Bedürftige unter Beifügung eines Zeugnisses ihrer Lehrer zuzusenden, da bei der Oberregierungskommission ein Fonds zu ihrer Unterstützung vorhanden sei. Unter den Akten findet sich eine Liste, auf der 28 Studierende verzeichnet sind, die bis zu 50 Talern aus dieser Kasse erhielten.[2]

Auch sonst erleichterte die Regierung die Reise auf mancherlei Art; und um den ganz Entblößten Barmittel zu verschaffen, richtete Savigny noch eine besondere Reisekasse ein, von dem rücksichtsvollen Gedanken geleitet, daß es den Studierenden leichter sein werde, diese bare Unterstützung aus einer Art öffentlichen Kasse als aus den Händen einzelner Wohltäter anzunehmen. Mehr aber noch forderte die Ausrüstung der Freiwilligen die Flüssigmachung von Geldmitteln. Savignys Gedanke war zunächst gewesen, die Kollegen zur gemeinschaftlichen Ausrüstung einer Anzahl unbemittelter Freiwilliger aufzufordern. Dazu fehlte es aber nach einer neuen Bekanntmachung (vom 13. Februar) an der Zeit, und so schlug er denn vor, daß jeder Professor für sich geben sollte. Die Waffen wollte nach der neuen Bekanntmachung der König liefern, jedoch nur gewöhnliche Waffen; Jägerbüchsen wurden nicht gegeben; und die Bekleidung eines Fußgängers kam mit Stiefeln auf 40 Taler, die eines Reiters mit Einschluß von Sattel und Zaumzeug auf 67 Taler 8 Groschen, dazu noch das Pferd zum Preise von 80 bis 120 Talern. Bei den Akten befindet sich eine Liste, auf der die Beiträge der Dozenten eingetragen sind. Sie lehren, daß sie in ihrer Opfer-

1) „Wir vertauschen die Feder mit dem Degen, denn uns ruft der König und der Staat“ usw. Unterzeichnet: Kratz, stud. theol., Pomeranus, und Pulvermacher, stud. med. aus Schlesien, „als Beauftragte der hiesigen Studierenden“.

2) Der Erstempfohlene war der stud. theol Krone, ein Schüler De Wettes, dann folgt stud. Schultz mit einem Zeugnis Fichtes; manche, darunter Dreist mit 15 Talern, gaben die Unterstützung später zurück. Der Anschlag am Schwarzen Brett vom 14. Februar.

willigkeit hinter niemand zurückstanden. Manche hatten schon an anderen Stellen gezahlt, so Rudolphi, der 100 Taler Gold angewiesen hatte, Hermbstädt, der sich für jedes Jahr, solange der Krieg dauerte, auf 250 Taler verpflichtet hatte, sich aber dennoch auch auf dieser Liste eintrug. Wie gering Zeune mit Glücksgütern gesegnet war, und obschon er noch immer — und bis an sein Ende — auf das Gehalt für seine Professur wartete, das ihm doch bereits die Einrichtungskommission der Universität versprochen hatte, verleugnete er nicht das deutsche Gemüt, dem er noch im Winter in seinen Nibelungenvorlesungen enthusiastischen Ausdruck verliehen hatte. „Ich habe", schreibt er, „zwar schon an junge Leute Waffen geliefert, doch gebe ich gern für eine so gute Sache fünf Taler." Jeder gab, was er vermochte, mehr als einer sein Fleisch und Blut. „Ich habe bereits meinen Sohn ausgerüstet und kann daher nichts weiter geben", schreibt Knape, und ihm folgen Eytelwein mit den Worten: „Rüstet seine beiden Söhne aus", und Thaer, der sogar drei seiner Söhne stellte und equipierte. Auch Fischer rüstete den eigenen Sohn aus, und ebenso Hoffmann, der seinen Ältesten hergab. Gruson hatte für einen Verwandten zu sorgen, ebenso Friedländer für einen Bruder in Schlesien: „indessen", fügt er hinzu, „trage ich mit Vergnügen die hier beifolgenden fünf Taler bei." Und Bellermann schreibt: „Ich rüste meinen Sohn als Freiwilligen und habe viele Veranlassung, den zirka hundert von meinem Gymnasium zum Kriegsdienst Abgehenden zur Ausrüstung beizutragen. Zugleich schlage ich den stud. med. Hecker zur Ausrüstung vor, welcher ebenfalls ein geborener Ausländer ist und sehr gerne dienen will."[1] Doch waren dies noch nicht alle aus dem Dozentenkollegium, die dem Vaterlande dies schwerste Opfer brachten. So stehen zwei Hartigs und ein Hufeland schon auf den Freiwilligenlisten der ersten Tage verzeichnet. Der junge Georg Heinrich Bernstein war bereits selbst Husar; als Rittmeister hat er den ganzen Feldzug glücklich durchgemacht. „Ich habe", schreibt er, „einem meiner vorzüglichsten Husaren 3 Friedrichsdor zur Reise ausgezahlt. Bei folgt noch ein Friedrichsdor und 5 Taler 18 Groschen Kurant".

Abmarsch der Franzosen. Einzug der Russen, Yorks und des Königs.

Die Universität ward nicht geschlossen, aber mit jedem Tage leerten sich die Auditorien mehr. Die meisten brachen doch ihre Vorlesungen ab, und wer noch weiter las, hatte bald nur noch wenige Ausländer oder Schwache und Verkrüppelte vor sich. Wer konnte auch in der Erregung dieser Tage an die Wissenschaft denken! Viel lieber stieg man auf den Turm der Marienkirche und hielt nach den Kosaken Umschau, welche sich schon vor der Stadt zeigten. Am 20., um die Mittagszeit, sprengte sogar eine verwegene Schar, von ein paar jungen Edelleuten herbeigeholt, durch die Tore. Sie drangen bis über die Brücken

1) Hecker ist das spätere Mitglied der medizinischen Fakultät, der Historiker seiner Wissenschaft.

hinweg, einzelne sollen bis zum Dönhoffsplatz gelangt sein. Die ganze Stadt geriet in Aufregung. Die Bürger und Freiwilligen, darunter gewiß auch Studenten, kamen ihnen zu Hilfe. Es gab Tote und Verwundete auf beiden Seiten, besonders bei dem Kampfe um die Brücken, welche die Franzosen mit Kanonen zu sperren versuchten. Hätten sich die Kosaken nicht so hitzig ins Gefecht eingelassen, so hätte es ihnen vielleicht glücken können, den französischen Kommandanten selbst (es war kein geringerer als Marschall Gouvion Saint-Cyr) mit seinem Stabe gefangen zu nehmen. Kein preußischer Soldat war in diesen Wochen in Berlin, nur die Bürger und die sich rüstenden jungen Krieger. Aber die Franzosen, wie übermächtig sie sein mochten, waren wie gelähmt. Ihr alter Übermut war völlig gebrochen. Als die Nationalkokarde, die der König bewilligt hatte, von jedermann an den Hut gesteckt wurde, erwarteten sie eine allgemeine Insurrektion. Sie ließen es geschehen, daß ihre Todfeinde vor ihren Augen sich wappneten und zum Kampfe hinauszogen; am 4. März zogen sie selbst ab, in aller Frühe, bei Nacht und Nebel, aus dem Hallischen und Potsdamer Tore, hinter ihnen her die Kosaken, die dann bald mit einem Trupp Gefangener in die Stadt einzogen. Bald darauf kam das Gros der Russen, eine Abteilung vom Wittgensteinschen Korps, das rasch herbeigeeilt war, um einen Rückstoß der Franzosen zu verhindern. Und am 17. März konnten die Berliner ihres Königs Soldaten, Yorks tapferes Korps, in ihre Stadt einholen. Unter der Menge, die ihren General umdrängte, sah man auch Schleiermacher und seinen Freund Reimer; bis in einen der Schloßhöfe, wo er abstieg, begleiteten ihn die Getreuen. Am Nachmittag machte Niebuhr mit anderen Freunden dem General die Aufwartung. Die Dankbarkeit und der Jubel, der ihn umrauschte, hatten, wie Niebuhr schreibt, seinen düsteren Ernst zerstreut. Er rechtfertigte seine Tat: aber die Liebe, so sprach er, die ihm gezeigt werde, könne er erst am Rhein völlig verdienen. Der Jubel erneuerte sich, als der König selbst am 27. März in seine Hauptstadt zurückkehrte, um seine Truppen vor dem Abmarsch ins Feld zu begrüßen. Am folgenden Tage, dem Sonntag Laetare, war Gottesdienst in allen Kirchen zur Feier des Kriegsanfangs, und von den Kanzeln wurden des Königs Aufruf und das Landwehredikt verlesen.

Stimmung dieser Tage.

Wer vermöchte die Stimmung, die Seligkeit dieser Tage zu schildern! Wie es uns im Juli 1870 geschah, so damals unseren Vätern; auch ihnen war es, als ob jedermann besser und reiner würde. Es war die Stunde, in der die preußische Idee und die deutsche für immer zusammenwuchsen. Sie kam nicht so, wie es Beyme und Engel, Humboldt und Schleiermacher bei ihren Universitätsplänen sich gedacht hatten: nicht im friedlichen Kampf der Geister, sondern in dem blutigen der Waffen. Aber der Krieg selbst brachte alle jene tiefen und guten Gedanken ans Licht, die in diesem Staate, auf diesem Boden, der durch Luthers Wort gesegnet war, keimten und wuchsen: Tapferkeit und Treue,

Demut und Gottvertrauen und todverachtende Hingabe an den Herrscher und das Vaterland. Und nirgends, wir dürfen mit Stolz daran erinnern, loderten die Flammen der Begeisterung höher und reiner als an unserer Universität, ihrer Schöpfung.

Fichtes Weltgeschichtsphilosophie

Von der Höhe seiner Philosophie her schaute wie immer Fichte auf die Weltwendung. Auch ihr gegenüber hielt er fest an der Eigenmacht der an die Persönlichkeit allein gefesselten Idee. Noch in diesem Augenblick pries er die über Zeiten und Völker hinwegreichende Kraft der Siege, die durch die Geistesbildung gewonnen werden, und den Mut, mit Verachtung des Urteils der Menge treu zu bleiben seiner Überzeugung, sogar auf die Gefahr hin, des Mangels an Mut beschuldigt zu werden. Ja er erklärte, daß unsere Zeit es nicht fordere, für die Eroberung der Freiheit zur Geistesbildung die Waffen zu ergreifen. „Niemand hat uns verhindert, frei zu forschen in jeder Tiefe und nach allen Richtungen hin, und die Resultate dieser Forschung auszusprechen, und in jeder Weise zu arbeiten, um das aufblühende Geschlecht besser zu bilden als das gegenwärtige gebildet war. Wir haben diese Freiheit, und es bedürfte bloß, daß wir uns derselben recht emsig bedienten.“ Und nur weil, wie er es nennt, „die Gesellschaft, der Inhaber der materiellen Kräfte“, sagen wir also der Staat und sein Herrscher den Kampf aufgenommen haben gegen den Vertreter des bösen Prinzips, der die Masse jener noch rohen, aber bildungsfähigen Kräfte in seine Bahn, die durch Ehrgeiz und Eigendünkel bezeichnet ist, hineingezwungen, dürfen auch wir uns diesem Kampfe nicht entziehen; wir müssen an der Befreiung jener Kräfte mitarbeiten, weil wir hoffen dürfen, daß dann der Geist, dem wir dienen, in sie überfließen und sie umgestalten wird.[1]

1) Fichtes Werke IV, Seite 603 bis 610. Einen Auszug veröffentlichte Friedrich Förster in der Deutschen Pandora (Stuttgart 1840) als Beiblatt zu einem Brief eines Schülers Fichtes an ihn, den Herausgeber selbst, vom 20. Februar 1813. Dort ist auch der Titel gegeben: „Über die Bedeutung des wahrhaften Krieges“, den der Abdruck in den Werken nicht hat. In dem Brief ist die Stellung des Redners zu der Inkarnation des Bösen sehr viel schärfer ausgedrückt. „Die Grundidee Fichtes“, so heißt es, „in seinen Vorlesungen war, zu demonstrieren, daß Napoleon durch Unterdrückung des in der französischen Revolution errungenen Gedankens der Freiheit die Welt um dieses hohe Gut betrogen habe“, und zum Schluß: „Er erkennt der französischen Revolution eine welthistorische und, was noch mehr sagen will, eine sittliche Berechtigung zu. Daß Napoleon die Sache der Revolution verraten, erklärte er für seine schwerste Schuld.“ Damit würde Fichte seine alte Stellung zur französischen Revolution gewahrt haben. Der Abdruck in den Werken hat davon nichts. Der Berichterstatter selbst schreibt: „Einen Auszug aus meinem Hefte lege ich für Dich bei; laß uns zu einem klaren Bewußtsein über uns selbst kommen, und wenn ich bereit bin, mich in Reih und Glied mit denen zu stellen, welche blind zuschlagen, so will ich wenigstens für meine Person die Augen offen haben. Wie tot aber erscheinen die geschriebenen Zeilen gegen das gesprochene Wort und die Bekräftigung durch den Blick des Auges, den Ton der Stimme, die gebieterische Bewegung der Hand, wenn unser Meister hinzufügte, daß er mit aller ihm beiwohnenden Klarheit den in uns ruhenden Funken dieser Begeisterung zur Flamme anzufachen bemüht sein werde.“ Die letzten Worte liest man in dem

Aber auch sein großer Antipode, auch Schleiermacher, fand jetzt Fichtesche Schleiermacher-Rede von der Kanzel, 28. März.
Töne, als er an jenem 28. März von der Kanzel seiner Kirche den Aufruf des Königs und das Edikt über die Landwehr nach dem Worte Gottes auslegte: aus dem Sinken des inneren Wertes bei äußerer Größe leitete er den Zusammenbruch des Staates und allen Jammer der Knechtschaft her, und er feierte den Krieg als den Wecker der sittlichen Kräfte, den Schöpfer der heiligsten Güter. Um ihn her saß und stand dichtgedrängt seine Gemeinde, und unter ihr die Schüler mit ihren Kommilitonen von den anderen Fakultäten und den Kameraden aus allen Berufen; ihre Büchsen standen gelehnt an die Außenwand der Kirche, während sie drinnen den Worten des geliebten Lehrers lauschten. Ein Amtsgenosse Schleiermachers, einer von denen, die ihm später Leides genug zugefügt haben, dem aber auch er (wie er es konnte) saure Tage bereitet hat, Bischof Eylert, hat den Eindruck festgehalten, den die Predigt auf die Zuhörer, welche die Kirche füllten, gemacht hat. Noch in späten Jahren, lange nachdem Schleiermacher die Augen geschlossen, hat er es geschildert, mit reichlicher Salbung, seiner Gewohnheit nach, aber doch so, daß man sieht, wie tief auch in ihm der Eindruck gehaftet hat: „Da stand der körperlich kleine, unscheinbare Mann mit seinem edlen, geistvollen Angesicht, an heiliger Stätte, in heiliger Stunde, und seine sonore, reine, durchdringende Stimme drang durch die feierliche Stille der überfüllten Kirche. In frommer Begeisterung, von Herzen redend, drang er in jedes Herz, und der volle, klare Strom seiner gewaltigen Rede riß alles mit sich fort. Seine freimütigen, kühnen Äußerungen über die Ursache unseres tiefen Falles, sein scharfer Tadel fortgehender Gebrechen, wie sie im engherzigen Kastengeiste des hochmütigen Aristokratismus und in den toten Formen des Bureaukratismus sich sichtbar herausgestellt, waren Blitz und Donner, die einschlugen, und die Erhebung zu Gott und seiner Hilfe auf den Schwingen der Andacht waren Harfenklänge aus einer höheren Welt.“[1]

Abdruck ebenfalls nicht. Hat nun jener Hörer Fichtes dies aus sich selbst hinzugefügt oder ist Fichte selbst mündlich über das Manuskript seines Vortrages hinausgegangen? Eine Frage, die der Untersuchung wohl wert wäre, im Hinblick sowohl auf seine Wirkung als Redner wie auf seine ganze Persönlichkeit — wenn man nicht (was nur allzu wahrscheinlich ist) fürchten müßte, daß der Herausgeber auch mit diesem Brief und dem „Auszuge“ aus Fichtes Rede dasselbe Spiel getrieben hat, welches Friedrich Latendorf in der vortrefflichen Schrift über Friedrich Försters Urkundenfälschungen zur Geschichte des Jahres 1813 (1891) für die andern dort mitgeteilten Stücke, vor allem für seine angebliche Korrespondenz mit Theodor Körner, nachgewiesen hat.

1) Bauer (Schleiermacher als patriotischer Prediger in den Studien z. Gesch. des neueren Protestantismus, 1908, S. 97) hat nachgewiesen, daß der Inhalt der Rede so, wie Eylert ihn mitteilt, mit dem Texte der Ansprache vom 28. März, der uns erhalten ist, nicht übereinstimmt, und daß er darin die Zeiten verwechselt haben muß. Aber die hier angeführten Worte decken sich doch ungefähr mit dem Inhalt der Predigt jenes Sonntags, und ich möchte darum doch glauben, daß sie es war, an die Eylert gedacht hat. Der Brief Schleiermachers vom 30. März (den Bauer ebd. anführt) gehört dagegen zu den von Förster gefälschten Stücken (Latendorf, S. 7).

Verödung der Universität.

Das neue Semester begann, wie das alte geendigt hatte — ohne Studenten, und bald für ganze Fakultäten oder Lehrfächer auch ohne Lehrer. Es war gekommen, wie Rudolphi es in seiner derb-pommerschen Weise gewünscht hatte, als er die Vorlesung des Winters schloß: er hoffe, im Sommer vor lauter Krüppeln zu lesen. Er selbst hatte noch sechs Studenten, denn die 35 Pepinieristen, die bei ihm hörten, waren wohl meist halbwüchsige Jungen. 15 Immatrikulationen sind bis zum September verzeichnet, darunter mehr Ausländer als Preußen. Manche Dozenten begannen, um bald wieder zu schließen; andere hielten aus vor leeren Bänken, so Schleiermacher, Böckh, Solger; doch auch sie wechselten die Themata, beschränkten die Zahl ihrer Vorlesungen und lasen mit großen Unterbrechungen; auch Fichte, der statt der Enzyklopädie, die er angekündigt hatte, die Staatslehre oder, wie der Titel heißt, „über das Verhältnis des Urstaates zum Vernunftreiche“ las, 8 bis 12 Stunden in der Woche und öffentlich, vom 26. April bis zum 13. August, vor doch nicht weniger als gegen 30 Zuhörern. Die meisten brachten ihre Vorlesung überhaupt nicht zustande. Zu rechter Arbeit fand niemand die Muße. „Was meine Beschäftigungen anlangt“, so schreibt Böckh am 5. Juni, „so sind sie sehr klein; . . . . . Lesen aber kann ich gar nichts als griechische Tragödien und den Shakespeare, dessen erhabene, das Innerste des menschlichen Herzens und der Welt umfassende und ergründende Dichtung das Gemüt über das Alltagsgefühl hinaus beflügelt, und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Gegenwart hervorbringt, indem sie die allgemeinen Gesetze des menschlichen Handelns so klar vor Augen stellt. Ich habe gestern den Hamlet angefangen, der mich immer neu ergreift, so oft ich ihn lesen mag. Goethe und Schiller sind jetzo nicht zu lesen, sie sind zu schwächlich für die Zeit und gegen jene gehalten.“[1]

Solgers und Niebuhrs Wunsch, mit zu kämpfen.

Sie priesen die Jünglinge selig, die ihre Kraft dem Vaterlande weihen durften, und neideten ihnen das Glück. „Vergessen Sie mich in ihrer kriegerischen Laufbahn nicht“, so schreibt Solger einem jungen Freunde, „und werden Sie nicht zu stolz darauf gegen uns, die wir noch zu Hause geblieben sind.“ Am liebsten wären sie mit ins Feld gezogen. Solger war im Begriff, sich seinen Hausstand zu gründen, aber auch er ging darüber mit sich zu Rate, ob er nicht, statt die Braut — es war ein Fräulein von Groeben, das er im Sommer 1812 in Dresden kennen gelernt hatte — vor den Altar zu führen, sich wie Theodor Körner die Eisenbraut antrauen lassen sollte. Noch ernsthafter ging Niebuhr diesem Gedanken nach. Anfangs hatte er die Idee, als Sekretär

1) Ähnlich Solger, der staatswissenschaftliche Schriften las, englische politische Bücher, um „mich mitten unter dem Getümmel, den schiefen Richtungen, dem oft nur zu falschen Enthusiasmus der Zeit an dem schlichten und großen Verstande Bolingbrokes und anderer echter Staatsmänner zu laben.“

im Stabe eines befreundeten Generals zu dienen, denn um als Freiwilliger mitzugehen, schien ihm seine Gesundheit doch nicht zu taugen; danach aber fing er trotzdem, noch vor dem Abmarsch der Franzosen, auf eigene Hand das Exerzieren an. Nach ihrem Abmarsch setzte er es mit Freunden in einem Garten fort. „Nun sind wir schon über das Schwierigste hinweg", schreibt er am 22. März: „wenn meine Vorlesungen zu Ende sind, das heißt von Anfang der künftigen Woche an, werde ich suchen, an den Vormittagen mit ordentlichen Rekruten zu exerzieren, und so oft als möglich nach der Scheibe schießen." Er dachte jetzt bestimmt daran, in die Landwehr einzutreten und die Auslosung gar nicht abzuwarten, sondern den Bürgern das Beispiel eines freiwilligen Anerbietens zu geben. „In vier Wochen", schreibt er, „hoffe ich so gut eingeübt zu sein, als irgendein Rekrut, den man als ausexerziert anerkennt." Und bald war ihm auch das nicht mehr genug; bis an den König selbst ging er mit der Bitte, ihm zu gestatten, in ein Feldregiment als Gemeiner einzutreten. Nur die schwere Flinte machte ihm anfangs viel zu schaffen; er freute sich der Schwielen, die sich ihm an den Händen bildeten: „Denn solange ich eine zarte Gelehrtenhaut hatte, schnitt das Gewehr gewaltig ein."

Niebuhr und Schleiermacher gründen den Preußischen Korrespondenten.

In diesen Tagen aber fand er eine Tätigkeit, für die sich seine Hand besser eignete und in der er seinem Vaterlande mehr nützen konnte als mit der Waffe: mit Reimer und Schleiermacher rief er den Preußischen Korrespondenten ins Leben, die erste deutsche, im großen Stil gedachte, politische Zeitung und nicht das geringste unter den Ruhmesblättern, welche unsere Universität sich in der großen Zeit erworben hat. Schon Anfang September hatte er mit dem Freunde Georg Reimer die Herausgabe eines „kritischen und in einem politischen Sinn gehaltenen" Blattes, das viermal wöchentlich erscheinen sollte, geplant und die Bewilligung vom Departement zu erlangen gesucht. Es war vergeblich gewesen. Hardenberg, der wiederum dem vorsichtigsten seiner Referenten, dem Geheimrat Küster, folgte, hatte die Genehmigung versagt, weil besonders in der gegenwärtigen Zeit der Vermehrung der Zahl der politischen Zeitungen hier in Berlin (es erschienen die Vossin und das Spenersche Organ) erhebliche Bedenken entgegenständen. Im Februar gesellte sich Schleiermacher zu ihnen, der anfangs daran gedacht hatte, wie einst der Vater unter Friedrichs Fahnen, als Feldprediger mit hinauszuziehen. Sie gewannen Scharnhorst für ihre Gedanken, und dieser war es, der endlich am 25. März nach wiederholten Anläufen dem Staatskanzler die Einwilligung entriß. „Es hat mir unsägliche Mühe und Verdruß gekostet", so schreibt Niebuhr noch am 15. April an Arndt, „ehe die Erlaubnis dazu erteilt ward, und sie ist Herrn von Hardenberg zuletzt abgedrungen." Am 2. April erschien die erste Nummer des Blattes, von Niebuhr selbst mit einem Artikel eingeleitet, durch welchen, wie durch jene Predigt Schleiermachers, die mächtige Erregung im Tone der Propheten rauscht.

Schmalz bietet sich Hardenberg als Publizisten an.

Auch Schmalz wollte in so teurer Zeit sein Pfund nicht vergraben. „Als Professor des Staats- und Völkerrechts auf der Universität Berlin“ glaubte er der Mann zu sein, um „nach dem Beispiel der Vorfahren (er mochte an seinen Vorgänger in Halle, den großen Ludwig, oder an Pufendorf denken) für die Sache seines Monarchen tätig zu sein.“ Durch eine Darstellung der Politik Preußens seit dem Tilsiter Frieden wollte er dem allgemeinen Besten dienen. Am 25. März wandte er sich mit diesem Antrag an den Staatskanzler. Er wünsche in der Schrift „vornehmlich dem Rufe Seiner Exzellenz gerechte Opfer zu bringen.“ „Höchste Mäßigung des Tones, Vermeidung aller Deklamation und nur durch die Tatsachen selbst wirken zu wollen, soll mir dabei Gesetz sein.“ Gerade als Privatschriftsteller glaube er Gelegenheit zu haben, manches zu sagen, was eine Regierung füglich nicht selbst für sich sagen könne und doch vom Publikum bemerkt wünsche. Er bat, einen der hiesigen Räte des Departements der auswärtigen Angelegenheiten zu beauftragen, ihm Materialien aus der Kanzlei aus den Akten mitzuteilen und das Einzelne anzugeben, was der Staatskanzler dargestellt wünsche. „Zur Verschwiegenheit verbindet mich ja schon treue Pflicht, und es versteht sich, daß ohne Ew. Exzellenz besondere Erlaubnis keine Zeile gedruckt werden wird.“ Zugleich bot er seine Hülfe für die interimistische Verwaltung oder Organisation überelbischer Provinzen an, da er glaube, dort nützen zu können durch seine Kenntnis der Länder, wie durch die freundschaftlichen Verbindungen mit den Einwohnern aller Stände, deren Wohlwollens er sich von Halle her rühmen könne. Man wird annehmen dürfen, daß auch Schmalz auf die Fürsprache Scharnhorsts gerechnet hat, der in jenen Tagen nach Berlin kam, und daß er mit ihm die Sache besprochen haben wird. Doch konnte ihm auch der Schwager, falls er es überhaupt versucht hat, nicht helfen. Hardenberg lehnte das Gesuch mit kühlem Dank für die guten Absichten ab und zwar mit der für uns besonders merkwürdigen Begründung, daß eine solche Schrift bereits mit Benutzung der Quellen entworfen und zum Druck befördert werden solle, wozu es jedoch nicht gekommen ist. In betreff seines Dienstanerbietens verwies er ihn lediglich an den Geheimen Staatsrat von Klewitz, der für die Verwaltung der überelbischen Provinzen bestimmt war.

Fichte will Feldprediger werden.

In denselben Tagen erwog auch Fichte den Plan, mit dem Schwerte des Worts zu streiten. Wie schon vor der Jenaer Schlacht, wollte er zu den Kriegern selbst im Angesichte der Schlacht „Schwert und Blitz reden“, geradezu als Feldprediger wollte er diesmal mitgehen: Christentum und Bibel sollten die Grundlage seines Vortrages sein. Auf eine förmliche Ordination machte er keinen Anspruch. Daß neben ihm der Feldprediger Predigt und Sakramente verwalten könne, wollte er von vornherein zugeben. Sein Platz werde das Hauptquartier sein, bei der Garde und den Freiwilligen der Garde, unter denen die meisten Studenten seien. Unterordnung kannte Fichtes Freiheitsbewußtsein nicht. Wo

er war, wollte er gebieten; wie er in dem Universitätsplan von der Warte des Begriffs aus alle Tiefen der Bildung und der Wissenschaft hatte erleuchten und durchdringen wollen, so dachte er sich auch seine Stellung im Heere. „Ich erbitte mir, unter niemand stehen zu dürfen, als unter dem König oder dessen Stellvertreter im Hauptquartier.“ Doch war es ihm selbst fraglich, ob der Erfolg der Absicht entsprechen werde. Besonders quälte ihn der Zweifel, ob er sich aus der Welt der Spekulation, in der er tiefer als je eingedrungen zu sein und ungeahnte Fernen entdeckt zu haben gerade jetzt glaubte, herausbegeben und zu Kreisen sprechen dürfe, die er nicht auf seine Weise durch die höchste Abstraktion der Begriffswelt, sondern mit Hülfe der ihnen gewohnten religiösen Vorstellungen in die geistige Welt erheben wollte. Aber angesichts der Auflösung der Universität hielt er es für geboten, den Plan zu verfolgen. „Gelingt der Versuch, so ist der Gewinn unabsehbar; mißlingt er, so ist er denn doch deutlich ausgesprochen, und er wird irgend einem anderen nach mir gelingen. Das Zurückziehen auf den Punkt, wo ich jetzt bin, in die Welt des reinen Begriffes, steht mir immer offen. Nachteiliger kann meine Ansicht von der Gegenwart und vollständiger meine Verzichtleistung auf das unmittelbare Handeln in ihr nicht werden, als sie es jetzt schon sind. Auch befürchte ich kaum eine Verwickelung meiner äußeren Verhältnisse.“ So stellte er sein Vorhaben Nicolovius dar, mit dem er bereits den Plan besprochen und der ihm seine Bedenken nicht verhehlt hatte. Es wären Vorträge geworden in der Art der Reden an die deutsche Nation oder mehr noch der Vorlesung, die er im Sommer des großen Jahres vor den Studenten gehalten hat, über den Begriff des wahren Krieges: die Diatribe, die wir dort lesen, gegen den Mann, der dem Geier gleich über dem betäubten Europa schwebe, lauschend auf alle falschen Maßregeln und Schwächen, um flugschnell herabzustürzen und sie sich zunutze zu machen, — eines der großartigsten Charakterbilder, die je von Napoleon entworfen sind — würden dann die Staatsmänner und Generale und vielleicht der König und seine Prinzen aus dem Munde des streitbaren Philosophen gehört haben. An diese Kreise dachte er ebenso sehr wie an seine Zuhörer im Schmucke der Waffen.

Und sicherlich wäre es manchem der hohen Herren heilsam gewesen, einmal aus seiner philisterhaften Existenz aufgerüttelt zu werden. Aber auf Annahme konnte der seltsame Vorschlag nicht rechnen. Nicolovius war gutmütig genug, ihn anzuhören. Sein warmes Fühlen mochte ihn ihm sogar einen Augenblick als durchführbar darstellen. Und wenn Fichte sich nicht selbst getäuscht hat, so haben auch andere seiner Freunde und Gönner ihn gebilligt. Bei Schuckmann aber war niemals auf Annahme oder Empfehlung zu rechnen, und er würde schwerlich seinen Widerspruch so verbindlich geäußert haben, wie einst im Oktober 1806 Beyme, der jedes Wort aus dem Munde oder aus der Feder des

großen befreundeten Philosophen mit Achtung und Ehrerbietung aufgenommen hatte.[1]

Niebuhr und Hoffmann von dem Staatskanzler berufen.

Auch Niebuhrs Antrag, mit der Waffe zu dienen, ward vom König abgelehnt, jedoch mit dem Zusatz, der König werde ihm seinen Talenten angemessenere Aufträge geben.[2] Am 2. Mai erhielt er von Hardenberg den Befehl, in Dresden mit den Engländern über die Zahlung von Subsidien zu verhandeln, und reiste schon am folgenden Tage ab. Die Redaktion des Korrespondenten übernahm fürs erste Göschen. Jedoch bestand die Absicht, Arndt damit zu beauftragen; und nur weil dieser, den seine Pflichten bei Stein und andere Aufgaben zurückhielten, ablehnte, hat Göschen dieselbe längere Zeit behalten. 14 Tage später brach auch Hoffmann seine Vorlesungen ab, um seinen Platz in der Staatskanzlei einzunehmen. Hufeland hatten seine Pflichten als Leibarzt längst an die Seite des Königs gerufen, und gleich ihm waren auch andere Mediziner ins Feld gerückt: Rosenthal, Flemming, Richter und besonders Gräfe, der sich um die Leitung der Lazarette in beiden Feldzügen die größten Verdienste erworben hat. Reil und andere, z. B. Rudolphi, blieben, fürs erste wenigstens, in Berlin; auch sie jedoch waren vielfach in den Lazaretten tätig.

Die Mediziner in den Lazaretten.

Bildung des Landsturms.

Aber auch die Zurückbleibenden sollten bald genug Gelegenheit finden, den Ernst des Krieges kennen zu lernen, früher noch als manche der Hinausgezogenen; selbst zu Piken und Flinten haben die gelehrten Herren greifen müssen. Schon in dem Landwehredikt war die Bildung eines Landsturms ins Auge gefaßt worden. Am 21. April wurde das Edikt darüber erlassen, und so wurde auch in Berlin alsbald mit der Bildung desselben begonnen. Das ganze Land war nach den landrätlichen Ämtern in Landsturmbezirke eingeteilt worden, wofür in den Städten von mehr als 2000 Seelen eigene, von den Bürgermeistern geleitete Schutzdeputationen eintreten sollten. In Berlin hatte diese Organisation insofern eine besondere Form erhalten, als hier der Ausschuß, der schon für die Formation der Landwehr, entsprechend der Stellung des Landrates in einem Kreise, gebildet worden war, auch für den Landsturm eintrat. Unter dem Vorsitz des Polizeipräsidenten Lecoq als Königl. Kommissarius aus den verschiedenen Klassen der Bevölkerung gebildet, bestand er aus zwei Herren vom Adel, zwei aus der Klasse der Offizianten und mehreren Mitgliedern des Magistrats und der Stadtverordneten. Vertreter des Adels war neben Geheimrat von Quast Savigny, der also nicht als Rektor der Universität diese Stelle erhielt, und für die Offizianten neben dem Kammergerichtsrat Grolmann, dem Vater des Generals, der aber bald mit einem Landwehrbataillon ins Feld rückte, der Syndikus der Universität, Eichhorn, so

1) Vergl. die Aufzeichnung des Tagebuches und das Schreiben an Nicolovius in dem Buche des Sohnes, I, 442—447, leider bisher die einzigen Quellen, die über diese merkwürdige Episode in dem Leben des Philosophen Aufschluß geben.

2) So in den Begleitworten der Herausgeberin, I, 478.

daß also, während das Officium academicum Ferien hatte, seine beiden Mitglieder wieder zusammenwirkten, ebenso einträchtig wie dort und für schönere Zwecke. Beide, und besonders Savigny, haben überhaupt das Beste getan, nach dem Zeugnis keines Geringeren als des Obersten Boyen, der im Mai die Verteidigung Berlins übernahm. Zunächst jedoch waren die Bestimmungen wesentlich auf dem Papier geblieben, und der Mai kam heran, bevor auch nur nähere Bestimmungen erlassen waren.

Des französischen Kaisers Kriegsplan.

Nun aber vollzogen sich Ereignisse, welche gerade für Berlin und die Marken den Wert der neuen Organisation auf die härteste Probe zu stellen drohten. Der französische Kaiser hatte den Feldzug, der ihm die Herrschaft über Norddeutschland wiedergewinnen sollte, darauf angelegt, die Festungen an der unteren Weichsel, zumal Danzig, wo Marschall Rapp mit 30000 Mann eingeschlossen war, zurückzuerobern. Im Mai hatte er unterhalb Magdeburgs die Elbe überschreiten und zwischen Stettin und Küstrin über die Oder hinweg nach Preußen hindurchbrechen wollen, womit dann der Kriegsschauplatz an die Weichsel, in das befreundete Polen, verlegt worden wäre. Es läßt sich nicht ausdenken, welch ein Schicksal damit Berlin und unserer Universität bereitet worden wäre: die Rache des Kaisers, die im Juli Halle noch einmal treffen sollte, hätte sich auf Preußens Hauptstadt und Hochschule sicherlich mit verdoppelter Schwere gelegt. Der Vormarsch der verbündeten Armeen, die schon die Elbe erreicht und überschritten hatten, brachte zum Glück den Kaiser von seinem Plan ab, der nun die ganze Wucht seines Angriffs gegen die Hauptmacht des Feindes wandte. Er wollte sie bei Leipzig treffen und mit seiner großen Übermacht gegen die österreichische Grenze werfen. Die Verbündeten kamen seinem Angriff zuvor; sie stießen mit aller Kraft gegen seine rechte Flanke, aber bei Großgörschen schüttelte er sie ab und zwang sie zum Rückzuge nach der Lausitz. Die Gefahr für Berlin war damit doch nicht verschwunden; denn nun setzte Napoleon das Korps Neys auf Torgau in Marsch, wo der Wiederanschluß der Sachsen zu erwarten stand und wohin er noch andere Korps dirigierte. Sein Plan war, durch diese Nebenarmee die Preußen zum Abmarsch auf Berlin zu veranlassen und den dadurch erforderlichen französischen Operationen eine nordöstliche Richtung zu geben. Ebendiese Nachrichten waren es, welche die Leitung der preußischen Armee veranlaßten, den Obersten von Boyen nach Berlin zu schicken, mit dem Auftrage, die Formation der Landwehr mit allen möglichen Mitteln zu beschleunigen und ebenso die Ausführung der Verordnung über den Landsturm zu betreiben, überhaupt aber alles für eine ernste Verteidigung der Hauptstadt vorzubereiten. Wie ernstlich diese gemeint war, zeigte Scharnhorst, als er den Obersten auf die Verteidigung Alt-Köllns und besonders des Schlosses und des Lustgartens als eines wohlgelegenen Abschnittes aufmerksam machte, womit die Professoren also die Gelegenheit gefunden haben würden, auch für die Stätte ihrer geistigen Wirksamkeit, im vollsten Sinne pro aris et focis zu kämpfen.

Ernst der Lage.

In Berlin ahnte man noch nicht, welches Gewölk am Himmel aufstieg. Denn die ersten Nachrichten von der großen Schlacht hatten nur Günstiges gemeldet. Als Boyen am Abend des 8. Mai in Berlin eintraf, fand er alle Häuser erleuchtet und die ganze Stadt auf den Beinen. Die Glocken hatten den „Sieg von Lützen“ ausgeläutet, und die Berliner Schuljugend und die Handwerksburschen gaben mit Freudenschießen und Schwärmern, die auf allen Straßen umherflogen, ihrem Patriotismus den lautesten Ausdruck. Um so gedrückter wurde die Stimmung am folgenden Tage — es war der Sonntag Jubilate und schon war ein Dankfest in allen Kirchen angesagt worden —, als die schlimmen Nachrichten von Niederlage und Rückzug sich verbreiteten. Noch war weder für Landwehr noch Landsturm etwas Rechtes geschehen, zum Teil durch die Lässigkeit des Magistrats und des Polizeipräsidiums, die beide nur mit Widerstreben an die Ausführung der Königlichen Edikte herangingen. Erst am 5. Mai hatte das Gouvernement, wohl schon unter dem Eindruck schlechter Meldungen, die zum Teil noch der Öffentlichkeit vorenthalten wurden, mit der Organisation des Landsturms begonnen. Am 6. war den auf vorbestimmten Plätzen versammelten Bürgern das Landsturmedikt vom 21. April vorgelesen worden. Es waren zwei Divisionen vorgesehen worden, von denen die erste den Bezirk auf dem östlichen Spreeufer, die zweite den des westlichen Ufers umschloß. Jede zerfiel in vier Brigaden und das Ganze sollte in 31 Bataillonen und 231 Kompagnien an 30 000 Köpfe umfassen. Die oberste Leitung hatte der Ausschuß, unter ihm standen 102 Schutzdeputationen, die nach den Stadtverordnetenbezirken geordnet waren, so daß jedesmal der Stadtverordnete des betreffenden Bezirks mit mehreren angesehenen Bürgern zusammentreten sollte. Sie stellten zusammen eine Art städtischen Parlamentes dar, welches wieder zwischen dem Ausschuß und den einzelnen Bezirken die Verbindung herstellte. Das militärische Kommando war für die leitenden Stellen an Offiziere von der Armee gegeben. An der Spitze der beiden Divisionen standen zunächst zwei Majore, später zwei Generale, von Schenk für den Ostbezirk und von Brauchitsch für den Westbezirk. Die Ankunft Boyens brachte alles in regeren Fluß. Am 9. und 10. Mai wurden die Mitglieder der Deputationen und die Hauptleute der zugehörigen Kompagnien vom Ausschuß ernannt. Am 12. machte das Militärgouvernement bekannt, daß auf Befehl Seiner Majestät alle Verteidigungsanstalten für die Stadt und das Land vorbereitet würden, damit der Feind, wenn er es wagen möchte, aufs nachdrücklichste empfangen und zurückgewiesen werden könnte. Von dem patriotischen Sinn der Einwohner werde erwartet, daß sie freiwillig zu den vorzunehmenden Arbeiten mit Hand anlegten.

Ausbau der Landsturmorganisation.

Schon aber waren die Franzosen auf märkischem Boden. Am 11. Mai waren Neys Truppen bei Torgau, das die Sachsen ihnen ausgeliefert hatten, über die Elbe gegangen und hatten den Vormarsch angetreten. Sie kamen bis Lübben,

Die Franzosen diesseits der Elbe.

halbwegs nach Berlin. General von Bülow, der die preußischen Truppen in den Marken kommandierte, und der bis an die Elbe gekommen war und selbst Halle besetzt hatte, war vor ihnen weit zurückgewichen und nahm bei Belitz und Trebbin Stellung.

Allgemeines Flüchten.

An der Spree war der Schrecken groß, zumal als Befehle vom König kamen, welche die Spitzen der Behörden abberiefen. Schuckmann ging sofort nach Schlesien, um daselbst sein Departement zu vertreten, Nicolovius wurde zu dem gleichen Zweck nach Preußen gesandt. Es begann ein großes Flüchten; Archive und Kassen wurden in Sicherheit gebracht; viele Beamte, auch die meisten Räte vom Kammergericht, reisten ab; dazu auch die Prinzessinnen mit ihren Hofstaaten und, was bei dem gemeinen Mann besonderen Unwillen erregte, viele reiche Kaufleute, Christen und Juden. Unsere Professoren aber blieben auf ihren Posten.

Die Professoren bleiben und treten in den Heerbann.

Am 12. Mai verbanden sich 27 von ihnen auf Gewissen und Ehre, durch eigene Beiträge und Verwendung bei den Staatsbehörden für die ihres Ernährers beraubten Familien zu sorgen, gleichviel, ob sie im Kampfe gefallen oder als Opfer des Krieges gestorben seien; es ist die Grundlage geworden für die Witwenkasse der Universität. Solger, der in diesen Tagen Hochzeit machte, trat für die Idee mit besonderem Eifer ein.[1] Ihre Familien schickten auch sie meist fort; Böckh, Marheineke und Rühs die ihrigen nach Wolgast, Savignys wandten sich nach Hirschberg, Schleiermachers nach Schmiedeberg zu dem Bruder Apotheker. Auch Solger trennte sich unmittelbar nach der Hochzeit von seinem Jettchen, er aber nicht auf so lange und so weit wie die anderen. Sie ging mit der Mutter nach Schwedt, der Heimat ihres Gemahls, wo dieser sie dann im Juli auf mehrere Wochen besucht hat.[2] Die Männer aber reihten sich ein in den Heerbann: Savigny und Schleiermacher, Reil und Marheineke, Fichte und Wolf — Gottesgelehrte und Mediziner, Juristen und Philosophen. Kaum einer schloß sich aus: wie feindlich sich sonst manche von ihnen im Senats- und im Sprechzimmer begegnen mochten, jetzt richteten sich aller Blicke auf den gemeinsamen Feind. Rühs, der anfangs mitexerzierte, legte sich bald fiebernd zu Bett; er half von dort aus Göschen bei der Redaktion des Korrespondenten, der durch die sorgfältige Auswahl der Nachrichten und besonnene Urteile auf die Stimmung der

1) Gedruckt bei Köpke, S. 234, und in Fichtes Leben, II, 139. Bei Köpke stehen außer den Professoren noch die Namen von G. Reimer und dem Direktor A. G. Spilleke, bei Fichte nur Spilleke. Von den Medizinern haben nur Horkel und Gräfe unterzeichnet. Die Theologen stehen sämtlich unter dem Schriftstück; ebenso die Juristen.

2) Ihre Hochzeit war am 12. Mai, zwei Tage später reisten die Damen ab. So Solger an Raumer 3. Juli, II, 286. Danach sind die Briefe S. 277 und 281 vom 20. und 30. April noch während des Brautstandes, nicht, wie die Überschrift sagt, an die junge Gattin, geschrieben. Die anderen reisten wohl schon am 12. Mai. Schleiermachers erster Brief an seine Frau war vom 13., II, 268: „Auf der Chaussee kamen mir Solgers nach, um sich mir als junge Eheleute vorzustellen. Sie gingen mit hinein, und wir hatten einige herzliche Augenblicke."

Bürgerschaft einzuwirken suchte. Erst als die Gefahr vorüber war, ist er nach Pommern gegangen. Aloys Hirt wird in der Tabelle über die Vorlesungen als abwesend bezeichnet. Er scheint danach, da er für eine Familie nicht zu sorgen hatte, sich selbst in Sicherheit gebracht zu haben. Auch auf der Liste vom 12. Mai fehlt sein Name. Seine Kollegen exerzierten bei den Kompagnieen ihrer Bezirke, die einen auf den öffentlichen Plätzen, die anderen, so Böckh, im Garten der Universität.[1] Manchen wurden Offiziersstellen zuteil; so führte Reil eine Kompagnie, frisch und energisch, wie alles, was er angriff. Auch Marheinekes stattliche Gestalt trug, wenn wir dem Bericht einer Augenzeugin, Bettinas, trauen dürfen, die Abzeichen des Hauptmanns. Besonders erfreulich waltete Turte seines Amtes, der selbst ein guter Schütz war. Von den Räten des Departements war Süvern zu der gleichen Würde avanciert, der aber bald, als er Unannehmlichkeiten beim Exerzieren hatte — denn er war eine reizbare, cholerische Natur — seine Stelle niederlegte.[2]

Wer kennt nicht die entzückende Schilderung, welche Bettina von Arnim, die mit ihrem Achim, der ebenfalls eine Kompagnie führte, und ihrem Söhnchen Freimund, das sie ihm vor einem halben Jahre geschenkt hatte, in dem zum Feldlager verwandelten Berlin ausharrte, von der Gelehrtenkohorte gegeben hat? „Während Landsturm und Landwehr in Berlin errichtet wurden, war ein seltsames Leben da. Da waren alle Tage auf offener Straße Männer und Kinder (von 15 Jahren) von allen Ständen versammelt, die dem König und Vaterland schwuren, in den Tod zu gehen. Mich hat's manchmal bis ins Mark der Knochen geschaudert, wenn ich im Vorbeigehen auf großen, sonst einsamen Plätzen einen solchen Eid, darauf ein herzliches Vivat gegen Himmel schallen hörte. Auch war es seltsam anzusehen, wie bekannte Leute und Freunde mit allen Arten von Waffen zu jeder Stunde über die Straße liefen, so manche, von denen man vorher sich's kaum denken konnte, daß sie Soldaten wären. Stelle Dir zum Beispiel in Gedanken Savigny vor, der mit dem Glockenschlag 3 wie besessen mit einem langen Spieß über die Straße rennt (eine sehr allgemeine Waffe bei dem Landsturm), der Philosoph Fichte mit einem eisernen Schild

1) Böckh schreibt am 30. Mai seiner Frau: „Mein Leben ist übrigens ein stetes Einerlei. Dreimal in der Woche lese ich; ich habe jetzt 13 Zuhörer. Die übrige Zeit ist dem Landsturm und den Tagesbegebenheiten gewidmet, wie bei allen Leuten. Alle Sonntage beweise ich, daß ich früh aufstehen kann, wenn's nötig ist; denn morgens 5 Uhr exerziere ich mit meiner Kompagnie im Universitätsgarten. Wir sind schon ganz militärisch, haben sogar eine Trommel und werden von Zeit zu Zeit gemustert von unserem General, der ein recht wackerer Mann ist.“ Hoffmann, S. 29. Damals war die unmittelbare Gefahr schon vorüber. In den kritischen Tagen wurde der Landsturm öfter zu den Übungen herangezogen. Andere Berichte melden gerade, daß diese in den Abendstunden stattfanden. — Wolf ritt übrigens im Mai auf einige Tage nach Ziebingen.

2) Schleiermacher an seine Frau, 20. Mai, S. 275: „Das ist nun eine fatale Geschichte, die ich aber so gut wie möglich suche ins Gleiche zu bringen.“

und langen Dolch, der Philolog Wolf mit seiner langen Nase hatte einen Tiroler Gürtel mit Pistolen, Messern aller Art und Streitäxten angefüllt, der Theolog Marheineke . . . . . war auch Hauptmann; Pistor . . . . . trug einen Panzer von Elendstierhaut mit vielen englischen resorts, einen Spieß und zwei Pistolen; dieser war auch Hauptmann und exerzierte seine Kompagnie alle Tage vor seinem Hause. Bei Arnims Kompagnie fand sich jedesmal ein Trupp junger Frauenzimmer, die fanden, daß das Militärwesen ihm von vorn und hinten gut anstand.“ Ein Nacherzählen wäre jedoch mißlich. Das Bild ist aus der Erinnerung gezeichnet, und man weiß, wie leicht die anmutige Plaudererin ihrer Phantasie Zaum und Zügel schießen ließ. Wenngleich das Edikt Morgensterne, Heugabeln und Beile unter den Waffen, welche der Landsturm führen darf, aufführt, so werden wir uns die Professoren doch kaum in so mittelalterlichem Gewaffen vorstellen dürfen. Savigny wenigstens diente, nach einem glaubwürdigen Bericht, in einer Schützenkompagnie, und auch Schleiermacher war bereit, mit dem Gewehr den Erbfeind der Deutschen zu bekämpfen. Wie groß war sein Schreck, als er am 15. Mai hörte, daß der Landsturm, alle Mann, gleich am nächsten Morgen in der Frühe, um $^1/_2$5 Uhr, auf den Tempelhofer Berg ausrücken sollte, und er hatte noch keine Munition, und alle Läden waren geschlossen, denn es war Sonntag! Das war nun freilich, wie er bei dem Ausschuß, zu dem er schleunigst lief, erfuhr, blinder Lärm gewesen — aber am anderen Tage war es doch sein erstes, Pulverhorn und Feldflasche zu kaufen. Richtig ist, daß der Dienst, wenigstens des Sonntags, bereits im frühsten Morgengrauen anfing. Um $^1/_2$4, so bestätigt jener andere Bericht, mußte Savigny hinaus auf den Schießplatz, von da zur Ausschußsitzung, von wo er zuweilen erst nach 6 Uhr abends zu Tisch kam und wo er oft bis zur Mitternacht festgehalten wurde. Da konnten denn freilich die Pandekten, die er für den Sommer angekündigt hatte, und die Rechtsgeschichte nicht wohl gedeihen. Zum Lesen kam er gar nicht. „Von Wissenschaften, Literatur und Leseanstalten habe ich noch eine dunkle Erinnerung aus fernen Zeiten“, schreibt er im August, als er die Seinen in Prag wiedergefunden hatte.

Vor allem galt es, die Verschanzungen zu errichten, welche den Feind von den Mauern Berlins abhalten sollten. Schon vor Boyens Ankunft hatte das Departement einen ersten Verteidigungsabschnitt geschaffen durch eine Inundationslinie, die mit Benutzung der Nette und Nuthe von Köpenick bis Potsdam in weitem Bogen die Hauptstadt umfaßte. Hierbei hatte, nach Boyens Zeugnis, besonders Eytelwein, die große Autorität in allen Wasserbauten, sich ein Verdienst erworben. Auf Boyens Antrieb wurden noch zwei engere Fortifikationslinien durch Ketten von Schanzen und Fleschen geschaffen, von denen die äußere von den Rollbergen bei Rixdorf bis zum Kreuzberg reichte, und eine innere dem Lauf des Landwehrkanals oder, wie er damals hieß, des Schafgrabens folgte, vom

Verschanzungen.

Schlesischen Tor bis über die Potsdamer Landstraße hinweg, woran sich dann noch eine Reihe kleinerer Fleschen in jeder Biegung des Kanals anschloß bis zur Mühle im Tiergarten. Auch hierbei mußte der Landsturm, hoch und gering, helfen, selbst Frauen sah man bei der Arbeit. „Des Morgens", so meldet Schleiermacher nach Schmiedeberg, „begegnet man den Leuten truppweise mit Schaufeln und Spaten, die zu den Schanzen gehen, des Abends exerzieren die Landsturmkompagnieen auf allen großen Plätzen. Die beiden Schanzen an unserer Schafbrücke sehen sehr niedlich aus, und wenn sie erst mit Mannschaft und Artillerie besetzt sind, so kommt der Feind gewiß nicht eher hinein, bis die Schanzen umgeschossen und die Kanonen demoliert sind." Er meinte wirklich, wenn man sich den Landsturm noch etwa von 15000 Mann regulärer Truppen unterstützt denke, und alles ordentlich hergehe, so könne Berlin sich gegen eine sehr große Macht, wenn sie nur nicht mit schweren Geschützen versehen wäre, recht gut halten.

röße der Gefahr.

Gestehen wir aber, daß all dieser Eifer und Patriotismus umsonst gewesen wäre, wenn jener Plan Napoleons zur Ausführung gekommen wäre. Die Gefahr war ursprünglich weit größer, als man in Berlin oder im Hauptquartier Bülows fürchtete. Gegen die vier Armeekorps, die der Kaiser außer dem Kavalleriekorps Sebastianis unter Ney vereinigt hatte und gegen Berlin vorpoussieren wollte, hätten alle Verschanzungen und alle Tapferkeit ihrer Besatzung nichts helfen können. Auch glaubte Schleiermacher in diesen Tagen kaum daran, daß es zu solchem Ernst geraten würde. Er suchte wenigstens die Angst der Seinen zu beschwichtigen. „Sei aber für mich nicht bange, mein Herz", schreibt er am 15. Mai, „schwerlich werden die Verteidigungsanstalten schon so weit gediehen sein, daß man sich hier wird auf etwas einlassen können, und also wird der Landsturm wohl nur aufgeboten werden, um sich aus der Stadt zurückzuziehen. Das werde ich dann auch tun und werde Dir ganz sachte nachkommen."

In der Tat, das wäre wohl das Ende geworden, wenn der Kriegsschrecken, sowie Napoleon gewollt hatte, sich auf Berlin gewälzt hätte. Und von neuem tritt es uns vor die Augen, was aus Stadt und Universität geworden wäre, wenn der französische Kaiser, der es seit Valence, seit seinen Leutnantsjahren, der Welt oft genug gezeigt hatte, wie er die Teilnahme der Populace, der Canaille an der Kriegführung einschätzte und zu bestrafen pflegte, sich dort aufs neue zum Herrn gemacht hätte. Schwerlich würde die Stellung dieser „Ideologen" in Welt und Wissenschaft ihn davon abgehalten haben, so mit ihnen und ihresgleichen zu verfahren, wie er es von Binasco her gewohnt war. Pulver und Blei hätten, wären sie in seine Gewalt gefallen, ebensogut ihr Los werden können.

Vor diesem Schicksal, der Flucht oder Schlimmerem, rettete sie und ihre Mitbürger der Entschluß der Verbündeten, dem Kaiser aufs neue die Schlacht anzubieten. Die Rechnung Napoleons, daß er durch den Vorstoß gegen Berlin die Preußen von den Russen abziehen werde, schlug fehl. Vereinigt stellten sie

sich ihm in den Weg und zwangen ihn dadurch, die detachierten Korps an sich heranzuziehen. Statt gegen Berlin mußte er Ney gegen die linke Flanke des im Hügelgelände vor Bautzen verschanzten Feindes dirigieren. Auch jetzt hatte er seinen ersten Plan noch nicht aufgegeben: Oudinot sollte die Flankenstellung gegen Berlin behalten, und es war nur Eigenmächtigkeit oder Mißverständnis von Ney, wenn auch dieses Korps die befohlene Wendung mitmachte.

Der 14. Mai war für die Berliner der Tag der größten Sorge. Damals kam die Nachricht, daß die Franzosen über die Elbe gegangen wären und auf Berlin zukämen. Bonaparte selbst, so erzählte man sich, wollte bei Pirna übergehen, um der kombinierten Armee eine neue Schlacht anzubieten, die sie aber, so vermutete man, nicht annehmen, sondern sich noch weiter zurückziehen werde, bis in ein Land, „wo nicht Milch noch Honig fließt, sondern Landsturm." Schleiermacher, der dies seiner Gattin meldete, war in fieberhafter Erregung. Es war der Tag, an dem er das Landwehrbataillon, bei dem sein Freund Reimer als Leutnant stand, auf dem Hof der Universität einsegnete. Hören wir, wie er selbst das Treiben geschildert hat: „Nach dem Kollegio sollte eine Konferenz der Schutzdeputation bei mir sein; die Leute ließen mich aber fast eine Stunde warten, und so war ich froh, daß ich die Kirchenrechnung noch zu machen hatte. Ich aß bald nach 12 und schrieb zwischen Suppe und Gemüse und Kaffee an der Kirchenrechnung; Du weißt, welche Wut ich auf so etwas bekommen kann, wenn ich einmal anfange. Von 4 bis 5 war Landsturm, um 6 war Presbyterium bei mir, und eben als es angehen sollte, bekam ich den Auftrag, eine Einsegnungsrede zu halten im Hof des Universitätsgebäudes für das Bataillon Landwehr, das morgen früh marschieren soll; es ist das, wobei auch Reimer steht. Ich mußte mich also, sobald die Konferenz aus war, in meinen Talar werfen und mich dort umsumsen lassen, ehe es zur Vereidigung und Rede kam." Während aber Bülow vor Berlin den Feind erwartete, war die Gefahr schon vorübergegangen. Am 16. Mai erhielt Ney jenen Befehl, und seitdem hatte Berlin nichts mehr zu fürchten. Am 20. Mai hielt man dort selbst die Gefahr, für den Augenblick wenigstens, für beseitigt, und Schleiermacher rechnete sich schon aus, daß, wenn durch eine neue Schlacht der Krieg sich wieder tiefer in Sachsen hineinspielen und er am 1. Juli das große Los endlich gewinnen würde, er sich einen vortrefflichen Reisewagen kaufen und die Geliebten abholen wolle: „das wäre eigentlich die Belohnung, die ich verdiente für die große Entbehrung, in der ich lebe. Lache mich nur recht aus, mein Herz, das mußt Du auch haben."

Abmarsch Neys.

Es waren die Stunden, wo an der Oberspree von neuem die Kanonen donnerten. Zwei Tage darauf traf in Berlin ein Kurier ein, der am Nachmittage des ersten Schlachttages das Schlachtfeld verlassen hatte.[1] So konnte er über die Entschei-

Schlacht bei Bautzen.

1) Die Schlacht begann erst am Mittag des 20. Mai.

dung noch nichts sagen, jedoch lauteten seine Meldungen nicht schlecht. Und jedenfalls brachte er sichere Kunde von einem schönen Erfolg, dem glorreichen Gefechte Yorks gegen die Abteilung Neys bei Königswartha am 19. Mai. „Nun ist aber", schreibt Schleiermacher, „jedermann gespannt auf die Nachricht von der letzten Entscheidung. Diesen Zustand sollte man den Menschen doch ersparen, denn sie haben keine Kraft dazu. Es wird ja unsereinem sogar schwer." Wiederum meldeten in den nächsten Tagen täuschende Gerüchte allerhand Siegesnachrichten, bis am 25. Mai zum zweiten Male die niederschlagende Gewißheit folgte, daß die verbündeten Armeen nach zwei mörderischen Schlachttagen abermals den Rückzug hatten antreten müssen. Wie nahe man der Vernichtung gewesen, ahnte man weder in Berlin noch im Hauptquartier. Heute wissen wir, daß es nur neue Fehler des Marschalls Ney verschuldet haben, wenn die Verbündeten sich den Griffen des Imperators aufs neue entziehen konnten. Es war die Krisis gewesen in dem Feldzuge, ja in dem Kriege überhaupt. Zum letzten Male hatte Napoleon die Übermacht in der Hand gehabt. Daß er sie nicht so ausnutzen konnte, wie es nach seinen Berechnungen hätte geschehen müssen, rettete nicht nur diesmal die Gegner, sondern bereitete ihre späteren Siege vor.[1] Hätte er am 21. Mai ein neues Austerlitz gewonnen, so wäre auch Berlins Schicksal in seine Hand gegeben worden. Jetzt aber mußte er den Gegnern, deren Verluste nicht halb so stark waren wie die seinen und die mit ungebrochenen Verbänden vom Schlachtfelde schieden, auf ihrem Rückwege nach Schlesien folgen; und also war durch den Ausgang der Schlacht die Gefahr für Berlin endgültig abgewandt, zumal da Bernadotte jetzt mit seinen Schweden und mit märkischen und pommerschen Landwehrbataillonen von Norden heranrückte und die eigenen Rüstungen — Landwehr, Landsturm und Befestigungen — mit jedem Tage stärker wurden.

Frauen der Professoren über den Waffenstillstand.

Um so ängstlicher war der Blick aller Familienväter, die ihre Lieben nach Schlesien gesandt hatten, dorthin gerichtet, wo nun gerade die Not des Krieges am stärksten brandete. Von Hirschberg begann man zu flüchten. Auch Savignys mögen damals über die Grenze gegangen sein[2], und die Schleiermacherschen Damen bestellten bereits Quartier auf den Grenzbauden, um von dort in irgendein böhmisches Städtchen hinabzusteigen. Der Waffenstillstand von Plagwitz (4. Juni), den die Verbündeten aus der Hand Napoleons annahmen, gab auch ihnen die Sicherheit zurück und gewährte ihnen die Möglichkeit zur Heimkehr.[3] Es ist bezeichnend für die Tapferkeit Schleiermachers, daß er, so sehr er es bereute, daß er die Geliebten der Gefahr geradezu entgegengeschickt hatte, doch viel un-

1) Von Cämmerer, Die Befreiungskriege 1813—1815. Ein strategischer Überblick: S. 30f.

2) Um Mitte Juni kamen diese bereits nach Prag.

3) Es dauerte doch noch Wochen, bevor Schleiermacher mit den Seinen wieder vereinigt war. Erst Mitte des Monats erhielt seine Gattin durch Scharnhorsts Vermittelung einen Paß. Die Reise bereitete ihr große Widerwärtigkeiten.

glücklicher über diesen Ausgang seiner Hoffnungen war. Es war dies aber die allgemeine Stimmung der Berliner Patrioten. Sie glaubten nicht anders, als daß der Krieg, dessen Ziel für sie die Befreiung des deutschen Bodens, die Erneuerung deutscher Kraft und Herrlichkeit war, damit ein Ende haben und nur zu einem neuen Ausgleich zwischen den eigensüchtigen Bestrebungen der Höfe nach Art der alten Kriege führen werde. Wie tief sie erschüttert waren, hat das treue Gedächtnis Arndts, der in diesen Tagen in Berlin verweilte, aufbewahrt. Er erfuhr die Nachricht aus dem Munde Reils bei einer Begegnung Unter den Linden. Sie habe ihn getroffen wie ein plötzlicher Blitzstrahl aus heiterer Luft: „Im vollsten Schmerze faßte mir Reil die Hand mit solcher Gewalt, als ob er sie mir abdrücken wollte, und die hellen Tränen stürzten ihm aus den großen, trotzigen, ostfriesischen blauen Augen."

Hier ist nicht der Ort, darüber zu entscheiden, ob die Entrüstung der wackeren Männer berechtigt war, oder ob sie allzu ideologisch geurteilt haben und der Waffenstillstand vom militärischen wie politischen Standpunkt aus gerechtfertigt war. Gewiß hatten sie einen geringen Überblick über die Lage auf dem Felde des Krieges und der Diplomatie, und man darf vielleicht sagen, daß die Waffenruhe, die zunächst bis zum 20. Juli reichen sollte, dann aber bis zum 16. August verlängert wurde, für die nationale Sache heilbringend geworden ist, falls es wirklich richtig ist, daß nur durch den Verlauf der Verhandlungen, die in diese Zeit fielen, der Zutritt Österreichs erreicht wurde. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß die maßgebenden Kreise etwa ein besseres Augenmaß für die Lage der Dinge gehabt hätten, und daß sie sich durch besonnene, klar durchdachte Erwägungen hätten leiten lassen, statt durch kleinmütige und engherzige Gesichtspunkte.

Kleinmut und Opposition des Magistrats und der Behörden gegen die Patriotenpartei.

Von den Gegnern, die den Patrioten in Berlin selbst entgegentraten, können wir jedenfalls mit Sicherheit behaupten, daß ihre Ratschläge aus einem ganz engen Horizont herstammten, und daß ihnen die Größe der Zeit und ihre Aufgaben überhaupt nicht zum Bewußtsein gekommen sind. Es waren dort, wie erwähnt, besonders die städtischen Behörden und das Polizeipraesidium, die als die Träger des Widerstandes gegen extreme Maßregeln auftraten. Gleich nach dem Aufgebot des Landsturms, unter dem beklemmenden Eindruck des französischen Vormarsches und des Flüchtens der besitzenden Klassen und der Beamtenschaft, hatten Magistrat und Stadtverordnete eine Deputation an den König gesandt, die ihm flehentliche Bitten um Milderung des Landsturmediktes vortragen sollten. Führer war der erste Geistliche der Stadt, Propst Ribbeck, von der Petrikirche, neben ihm angesehene Mitglieder beider städtischer Kollegien. Sie unterließen nicht, ihren Patriotismus zu beteuern und auf die Anstrengungen hinzuweisen, welche man für die Organisation der Landwehr und des Landsturms bereits gemacht habe, aber der Zweck der Deputation war, die Stadt

gegen die schlimmen Folgen zu sichern, welche die strenge Durchführung des Ediktes haben mußte. Schrieben doch die Paragraphen 70 und 71 darin vor, daß alle Vorräte im Falle des Angriffs fortgeschafft oder vernichtet, die Mühlen verbrannt, die Brunnen verschüttet, kurz alles unternommen werden sollte, um dem Feinde die erwartete Subsistenz abzuschneiden und sein weiteres Vordringen zu erschweren. Dies werde, so bemerkten die Deputierten, zu einer allgemeinen Auflösung aller Verhältnisse führen, und bei der eintretenden Anarchie werde die Wut des Volkes, besonders des Gesindels, ohne Grenzen sein. Das Gouvernement in Berlin hielt treu zu den Patrioten, auch der alte, bedächtige Lestoq, mochte er auch zu der kriegerischen Kraft des Landsturms wenig Vertrauen haben, und mehr noch der Oberpraesident Sack. Von Boyen brauchen wir es nicht erst zu sagen: er wollte die Absender zur Verantwortung ziehen, die Schurken müßten das Bürgerrecht und ihre Stelle verlieren. Der Ausschuß trug sich einen Augenblick mit dem Gedanken, Schleiermacher ins Hauptquartier nachzusenden, um gegen solche Ratschläge der Schlaffheit zu wirken.[1] Auch Bülow stand auf dieser Seite. Ebenso war auf dem Lande von der Opposition nichts zu spüren. Unter den Bauern war noch ganz die Gesinnung lebendig, welche ihre Väter zur Zeit des Schwedeneinfalles beseelt hatte. Auch sie hätten noch auf ihre Fahnen den alten Vers schreiben können: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut.“ Und wie sie, dachten die Landräte und die Gutsbesitzer, so der alte, nun fast 90jährige Feldmarschall Möllendorf, der auf Alarmnachrichten von der Elbe her sich sein schon in den Friderizianischen Kriegen erprobtes Schlachtschwert umgürtete und an der Spitze seiner Bauern an den Strom rückte, um die Feinde seines Königs zu bekämpfen.[2] Die geringen Leute, die an Flucht nicht denken konnten und wenig zu verlieren hatten, waren auch in Berlin willig zu exerzieren und zu schanzen, und auch die mittleren Schichten zeigten sich bereit. Die Renitenz saß in den wohlhabenden Klassen, welche in der Stadtverwaltung dominierten und deren Angehörige im Mai das Weite gesucht hatten, sowie in den Kreisen der Bureaukratie, wo man jeden Versuch der Selbstbestimmung mit Argwohn und Eifersucht ansah. Auch bei den Offizieren von der Armee, die im Landsturm verwendet wurden, überwog diese Stimmung. Zumal Brauchitsch, der zugleich Stadtkommandant war, konnte sich nicht genug tun in Verachtung und Gleichgültigkeit gegen die Volksbewaffnung. Kein einziger von den hohen Offizieren, schrieb später Achim von Arnim in heller Empörung, habe es nur der Mühe wert gehalten, sich mit dem Zustande der Kompagnien

1) Nur darauf läßt sich die Nachricht beziehen, welche Schleiermacher seiner Frau Ende Mai, wohl am 29., sandte (II, 285): „Wunderliches ist mir heute begegnet. Eichhorn und Savigny machten mir die Proposition, mich vom Ausschuß nach dem Hauptquartier schicken zu lassen, um allerlei hiesige Angelegenheiten von Wichtigkeit zu betreiben.“

2) Boyen, Erinnerungen III.

und dem Geiste der Leute bekannt zu machen. „Wir hatten keine andere Berührung mit den obersten Brigadiers und dem Divisionsgeneral, als durch geschriebene Parolebefehle, die uns täglich zugestellt wurden. So kam es, daß des letztern Befehle immerdar von der Anschaffung guter Hoboisten sprachen, während wir noch an den wesentlichsten Kriegsübungen und Kriegsbedürfnissen Mangel litten."

Von etwas anderer Färbung war der Widerspruch, der im Juni von seiten der richterlichen Beamten, an ihrer Spitze der Justizminister, der stark konservative Kircheisen, erhoben wurde. In dem Edikt war von dem Verfahren, das bei den Kriegsgerichten einzuschlagen sei, nichts gesagt worden, und nur bestimmt, daß es den Schutzdeputationen zukomme, die Strafen mehrerer Verbrechen festzusetzen, von denen einige mit dem Leben gebüßt werden sollten. Dies war daher von dem Gouvernement und dem Ausschuß durch zwei besondere Instruktionen vom 18. Mai und 25. Juni dahin erweitert worden, daß 9 Gerichte für die leichteren Vergehen eingesetzt wurden, über die Kapitalverbrechen aber zwei Divisionsgerichte, jedes mit 12 Beisitzern und 4 Inquisitoren, aburteilen sollten. Das war ein Eingriff in die Gewalt der ordentlichen Gerichte, und solange diese noch nicht aufgehoben waren, was aber erst nach erfolgtem Aufgebot des Landsturms geschehen sollte, mußte es unvermeidlich zu schweren Konflikten und Komplikationen kommen, zumal da in jenen Instruktionen Rechtsformen verwandt waren, wie zum Beispiel das öffentliche Verfahren und anderes, welche von den geltenden Rechtsbestimmungen weit abwichen. Hiergegen richtete sich der Angriff der Justizbehörden. Kammergericht und Minister legten Verwahrung dagegen ein, Kircheisen in einer direkt an den König gerichteten Eingabe vom 30. Juni. Gleichzeitig ging Lecoq, trotzdem er im Ausschuß saß und dessen Erlasse unterzeichnet hatte, von Polizei wegen gegen diese Anordnungen vor. Nicht ohne Geschick wurde der wunde Punkt in der populären Bewaffnung von ihm hervorgehoben, indem er auf die Verwechselung der Begriffe vom aufgebotenen Landsturm und von der Bildung des Landsturms hinwies: nur für den Fall des Aufgebotes des Landsturmes könnten alle diese Gewalten ins Leben treten; jede frühere Funktion derselben als obrigkeitliche Gewalt sei Mißbrauch und verstoße gegen bestehende Staatsverhältnisse und die Verfassung, deren Auflösung der aufgebotene Landsturm voraussetze. In der Tat hätte das Edikt, wörtlich ausgeführt, zu einer Auflösung aller staatlichen Ordnungen führen müssen. Andererseits war dergleichen schlechterdings nicht zu befürchten, weder von seiten der Bevölkerung, die an nichts weniger dachte als an Revolution, noch der Persönlichkeiten, in deren Hand die Ausführung gelegt worden war. Die Reglements vom 18. Mai und 25. Juni waren gerade zu dem Zweck gegeben, um den Ausschuß zu entlasten und Ordnung in das Chaos zu bringen. In beiden Divisionsgerichten saßen Männer von Würde und Erfahrung, als Praesidenten zwei hervorragende Juristen,

der Stadtgerichtsdirektor Schönermark und der Geh. Obertribunalsrat Schilling von Canstatt. Juristen waren auch durchweg die Inquisitoren und die meisten der Beisitzer. Neben diesen Beamte wie Schmedding, Süvern, Kammerdirektor von Grunenthal, Oberbauassessor Schinkel und Oberbaurat Eytelwein, besonders aber Professoren; so finden wir in dem östlichen Divisionsgericht Erman, Fichte und Bernhardi, in dem westlichen Solger und Göschen, und unter den Inquisitoren den Geheimrat Schmalz. Die nichtakademische Bevölkerung war durch je zwei Mitglieder vertreten, durch Baron von Eckartstein und Siedereibesitzer Krutisch[1] in dem einen, und im andern durch den Kaufmann Keibel, Oberstleutnant bei der Bürgergarde, und den Ackerbürger Wollanck, ein Beweis übrigens, daß es doch auch unter der Bürgerschaft Männer gab, welche sich ihrer patriotischen Pflicht bewußt waren. Nehmen wir hinzu, daß der Ausschuß aus Persönlichkeiten bestand wie Geheimrat von Quast und Savigny, sowie den Kammergerichtsräten Eichhorn und Grolmann, an dessen Stelle später Herr von Hermsdorf trat, und das Militärgouvernement in allem die oberste Entscheidung hatte, so leuchtet ein, wie wenig daran zu denken war, daß der Geist des Aufruhrs und staatsgefährlicher Tendenzen die Oberhand gewinnen würde.

Die Gegner aber waren solchen Erwägungen nicht zugänglich. Kircheisen untersagte den Justizbeamten, welche zu jenen Stellen ernannt waren, die Annahme, und auch das Kammergericht rief seine Mitglieder zurück. Die Argumente, welche sie gebrauchten, waren weniger Motive als Vorwände. Es waren tiefere Gegensätze, welche sie von den Patrioten schieden. Ihre Opposition war getragen von den Elementen in Staat und Gesellschaft, die überhaupt dem Geist, der zum Durchbruch gekommen und der eigentliche Nerv der Erhebung war, von jeher feindlich gewesen waren. Sie meinten, wie Lecoq ausführte, daß eine Kriegführung, welche die gesamte Volkskraft aufbiete, dem politischen System des Staates gefährlich sei und eine zukünftige Rebellion im Schoße trage. „Nicht um ihre Person anzuklagen, sondern aus Pflichtgefühl muß ich Ew. Königlichen Majestät jene Mitglieder des Ausschusses namhaft machen. Es sind der Univers.-Syndikus Eichhorn und Professor von Savigny, denen sich der Kammergerichtsrat von Hermsdorf mehr nachgiebig als mit gefährlicher Gesinnung anschließt. Daß namentlich der Erstgenannte einer Tendenz gegen Ew. Majestät höchsten Willen wohl fähig sei, hat die Erfahrung seiner tätigen Verbindungen während der Allianz gegen Rußland außer Zweifel gesetzt.“ Savigny und Eichhorn, beides zukünftige Minister Friedrich Wilhelms IV., als Jakobiner denunziert — man braucht zur Charakteristik dieser Partei und ihrer Bestrebungen nichts weiter hinzuzufügen. Und mit diesen Reaktionären, unter denen schon damals, nicht offen hervortretend, aber um so gefährlicher wirksam, Fürst Wittgenstein

Der Polizeipraesident denunziert Savigny und den Universitäts-syndikus Eichhorn.

1) Seine Tochter hat später Professor Leopold von Henning geheiratet.

war, der Chef der Geheimen und Politischen Polizei, der „Premierminister hinter der Gardine", wie Boyen ihn genannt hat, hatte sich nun die Mattherzigkeit und der Kleinmut des Magistrats und der von ihm vertretenen Bevölkerungsschichten verbunden, der in jener Deputation an den König hervorgetreten war und der in der Folge sogar zu der flehentlichen Bitte führte, der Hauptstadt des Landes, aus welcher schon Tausende von Freiwilligen gekommen wären, doch einen Erlaß an der Zahl der Landsturmpflichtigen zu gewähren. Aber ihre Rechnung war richtig. Im Hauptquartier lebten dieselben Gegensätze, und ihre Freunde hatten dort das Übergewicht. Der Deputation der Stadt war noch ein aufschiebender Bescheid gegeben, danach aber entbrannte der Kampf in der Umgebung des Königs, und Hardenberg ließ sich, wie Clausewitz ingrimmig an Gneisenau schreibt, von dem Rebellenspuk allzusehr beeinflussen: es leide keinen Zweifel, daß er auf diese Weise bald wieder in den Händen derer sein werde, welche Feinde aller kräftigen Maßregeln seien. Selbst Männer, welche den neuen Ideen gewiß nicht feind waren, wie Scharnweber und Hoffmann, dieser zurückhaltender, jener mit vollem Eifer, traten für eine Beschränkung des Landsturmediktes ein. Es kam zu einem so heftigen Zusammenprall der Geister, daß Scharnweber drauf und dran war, Gneisenau vor die Pistole zu fordern, und nur der Befehl des Königs verhinderte das Duell.

Kampf um den Landsturm im Hauptquartier.

So war dem Landsturm das Urteil schon so gut wie gesprochen, als der König und die Minister im Juli nach Berlin kamen. Ein höchst harmloser Vorfall brachte das Gefäß zum Überlaufen. Am 14. Juli abends war Friedrich Wilhelm unter Vermeidung der Hauptstadt nach Charlottenburg gekommen. Die Einwohnerschaft, glücklich, ihren geliebten Herrscher wieder in ihrer Mitte zu haben, wollte es sich nicht nehmen lassen, ihm ihre Freude zu bezeigen, in der lärmenden Art freilich, die seit dem Februar eingerissen war, mit einem Vivat und dem Losschießen ihrer Gewehre. Unendlich viel Pulver war auf diese Weise in den letzten Monaten verknallt worden, und niemand hatte bis dahin daran Anstoß genommen. Der König aber geriet außer sich. Es war wirklich, als wollte er die Störung seiner Nachtruhe der Störung der Ruhe des Staates gleichsetzen. Im höchsten Zorn kam er am nächsten Mittag nach Berlin ins Palais gefahren, wohin die hohen Offiziere bestellt worden waren, und begann sich über den Unfug zu beklagen. Sofort trat Brauchitsch auf und erklärte, das sei allein eine Folge des verderblichen Landsturmediktes, welches alle Bande der Zucht und des Gehorsams gelöst habe und bei dessen längerer Fortdauer die höchste Gefahr für den Staat zu befürchten sei. Vergebens suchte Boyen sogleich persönlich, und dann nochmals schriftlich dem König und dem Staatskanzler Vorstellungen zu machen. Er selbst entging nicht der Verdächtigung und der Beobachtung durch die Polizei. Am 17. Juli kam der Befehl heraus, der alles umstürzte, was in den letzten Monaten geschaffen war. Formell war der Erlaß recht gemäßigt,

Der König in Berlin; hebt den Landsturm auf.

in dem väterlich wohlwollenden Ton, der unter dieser Regierung üblich geworden war. Auch blieb der Landsturm noch bestehen, wurde wenigstens nicht förmlich aufgehoben, aber in Berlin kamen die neuen Bestimmungen der Auflösung ziemlich gleich. An Stelle der Schutzdeputation und des Ausschusses traten fortan Kommandantur und Polizei. Die Instruktion vom 25. Juni ward ausdrücklich abgeschafft. Aus dem Landsturm wurde eine Landwehrreserve; auf dem Lande und in den kleinen Städten sollte immer nur ein Drittel des Landsturms wechselweise Dienst tun, in den großen Städten aus dem Drittel, welches nach Abzug der zur Landwehr gestellten Mannschaft übrig bliebe, Bürgerkompagnieen formiert werden, die zwar zur Landwehr gehörten, aber nur die Verpflichtung hatten, an der Verteidigung der Stadt im Kampfe teilzunehmen. Kurz, aus der allgemeinen Volksbewaffnung war, wie richtig bemerkt worden ist, nicht viel mehr als ein Polizeiinstitut geworden.[1]

Unermüdlichkeit Schleiermachers.

Mit diesen Vorgängen im engen Zusammenhang steht ein Zusammenstoß, den Schleiermacher mit seinen hochstehenden Gegnern hatte. Wenn irgend jemand Treue, Tapferkeit und Hingabe bewiesen hatte, so war er es. Überall war er zu finden gewesen. In der Schutzdeputation seines Bezirks war er Direktor geworden, und er half, wo er nur konnte, seinen Freunden im Ausschuß. Getreulich kam er seinem Dienst mit der Waffe nach. Und wie wußte er auf der Kanzel die großen Angelegenheiten des Staates aus der Tiefe geistlicher Betrachtung zu erleuchten und die Herzen seiner Zuhörer mit dem Gefühl der Heiligkeit des großen Kampfes zu durchdringen! Auch andere Aufgaben, wir sahen es, seines geistlichen Berufes erfüllte er mit gewissenhafter Treue. Und selbst den Studien entzog er sich nicht ganz und klagte sich dabei noch an, daß er zu wenig produziere. In den ersten Morgenstunden — denn er war ein Frühaufsteher, schon um 5 Uhr erging er sich im Garten unter seinen Rosen — hielt er sein Kolleg, das er auch in den schlimmsten Tagen nicht aussetzte. „Aber ich glaube“, schreibt er seiner Frau, „daß ich der einzige bin.“ Sogar für die Akademie war er tätig, etwa mit der mühsamen Lektüre von Preisschriften oder mit einer wissenschaftlichen Abhandlung, die er am Leibniztage las. Und das alles unter neuen Anfällen seines schmerzhaften Leidens, das ihm die Aufregung der Zeit zurückgebracht hatte; fast täglich mußte Wolfart ihn magnetisieren. Seine Erholungsstunden waren des Abends im Gartenhause am Schafgraben, nahe den Schanzen an der Brücke, über welche die Straße nach Potsdam führte. Dort gedachte er in den wundervollen Nächten dieses Frühsommers unter den blühenden Akazien und beim Schlage der Nachtigallen seiner Lieben in der Ferne. Fast täglich schrieb er der Gattin oder gleichgesinnten Freunden und Freundinnen, oder er empfing dort die Freunde,

1) Blumenthal, 147f.

Savigny und beide Eichhorns, Reimer, der von Potsdam herüberkam, Arndt, Göschen, auch Sack und Twesten, der seit vier Wochen wieder in Berlin war und an den Übungen des Landsturms teilnahm. Dann waren es oft die Angelegenheiten des Korrespondenten, die zwischen ihnen zur Sprache kamen, dessen Fortführung besonders Reimer schwere Sorgen machte. Ihm zuliebe nahm Schleiermacher nun auch diese Last noch auf seine Schultern. Er wußte wohl, daß ihm dadurch nicht bloß neue Arbeit, sondern auch neue Unruhe beschert würde, aber das konnte auf den tapferen Mann nur anspornend wirken. Gerade weil er damit die Gelegenheit fand, die freien und vaterländischen Gedanken, in denen er lebte, auszubreiten, unterzog er sich der Mühe, und sofort hauchte er der Zeitung, die unter Göschens Redaktion sehr zurückgegangen war, seinen Geist und neues Leben ein. Auswärtige Freunde und Bekannte suchte er zu Korrespondenten zu gewinnen, so beide Schlegel, von denen August Wilhelm, der damals mit dem Kronprinzen nach Deutschland kam, manchen Beitrag eingesandt hat, und Konopack, den alten Kollegen aus Halle, in Rostock. Von den Berliner Freunden unterstützte ihn durch Korrespondenz Rühs, der aus Pommern schwedische und englische Zeitungen einsandte. Vor allem aber war es Ernst Moritz Arndt, den er zum Mitarbeiter gewann. Zwei seiner schönsten Gedichte hat der herrliche Mann in diesen Wochen eingesandt, beide auf den Helden, der Preußens Schwert geschmiedet hatte, dem auch der Korrespondent sein Leben verdankte, und dem schon die Schatten des Todes nahten. Das erste feiert in hohen Worten den Waffenschmied der deutschen Freiheit, das zweite aber ist das wundervolle Geleitwort, das Arndt dem Helden nach Walhalls Höhen mitgegeben hat.

Übernimmt die Redaktion des Korrespondenten.

Schleiermacher, der auch seinerseits dem bewunderten Freunde einen ergreifenden Nachruf widmete, wird noch manches Blatt geschrieben haben, das nicht abgedruckt worden ist, weil es dem Stift des Zensors zum Opfer fiel. Am 13. Juli aber brachte er doch einen Artikel durch, in dem er seinem Herzen einmal Luft gemacht hatte. Es war in den Tagen, als die Vertreter der Mächte in Prag tagten, und unter den Patrioten fürchtete man, daß diese Zusammenkunft ein Friedenskongreß sein sollte, der die Ergebnisse des Krieges wieder in die Wege der alten Kabinettspolitik führen würde. Diesen Gerüchten, welche, wie Schleiermacher schreibt, „einige von uns mit übermäßiger Freude erfüllen und andere mit tiefer Betrübnis“, stellt er die Ansicht entgegen, welche er und seinesgleichen über einen Frieden hatten, der das Vaterland um die Hoffnungen, mit denen man den heiligen Krieg begonnen hatte, bringen würde. Eine Ansicht, schreibt er, die nun nicht mehr der Anteil weniger sei, sondern sich allgemein verbreite und gewiß auch bei den Friedensverhandlungen eine Stimme habe. Sollte aber ein Friede geschlossen werden, den man noch nicht als den wahren Anfang einer neuen Ordnung der Dinge ansehen könne, so möge man ihn nur nach

Schreibt gegen die Friedensfreunde.

den Prinzipien des Waffenstillstandes betrachten, gegen den man ja auch nicht unbedingt eingenommen sein könne, sondern bei dem es darauf ankomme, ob er zur rechten Zeit und auf die rechte Art geschlossen werde und ob man die Vorteile, die er gewähre, gehörig benutze. In dem Brief, durch den er im Juni Friedrich Schlegel zur Mitarbeit an dem Korrespondenten aufgefordert hatte, hatte er das Ziel angegeben, das er der großen Erhebung setzte: „Ein wahres deutsches Kaisertum, kräftig und nach außen hin allein das deutsche Volk repraesentierend, das aber wieder nach innen den einzelnen Fürsten und ihren Ländern recht viel Freiheit läßt, sich nach ihrer Eigentümlichkeit auszubilden und zu regieren.“ Es sind Gedanken, die wir ihn schon aussprechen sahen, als Preußen zum ersten Male den Kampf mit dem Welteroberer gewagt hatte. Der ungeheuren Schwierigkeiten, welche ein solches Ziel darbot, war er sich immer bewußt gewesen, und mit dem Blicke des Propheten hat er sie in jenem Briefe gezeichnet: die Kluft zwischen Österreich und Preußen, die scharfe Trennung zwischen Norddeutschen und Süddeutschen, den Katholiken und den Protestanten! „Viel Lehrgeld werden wir noch geben müssen, und viele Köpfe werden noch von ihrer Stelle müssen weggeschüttelt werden, ehe die rechten an die rechte Stelle kommen.“ So radikal freilich, man könnte fast sagen, so revolutionär hatte er sich in jenem Artikel nicht ausgedrückt; aber die Ideen, die er darin aussprach, waren die gleichen, und ihr Geist wich aufs weiteste ab von dem engen Horizont, in welchem die offizielle Politik sich noch immer bewegte und aus dem Männer wie Schleiermacher und Stein sie gerade hinwegreißen wollten.

Erhält zwei Verwarnungen.

Das Blatt, in dem die tapferen Worte standen, war nur wenige Stunden vor der Ankunft des Königs erschienen. Fast möchte man annehmen, daß Schleiermacher hiervon noch nichts gewußt hat; er würde sonst seiner Feder vielleicht doch mehr Gewalt angetan haben. Es sollte aber nicht lange währen, bis er merkte, welches Unheil er angerichtet hatte. Schon am folgenden Tage ward der Zensor von seiten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten darüber zur Rede gestellt, wie es komme, daß dieser Artikel, der unter dem Schein der Mäßigung so unbefugte, anmaßende und vorgreifende Urteile über den Kongreß bringe, von ihm durchgelassen sei. Er wurde aufgefordert, den Verfasser, wenn er sich ihm kundgetan habe, dem Ministerium zu melden und künftigen ähnlichen Artikeln das „Imprimatur“ zu versagen. Von einer Rüge wollte man zunächst absehen; man hielt es für besser, um weiteres Aufsehen ganz zu verhindern, den Aufsatz wo möglich der Vergessenheit anheimzugeben. Höchsten Orts war man aber mit dieser halben Maßregel garnicht zufrieden. Der Staatskanzler, an den vom Ministerium sogleich berichtet wurde, forderte das Polizeipraesidium unter dem 17. Juli, dem Tage, wo der Landsturm aufgelöst wurde, auf, das Manuskript sofort abfordern zu lassen und mit Namhaftmachung des Verfassers ihm vorzulegen. Zensor war seit kurzem der Geh. Legationsrat von Schultz. Er gehörte nicht zu

den „kurzatmigen Mitbürgern“, von denen Schleiermacher in jenem Artikel gesagt hatte, daß sie, „nachdem sie einen recht guten Ansatz genommen und die kleine Strecke bis hierher mit den starken recht wacker gleichen Schritt gehalten, nun von ihrer schwächeren Natur genötigt gern Erlaubnis haben möchten, still zu stehen, um sich von ihrer Erschöpfung zu erholen.“ Er bekannte sich vielmehr offen zu dem Artikel, der „einen großen, auf das Wohl des Staates gerichteten Zweck“ habe. Er habe geglaubt, seine persönliche Verantwortlichkeit darüber augenblicklich daransetzen zu können. Umgehend verfügte Hardenberg, daß dem tapferen Manne die Zensur abzunehmen und dem Staatsrat und Polizeipraesidenten Lecoq unter seiner eigenen unmittelbaren Leitung zu übertragen sei, und gleichzeitig beantragte er einen Kabinettsbefehl, um den Eigenwilligen zur Verantwortung zu ziehen. Vor allem aber galt es doch, den Verbrecher selbst zu fassen. Der erste Gedanke war, denselben für immer unschädlich zu machen. „Ich trage Ihnen auf, demselben seiner Dienste Entlassung anzukündigen und ihm anzudeuten, binnen 48 Stunden Berlin zu verlassen und sich über Schwedisch-Pommern ins Ausland zu begeben, mache Sie auch verantwortlich dafür, daß dieser Befehl pünktlich zur Ausführung gebracht werde.“ So der ursprüngliche Wortlaut des Kabinettsbefehles, den Schuckmann, der im Gefolge des Königs aus Schlesien zurückgekehrt war, seinem Departementsrat vortragen sollte. Schleiermacher hat von dem Schicksal, das einen Moment über ihm schwebte, nie etwas erfahren; auch uns ist es erst vor kurzem bekannt geworden. Aber der Verweis, der an die Stelle der Verbannung des Mannes, den alle Zeiten unter die besten Söhne Preußens zählen werden, trat, konnte schon genügen, um die Bitterkeit und Verachtung zu erklären, die sein stolzes Herz gegen diese Hüter des preußischen Namens erfüllten, und muß auch uns von der Engbrüstigkeit der Männer überzeugen, denen damals die Geschicke der Nation anvertraut waren. Auf den 19. Juli erhielt Schleiermacher die Vorladung vor seinen Chef. Über seinen Empfang hat er selbst ein paar Tage später an Reimer berichtet. „Meine Geschichte“, schreibt er, „hat mir nur Spaß gemacht; sie ist zu abgeschmackt, als daß sie mich auch nur im mindesten ärgern könnte. Schuckmann, der durch eine Kabinettsordre den Auftrag erhalten hatte, mir einen derben Verweis zu geben und für den Wiederholungsfall mit der Kassation zu drohen, fing ganz wild und böse an, mich sogar des Hochverrats zu beschuldigen, endigte aber mit der wiederholten Versicherung, er halte mich für einen Mann, der es aufs rechtschaffenste mit dem Vaterlande meine, und mit einem ganz gelassenen Gespräch, wie weit eigentlich bei Zeitungen die Preßfreiheit gehen sollte.“ Das Protokoll enthält begreiflicherweise den versöhnenden Schluß des Verhörs nicht und bringt vielmehr um so stärker den Verweis zum Ausdruck, den Schleiermacher einzustecken hatte. Ihm wurde bedeutet, daß „dieser Artikel die Notwendigkeit einer Umwälzung der preußischen Staatsformen durch gewaltsame Ereignisse“

verkündige und die Anmaßung des Zeitungsschreibers enthalte, die Schritte der Regierung öffentlich meistern und leiten zu wollen, um sie diesem Ziel entgegenzuführen. Nach deutlicher Bestimmung des Landrechts, II. Teil, 20. Titel, 92. Paragraph, sei dies Hochverrat. Es wurde ihm daher diese strafbare Äußerung namens Seiner Majestät auf das ernsthafteste verwiesen und er gewarnt, sich dergleichen sowie überhaupt jeder unbefugten politischen Einmischung, die ihm als Geistlichem und Lehrer am wenigsten zustehe, künftig zu enthalten, oder sofortige Entsetzung vom Dienst und außerdem noch anderweitige gesetzliche Ahndung zu gewärtigen. Und Schuckmann verfehlte nicht, in dem Begleitbrief, mit dem er das Protokoll dem Staatskanzler einsandte, zu versichern, daß er in die befohlene Warnung den höchstmöglichen Nachdruck gelegt habe: „— — und habe ihm nach Schluß des Protokolls noch besonders nachdrücklich zu Gemüte geführt, wie höchst unrecht es vorzüglich jetzt sei, an dem heiligen Bande zwischen König und Volk zu freveln, wo die Pflicht aller, sich einig um den König zu sammeln und zur Verteidigung für einen Mann zu stehen, so dringend sei."

Aber ein Mann wie Schleiermacher war nicht so leicht zum Schweigen zu bringen. Er gab zwar seinem Bedauern über das Mißverständnis, das der Artikel gefunden habe, Ausdruck, und versprach, für die Zukunft mit doppelter Vorsicht jede Veranlassung zu vermeiden, wodurch Sr. Majestät Gelegenheit zur Unzufriedenheit gegeben werden könne, aber er räumte nichts ein und bat um die Erlaubnis, sich schriftlich rechtfertigen zu dürfen. „Ich habe", schreibt er an Reimer, „mir eine schriftliche Verteidigung vorbehalten; er wird sie wohl ad acta legen; ich will dafür sorgen, daß sie möglichst ins Publikum komme." Er meinte sogar, durch seine unerschütterliche Contenance und die Auflösung eines alten Mißverständnisses, wobei Schuckmann sich persönlich von ihm beleidigt geglaubt habe, die augenscheinlichste Wirkung auf ihn hervorgebracht zu haben. Ja er fürchtete nicht einmal, daß die Sache ihm gefährlich werden könne, und wollte es nicht denken, daß ergebnislos enden könne, was so herrlich begonnen sei. Nur die Engherzigkeit seiner Gegner, die Schädigung, welche das Vaterland davon haben müsse, preßte ihm bittere Klagen aus. „Das ist alles aus einem Stück, und sie nennen es einen entscheidenden Sieg über die Steinsche Partei. Das sind so die ersten Früchte von Scharnhorsts Tod; doch laß nur gut sein, die gute Sache wird doch noch siegen." Die Rechtfertigungsschrift schrieb er und sandte sie Schuckmann ein. Man würdigte sie, wie er vorausgesehen, keiner Antwort. Ein Versuch, den er nach hergestelltem Frieden machte, die Sache wieder aufzunehmen, wurde durch seinen Chef als überflüssig widerraten und deshalb von ihm selbst aufgegeben.

Zunächst aber setzte er die Fehde fort. Da das Sommersemester zu Ende ging und auch der Landsturm Ferien hatte, hätte er, wie es andere Kollegen taten, wohl einmal ausspannen können. Aber das Versprechen, das er Reimer gegeben, und mehr noch vielleicht der hartnäckige Wille, seinen Gegnern die

Stirn zu bieten, hielten ihn in Berlin fest. Es begann ein Kleinkrieg mit dem neuen Zensor, bei dem alle Vorteile, welche die Feder zu geben vermag, auf seiten Schleiermachers waren und wobei er wenigstens das erreichte, daß er, der Meister des Wortgefechts, dem Herrn Staatsrat gründlich die Laune verdarb. Aber das letzte Wort behielt er nicht. Schon Anfangs August wollte Lecoq das schlimme Blatt und damit allen Ärger durch einfache Suspension loswerden. Als er damit bei Hardenberg doch nicht durchdrang, strich er erbarmungslos jedes Wort Schleiermachers, welches über die farbloseste Korrektheit hinausging, — eine harte Arbeit, da der kampflustige „Zeitungsschreiber“ sich um so weniger genierte, seine Meinungen dem Gestrengen unter die Augen zu bringen, je weniger er auf Gnade bei ihm rechnen konnte. Als er sich aber gegen Ende des Quartals, mit dem übrigens Schleiermacher so wie so, wie von Anfang an verabredet war, die Redaktion niederlegen wollte, an diesen mit einer persönlichen Rüge heranwagte, wurde er von Schleiermachers scharfer Feder so zerzaust, daß er sich abermals zu dem Staatskanzler hinflüchtete, und unter Einsendung der Zeitschrift seines Gegners als „Zensor und Polizeipraesident“ um Schutz bat, denn der Geist der Anmaßung und Renitenz, der in diesem Antwortschreiben des Professors Schleiermacher einen neuen Beleg finde, bedürfe unmaßgeblichen Dafürhaltens ebenso sehr einer nachdrücklichen Zurückweisung, als die Autorität der Königlichen Behörden sich „Ew. Exzellenz wirksamen Schutzes gegen ungeziemende Anfechtungen und Beleidigungen“ versichert halten könnten. Und diesmal fand er Gehör. Ohne sich auf die von dem Zensor gerügten Stellen in dem Preußischen Korrespondenten einzulassen, gab Hardenberg in einer persönlichen Zuschrift an Schleiermacher jenem völlig recht. Derselbe habe es gar nicht nötig gehabt, sich in eine Diskussion mit Schleiermacher einzulassen, und sei befugt gewesen, ihm die Grundsätze und Gesichtspunkte in Erinnerung zu bringen, nach denen die Redaktion politischer Zeitschriften zu führen sei. „Sehr tadelnswert und unpassend ist dahingegen der Ton, den Ew. Hochehrwürden in dem oben bereits erwähnten Schreiben annehmen. Sie scheinen darin ganz zu vergessen, daß Sie dem Staatsrat Lecoq Achtung schuldig sind, und daß es Ihnen in keiner Hinsicht gebührt, sich seinen Verfügungen zu widersetzen. Seine Königliche Majestät erwarten von der gebildeten Klasse der Nation, daß sie das Beispiel einer billigen Fügung in die gesetzlichen Vorschriften gebe. Sie haben hierzu als Volkslehrer eine doppelte Verpflichtung und sind doppelt straffällig, wenn Sie denselben entgegenwirken.“ Datiert ist dieser Erlaß aus Leipzig vom 22. Oktober — drei Tage nach der Schlacht, welche die Macht des Eroberers niederbrach und der Nation das Vaterland zurückgab. Wie sie auf den Mann, der wie kein anderer sein Deutschland im Herzen trug, gewirkt hat, zeigen die Texte, die er seinen Predigten in diesen Wochen zugrunde legte: „Von dem Knechte, der sein Pfund vergraben“ und „Von den klugen und törichten Jungfrauen.“ Auch körperlich hatte der so Behandelte in diesen

Legt die Redaktion nieder u. denkt an Auswanderung.

Wochen schwer zu leiden, sei es infolge der Aufregung oder einer Infektion, denn der Typhus begann sich in Berlin auszubreiten; er verfiel in ein Fieber, das ihn für mehrere Tage ans Zimmer fesselte. Wer mag es ihm verdenken, daß er sich damals ernsthaft mit dem Plan trug, die Verbannung, die seine Gegner über ihn hatten verhängen wollen, freiwillig zu wählen, und daß er sich nach einer Anstellung im Auslande umgesehen hat.

Weitere Schicksale des Korrespondenten.

Den Preußischen Korrespondenten hatte er schon am 1. Oktober an Achim von Arnim abgegeben, der ihn einige Monate hindurch mit der gleichen patriotischen Wärme, aber in einem behaglicheren, heiteren Ton geleitet hat. Nach ihm kam das Blatt wieder an Dozenten der Universität. Im Januar und Februar 1814 führte Niebuhr bis zu seiner Abberufung nach Holland zum zweitenmal die Redaktion. In diesen Wochen gewann das Blatt rasch sein altes Ansehen wieder; kein Geringerer als Gentz nannte es damals die bei weitem beste deutsche Zeitung, die unter Niebuhrs Direktion bald die englischen hinter sich zurücklassen werde. Danach unterzog sich, nach einem kurzen Interregnum unter Woltmann, der gutmütige Rühs aus Freundschaft für seinen Landsmann Reimer der Mühe, nachdem der Verleger bei Buttmann, Weiß und Spieker vergeblich angeklopft hatte; er behielt die Leitung bis September, wo neben ihm noch Arndt, Jahn und wiederum Niebuhr in die Redaktion eintraten. Doch konnten auch sie der Zeitung nicht mehr aufhelfen, der das Rückgrat durch die Gewaltmaßregel vom Juli 1813 gebrochen war. Am 31. Dezember 1814 ist sie zum letztenmal erschienen.

Überhaupt aber war der maßgebende und selbständige Anteil, den die Gesamtheit der ihrer Studenten beraubten Professoren unserer Universität an den Ereignissen der großen Zeit genommen hatte, seit jenem Einbruch der Reaktion in das Reich der freien Gedanken im wesentlichen erlahmt. Nur noch einzelne unter ihnen, diejenigen, die selbst ins Feld zogen oder in den Lazaretten arbeiteten, traten für die Befreiung des Vaterlandes mit ihrer Person ein. Zu ihnen gehörten die beiden Eichhorns. Der Professor hatte sich unter den ersten bei der Landwehr gemeldet; er war in das schwere Kurmärkische Landwehrkavallerieregiment eingereiht worden und im Juli zum Bülowschen Korps gekommen. Während des Waffenstillstandes war er zweimal für wenige Stunden auf Urlaub bei Frau und Kind in Berlin gewesen. Danach war ihm nur noch ein Gruß und Abschiedsblick gegönnt, als er am 17. August, dem Tage nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten, mit seinem Regimente durch Berlin marschierte; vom Fenster seiner Wohnung in der Markgrafenstraße her grüßte ihn die Gattin, das Söhnchen auf dem Arm, als er an der Spitze seiner Schwadron vorüberzog. Fünf Tage darauf kam er bei Wittstock zum erstenmal ins Gefecht; am 23. focht er bei Großbeeren und 14 Tage darauf bei Dennewitz. Schon für diese Schlacht erhielt er das Eiserne Kreuz. Er hat dann Leipzig mitgemacht, und so

Die Kriegstaten beider Eichhorns.

den ganzen Feldzug, ist auch mit in Paris eingezogen. Wie sehr er sich nach Frau und Kind und seinen Büchern zurücksehnen mochte, Ehre und Pflicht geboten ihm, auszuharren bis zum Frieden: „denn eher ist Freiheit und Deutschland nicht gesichert, und für beide will ich fechten, solange ich kann. Dann kehre ich wieder zu meiner alten deutschen Heimat und zu meinen Büchern zurück; denn wahrlich, wenn mein jetziges Leben auch verdienstlich ist und meine Gesundheit stärkt und stählt, ergötzlich ist es nicht, wahrlich nicht, wohl aber hinreichend langweilig.“[1] Auch seinen Vetter, den Syndikus, litt es nicht mehr in Berlin, nachdem seine Tätigkeit im Landsturm so jäh unterbrochen war. Noch im August stieß der zu Blüchers Armee, dessen Hauptquartier er am Tage vor der Schlacht an der Katzbach erreichte; sowie er angekommen war, in bürgerlicher Kleidung machte er die Schlacht mit, über die er einen prächtigen Bericht an den Korrespondenten gesandt hat.[2] Später bot sich ihm die Gelegenheit, dem Staat mit der Feder hervorragende Dienste zu leisten: als Geheimer Legationsrat kehrte er zurück. Der Universität aber war er fortan verloren, bis er ihr nach langen Jahren als Minister, und auch innerlich ein so ganz anderer geworden, wieder gegenübergetreten ist.

Noch war Waffenstillstand, als die Universität sich aufs neue zu der Feier von Königsgeburtstag vereinigte. Wieder, wie vor einem Jahre, war die Stadt voller Truppen, aber diesmal waren es die eigenen, Bülows Korps und die des Kronprinzen von Schweden, die sich in der Hauptstadt zum Kampfe sammelten. Sonst freilich waren die Eindrücke des Tages nicht gerade erhebend. Von dem Mißgriff Bekkers mit dem Programm hörten wir bereits. An Savignys Stelle, der schon nach Prag abgereist war, vertrat Schmalz noch einmal die Universität, und er ließ es sich nicht nehmen, an Stelle Böckhs die Rede zu halten; fast mit Gewalt riß er sie, wie Marheineke an Rühs schrieb, an sich. Königsgeburtstag.

Acht Tage darauf war Rektorwahl, aus der Rudolphi hervorging, der in den Lazaretten nicht mit tätig war, „der breite, derbe Pommer statt des Hofmanns Savigny“, wie De Wette seinem Freunde Fries schrieb.[3] Rektorwahl.

Auch das Universitätsgebäude war in diesen Monaten den kriegerischen Zwecken dienstbar gemacht worden. Schon im April wünschten die Prinzessinnen es als Lazarett einzurichten, was Schuckmann nur mit Mühe, unter anderm durch den Hinweis auf den übel riechenden Festungsgraben, abwehrte.[4] Die Forderungen der Militärbehörden aber ließen sich nicht abweisen. Der Hörsaal 9 und der Fechtsaal wurden für die Untersuchung der Landwehrleute in Anspruch Ausnutzung des Hauses und des Gartens der Universität durch die Militärbehörden.

1) Siehe die Briefe Eichhorns bei Lörsch und Schulte. Letzterer hat auch das schöne Glückwunschschreiben der Fakultät an den fernen Kollegen vom 23. Dezember 1813 abgedruckt, S 133.

2) Nachgewiesen von Lettow-Vorbeck.

3) 5. November 1813. Henke 352.

4) Auch hier nennt er das Gewässer den „Kupfergraben“.

genommen; den Garten benutzten zunächst die Offiziere zu ihren eigenen Übungen (denn sie mußten zunächst selbst die Griffe und Wendungen erlernen, die sie ihren Kriegern beibringen wollten), später wurden darin auch die Mannschaften exerziert und Appells und Kontrollversammlungen abgehalten. Es kam wohl vor, daß Studenten und sogar Professoren auf dem Wege zu ihren Vorlesungen von den Posten zurückgewiesen wurden, die an den Zugängen aufgestellt waren. Bis in den Herbst dauerte diese Militärherrschaft. Rektor und Senat protestierten, und auch das Departement tat genug, um die Stätte stiller Studien in dem kriegerischen Treiben immun zu erhalten, aber bei der Stimmung, welche unter den Herren vom Militär gegen die Federfuchser bestand, wollten keine Vorstellungen helfen. Als das Wintersemester begann, war der Garten noch immer der Platz für die Musterungen, und die Mannschaften vergnügten sich in den Zwischenpausen damit, einander mit Kastanien zu werfen, verübten auch wohl noch schlimmeren Unfug; sie schonten nicht die Fensterscheiben der Auditorien, und die Studenten und die Professoren selbst waren nicht sicher vor ihren Geschossen. Der Unzugänglichste von allen war wieder der Stadtkommandant, General Brauchitsch.

Abenteuer Chamissos.

Davon konnte Adalbert von Chamisso ein Lied singen, für den, wie man weiß, „die Zeit kein Schwert hatte“. Er war am 3. Oktober beim Botanisieren von den Bauern in Marzahn im Niederbarnimschen angehalten worden, die in ihm einen französischen Spion vermuten mochten, wozu seine Sprache und sein Aufzug wohl Anlaß geben konnten.[1] Da er einen Paß, den sie forderten, nicht besaß, und sie seine Erkennungskarte und Matrikel, die er vorzeigte, nicht anerkennen wollten, ein Prediger aber, dem er sich hätte verständlich

1) Schlechtendal, sein späterer Kollege, der in dieser Zeit ihn oft begleitete, hat ihn uns beschrieben: „Eine alte schwarze Kurtka und eine nicht minder alte, etwas verschossene und fleckige Sommerkleidung, bestehend aus runder Jacke und langen Beinkleidern aus demselben olivengrünen Zeuge, später noch das Staatskleid eines Südseehäuptlings, eine schwarze Mütze von Sammet oder Tuch auf dem lockigen Haupte, eine mächtige grüne Kapsel, an lederne Riemen gehängt, eine kurze Pfeife im Munde, einen schmucklosen Tabaksbeutel irgendwo angehängt, einige Lebensmittel aus den kleinen Seitentaschen der Jacke hervorschielend, das war der Aufzug, in welchem er auszog und abends, durch Schweiß und Staub nicht verschönt, oft noch ein mit Kräutern gefülltes Taschentuch in der Hand, den geputzten Scharen der Berliner Sonntagswelt entgegentrat und uns gutmütig neckte, wenn wir nicht mit ihm den geraden Weg durch die Stadt ziehen wollten, sondern Umwege und Seitenstraßen wählten, um unbemerkt nach Hause zu kommen.“ Ch.'s Biograph, Eduard Hitzig, gibt an, daß meist der Sonntag und der Sonnabendnachmittag zu Exkursionen bestimmt waren. Chamisso war in diesem Sommer in Kunersdorf bei dem Grafen von Itzenplitz, und wir wissen, daß er gerade in dieser Zeit sehr viel botanisiert hat. Siehe die Briefe an Varnhagen und Hitzig, Hitzig, Leben und Briefe Ch.'s, I, 341.

Ende September war er noch dort. Diese Exkursion aber scheint er schon wieder von Berlin aus gemacht zu haben. Immatrikuliert war er am 16. Oktober 1812.

In das Album der Universität hat er sich folgendermaßen eingetragen: Name: Charles louis adelaide von [verbessert aus de] Chamisso; Beruf: medec.; Geburtsort: Boncourt, Dpt. Marne; Vater: Rittmeister in franzoscher Reiterei. Bei seiner zweiten Immatrikulation (4. November 1818) nennt er sich bereits Louis Adelbert.

machen können, nicht im Orte war, so mußte er es sich gefallen lassen, durch ein paar Bauern nach Berlin transportiert zu werden. Das Protokoll, das er vor dem Universitätssekretär später darüber aufgesetzt hat, lehrt uns, daß er seinen guten Humor dabei nicht verlor. „Dagegen", so erklärt er darin, „konnte ich so wenig haben, daß ich selbst die Bauern ihres Eifers und ihrer Aufmerksamkeit wegen lobte." Ob er diese Stimmung bei der Begegnung mit dem Stadtkommandanten, zu dem seine Begleiter ihn führten, noch beibehalten hat, berichtet er in dem Protokoll nicht: „Ich wies ihm meine Matrikel und Erkennungskarte vor und erzählte ihm den Vorfall, worauf er mir sagte, er müsse mich zur Polizei schicken. Als ich ihm darauf erwiderte, daß, wenn er mich nach wohin schicken wolle, er mich zu dem Rektor der Universität als meiner Behörde schicken müsse, versetzte er, es gebe jetzt keine Universität; sie wäre aufgelöst, daher er keinen Rektor anerkennen könne." Chamisso ward darauf von einer Ordonnanz zum Polizeibureau geführt, wo man ihn nach Vorweisung seiner Karte entließ.[1]

Halle wird [illegible]

Das war nun freilich ein eigentümlicher Kommentar zu den stolzen Worten, mit denen Böckh soeben in dem Prooemium, das er dem Lektionskatalog für das neue Semester vorausschickte, den Niedergang der Universität erwähnt hatte, als er die „fausta infrequentia" der vor sechs Monaten noch übervollen Universität pries. In der Tat aber fehlte nicht viel, und das Wort des rauhen Kriegers wäre Wahrheit geworden. Und zwar kam die Gefahr von der Universität her, deren Nachfolgerin Berlin geworden war, und die sich nun mit einem Schlage wieder in die alte Stelle zurückzuversetzen hoffte. Auch in Halle hatte die preußische Proklamation gezündet. Dem Aufruf des Königs an die Freiwilligen waren sogleich an 40 Studenten gefolgt; bis Ostern zählte man über 200, welche die preußische Grenze überschritten hatten. Nur wenige waren im Sommer zurückgekehrt und kein einziger immatrikuliert worden. Kaum eine der Vorlesungen war zustande gekommen. Gerade um Halle brandeten ja die Kriegswogen in diesen Wochen am stärksten. General Bülow hatte die Stadt am 2. Mai erstürmt und sich einige Tage darin gehalten. Dafür war im Juli, als der König Jérôme und gleich nach ihm sein kaiserlicher Bruder die Stadt betraten, die Rache nicht ausgeblieben: Napoleon hatte sofort mit Erschießen der Schuldigen und mit Einäscherung der Stadt gedroht; die Universität hatte er auf der Stelle aufgehoben. In seinem Prooemium hat Böckh dieses Schicksals der Nachbarin gedacht: „Quodsi haud illas excipimus, quas bellum valentes abduxit; adhuc in hac urbe Musarum domicilium servatur integrum, dum academia Vittembergensis sedibus pulsa est, Hallensis vero, quae haud paucos nostrum aut discentes aut docentes nutrivit, ob civium virtutem prope omnibus

1) Protokoll vom 8. Oktober, unterzeichnet „von Chamisso" und „Semler"; am 15. Oktober vom Senat dem Departement eingereicht.

Germaniae universitatibus communem sublata ac funditus deleta", um damit das glücklichere Los Berlins zu vergleichen: „nec Rex noster sapientissimus barbariem revocare studet, sed reparare libertatem." Da wandten die Oktobersiege auch für die Fridericiana alles zum Heil: schon am 15. November, bevor noch über die Wiedervereinigung mit Preußen irgendetwas feststand, verfügte der König aus Frankfurt am Main die Wiederherstellung der alten Hohenzollernuniversität, für die sich Herr von Klewitz als Zivilgouverneur der Länder links der Elbe eifrig verwandt hatte. In Berlin war man über diese Wendung doch nicht so sehr erbaut, da sie unter allen Umständen eine Schädigung für unsere Universität bedeuten mußte. Schleiermacher sprach sich darüber gegen seinen Freund Blanc ganz offen aus. „Überhaupt beneide ich Klewitz das Meisterstück nicht, was er gemacht hat durch augenblickliche Wiederherstellung der Universität Halle. Hätte er mich gefragt, ich hätte ihm geraten, die Sache noch in suspenso zu halten. Wie die Universität jetzt ist, ist sie doch nichts als eine Anstalt für arme Studenten, um nichts zu lernen, und es ist ebenso undenkbar, daß der Staat noch neue Summen in Halle stecken sollte, um es zu etwas zu machen, als daß er um des erneuerten, fast nichtigen Halle willen die hiesige Universität aufgeben sollte. Das letzte wäre wenigstens eine Maßregel, die nicht nur eine schreckliche Opposition finden würde, sondern die auch in sich selbst fast unüberwindliche Schwierigkeiten hat. Nur für den Fall, daß Sachsen preußisch würde, könnte man es mit Nutzen herstellen und etwa mit Wittenberg oder Leipzig füttern." Umgekehrt dachte man freilich in Halle. Hier war der Jubel groß. Jedermann, voran der Kanzler Niemeyer, der das Schifflein seiner Alma Mater so klug durch den Zeitensturm hindurchgesteuert hatte, aber auch Kollegen, die den Weg nach Kassel noch rascher gefunden hatten, wie Voigtel und andere, hatten wieder ihr preußisches Herz entdeckt. Amt, Gehalt, wenn auch letzteres zunächst nur zur Hälfte, Vaterland und Gunst des Königs, alles war zurückgewonnen. Wohl möglich, daß man an der Fridericiana seine Ziele alsbald noch höher steckte, und daß der leisen Besorgnis, die aus Schleiermachers Worten sprach, dort die Hoffnung entsprach, am Ende die lästige Nebenbuhlerin an der Spree ganz loszuwerden. Und wirklich hat diese Gefahr ein paar Wochen hindurch bestanden, oder ist wenigstens der Antrag, Berlins Universität zugunsten Halles wieder aufzugeben, von höherer Stelle gestellt worden. Es war der Geheime Staatsrat von Bülow, Hardenbergs Neffe, bis vor Kurzem noch Finanzminister König Jérômes, dem er seinen Grafentitel verdankte, jetzt aber soeben mit der Leitung der preußischen Finanzen betraut, der sich für diese Idee einsetzte: am 5. Januar stellte er bei seinem Onkel von Berlin aus den formellen Antrag, „die hiesige und hallische Universität in eine Universität, deren Sitz in Halle bestimmt werden könnte, zu vereinigen." Er begründete seinen Plan mit der ihm von Sr. Majestät zur Pflicht gemachten Nötigung zu sparen; aber man wird nicht fehlgehen, wenn man darin auch eine

Der Finanzminister Graf v. Bülow beantragt die Aufhebung der Berliner Universität zugunsten Halles.

persönliche Vorliebe für die Universität, welche in der westfälischen Zeit seiner speziellen Fürsorge unterstellt gewesen war, erblickt und vielleicht auch eine gewisse Abneigung gegen die Berliner Universität, die er wenigstens in späteren Jahren mehr als einmal kundgegeben hat.[1] Ob Hardenberg den Antrag überhaupt in Erwägung gezogen hat, ob er ihn irgend einem seiner Räte — man könnte an Hoffmann denken — vorgelegt hat? Wir besitzen nur seine Antwort aus Chaumont vom 7. Februar 1814, eine kurze Ablehnung des Vorschlages, dem verschiedene Bedenken entgegenständen. Er war mit dem Antrag Bülows nur soweit einverstanden, daß er gleich ihm der Universität Halle zunächst gestatten wollte, sich, soweit sie es vermöge, aus ihren eigenen Fonds zu erhalten, „daher die Professoren und Universitätsverwandten sich noch zurzeit mit der halben Besoldung werden begnügen müssen."

Studentenmangel im Winter 1813/14.

Freilich war der Besuch unserer Universität auch im Wintersemester schwach genug. Unter den 29 neu Immatrikulierten waren 19 Ausländer. Und dem wird die Gesamtzahl entsprochen haben. Schleiermacher zählte 15 Theologen, von denen 11 das einzige Kolleg, das er las, die Exegese des Lukasevangeliums, besuchten; zwei andere brachte er nicht zustande. Savigny hielt seine Pandekten durch, doch nur vor 11 Studenten; Schmalz brachte von fünf Vorlesungen drei zusammen, welche im ganzen von 26 Zuhörern besucht wurden; Göschen hatte in den Institutionen 9; Biener, Schmedding und die Privatdozenten mußten ganz verzichten. In der philosophischen Fakultät waren es die gleichen Verhältnisse, und in der medizinischen Fakultät waren die Lücken wohl noch größer, da jetzt die Riesenverluste in den Herbstschlachten die Hilfe der Ärzte mehr als je in Anspruch nahmen. Auch Reil hatte seine Kunst in den Dienst des Mars gestellt; er folgte Ende Oktober dem Ruf, die Hauptleitung der Lazarette in Leipzig und Halle, die mit mehr als 20000 Verwundeten und Kranken aller Nationen, Freunden und Feinden, angefüllt waren, zu übernehmen. Schon als er Berlin verließ, fühlte er sich nicht wohl; der Typhus hatte auch dort begonnen, seine Opfer zu fordern, und er selbst glaubte fast, bei einem Besuch seines Freundes Grapengießer, der, von der Seuche auf den Tod ergriffen, in der Fieberphantasie aufgesprungen und ihm um den Hals gefallen war, angesteckt zu sein. Aber Furcht war dieser großen Seele fremd. „Er lebte, als er nach Halle kam", so schreibt sein Biograph, „in der höchsten Spannung, in ungeheuerer Tätigkeit"; fast jeden Tag traf man ihn in beiden Lazaretten, in Leipzig und in Halle. Wie schlecht er sich befand, er ergab sich nicht, gönnte sich keinen Augenblick Ruhe; erschöpft trat er in die gefährliche Luft der Krankenstube hinein, mit großer Anstrengung

Tod Reils.

1) Noch am 5. Juli 1815 schreibt Böttticher in Dresden dem befreundeten Herausgeber der Allgemeinen Literaturzeitung: „Der Geheime Staatsrat von Bülow und viele preußische Verwaltungsbehörden erklären sich laut gegen das Humboldtische Kind, die Berliner Universität, und prognostizieren ihr ein baldiges Ende." Schütz' Leben I, 30.

untersuchte er alles, suchte er Einrichtungen zu treffen, Mängel zu heben. Die Freunde warnten ihn vergebens, bis er dalag und das Vorgefühl des nahen Todes ihn überwältigte. Schon Mitte November hörten die Berliner Freunde von seiner Krankheit. Bessere Nachrichten, die von seinen Verwandten in Halle gesandt wurden, machten bald schlimmeren Platz. Als seine Töchter (denn die Frau, die ihrer Entbindung entgegensah, blieb ahnungslos zurück) nach Halle hinüberkamen, fanden sie den Vater auf dem Totenbett. Am 22. November hörte sein tapferes Herz auf zu schlagen. Er starb, wie Steffens seinen herrlichen Nachruf schließt, „mit so vielen in dem großen Kriege auf dem Walplatze, weil er den Tod nicht scheute, und Teutschland soll sein Andenken wahren neben dem der großen Helden, denn teutsch war er, treu, bieder, ernst, männlich, zu großen Dingen geboren, wie er Großes tat, dachte und wollte, und mehr noch vorbereitete.“ Nur um wenige Wochen hat ihn seine Gattin überlebt. Sie starb, indem sie einem Kinde das Leben gab.

Tod Fichtes.

Tief ergriffen war Schleiermacher. In dem Preußischen Korrespondenten ist einer der wenigen noch von ihm herrührenden Artikel der Nachruf, den er dem edlen Freunde gewidmet hat, und kein Geringerer als Goethe hat dem „Lebenswürdigsten“ Worte ins Grab nachgerufen, welche die Erinnerung an den großen Arzt und Menschen für alle Zeiten bewahren werden. Im Januar folgte ihm Fichte. Er hatte im Winter noch die Freude gehabt, vor 60 Zuhörern bis Weihnachten hin zu lesen. Allerdings war es wieder das Publikum über die Einführung in die Philosophie, das er diesmal so lang ausdehnte und auf mehrere Stunden in der Woche verteilte. Niemals war er frischer und freudiger bei der Arbeit gewesen. Er glaubte eine faßlichere Darstellungsweise als je vorher gefunden zu haben. Alles, so erzählt der Sohn, erschien ihm größer und umfassender, wie in einem neuen Lichte, und mehrmals äußerte er sich dahin, daß er dem jetzigen Vortrage eine Klarheit zu geben hoffe, daß auch ein Kind ihn fassen solle. Jetzt sah er den Augenblick gekommen, um mit der längst beabsichtigten Darstellung seines Systems hervorzutreten. Er wollte den nächsten Sommer, ohne Vorlesungen zu halten, ganz abgesondert von jeder störenden Umgebung, an einem ruhigen Orte auf dem Lande zubringen — er dachte in der alten Heimat, zwischen Dresden und Meißen —, um dort in tiefer Einsamkeit das Werk auszuführen; und er meinte wohl, damit die Aufgabe seines Lebens zu erreichen, sein Vermächtnis an Gegenwart und Nachwelt darin niederzulegen. Dann werde er nichts mehr schreiben, sondern den Rest seines Lebens nur noch der Bildung von Jünglingen widmen, die er zur Fortpflanzung des wahren philosophischen Geistes tüchtig zu machen hoffe. Er war die ganze Zeit über in Berlin geblieben, zur Seite seiner Frau, die auch in den unruhvollen Tagen des Mai nicht geflohen war, sowie sie nach der Jenaer Schlacht in Berlin ausgeharrt hatte. Seit Monaten war sie unermüdlich in den Lazaretten tätig gewesen. Dort holte sie

sich den Keim zu der Krankheit, die gleich nach Neujahr sie mit so furchtbarer Gewalt ergriff, daß jede Hoffnung dahin zu sein schien. Fichte war gerade im Begriff, sein neues Kolleg, die Wissenschaftslehre, zu dem sich 19 Hörer gemeldet hatten, zu beginnen, als die Krankheit ihren Höhepunkt erreichte. Auch in diesem Moment wollte der Tapfere die Pflichten seines Amtes nicht versäumen; er brachte es über sich, zwei Stunden hintereinander zu sprechen. Als er heimkehrte, glaubte er die geliebte Frau nicht mehr am Leben zu finden. Aber was er und die Ärzte für das Ende angesehen hatten, war die Krisis gewesen. Frau Johanna genas, jedoch nur, um wenige Wochen darauf den Gatten, der sich an ihrem Lager in treuer Pflege den Tod geholt, ins Grab zu legen.

Böckhs Prooemium zum Katalog für das Sommersemester 1814.

Wahrlich, Opfer waren es „heilig große", die unsere Alma Mater in diesen Männern der Freiheit und dem Vaterlande dargebracht hatte, und wir begreifen es wohl, wenn Böckh in dem Prooemium, das den neuen Lektionskatalog, der im März ausgegeben wurde, einleitete, der „iniuria temporum" gedachte, welche im Laufe weniger Monate in diesen beiden „primaria non solum huius universitatis, sed totius Germaniae decora" hinweggerafft habe. Dennoch wurden die Worte der Klage darin übertönt von lautem Jubel über die Größe der Zeit. Sie hatte jenes Wort zur Wahrheit gemacht, mit welchem der Redner drei Jahre zuvor in den Tagen des Friedens, den die Knechtschaft gewährte, die Kommilitonen begrüßt hatte: daß es dem Gelehrten nicht gezieme, ein Weltbürger zu sein, sondern daß er einen Staat haben müsse, der ihm als das Land seiner Väter teuer sei. Herrlicher, als es damals irgend jemand hätte ahnen können, war dies Bekenntnis erfüllt worden; alle Großtaten Alexanders und der Römer traten davor zurück, und nur das, was die Hellenen im Kampfe für ihre Freiheit vollbracht hatten, ließ sich damit vergleichen.

Heimkehr der Krieger.

Noch waren die zum Kampfe Hinausgezogenen nicht heimgekehrt. Unter den 70 zu Ostern neu Immatrikulierten waren 49 Ausländer. Öffentliche Beweise des Fleißes konnte der Senat dem Departement aus diesem Semester so wenig wie aus dem vorigen berichten, dafür aber auch keine Bestrafungen. Promotionen gab es nur ein paar in der medizinischen Fakultät. Aber die Nachricht von dem Frieden, der den Siegeszug zur Hauptstadt Frankreichs krönte, gab der gewissen Hoffnung Raum, daß die Lücken, welche der Krieg gerissen, bald ausgefüllt werden und die Alma Mater mit dem verjüngten und zu alter Größe hergestellten Staate zu um so größerer Blüte gelangen würde. In dieser Stimmung sah man der Rückkehr der jubelnd begrüßten Freiwilligen, sah man dem Einzuge des Herrschers entgegen, in ihr beging man am 3. August 1814 zum vierten Male das Fest des Stifters. Diesmal waltete Böckh selbst als Redner der Universität seines Amtes. Wiederum war es die Erinnerung an die Kämpfer von Marathon und Salamis, die er in den Herzen der Hörer weckte, sie, die er zwei Jahre zuvor vor den Ohren der französischen Generalität so tief im Herzen hatte verbergen müssen. Heute

Böckhs Rede am 3. August 1814.

war seine Zunge gelöst. Er konnte den Sturz des Tyrannen verkündigen, den nur eine ihres Lebensodems, der Freiheit, beraubte Kultur habe dulden können, und den Ruhm des Königs und seines Volkes, dem die Freiheit das höchste Gut und die Mutter aller Wissenschaften und Künste sei: „Quid enim litterae valent in servitio? nisi forte ut Graeculorum instar victori generoso servi litterati officia praestes. Tolle patriam, tolle libertatem: litteris nervos excideris.“ Der Tag erhielt noch eine besondere Weihe durch die Verleihung der philosophischen Doktorwürde an die Führer in Politik und Krieg, Hardenberg und Blücher, die schon den Fürstentitel trugen, und an fünf Generale, deren Namen die gefeiertsten waren: Tauentzien, den Eroberer Wittenbergs und nunmehrigen Gouverneur der Marken, York, den Anfänger von allem, in dessen Korps besonders viele Studenten gedient hatten, Kleist, den Sieger von Nollendorf, Bülow, den Retter Berlins, und Gneisenau, der als „Praefectus Borussicarum copiarum supremus castrorum“, wie es im Diplom heißt, durch seine klugen, zum Ziele treffenden Ratschläge sich um das Vaterland unsterblich verdient gemacht habe. Es waren die ersten Ehrenpromotionen, die an unserer Universität vollzogen wurden. Graefe, der erst kürzlich aus dem Feldzuge heimgekehrt war, hatte den Gedanken angeregt, in der Senatssitzung vom 27. Juli, in der Solger zum Rektor erwählt wurde. Solger selbst hielt, noch als Dekan dieses Jahres, auch er in lateinischer Sprache, die Inauguralrede, die auf Senatsbeschluß zugleich mit Böckhs Festrede dem Druck übergeben wurde.[1] Von den Gefeierten waren Blücher und Bülow unter der glänzenden Schar der Gäste, welche die Aula füllten. Die Diplome wurden den in Berlin Anwesenden von Graefe und Becker persönlich überbracht, den anderen zugeschickt.[2] Hardenberg war in Berlin, aber nicht zugegen. Bei ihm fand später das Festmahl statt, bei dem Blücher schöne Worte über die Verschmelzung von Heer und Volk sprach, die durch den Krieg herbeigeführt worden sei.

Ehrenpromotionen Hardenbergs und der Heerführer.

So glaubte sich die Universität den Arbeiten des Friedens wieder ungestört hingeben zu können. In hellen Scharen kamen zu Michaelis die Zuhörer herbei. 295 waren neu eingeschrieben, wozu noch alle diejenigen zu rechnen sind, die im Februar 1813 sich nur beim Rektor hatten abzumelden brauchen, so viele ihrer zurückkehrten. Die Gesamtzahl betrug im Wintersemester über 500.[3] Alle Fakultäten waren gut besetzt, diesmal besonders die medizinische, bei der die Ausländer überwogen, 55 gegen 44 Inländer, während es bei den

Herbeiströmen der Studenten.

1) Gedruckt in den Nachgelassenen Schriften I, 762 bis 767.

2) Die Anwesenheit Blüchers und Bülows wird in dem Bericht der Vossischen Zeitung bezeugt. Für Blücher bezeugt dies auch die direkte Anrede: „te, celsissime princeps“ in der Renuntiation Solgers, die bei den anderen fehlt.

3) Das geht aus dem offiziellen Bericht in der Vossischen Zeitung über die Feier des 9. Februar 1815 hervor.

andern Fakultäten umgekehrt war.[1] Klagen konnte nur, wer auch sonst nicht mit Zuhörern gesegnet war. Die übrigen waren durchweg zufrieden, besonders die Mediziner, von denen Hufeland die Makrobiotik (ein Thema, für das allerdings der Friede geeigneter war als der Krieg) vor 200 Hörern las.

Es war wie ein Neubeginn der Universität, und doppelt lebhaft daher die Hoffnung der Professoren, den durch die Zeit der Not unterbrochenen Ausbau der Hochschule zu vollenden und die Lücken, die das Kriegsjahr in den Lehrkörper gerissen, auszufüllen. So motivierten denn auch Rektor und Senat die Eingabe, in der sie gleich zu Beginn des neuen Semesters, am Jahrestage von Leipzig, alle ihre Wünsche ihrem Chef vortrugen.

Anträge der Universität auf Statuten, auf neue Institute und Professuren.

An die Spitze stellten sie die Bitte um eine baldige förmliche Inauguration und in Verbindung damit um die Verleihung der Statuten als die schönste Feier des ruhmvollen Friedens. Dann die Institute! Hier nannten sie als das gemeinsame Interesse eine größere Vollständigkeit und verbesserte Einrichtung der Bibliothek; der Senat behielt sich jedoch einen eingehenderen Bericht hierüber vor. Die medizinische Fakultät forderte ein gemeinsames Lokal für ihre klinischen Anstalten und schlug dafür das Magazinhaus am Weidendamm vor, welches wegen seiner freien und gesunden und dabei der Universität nahen Lage sich hierfür besonders qualifiziere; die darin befindlichen Effekten könnten nach der vierten Artilleriekaserne transportiert werden, wie schon früher die Absicht gewesen sei. Ferner wies sie auf die dringende Notwendigkeit hin, die Charité in eine engere Verbindung mit der Universität dadurch zu setzen, daß die dort dirigierenden Ärzte und Wundärzte zugleich Mitglieder der Universität wären, damit nicht wie bisher die Benutzung derselben durch die Studierenden bloß von der persönlichen Willkür und Gefälligkeit dieser Männer abhänge, während die Universität nicht einmal in ihrem Lektionsverzeichnisse dieses wichtige Unterrichtsinstitut anführen könne. Damit war der Weg bezeichnet, den die Entwickelung nach langen Kämpfen genommen hat. Von den anderen Fakultäten äußerte nur die philosophische den sehr bescheidenen Wunsch, einen vollständigen und zweckmäßigen physikalischen Apparat anzuschaffen. Es folgten die durch den Tod Fichtes und Willdenows geschaffenen Vakanzen. Je wichtiger diese Fächer selbst seien und je schmerzlicher die Universität den Verlust dieser trefflichen, unvergeßlichen Männer empfinde, um so sehnlicher sei ihr Wunsch, bald würdige Nachfolger in ihrer Mitte zu sehen. Allein darauf dürfe sich die Universität nicht beschränken. Denn eine Lehranstalt, die sich gleich in ihrer Anlage so bedeutend angekündigt habe, könne verlangen, daß für jeden Zweig der Wissenschaft ein Lehrer vorhanden und eine Lehrern wie Schülern gleich heilsame Konkurrenz möglich sei.

1) Bei den Theologen war das Verhältnis von Inländern zu Ausländern 25 : 3, bei den Juristen 48 : 24, bei den Philosophen 44 : 26.

Die theologische Fakultät gab zu, daß ihre Lehrstellen besetzt seien. Dennoch glaubte sie, noch einmal den Wunsch kundgeben zu dürfen, einen der ersten und berühmtesten Theologen Deutschlands, wie es bescheiden heißt, an der Spitze zu sehen. Die juristische Fakultät forderte nicht weniger als vier neue Kollegen: für das römische Recht, das Kirchenrecht, das Kriminalrecht und den Prozeß. Für die erste Forderung berief sie sich auf das Beispiel anderer angesehener deutscher Universitäten, auf denen in jedem Semester die Pandekten doppelt besetzt seien, was in Berlin zurzeit unmöglich wäre. In bezug auf das Kirchenrecht, das voll zu vertreten Schmedding seine anderen Berufsgeschäfte verhinderten, machte sie auf den Zutritt der neuen katholischen Provinzen zum Staatsgebiete aufmerksam und zugleich auf den Umstand, daß die Kenntnis dieser Disziplin unter den Protestanten niemals sehr verbreitet gewesen, in den neueren Zeiten aber völlig gesunken sei. Dem Kriminalrecht wünschte sie von der philosophischen Seite eine Ergänzung, da Biener mehr das historische Moment berücksichtige. Von dem Prozeß endlich bemerkte sie, daß dieser als einer der schwierigsten, aber auch wichtigsten Teile der Rechtswissenschaft gar nicht vertreten sei; wäre die Fakultät so glücklich, sich einen talentvollen Mann zugesellt zu sehen, welcher diesem wissenschaftlich bisher noch gar nicht bearbeiteten Fache sich dann ganz hingebe, so könnte sie sich mit der Hoffnung schmeicheln, für diesen wichtigen Teil des juristischen Studiums eine neue Epoche herbeigeführt zu haben. Die Mediziner beschränkten sich auf Wiederholung ihrer Bitte um einen Lehrer der Entbindungskunst. Die philosophische Fakultät nannte die vollständigere Besetzung der Geschichte als das fühlbarste unter ihren Bedürfnissen. Ein Fach, wie sie sagte, dessen lebendige Kultur nach aller Erfahrung zur Begründung des wahren Wertes der Universitäten vorzüglich beigetragen habe — eine Behauptung, für die sich, abgesehen von Göttingen und vielleicht von Remers Wirksamkeit in Helmstedt, aus der bisherigen Geschichte der deutschen Universitäten schwerlich viele Beispiele hätten anführen lassen. Aber ein Bedürfnis für die wissenschaftliche Kultur war die Historie freilich, so wenig Anklang sie unter den Studierenden auch finden mochte. An zweiter Stelle forderte die Fakultät für Erman die Befreiung von den ermüdenden und zeitraubenden, nichtakademischen Ämtern, die er am französischen Gymnasium und an der Kriegsschule bekleidete. Nur so sei zu hoffen, daß sie seine ausgezeichnete Kraft ganz ausnutzen und ihn in den Stand setzen könnte, in seiner Wissenschaft fortzuarbeiten. Sonst erlaubte sich die Fakultät nur noch, auf zwei Gelehrte, die bereits in Berlin waren, aufmerksam zu machen: Ludwig Ideler, für den sie das Ordinariat für die orientalischen Sprachen aufs neue beantragte, und Woltmann, dessen ausgezeichnete Kenntnisse in einem größeren Wirkungskreise auch größeren Nutzen stiften würden — das einzige Mal, daß diese Modegröße, gegen die

sich Humboldt ganz ablehnend verhalten hatte, ernstlich für die Universität in Frage kam.

Daß manche dieser Wünsche Pia Desideria bleiben würden, war den Antragstellern gewiß nicht verborgen. Die juristische Fakultät verriet es selbst dadurch, daß sie es für zulässig erklärte, mehrere der hier aufgestellten Forderungen durch die Vokation eines Mannes zu befriedigen. Und Schuckmann, der seit dem Juni als Minister des Inneren einen größeren Wirkungskreis erhalten hatte, aber für die Unterrichtsverwaltung trotzdem ein besonderes Interesse betätigte, verfehlte nicht, die hohen Erwartungen herabzuschrauben. Zunächst beeilte er sich, wie es bereits Gewohnheit war, nicht mit der Antwort; und als er sie am 24. Januar gab, geschah es sehr kurz und in einem höchst unwirschen Tone. Hinsichtlich der Statuten hieß es darin, sie seien nochmals revidiert und lägen bereit, um Sr. Majestät unmittelbar nach Höchstderselben Rückkehr von Wien zur Vollziehung vorgelegt zu werden. Dem war in der Tat so, aber es war erst in allerletzter Zeit und offenbar infolge der Eingabe der Universität geschehen. Die Einräumung des Magazines ward abgewiesen, einmal wegen der Kostspieligkeit des Ausbaues, der einem Neubau fast gleichkommen werde, sodann aber (was wohl das Ausschlaggebende war), weil alle Militärgebäude ihrer ursprünglichen Bestimmung verbleiben und nicht beschränkt werden dürften. Bessere Aussichten gewährte man in der Charitéfrage, insofern man wenigstens die Einreichung eines Gutachtens seitens Hufelands als des ersten Arztes am Krankenhause in Erwägung zog. Ebenso gab man der Philosophischen Fakultät auf, für den physikalischen Apparat Vorschläge zu machen. Das war nicht viel des Gebotenen, noch weniger aber war, was der Minister über die Vakanzen und Neubesetzungen zu sagen hatte. „Wegen Besetzung der durch den Tod der Herren Professoren Fichte, Reil und Willdenow erledigten Lehrstellen“, so dekretierte er im würdevollsten Kanzleistil, „wie auch wegen Anstellung eines Lehrers der Geburtsheilkunde ist die Abteilung für den Kultus usw. ununterbrochen in Unterhandlungen begriffen, von deren Resultat die Universität zu seiner Zeit unterrichtet werden soll.“ In dem Konzept der Verfügung, das uns allein vorliegt, heißt es dann weiter: „Auch ist Hoffnung vorhanden, für die juristische Fakultät einen bedeutenden Lehrer zu gewinnen.“ Dieser Satz ward aber wieder ausgestrichen und an seiner Stelle nur gesagt, daß überhaupt nach Möglichkeit für alle Fakultäten gesorgt werden würde. Wir werden noch in größerem Zusammenhang sehen, daß es Schuckmann in der Tat an Bemühungen nicht hat fehlen lassen, die Lücken des Lehrkörpers auszufüllen. Zunächst aber konnte er nichts weiter vermelden, als daß er den Professor Woltmann aufgefordert habe, gegen eine ihm zugesicherte Gratifikation ein Geschichtskollegium auf der hiesigen Universität im nächsten Semester zu lesen. Da aber Woltmann erst von Michaelis ab sich dazu bereit erklärte, dann aber überhaupt nicht dazu gelangt ist, so war das Ergebnis aller

Bescheidung durch den Minister.

dieser Forderungen der Universität gleich Null und alles auf die lange Bank geschoben.

Gedächtnisfeier der Erhebung, 9. Februar 1815.

Schon aber bereiteten sich Ereignisse vor, welche diese Gedanken überhaupt in den Hintergrund drängen mußten. Am 9. Februar beging die Studentenschaft den Tag ihrer Erhebung mit einer Feier, zu der sie die Aula vom Senat erbeten hatte. Nachmittags 5 Uhr versammelte sie sich vollzählig in dem schön erleuchteten Saale, um dieselbe Stunde, zu welcher sie vor zwei Jahren im Fechtsaal über ihren Ausmarsch gegen den Nationalfeind beraten hatten. Die Professoren waren als ihre Gäste gegenwärtig. Als Sprecher trat Friedrich Giesebrecht auf, ein Pfarrerssohn aus Mirow in Mecklenburg und selbst Theologe, der mit seinem Bruder Ludwig vor zwei Jahren unter den ersten gewesen war, die sich zum Kampfe gestellt hatten, und in dem wir auch wohl einen der damaligen Wortführer im Fechtsaal zu sehen haben. Mit einem Liede, das eigens zu der Feier gedichtet war, ward diese eingeleitet und mit dem Gesange des Gaudeamus in einer von Professor Krug in Leipzig umgeänderten Form: „Gaudeamus igitur, juvenes Germani“ wurde sie geschlossen. Daran schloß sich ein Fackelzug, den ein Teil der Studentenschaft dem Rektor und den Mitkämpfern aus dem Lehrkörper, beiden Eichhorns und Turte, brachte. Auf dem Hofe der Universität fand er seinen Abschluß. Während die Fackeln zusammengeworfen wurden, erklang aus hundert Kehlen der Schlußvers des Bundesliedes: „So viele unsrer Brüder sind geschieden, vom blassen Tod gefordert ab, drum weinen wir und wünschen Ruh und Frieden in unsrer Brüder kühles Grab.“[1] Den Abschluß der schönen Feier bildete ein

Neuer Krieg.

Bankett im Tiergarten, im Kämpferschen Restaurant. Wer hätte ahnen können, was in diesen Tagen auf der kleinen Insel im Mittelmeer, die das befreite Europa seinem Zwingherrn, den es gestürzt, zur Wohnung angewiesen hatte, geplant und vorbereitet wurde. Am 27. Februar erschien der Befehl des Königs, der die Demobilisierung der Landwehr anordnete — wenige Stunden, nachdem Napoleon sich dem Winde und den Wellen anvertraut hatte, die ihn an die Küste Frankreichs hinübertrugen. Bereits am 7. März, dem Tage, wo man in Wien erst die Landung erfuhr, widerrief der König jene Ordre, und am 23. befahl er die Mobilmachung der ganzen Armee. Am 26. März erließ Boyen, der jetzt Kriegsminister war, von Berlin aus eine Bekanntmachung, daß alle beurlaubten Offiziere der Armee und der Landwehr, und dazu gehörte mehr als einer der alten Studenten, sofort zu ihren Truppenteilen zurückzukehren hätten; am 28. kündigte er der Einwohnerschaft

1) Siehe den Bericht der Vossischen Zeitung vom 11. Februar nach einem von der Universität eingesandten Entwurf, der auch dem Intelligenzblatt und der Allgemeinen Literaturzeitung zugesandt wurde. In der Vossischen Zeitung ist der Bericht etwas ergänzt und danach von mir der Text gestaltet worden. Eine Berichtigung brachte die Zeitung in bezug auf den Syndikus Eichhorn, von dem nur die Tätigkeit in der Zentralverwaltung angegeben war. Sie verbesserte es dahin, daß Eichhorn vom Schluß des Waffenstillstandes an bis Leipzig an allen Schlachten teilgenommen habe.

seine Abreise zum König an: er werde bei ihm der Dolmetsch für viele aus allen Ständen sein, die gegen den Nationalfeind mit Gott für König und Vaterland streiten würden. Am 1. April brachten die Zeitungen eine Kabinettsordre an Hardenberg, daß alle Generalkommandos zur Bildung freiwilliger Jägerabteilungen angehalten werden sollten. Alle früheren Bestimmungen traten aufs neue in Kraft. Denen, welche bereits gedient hatten, sollte nach Maßgabe ihrer Fähigkeit Berücksichtigung zuteil werden; als Unteroffiziere oder Gemeine würden sie völlig von Staats wegen bekleidet, den Neueintretenden aber mit Waffen geholfen werden. Wieder war es Solger, diesmal aber als Rektor, der die erste Kundgebung der Universität auf den neuen Aufruf brachte: in einem Anschlag am Schwarzen Brett forderte er noch an demselben Tage die akademischen Bürger, die dadurch betroffen würden und noch nicht mit einem Abschied versehen wären, auf, ihren Entschluß dem Dekan ihrer Fakultät mitzuteilen.

Kleinmütiger Antrag des Senats an den Minister.

Wie anders aber waren diesmal die Empfindungen, mit denen die Professoren ihre Schüler in den neuen Kampf ziehen sahen, der die Universität abermals mit Auflösung bedrohte! „Gott, was für Blut wird nun wieder vergossen werden, lediglich aus Schuld unverständiger Großmut, und wie lange haben wir nun gewiß auf keinen Frieden zu rechnen“, so schreibt Schleiermacher an die Freundin Charlotte von Kathen. Mit schwerem Herzen sah auch Niebuhr dem Krieg entgegen, und unbeschreiblich, sagt er, sei die Niedergeschlagenheit in weiten Kreisen der Hauptstadt. Er selbst kämpfte wohl gegen dieses Gefühl des Kleinmuts an, aber auch er schreibt: „Es ist doch ein Jammer, wenn ein noch größerer Teil unserer Jugend fehlt und die übrigen bis auf einen gewissen Grad verwildern. Ein großer Verfall der Wissenschaft scheint dabei unvermeidlich und eine allgemeine Verwandlung der Nation in gewohnte Krieger ist den Hoffnungen bürgerlicher Freiheit auch nicht günstig.“ Stimmungen, die nach dem, was man erlebt hatte an Not und blutigen Siegen, und nachdem man eben begonnen hatte, sich den Segnungen und den Arbeiten des Friedens hoffnungsfroh hinzugeben, sich wohl begreifen lassen. Dennoch möchte man den Schritt, zu dem sich der Senat unter dem Eindruck der mit der ganzen Wucht des Unerwarteten hereingebrochenen Katastrophe hat hinreißen lassen, lieber aus der Geschichte unserer Universität gestrichen sehen. Am 3. April beschloß er, „bei dem Herrn Minister des Inneren im allgemeinen anzufragen, ob nicht diejenigen Studierenden, welche den vorigen Feldzug mitgemacht haben, auf irgendwelche Weise zur Fortsetzung ihrer Studien hier belassen werden könnten.“ Wiederum ist das Sitzungsprotokoll so einsilbig wie nur möglich. Es bringt außer dem Wortlaut des Beschlusses nichts als die Angabe: der Senat habe sich versammelt, um darüber zu beratschlagen, ob infolge der Aufforderungen in den öffentlichen Blättern von seiten der Universität deshalb Wünsche und Bitten bei der obersten Behörde anzubringen seien, und die Bemerkung, daß der Beschluß durch Stimmenmehrheit zustande gekommen sei.

Es ist, als ob man sich, wie in jenem Streit mit Fichte, gescheut habe, den Akten Gründe und Erwägungen anzuvertrauen, die mit den Gefühlen, in denen man die Erhebung begonnen und zu Ende geführt hatte, so stark kontrastierten. Noch unerfreulicher fast wirkt ein Schreiben des Senats an den Minister, das in derselben Sitzung beschlossen sein muß, im Protokoll aber nicht erwähnt wird: der Antrag auf eine öffentliche Erklärung, daß den Studenten, die sich melden würden, Aussicht auf Staatsstipendien gewährt werde. Sie würden dann viel freudiger mitgehen, denn mancher sei bekümmert, besonders solche, die schon einmal im Felde gewesen seien, daß sie die unterbrochenen Studien aus Mangel an Mitteln nicht fortsetzen könnten. Daß die Debatte lebhaft genug und der Widerspruch, den diese kleinmütigen Beschlüsse gefunden, sehr heftig gewesen ist, bezeugt die Tatsache, daß er nur eine Mehrheit von einer Stimme, 11 gegen 10, gefunden hat. Aber wie diese Stimmen verteilt waren, läßt sich im allgemeinen nur ahnen. Sicher ist, daß Schleiermacher auf seiten der Majorität stand. „Unsre Universität", schreibt er am nächsten Tage, „wird nun aufs neue zerstört, doch hoffe ich, man wird Maßregeln nehmen, um diejenigen zu dispensieren, die schon den vorigen Feldzug mitgemacht haben; denn woher sollen sonst in der nächsten Zeit die Leute für den Lehrstand und für die Administration kommen? Was ich dazu tun kann, werde ich redlich tun; denn sie sagen fast alle: wenn wir nun wieder Soldaten müssen werden, so können wir nicht wieder umkehren, sondern müssen es auch bleiben." Von drei Senatoren aber wissen wir, daß sie zur Minorität gehörten, denn von diesen liegen besondere Separatvoten bei den Akten: von Böckh, De Wette und Göschen. Sie haben sich darin so ausgesprochen, wie es unserem heutigen Staatsbewußtsein als das Selbstverständliche erscheint, und so, wie es Böckh in seiner Rede am 3. August und in den Prooemien zu den Lektionskatalogen dieser Semester in klassische Form gebracht hatte. Er war es, der in seinem Protest auf die geringe Majorität hinwies, mit der der Senatsbeschluß angenommen war. Er schärfte seinen Kollegen das Gewissen, indem er es als eine Schwachheit auslegte, daß sie an den Minister nur konfidentiell ihren Antrag stellen wollten; „denn die Universität", so schreibt er, „ihrer Würde eingedenk, dürfte sich nicht scheuen, ihre Überzeugung amtlich auszusprechen, selbst auf die Gefahr der ungünstigen Aufnahme, wenn diese Überzeugung tief begründet, und die Befugnis sie auszusprechen sicher wäre. Man ist seiner Sache nicht gewiß, wenn man den geraden, offiziellen Weg zu vermeiden sucht; man muß an seiner Sache eine schwache Seite fühlen, wenn man Bedenken trägt, sie schriftlich darzulegen." Er bezeichnete den Beschluß als gesetzwidrig und leugnete die Nachteile, die von den Gegnern geltend gemacht wurden, für den Fortgang der Wissenschaften und für den Staatsdienst selbst; denn der beginnende Krieg könne höchstens zwei Jahre dauern, eine Unterbrechung von zwei Jahren aber könne höchstens einzelnen schädlich sein, nicht dem Ganzen. Auch komme es

Separatvoten Böckhs, De Wettes und Göschens.

nicht sowohl auf die Einsammlung positiver Kenntnisse an, als auf die Reinigung und Stärkung der Gesinnung durch die Aufopferung für den Staat. Das sei der Gesichtspunkt der Regierung, sowie die Universität sich den Ruhm erworben habe, zu der großen Umwälzung der Dinge und der Zerstörung der französischen Tyrannei nach Kräften mitgewirkt zu haben. Wenn aber jetzt der Senat den weisen Anordnungen der Regierung zur Bekämpfung dieser Tyrannei entgegentrete, so zeige er entweder, daß er in der Bekämpfung eines Völker und Staaten, Religion und Wissenschaft zerstörenden Prinzips müde geworden, oder daß er die drohende Gefahr nicht sehe. Beides sei der Universität unwürdig, unwürdig aber auch des Staates, dessen Liberalität sie ihr Dasein verdanke und dessen Bürger ihre Angehörigen seien. Er nannte das Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht das Palladium der Freiheit und forderte die Kollegen auf, dem allgemeinen Kleinmut vielmehr entgegenzutreten, als ihm nachzugeben, da der Mensch nicht bloß gelehrt, sondern auch tapfer sein solle. Und er sprach endlich dem Beschluß selbst den Erfolg ab, da Seine Exzellenz der Herr Kriegsminister seine Hand nicht bieten werde zu einer wichtigere Zwecke schädigenden Disposition in dem gefährlichsten Augenblick. „Vor der Unabhängigkeit", so schließt das Schriftstück, „Unseres erhabenen Königs und Unseres Staates, durch die die Freiheit des Vaterlandes und die Wissenschaft selbst gefördert ist, müssen alle anderen Rücksichten schweigen; daß aber die höchsten Güter gefährdet seien, gibt uns die Regierung zu verstehen, indem sie dieselben Maßregeln ergreift, wie im Jahre 1813." Ähnlich in den Worten und gleich in den Gesinnungen sprachen die beiden anderen. „Wissenschaftlichkeit", so De Wette, „ist nichts ohne Gesinnung, der wissenschaftlich Gebildete soll zugleich der Bestgesinnte sein, und den Flor der Wissenschaften soll man nie durch Feigheit, Schlaffheit oder Ehrlosigkeit erkaufen." Und Göschen führte aus, daß die Maßregel ihren Zweck nie erreichen werde, nicht bloß, weil sie zu spät komme, sondern weil die Söhne der Universität, getrieben von glühendem Eifer für die große Sache und aus Ehrgefühl und jugendlichem Mut, keinen Gebrauch machen würden von der für sie erwirkten Begünstigung.

Ein Verständnis für die Haltung des Senats können wir nur gewinnen, wenn wir die Stimmung betrachten, welche der Ausbruch des neuen Krieges in weiteren Kreisen hervorrief, und die Haltung, welche auch die Behörden, die städtischen wie die des Staates, zu dem Aufruf der Regierung einnahmen. Auf die erste Nachricht von der neuen Waffenerhebung Napoleons hatte man kaum reagiert. Alle Welt sah darin fast den Versuch eines Wahnwitzigen. Kein Mensch glaubte an den Erfolg, Jedermann meinte, das Abenteuer werde an der Küste oder in den Alpen scheitern. „Noch niemand", schreibt Frau Stägemann am 20. März an ihren Gemahl, der in Wien bei Hardenberg weilte, „hat bei dieser Nachricht das Lachen lassen können". Um so stärker war der Um-

schlag, als man nach wenigen Tagen vernahm, daß die Armee und das ganze Land in die Gewalt des Imperators zurückgekommen und der Bourbonenkönig aufs neue emigriert sei. Überwallender Unwille über die Blindheit der Diplomaten, welche den Tyrannen nicht besser verwahrt hätten, und allgemeine Niedergeschlagenheit über die neuen Opfer, denen man entgegengeführt würde, war die allgemeine Stimmung. Von allen Seiten, auch von den Oberpraesidien und Generalkommandos her, ertönten Proteste und Klagen über die Unmöglichkeit, die Kraft des Volkes abermals in den Krieg zu führen. So fand der Beschluß des Senats entgegen der Annahme Böckhs und seiner Freunde ein uns überraschendes Entgegenkommen. Der Minister von Schuckmann hatte schon von sich aus, ohne Fühlung mit dem Senat, gleich am 1. April den Staatskanzler um eine schonende Ausführung des Ediktes gebeten, das den bürgerlichen Kreisen zu viel kosten und die wissenschaftliche Ausbildung stören werde. Als daher der Rektor ihm das Anliegen seiner Kollegen vortrug, erhielt er die beruhigendsten Versicherungen. Er habe, antwortete Schuckmann, schon selbst bei dem Herrn Staatskanzler darauf angetragen, daß die Studenten und vorzüglich diejenigen, welche schon den vorigen Krieg mitgemacht hätten, so lange wie möglich bei ihren Studien erhalten werden möchten, und würde auch ferner in diesem Sinne bei ihm tätig sein; nur dem Wunsch, die Freiwilligen noch besonders zu belohnen, versagte er sich.[1] Am 7. April erschien der Aufruf, der die Jünglinge der höheren Stände aufforderte, dem Beispiel der freiwilligen Jäger von 1813 zu folgen, die Freiwilligen von 1813 und 14 aber noch zur Landwehr verpflichtete. Hardenberg kam in der Tat mit Boyen überein, es dem freien Willen der letzteren zu überlassen, ob sie den Krieg mitmachen wollten oder nicht, und die sich Weigernden für das zweite Aufgebot zu notieren.[2] Die

1) In dem Zirkular, durch das Solger seine Kollegen von der Audienz benachrichtigte (5. April), ist der letzte Punkt nicht erwähnt, und die Antwort Schuckmanns, worin er eine solche öffentliche und allgemeine Zusicherung der Staatsunterstützung als unangemessen bezeichnete, ist erst vom 15. Juni. Da das Konzept des Antrages erst vom 4. April ist, so wird sie an dem Tage der Audienz noch nicht in den Händen des Ministers gewesen sein. Aber man wird doch wohl glauben müssen, daß Solger ihn bereits vorläufig informiert hat. Nach Herstellung des Friedens sind übrigens auf Antrag des Senats vom 30. Oktober eine größere Anzahl ärmerer Studierender, die den Krieg mitgemacht haben, unterstützt worden. Listen darüber im Universitätsarchiv F. 9.

2) Meinecke, Boyen, II, 47f. Letztere Bestimmung aber ward nicht öffentlich bekannt gemacht; für die Staatsbeamten, welche schon gedient hatten, wurde es amtlich ausgesprochen.

Meinecke hat bereits auf die Rücksichtnahme der Militärgewalt auf die Zivilberufe in den folgenden Jahren, in denen die neue Organisation sich erst einbürgern mußte, ausführlich hingewiesen. Es sei erlaubt, dies für unsere Universität zu ergänzen aus den Akten, die ihr Archiv (M 6, I) darüber bis zum Jahre 1819 bewahrt. Sie zeigen, wie schwierig dieser Prozeß der Umschmelzung des alten Militärstaates in den der allgemeinen Wehrpflicht gewesen ist. Der Grundsatz, daß das Vaterland durch seine Söhne verteidigt werden müsse, ward zwar allgemein anerkannt und die Proteste und Beschwerden, welche von Senat und Studenten über die schwere Schädigung, welche der Fortgang der ruhigen Studien durch den Militärdienst erfahre, bei den

akademische Jugend Berlins aber täuschte die kleinmütige Sorge ihrer Lehrer. Der Andrang zu den Fahnen war kaum geringer als zwei Jahre zuvor, und die

Die Jugend drängt sich zum Kriege.

Behörden einliefen, beginnen fast immer mit diesem Bekenntnis; die Kollision aber, welche sich daraus ergab, wurde dennoch aufs schwerste empfunden, und Rücksichten verlangt, an die heute von keiner Seite mehr gedacht wird. Als im Juni 1815 die Stammliste der Berliner Mannschaft für die Landwehr aufgestellt werden sollte, bemühte sich die Kommission, die je aus einem Vertreter des Magistrats und des Offizierkorps bestand, um den Studenten ja jede Unbequemlichkeit zu ersparen, selbst in die Universität und nahm das Geschäft im Fechtsaal im Beisein des Rektors vor. Ein Anschlag von Rektor und Senat lud unter vielen Entschuldigungen über die Umstände, die man damit mache, die „Herren Kommilitonen“ dazu ein. Auch die „Herren Ausländer“ waren nicht ausgenommen, da sie durch die ihnen auszustellenden Atteste vor allen weiteren Aufforderungen dieser Art gesichert werden sollten. Die „Herren Inländer“ aber wurden daran erinnert, daß keineswegs von einer Aushebung zum wirklichen Kriegsdienste, sondern bloß von einer allgemeinen Aufzeichnung die Rede sei, und daß vielmehr für jetzt von dem Magistrate nach der gesetzmäßigen Bestimmung verfahren werde, wonach diejenigen, die in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung begriffen seien, von der Aushebung ausgenommen sein sollten. „Wir zweifeln nicht“, heißt es weiter, „daß die Herren Kommilitonen diese ihnen verschaffte Vergünstigung, daß sie sich am oben angesetzten Termine im Universitätsgebäude stellen können, gern benutzen; diejenigen, welche nicht erscheinen, würden es sich selbst zuschreiben müssen, wenn in Ansehung ihrer noch das gewöhnliche Verfahren, wie bei jedem anderen, von seiten des Magistrates angewendet würde.“ Ebenso nachsichtig verfuhr man nach dem Kriege bei der Einrichtung des Einjährigfreiwilligendienstes. Die Instruktion des Kriegsministeriums vom 19. Mai 1816 machte es den Regiments- und Bataillonskommandeuren zur Pflicht, den freiwillig Eintretenden jeden möglichen Vorschub zur Fortsetzung ihrer künftigen Berufsbildung zu leisten. Demgemäß hielten Universität wie Militärbehörde streng an dem Grundsatz fest, daß das Studium durch den Dienst keinen Schaden erleiden dürfe, um so mehr, als von der anderen Seite wiederholte Verordnungen erschienen, welche die Einhaltung des Trienniums, das sich ebenfalls noch nicht recht einbürgern wollte, einschärften. Die Berliner Freiwilligen hatten ihr Jahr bei dem Gardeschützenbataillon abzudienen, bei dem schon 1815 viele eingetreten waren. Der Dienst war nach heutigen Vorstellungen lächerlich gering. In der Rekrutenzeit, 6 Wochen lang, verlangte man vormittags und nachmittags je 1—2 Stunden Dienst. Nach dem Eintritt in die Kompagnie brauchte der freiwillige Krieger nur bei dem Bataillonsexerzieren zu erscheinen, das zunächst wenigstens nur alle 14 Tage stattfand. Der Wachtdienst beschränkte sich auf die ersten Wochen und wurde nur soweit geübt, um ihn gerade kennen zu lernen; später konnte man einen Ersatzmann stellen. Appell war für die Freiwilligen nur Sonntags Pflicht und noch einen Tag in der Woche, den sie sich aussuchen konnten; Felddienst kannte man in dieser Zeit kaum; Zeugdienst, Instruktionsstunde, Turnen und Schwimmen waren entweder ganz geringfügig oder überhaupt nicht vorhanden; Offiziersinstruktion war zwar vorgeschrieben, blieb aber zunächst auf dem Papier. Schon dies aber war den jungen Herren viel zu viel, zumal als im Herbst 1817 das Bataillon eine Kaserne am Schlesischen Tor bezog; und der Senat war immer bereit, ihre Beschwerden nach oben zu vertreten. Da sich nun auch sonst bei dem Bataillon Schwierigkeiten ergaben, das z. B. ein bestimmtes Körpermaß für seine Leute forderte und Juden überhaupt nicht aufnahm, so wandte sich die Universität im Juni 1817 mit dem Antrage an das Kriegsministerium, die Ableistung des Jahres bei dem Stamm des Berliner Landwehrregiments zu gestatten. Rektor und Senat hatten bereits versucht, die anderen Universitäten zu gemeinsamen Schritten zu bewegen, und dafür von Greifswald begeisterte Zustimmung zu allen Maßregeln erhalten, „um einem so großen Übel abzuhelfen, als die Unterbrechung der Studien für künftige Gelehrte und wissenschaftlich gebildete Geschäftsmänner durch das gezwungene Eintreten in die Reihen besoldeter Krieger ohnstreitig ist.“ Die alte Schwedenuniversität hatte unserer Alma Mater anheimgestellt, Deputierte aus ihrer Mitte zu erwählen, die im Sinne aller Universitäten einem hohen

Auditorien leerten sich aufs neue. Der oder jener mochte sich durch die bürgerlichen Nachteile, welche in dem Aufruf mit dem Ausschluß vom Kampfe verbunden

Ministerium des Innern eine von den Rektoren aller Universitäten unterschriebene Vorstellung zu übergeben und dringend zu unterstützen die Güte hätten, und sich übrigens im voraus mit jedem sonstigen Schritt Berlins einverstanden erklärt. Bei den andern Universitäten aber zeigte sich, daß eine gemeinsame Regelung nach den Berliner Verhältnissen nicht anwendbar sein würde, und so schloß sich Berlin dem Vorschlage des Magistrates an, den der König auf Vortrag des Kriegsministers genehmigte. Gebessert wurde dadurch nichts. Bei der Landwehr wurde es sogar noch schlimmer, weil es hier an Leuten fehlte, welche den Freiwilligen manche Dienste (wie Wachen und dergleichen) für Geld abnehmen konnten, so daß, wie der Senat in einer neuen Eingabe vom 11. November 1818 an den Minister ausführte, das Militärjahr für die Wissenschaften so gut wie ganz verloren sei und dadurch das Eindringen einer oberflächlichen Pfuscherei in die wissenschaftlichen Fächer und ein wahrer Verfall aller Wissenschaften befürchtet werden müsse. Auch diese Vorstellungen fanden bei der Militärbehörde volles Verständnis. Der interimistische Landwehrinspekteur, Oberstleutnant von Roebeln, setzte sich alsbald mit der Universität in Verbindung und bat um Auskunft, welche Stunden den Studierenden nach Maßgabe der betreffenden Studien am unentbehrlichsten seien. Er werde danach einen Plan entwickeln, den er einem Hochlöblichen Senate zur Einsicht und Beurteilung vorzulegen sich die Ehre gebe. Im Punkte des Wachtdienstes bedauerte er, nichts tun zu können, da ihm hierfür von seinen vorgesetzten Behörden ganz bestimmte Befehle erteilt wären, denen er sich „im Wege der Subordination“ unterwerfen müsse. Was die Studenten erwarteten, zeigt eine Petition von 24 vom Dienst Betroffenen an den Rektor vom 25. Oktober 1818, die in einem höchst naiven Tone gehalten ist. Zunächst verlangten sie völlige Befreiung von allem „unnützen Exerzieren und Wachtdienst“. Zumal die Wachen waren ihnen verhaßt. „Sie sind“, schreiben sie, „darum doppelt verderblich, weil diese Zeit nicht mit unnützen Beschäftigungen [so], sondern ganz geschäftslos, in der grimmigsten Langeweile, in schmutzigen Wachtstuben und an Straßenecken zugebracht wird.“ Die ersten sechs Wochen könnten am besten ganz wegfallen, sobald erst die Verbreitung des Turnens allgemeiner wäre; „denn hier lernt man nichts als rechts- und linksum, Paradeschritte und Griffe mit dem Gewehr und dergleichen.“ Drittens müßte den Studenten der Eingang zu den eigentlichen Kriegswissenschaften leichter geöffnet sein, damit sie einen Grund legten, auf dem sich in Zeiten der Not weiter fortbauen ließe. Sie müßten also in diesem Jahre die Prüfungen bis zum Offizier durchmachen dürfen. Jetzt hänge es von der oft mangelhaften Beurteilung durch den Kompagniechef bei Erteilung der Zeugnisse ab, ob man sich künftig zu einem Landwehroffizier schicke oder nicht. „Und doch sind höhere geistige Kräfte gewiß auch im Kriege zum Besten des Vaterlandes zu benutzen; erhalten diese gar keinen Wirkungskreis, so können sich die wackersten Männer im Fall eines Krieges wohl besinnen, ob sie die Anzahl der Krieger um eins zu vermehren oder ihre höheren Kräfte dem Vaterlande aufzusparen verpflichtet sind.“ Und endlich forderten sie für solche Begünstigungen Reifezeugnis und Matrikel. So weit reichte die Bürgerfreundlichkeit der Militärbehörden nun doch nicht. Was aber der kommandierende General Graf Tauentzien bewilligte, war durchaus im Sinne des Senats, der das Militärjahr nicht als Dienst, sondern als Schule betrachtet wissen wollte. Er erlaubte, daß die Studierenden ihr Dienstjahr während der großen Ferien, vom 15. August ab, beginnen könnten. Vom 15. Oktober ab sollten sie nur zweimal wöchentlich, und zwar Mittwochs und Sonnabends nachmittags, zu militärischen Übungen herangezogen werden; der Appell müsse allerdings täglich gehalten werden, er dauere in der Regel eine halbe Stunde bis zu einer kleinen Stunde, und es sollten dabei kleine Exerzitien vorgenommen werden, die den Freiwilligen nicht ermüdeten, sondern demselben gleichsam spielend eine Geläufigkeit beibrächten. Der Wachtdienst ward für die ersten drei Wochen gefordert. Um den Freiwilligen Gelegenheit zur Qualifikation als Offiziere zu geben, sollten über die notwendigsten Zweige der Kriegswissenschaften Vorlesungen gehalten werden. Außerdem ward nur noch verlangt, dasjenige zu befolgen, was höheren Orts wegen Abhaltung

waren, mit bestimmen lassen: auch war die Besorgnis der Jungen um den Flor der Alma Mater und der Studien gewiß geringer als bei den Alten; manche mochten wirklich schon in der Absicht mitgehen, die Feder mit dem Degen zu vertauschen: aber die durchschlagenden Gefühle waren gewiß edlerer Natur: es war die Scham, zu den Ofenhockern gerechnet zu werden, die Freude am Waffenhandwerk und der Wunsch, mitzutun in dem Kampfe für das Vaterland.[1] Wenn man aber im Senat geglaubt hatte, sich auf einen Krieg von zwei Jahren gefaßt machen zu müssen, so war er zum Glück in zwei Monaten zu Ende. Als die Universität zum fünften Male Königsgeburtstag feierte, konnte es das wirkliche Friedensfest werden, und Solger, der als Rektor die Rede hielt, die neuen Ruhmestaten preisen, die vollbracht waren.

12. Nach dem Kriege.

Schmalzens Pamphlet und sein Federkampf mit Niebuhr, Ritter und Schleiermacher.

„Sie werden ohne Zweifel die leiseren Symptome des Übels empfinden, welches ich hier in reichem Maße genieße, daß es nämlich beinahe allgemeiner Generalston, um nicht zu sagen: Armeeton, ist, Freiwillige, Landwehr, Tugendbund, Schriftstellerei mit den gehässigsten Beiwörtern zu beehren; das arme Berlin muß besonders viel herhalten, und der Empfang der Jäger wurde hier verhöhnend prophetisch vorausgesagt, und als er eingetroffen, neidisch bespöttelt. Das größte Verbrechen aber ist, von der Einigkeit Deutschlands zu sprechen und sich darüber zu freuen; man will kein Deutscher, sondern nur ein Preuße sein. Dies ist indes nur die laute Meinung gewisser Generale, besonders Henckels und Pirchs. Bei den Offizieren, besonders den jüngeren, herrscht sie weniger. Der arme Görres ist daher ein Gegenstand des Abscheus, und es soll mich wundern, wie er sich mit beiden obengenannten Herren, die jetzt mit dem Hauptquartier nach Koblenz gehen, vertragen wird.“ So hatte schon im August 1814 einer der besten Patrioten aus dem Feldlager an Schleiermacher geschrieben, sein alter Freund aus Halle, Prediger Blanc, der, nachdem er im November 1813 als

von Paraden usw. befohlen würde. Die Folge war, daß jetzt alle Studenten bei der Landwehr eintraten, da nur hier die Erleichterungen ausführbar waren. Da aber kamen Beschwerden seitens des Schützenbataillons, und nun bat die Universität auf Rat des Herrn von Roebeln selbst den Minister, jetzt Altenstein, daß die Freiwilligen sich sogleich bei der Landwehr melden dürften, bezw. daß dieselben Grundsätze bei den Gardeschützen eingeführt würden. Damit schließen die Akten unseres Archivs.

1) Übrigens werden nur wenige an den großen Schlachten in Belgien teilgenommen haben. Auf der Tafel in der Aula ist nur ein Opfer dieses Feldzuges verzeichnet: Karl Otto Anton Friedrich von Rohr, stud. jur., aus der Uckermark, und von diesem heißt es, daß er bei Versailles am 1. Juli gefallen sei, also bei der letzten Affaire des Feldzuges. In den beiden Kampagnen von 1813 und 1814 dagegen sind nicht weniger als 41 Söhne unserer Universität für das Vaterland gefallen, darunter die meisten aus der theologischen Fakultät, obwohl diese keineswegs die besuchteste war, sondern hinter der juristischen und der medizinischen zurückstand; es waren 13 Theologen, 11 Juristen, 8 Mediziner und 9 Philosophen.

Feldprediger freiwillig zur Armee gekommen war, den Zug nach Paris mitgemacht und daher Gelegenheit gehabt hatte, die Gesinnungen in dem Offizierkorps zu beobachten. In der Tat kannte Schleiermacher diese Stimmen. Es waren dieselben, deren Mißgetön auch in Berlin den schönen Einklang der Herzen in dem großen Jahre mehr als einmal unterbrochen und ihm so bittere Stunden bereitet hatte. An der Universität waren sie bisher noch nicht laut geworden; Studenten und Professoren waren von demselben großen, vorwärts dringenden, auf Freiheit gerichteten Glauben beseelt gewesen. Nun aber, wo der Friede endgültig gesichert war und die Ernte in die Scheuern gebracht werden sollte, war es auch bei ihr mit der einträchtigen Gesinnung vorbei: ihr erster Rektor, Geheimrat Schmalz, gesellte sich zu dem Chor ihrer Gegner und schlug einen Ton an, der an denunziatorischer Gehässigkeit die Anklagen eines Wittgenstein und Lecoq fast übertraf. In denselben Tagen, wo Solger im Namen der Universität den König feierte, der das in Glück und Unglück so stark gewordene Treuverhältnis zwischen Krone und Volk durch die Verfassung, die er versprochen, noch mehr befestigen wolle, setzte er die Feder an; und Anfang September kam das Pamphlet heraus, das unter der Form einer Berichtigung einer vor Jahren über ihn publizierten Angabe die heftigsten Anklagen gegen das preußische Jakobinertum aussprach.[1] Daß die Zurückweisung des taktlosen Angriffs eines franzosenfreundlichen Organs, der bereits vor Jahren von dem Herausgeber der Chronik selbst zurückgenommen war, nichts als ein Vorwand war, wiesen ihm die Gegner sofort nach, und er selbst leugnete es in der Folge kaum noch. Während des Krieges hatte er schweigen müssen; wieder waren seine Gegner und Rivalen, Schleiermacher und Savigny, in Berlin die Führer gewesen und hatte er im Hintergrunde gestanden; und auch der Staatskanzler, der einen Hoffmann und Niebuhr mit ins Feld nahm, hatte seine Dienste verschmäht. Jetzt aber glaubte er, die Stunde sei gekommen, um seinem lange aufgestapelten Groll Luft zu machen. Schmalz war weder Reaktionär im Sinne Wittgensteins noch ein Freund feudalistischer Ordnungen, wie Adam Müller, noch auch den pietistischen Tendenzen sonderlich geneigt. Kirchlich hielten er und besonders seine Frau sich zu Schleiermacher, dessen Predigten sie regelmäßig hörten. Sein Buch über die englische Staatsverfassung zeigt Verständnis für die englischen Verfassungsformen, ja sogar Sympathien für ständische Repraesentation, und seine politischen Ansichten hatten vielleicht mehr Wirklichkeitssinn und waren besser begründet als die patriotischen Phantasien von Görres und Arndt, die seinen Zorn erregt hatten. Auch war er kein Gegner der Preßfreiheit, für die er ja selbst gelitten hatte: gerade um den Gedanken, die er vertrat, Publizität zu geben, sei er, so erklärte er, öffentlich aufgetreten; sowie er ja auch für die Entfesselung wirtschaftlicher

1) Siehe oben S. 76ff.

Kräfte seit Jahrzehnten gestritten hatte. Man kann sogar zugeben, daß seine Entrüstung echt war und daß er in der Agitation der Patrioten wirklich eine Gefahr für den Staat erblickte. Aber die Art, wie er den Kampf führte, wie er unerwiesenen Klatsch zusammentrug, grundlose Gerüchte zu Tatsachen verdichtete, seine albernen Interpretationskünste an den Schriften jener Männer, vor allem eines Arndt, ausübte, mußte mit Recht den größten Anstoß erregen. Und dazu diese Unfähigkeit, die Begeisterung der großen Zeit zu begreifen, und der stumpfe Versuch, einen Mann wie Scharnhorst, den Freund und Gesinnungsgenossen der Patrioten, die er angriff, für seine Anschauungen zu reklamieren! War es nicht Liebedienerei, die ihn antrieb, so doch sicherlich jenes eitle Sichvordrängen, das wir an ihm kennen und von dem er mehr als eine Probe abgelegt hatte. Vielleicht hätte er die Finger davon gelassen, wenn er die Folgen übersehen hätte. Anfangs freilich erntete er nur Lob und Anerkennung. Von Stuttgart, wohin, wie auch an zwei andere Höfe, er seine Schrift geschickt hatte, kam diese sogleich in Gestalt eines Ordens. Und überall dort, wo man der aufstrebenden preußischen Kraft mit Neid und Unruhe nachblickte, war der Beifall groß. Nicht bloß politische Blätter, wie der Österreichische Beobachter, die Allgemeine Zeitung, der Hamburgische Correspondent, sondern auch wissenschaftliche Organe, wie die Literaturzeitungen in Halle, Jena und Heidelberg, ja sogar die Göttingischen Gelehrten Anzeigen, brachten lobende Besprechungen; englische und französische Zeitungen verkündigten den Ruhm des Berliner Professors. Auch daheim wird es an persönlichen Äußerungen der Zustimmung nicht gefehlt haben. Zumal in den höheren Regionen bereitete die Schrift Freude: der Rote Adlerorden, der ihm verliehen wurde, und eine Einladung zur Königlichen Tafel, die er zum 18. Januar erhielt, waren dafür sichtbare Zeichen. Aber so sicher Schmalz sich geben mochte (er griff noch zweimal zur Feder), mag ihm innerlich doch nicht mehr ganz wohl gewesen sein, als er merkte, welchen Sturm er gerade in der nächsten Umgebung, unter seinen Kollegen, hervorgerufen hatte. Hier sah er sich alsbald fast völlig isoliert. Daß Wolf, sonst sein Todfeind, sich auf seine Seite schlug, konnte ihm dies nur noch deutlicher machen. Selbst Savigny, so gemäßigt er dachte, und so nahe er sich in der Folge mit Schmalz berührte, war außer sich. Niebuhr aber und vor allem Schleiermacher schäumten vor Wut. Beide, und mit ihnen Rühs, griffen zur Feder. Als erster Niebuhr, noch im Oktober, mit einer Schrift, die schon im Titel den denunziatorischen Charakter des Pamphletes bezeichnete, voll tiefer Erregung, schlagend, vernichtend in der Art, wie er das Mißverständnis aufdeckte, das Schmalz in der Deutung von Arndts Schrift über Preußens rheinische Mark begangen hatte. Nach ihm Rühs, der sich gegen die anonymen Rezensenten in der Hallischen und Jenaer Literaturzeitung, in denen er ein und dieselbe Person erblicken wollte, wandte und sich ebenfalls seines Freundes und Landsmannes annahm. Und endlich im Dezember des Jahres, nachdem Schmalz sich ein zweites

Mal auf Niebuhrs Schrift hin hatte hören lassen, Schleiermacher in einem offenen Brief mit der dialektischen Kunst, in der er Meister war, die jedes einzelne der stumpfen Argumente seines Gegners Glied um Glied zerbrach, und einem Hohn, der nur um so schärfer wirken mußte, weil er sich aller grobkörnigen Ausdrücke enthielt und mit einem gewissen milden Wohlwollen auf den armseligen Gegner herabsah.[1] Schmalz schwieg auch dann noch nicht, aber seine dritte Schrift, die er sein letztes Wort sein ließ, war schon nicht mehr ein Angriff, sondern eine Verteidigung gegen die Vorwürfe, die man ihm gemacht hatte, und auf Schleiermachers Schrift ging er mit keinem Worte ein.

Schleiermacher wird aus dem Departement gedrängt, zum Rektor gewählt.

Bei der Universität hatte Schmalz seitdem so ziemlich ausgespielt, während Schleiermachers Kredit bei der Regierung dadurch nicht erhöht wurde. Indessen brauchte der letztere schon nicht mehr so große Rücksicht auf sie zu nehmen; denn das Dienstverhältnis, in das Humboldts und Dohnas Freundschaft ihn gebracht hatte, war er schon im März 1815 los geworden. Schuckmann hatte mit geschickter Taktik eine günstige Gelegenheit benutzt, um ihn aus dem Ministerium herauszubringen. Den Anlaß hatte die Wahl Schleiermachers zum Sekretär der Akademie gegeben (Oktober 1814). Der Minister hatte damals unter Hinweis auf die Inkompatibilität mit dem Ministerialamt des Erwählten erklärt, er könne diese Wahl dem König nicht zur Bestätigung vorlegen, dann aber, als die Akademie darauf bestand und Schleiermacher daran festhielt, seine Entbindung von den Ministerialgeschäften wegen Überbürdung erwirkt; übrigens in einer Form, die durchaus liebenswürdig war und Schleiermacher, der finanziell ungeschädigt blieb, da er sein Departementsgehalt teils auf das Sekretariat der Akademie angewiesen bekam, teils als Zulage zum Professorengehalt erhielt, keineswegs bekümmerte. Die Universität machte ihn dafür zum Rektor, wodurch sein Vorgehen gegen Schmalz allerdings noch schärfer akzentuiert wurde. Er aber war ein Kämpfer, wie Fichte, und wollte so gut wie sein großer Antipode die Stellung, die ihm geboten war, dazu benutzen, um seine Überzeugungen durchzusetzen.

Kämpfe um den Allodialbesitz des Hauses der Universität und ihres Gartens.

Unter den Angelegenheiten der Universität, für die Schleiermacher in seinem Rektorat zu kämpfen hatte, nahm die Sorge für ihre Arbeitsstätte, die in diesen Jahren aufs neue beeinträchtigt werden sollte, einen besonderen Platz ein. Der Kampf um den Marstall hatte gleich nach dem ersten Friedensschluß, im Herbst 1814, wieder begonnen. Diesmal hatte es den zwei Remisen[2] nach dem Hofe hin gegolten, welche während des Krieges, nachdem der Kurprinz

1) Nicht übel sprach sich Buchholz gelegentlich eines Diners, das ihn mit Stägemann nebst der Gräfin Lichtenau und Gruner bei Held zusammenführte, über die Schrift aus: Schleiermacher habe sich zwischen Christus und Plato als der Teufel in Gestalt einer Schlange gestellt, die den ehrlichen Schmalz umwunden und ihm alle Rippen im Leibe zerbrochen habe, während sie ihm in die Ohren gezischt: bester Schmalz. — So schreibt Stägemann an Varnhagen, 20. Januar 1816.

2) Nur von 2 Remisen ist noch die Rede, während auf dem Plan 3 angegeben sind.

von Hessen sie aufgegeben, der Universität, und zwar zur Aufbewahrung von Brennholz, überlassen, jedoch schon, gleich im Herbst von den Kutschern des Prinzen Heinrich für sich reklamiert waren; auf ihre hohen Protektoren gestützt hatten diese ihren Willen durchgesetzt. Gleichfalls die Raumfrage war es, die im Sommer 1815 zu einem heftigen Zusammenstoß mit Schuckmann führte. Dieser wünschte das den Stalleuten des Prinzen Heinrich im westlichen Flügel zugewiesene Zimmer mit einem daneben liegenden Hörsaal zu verbinden: jedoch nicht im Interesse der Universität, sondern um die Geheime Registratur der Abteilung für Kultus und Unterricht darin einzurichten. Allein seine Forderung stieß bei dem Prinzen Heinrich auf so wirksamen Widerstand, daß er davon ablassen mußte. Dafür verlangte er nun die Einräumung der nötigen Zimmer im ersten Stock des Universitätsgebäudes. Der Senat aber, der schon unter Schleiermachers Praesidium stand, wollte dem Minister nicht gestatten, was er den Herren vom Marstall verweigerte. Auch bei den bescheidensten Erwartungen von dem Aufblühen der Universität, so erklärte er, sei vorauszusehen, daß es bald an großen Hörsälen fehlen werde. Schuckmann antwortete höchst verstimmt: die Abtretung jener Räume sei nur eine Gegenleistung der Universität dafür, daß ihre Angelegenheiten direkt vom Ministerium verwaltet würden, welches z. B. für die Kassenverhältnisse ein eigenes Zimmer eingerichtet habe; er könne den unangenehmen Eindruck dieses Protestes kaum in Abrede stellen. Der Senat erlangte nichts weiter, als daß der Minister Aussicht auf die spätere Rückgabe der Zimmer machte.

Hatte sich Schuckmann hierbei über die Rechte, die unsere Universität durch das Patent vom 24. November 1810 erworben hatte, hinweggesetzt, so kam er dem Senat noch weniger zu Hülfe, als dieser sich gegen Angriffe zu wehren hatte, die sich auf unser Eigentum am Garten der Universität richteten. Schon 1811 hatte er zugegeben, daß der Holzplatz an einen Zimmermeister, namens Eyffert, dem derselbe, denn er wohnte auf dem Bauhof, bequem lag, auf sechs Jahre vermietet wurde. Der Wunsch der Universität, welchen Hufeland anregte, den Platz zu einem kleineren botanischen Garten für ökonomische und offizinelle Pflanzen zum unmittelbaren Gebrauch für Dozenten und Studierende einzurichten, wurde nicht berücksichtigt. Die Universität mußte froh sein, daß dem Mieter wenigstens verboten wurde, ein Wohnhaus darauf zu errichten. Auch im Sommer 1815, als es sich um die Erneuerung des Kontraktes, die Eyffert wünschte, handelte, drang die Universität mit dem erneuten Vorschlage der Einrichtung eines kleineren botanischen Gartens, für den sich neben Rudolphi als dem medizinischen Dekan, jetzt auch Lichtenstein als Verwalter des Schöneberger Gartens verwandte, nicht durch und mußte sich damit begnügen, daß auch dem Eyffert sein Wunsch versagt blieb. Wenn der Minister hierin nachgab, so hatte er vielleicht schon einen Hintergedanken, der erst im nächsten Frühling zur Kenntnis der Universität

kam. Damals nämlich erfuhr der Senat, daß der König ein Stück des Universitätsgartens, längs der Letzten Straße, für einen Neubau bestimmt habe. Sofort reichte er von neuem seinen Protest ein. Bei der Heiligkeit des Königlichen Wortes und der allverehrten Gerechtigkeitsliebe des geliebten Herrschers beschwor er den Minister, die Universität in ihrem Privateigentum zu schützen und, falls dieses einem öffentlichen Interesse weichen müsse, ihr volle Entschädigung zu gewährleisten. Indessen wollte der Senat die Bebauung des Gartens an sich nicht verhindern, sondern den Plan so wenden, daß er ihren eigenen Interessen zustatten käme. Offenbar war es Schleiermacher selbst, der den Vorschlag in jene Eingabe gebracht hatte, dort ein Konvikt zu errichten, in dem ärmere Studenten, besonders Theologen und Philologen, für einen geringen Zins etwa 60 bis 80 Wohnungen finden könnten. Dadurch werde mit einem Schlage der Teurung der Wohnungen, welche den Rückgang des theologischen Studiums (im letzten Jahr von 52 auf 21 Studenten) hervorgerufen habe, ein Ende gemacht werden. Der Minister, hierdurch gezwungen, sich zu erklären, räumte darauf ein, daß die Regierung in der Tat an einen Neubau denke, und zwar im Interesse der Friedrich Wilhelms-Akademie, die dort untergebracht werden sollte. Man würde, fügte er entschuldigend hinzu, ja nur einen kleinen Teil des Gartens in Anspruch nehmen, und zur Entschädigung der Universität sollten in einem Flügel des Neubaus das chirurgische Klinikum und die Entbindungsanstalt untergebracht werden. Nun erinnern wir uns, wie scharf die Gegensätze zwischen Akademisten und Studenten gleich im Anfang der Universität gewesen waren. Noch in diesem Jahre war es wieder zu argen Ausschreitungen gekommen. Es war daher, wie die Universität dem Minister vorstellte, gar nicht anders zu erwarten, als daß bei einer so nahen Nachbarschaft die alten Kämpfe zwischen den Parteien wieder erwachen würden. Da sich das Ministerium mittlerweile anders besonnen hatte, ging diese Gefahr für die Universität vorüber. Damit zerschlug sich aber auch der Plan mit dem Konvikt; vergebens kam die theologische Fakultät noch einmal im Dezember des Jahres darauf zurück, indem sie eins der Gebäude des Lagerhauses dafür in Vorschlag brachte.

Unterdes hatte man sich aber bereits gegen eine andere Beschränkung seines Besitzes zu wehren. Gelegentlich des Baues an der neuen Opernbrücke war die Oberbaubehörde bei dem Ministerium eingekommen, ihr ein Stück des Gartens zur Verfügung zu stellen, um dort ihre Materialien unterzubringen. Sie wollte dazu die ganze westliche Seite, die Allee, welche am Festungsgraben entlang lief, mit eingeschlossen, benutzen. Es gelang der Universität, diese wenigstens zu retten, so daß sie nur den Platz nach der Wache hin abzutreten brauchte.

Nur in einem Falle vermochte die persönliche Energie Schleiermachers das Hausrecht der Universität zu wahren: als der Oberlandforstmeister Hartig sich die Freiheit nahm, die Vorlesungen für die Gardejäger, für die ihm, wie

wir uns erinnern, bei seiner Übersiedlung nach Preußen ein Auditorium bewilligt war, durch einen Stellvertreter abhalten zu lassen. Diesem versagte der Rektor die Benutzung des Auditoriums. Graf Bülow, an den sich Hartig als an seinen Chef beschwerdeführend gewandt hatte, ersuchte Schuckmann, dem Rektor die Zulassung zu befehlen; Schleiermacher aber wies mit solchem Nachdruck auf die Unmöglichkeit hin, die Universität für so ganz außerhalb ihrer Bestimmung liegende Zwecke zu benutzen, daß der Minister sich für ihn erklärte und Bülow dadurch zufrieden stellte, daß er Hartig einen Hörsaal in der Bauakademie (damals noch in der Zimmerstraße) einräumte.

13. Ergänzungen und Wechsel im Lehrkörper bis 1817.

A. Medizinische Fakultät.

So einsilbig und kurz angebunden Schuckmann auf die Forderungen der Universität vom 18. Oktober 1814 geantwortet hatte, war er doch nicht untätig gewesen, ihnen, soweit es in seinem Willen lag und den Umständen entsprach, nachzukommen. Mit seine erste Sorge war die Wiederbesetzung des Lehrstuhles von Reil geworden, die nach der Bedeutung seines Faches, der praktischen Heilkunde, in der Tat dringend erforderlich war. Schon vor Ende 1814 hatte er durch Hufeland, als den Nächstbeteiligten, bei dem älteren Brandis, der, früher in Kiel, seit 10 Jahren Leibarzt der dänischen Königin in Kopenhagen war, anklopfen lassen, und gleich nach Neujahr ließ er durch den Gesandten am dänischen Hofe, Graf Dohna, die Anfrage wiederholen. Brandis wäre, wie er in seiner Antwort an beiden Orten erklärte, persönlich gern nach Deutschland zurückgekehrt; und zumal Berlin zog ihn an. Was ihn zurückhielt, war vor allem sein persönliches Verhältnis zu der hohen Frau, die sich von ihm schwer getrennt hätte. Diese Bedenken waren noch nicht gehoben, als Hufeland, der auf die zurückhaltende Antwort Brandis' gleich die Hoffnung, ihn zu erhalten, aufgegeben hatte, dem Minister einen neuen Kandidaten vorschlug, den alten Berends in Breslau, der von Frankfurt, wo er jahrelang gewirkt hatte, mit der Universität übergesiedelt und der erste Rektor der neuen Viadrina geworden war. Hufeland tat dies hinter dem Rücken der Fakultät, bei der er sich wiederholt, aber vergebens, für ihn bemüht hatte; er war dem einmütigen Widerstand seiner Kollegen begegnet, denen Berends nicht nur zu alt (er hatte das sechzigste Lebensjahr bereits überschritten), sondern auch wissenschaftlich als Nachfolger eines Mannes wie Reil nicht geeignet zu sein schien, zumal ihm überdies noch das Gerücht vorausging, daß er reizbar und unverträglich sei. Hufeland aber glaubte die Verantwortung, diesen wichtigsten Lehrstuhl der Fakultät so lange verwaist zu sehen, und die Last, die ihm selbst mit der Vertretung aufgebürdet war, nicht länger tragen zu können. Er hatte Berends während des Krieges bei

Antrag an [illegible]

Berufung von Berends.

seinem Aufenthalte in Breslau kennen gelernt und glaubte sagen zu dürfen, daß er trotz seiner 60 Jahre als Lehrer wie als Praktiker seinen Platz ausfüllen werde. „Er ist", schreibt er, „ein klinischer Lehrer, wie mir jetzt keiner bekannt ist, ganz hippokratisch gebildet, bloß auf Erfahrung und gründliches Studium klassischer Literatur bauend, völlig frei von Systemsucht und Schwärmereien, dabei ein trefflicher Lateiner und von einem ganz vorzüglichen Lehrtalent." Sein Alter gebe ihm nur die Reife und Gediegenheit, die gerade zu dieser Stelle unentbehrlich sei, und er beweise dabei noch eine Kraft und Munterkeit, welche manchem im dreißigsten Jahre zu wünschen sei. Das waren alles Momente, welche auf einen Mann wie Schuckmann Eindruck machen mußten. Und so mußte die Fakultät, obschon Rudolphi, als er von dem Schritt Hufelands Nachricht bekam, dringend dagegen sprach, es sich gefallen lassen, den alten Herrn bei sich aufzunehmen. Noch im Sommer 1815 erging die Berufung, welche Berends mit Vergnügen annahm. Im Herbst des Jahres trat er bereits seine neue Stelle an. Was Rudolphi prophezeit hatte, ist dann aber eingetroffen. Weder die Zahl hervorragender Schüler noch die seiner Bücher, so gering beide waren, hat Berends wesentlich vermehren können. Schon im Jahre 1819 mußte er das Ministerium wegen gichtischer Leiden, die ihn zu einem regelmäßigen Besucher Karlsbads machten, um Dispens von den Geschäften der Fakultät bitten. Auch die Befürchtung, daß er dem Frieden der Fakultät gefährlich werden könnte, schien anfangs nicht ohne Grund zu sein. Kaum angekommen, legte er von seiner Streitbarkeit eine Probe ab, als er sich in der Annahme, sofort unter die Dekanabiles gerechnet zu werden, getäuscht sah. Ohne sich mit einer Rücksprache bei den Kollegen aufzuhalten, klagte er sofort in großer Erregung über diese Zurücksetzung. Der Anspruch war an sich berechtigt, aber man hatte ihn zunächst gar nicht anerkennen können, weil jenes Recht statutenmäßig, wie wir wissen, auf die drei Ältesten beschränkt war. Indessen hatten die Dekanablen selbst nach der ersten Sitzung den Minister um Aufnahme von Berends in ihren Kreis ersucht, so daß Schuckmann den Übereifrigen lediglich darauf verweisen konnte.

Berufung A. E. v. Siebolds.

Unterdessen war man auch über die geburtshilfliche Professur zu einem Entschlusse gekommen. Adam Elias von Siebold in Würzburg, der jüngste Sohn Karl Caspars, des Ahnherrn dieser erlauchten Dynastie hervorragender Ärzte, war der Erwählte. Geboren am 5. März 1775, unter Stark in Jena, Osiander in Göttingen und Boër, dem er das meiste verdankte, in Wien gebildet, stand Siebold, der seit 1798 in seiner Vaterstadt habilitiert und seit 1805 dort Ordinarius seines Fachs war, in der Blüte der Kraft. Die Geburtsanstalt, die er im Jahre 1804 gebaut, und die mustergültige Organisation des Hebammenwesens in den fränkischen Provinzen, danach auch seine literarischen Arbeiten, die Zeitschrift Lucina, die er ins Leben gerufen, und ein Lehr-

buch der theoretischen und praktischen Entbindungskunst (in zwei Bänden 1803 04 erschienen), hatten sein Ansehen in der wissenschaftlichen Welt hoch erhoben und den Ruhm der Würzburger Gynäkologie recht eigentlich begründet. Die Berliner Universität konnte sich keinen besseren Vertreter dieses Fachs wünschen. Schon 1814 war bei ihm angefragt worden; doch waren seine Forderungen damals der Regierung zu hoch gewesen. Im Ministerium hatte man dann eine Zeitlang an Jörg in Leipzig gedacht, der sich selbst sehr lebhaft empfahl. Aber die Fakultät hielt an Siebold fest. Unmittelbar nachdem die Nachricht von Waterloo nach Berlin gekommen war, und unter Berufung auf den glorreichen Sieg, der die baldige Rückkehr der Studenten verheiße, trug sie dem Minister ihre Bitte vor (25. Juni 1815). Von neuem wies sie auf die Gefahr hin, daß die Studierenden sonst keinen Abschluß ihrer Studien erhalten und nach auswärts zu gehen gezwungen würden. Dem Anerbieten der Fakultät, durch ihren Dekan — es war wieder Rudolphi — mit Siebold in Verbindung zu treten, ließ der Minister keine Berücksichtigung zuteil werden; er trug, nachdem er sich persönlich in Halle und Leipzig erkundigt und von den Vorzügen des Würzburger Gelehrten überzeugt hatte, die Verhandlung Uhden auf, der auf seiner Werbereise vor fünf Jahren Siebold in Würzburg persönlich kennen gelernt hatte. Doch währte es noch ein volles Jahr, bevor Berlin den immer noch Spröden gewann. Der Antrag Schuckmanns beim König ward erst am 16. März gestellt; die Kabinettsordre kam am 25. April heraus; und da auch die bayrische Regierung die Entlassung hinauszögerte, so konnte Siebold erst im Herbst dieses Jahres sein Amt antreten, und die Eröffnung der Entbindungsanstalt, deren Begründung seine Hauptbedingung gewesen war, sogar erst ein volles Jahr später stattfinden.[1]

Noch einen dritten Ordinarius erhielt die Fakultät, ohne daß sie darauf hätte rechnen können, in dem Nachfolger Willdenows, den die philosophische Fakultät, wie es nach der Verfassung unserer Universität in der Ordnung war, für sich gefordert hatte und sehr ungern abtrat. Aber Heinrich Friedrich Link wollte nicht anders kommen, und da nun auch die medizinische Fakultät sich mit Eifer dafür verwandte, gab Schuckmann nach, und so hat Link der medizinischen Fakultät unserer Universität von Ostern 1816 ab bis an seinen Tod angehört. Er durfte sich darauf berufen, daß er sowohl in Rostock, wo er 1792 seine akademische Laufbahn, sogleich als Ordinarius, begonnen, als auch in Breslau dieselbe Stellung eingenommen habe. Auch hatte er in der medizinischen Fakultät zu Göttingen 1789 promoviert, und nur der Ruf nach Rostock, wo er für Naturgeschichte und Chemie angestellt war, hatte ihn von seiner ursprünglichen Ab- Berufung Links.

1) Siebold kam als Geheimer Medizinalrat, ein Titel, auf den er Wert legte und in den er den zunächst geforderten „Obermedizinalrat“ zu verwandeln bat. Daraufhin wurden zunächst Graefe, und infolge davon auch Rudolphi und Savigny zu diesem noch sparsam verliehenen „Charakter“ befördert.

sicht, sich als Arzt niederzulassen, abgebracht. Wie in Rostock, so hatte er auch in Breslau, obschon ihm hier das botanische Fach ausdrücklich übertragen war, medizinische Vorlesungen gehalten, und ebenso geschah es später in Berlin: Toxikologie, Pharmakologie, ausgewählte Kapitel aus der Geschichte der Medizin und ihrer literarischen Überlieferung, z. B. über Hippokrates, hat er bei uns gelesen, und oft traten in den Katalogen seine botanischen Kollegien hinter den medizinischen und allgemein-naturwissenschaftlichen zurück. Denn er war ein enzyklopädischer Gelehrter, ein Polyhistor auf allen Gebieten der Naturwissenschaften: Naturphilosophie, die „sogenannte", wie der in Kantischen Begriffen Erzogene sie ankündigte, allgemeine Naturgeschichte, Biologie, physikalische Geographie, Anthropologie, Methodologie, und vor allem Enzyklopädie der Naturwissenschaften selbst hat er Semester für Semester vorgetragen. Auch seine literarischen Arbeiten verbreiten sich über alle Gebiete des Naturwissens: zoologische und physiologische, chemische, geologische und mineralogische Probleme zogen ihn an, und noch in Berlin hat er eine Anzahl medizinischer Arbeiten in Hufelands Journal veröffentlicht. Das Verdienst, ihn für die Botanik gewonnen zu haben, gebührt demselben hochgeborenen Liebhaber der naturwissenschaftlichen Studien, den wir als Illigers Freund und Protektor kennen gelernt haben, dem Grafen von Hoffmannsegg, der ihn zum Begleiter auf seiner Reise nach Portugal, 1797 bis 1804, wählte. Link hat die Fahrten mit dem gelehrten Grafen in einem eigenen Werk beschrieben und die Flora von Portugal in einem großen Werke gemeinsam mit jenem bearbeitet (Band I 1809, Band II 1820). Eine Frucht dieser Forschungen waren seine epochemachenden pflanzenanatomischen Untersuchungen über den Gefäßbau der Pflanzen, die ihm, zugleich mit seinem Freunde Rudolphi, 1801 den Preis der Göttinger Akademie verschafft hatten. Sie enthalten schon die Haupttat seines Lebens, den Nachweis der Selbständigkeit und Geschlossenheit der Pflanzenzelle. In Berlin hat er sich dann mehr und mehr auf das Fach geworfen, für das er berufen war, ohne jedoch auch hier sich auf ein bestimmtes Gebiet zu konzentrieren. Vielmehr trieb ihn sein umfassender und lebhafter Geist dazu, sich auf allen Feldern seiner Wissenschaft anzubauen. Zumal die systematischen Studien nahmen fortan einen breiten Raum in seiner nie erlahmenden Tätigkeit ein, wie die lange Reihe phytographischer Arbeiten über unseren Botanischen Garten, die er mit dessen ihm eng befreundeten Inspektor, dem trefflichen Otto, gemeinsam herausgab. So hat Link, ein echter Sohn der norddeutschen Aufklärung, 36 Jahre das botanische Studium an unserer Hochschule und über ihre Grenzen hinweg geleitet: der Schöneberger Garten, der unter ihm durch ausgebreiteten Samenaustausch sich zu dem reichsten Europas entwickelte, stand ebenso unter ihm wie der Universitätsgarten und das Herbarium, das er durch Ankauf der Willdenowschen und anderer Sammlungen vermehrte, zum Teil sogar aus eigenen Mitteln, die der Selbstlose der geliebten Wissen-

schaft opferte. Viele Jahre hindurch war er Vorsitzender des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus, sowie Beisitzer in der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen und in der Prüfungskommission für Ärzte und Apotheker. Auch seine Reisen, die ihn durch ganz Europa führten, waren stets seiner Wissenschaft gewidmet; noch in hohen Jahren hat er eine Expedition nach Ceylon geplant. Die Fülle der Geschäfte und sein auf die Beherrschung vieler Felder gerichteter Sinn ließen ihn nicht dazu kommen, so tief zu graben, wie es seiner kritischen Begabung und seinem unbefangenen Blick sonst gewiß möglich gewesen wäre — also daß seine frühsten Arbeiten die epochemachenden geblieben sind: aber die Klarheit seines Geistes, die Leichtigkeit, mit der er die Probleme aufzufassen und darzustellen wußte, die Gabe, rasch zu disponieren und zu organisieren, die Lebhaftigkeit und der nie ermattende Forschersinn, die ihn bis in sein hohes Alter begleiteten, haben ihn zu einem der ersten Vertreter seines Fachs und zu einer Leuchte unserer Universität gemacht. Wie er gern kam, so wurde er auch gern aufgenommen und blieb in engeren wie weiteren Kreisen wegen seiner wahrhaftigen und heiteren Natur und seines echten Wohlwollens gern gesehen. Zumal mit seinem alten Freunde Rudolphi schloß er sich aufs neue eng zusammen. Wie verschieden im übrigen ihr Temperament war, in der Grundauffassung des Lebens und der Wissenschaft blieben sie einig. Auch Link war wie Rudolphi aus einem norddeutschen Pfarrhause und aus der Göttinger Schule hervorgegangen, mithin wie jener ein Gegner der phantastischen Tendenzen, die in ihre Wissenschaft eingedrungen waren und gerade jetzt sich der Herrschaft zu bemächtigen suchten. Rudolphi wird es auch gewesen sein, der gleich im ersten Jahre die Aufnahme Links in den Montagsklub bewirkt hat.[1] Wie konnte sich der alte Zelter, der in derselben Zeit wie Link aufgenommen wurde, ergötzen, wenn die beiden in der heiteren Tafelrunde einander schraubten.[2]

1) Auch Willdenow hatte dieser Gesellschaft angehört, und ebenso waren oder wurden Mitglieder: Lichtenstein, Wilken, Buch, die beiden Eichhorn, Süvern, Stägemann und Schadow, nebst vielen anderen. Freundliche Mitteilung eines heutigen Mitgliedes aus den Akten.

2) Für einen Mann wie Steffens war freilich die klare und ihm nüchtern erscheinende Art Links nicht geschaffen. „Wie es mit der Universität werden wird", schreibt er am 1. März 1812 aus Breslau, wo er sich ganz vereinsamt fühlte, an Schleiermacher, „muß die Zeit zeigen. Wenn nur die medizinische Fakultät besser wäre! Aber die ist gar zu elend. Und das wird, solange ich hier bin, mir eine gewaltige Hemmung. Bartels ist zwar ein Naturphilosoph — sozusagen —, aber unter uns gesagt nicht von der besten Rasse, und Link eine hemmende Froschnatur, wenn er gleich Kenntnisse zu besitzen scheint und ehrlich genug ist. Seine letzte Schrift über Naturphilosophie, die ich eben gelesen habe, ist doch gar zu schlecht. Eine Philosophie, die sich nicht um die Natur bekümmert, eine Natur, die sich nicht um die Philosophie bekümmert, das nennt er Konsequenz. So ist ihm das Band, die Liebe, fremd. Er dauert mich. Sie haben Schwefel, Salpeter, Kohle — aber das Pulver haben sie nicht erfunden."

Auch für Berends fand Steffens einen Vergleich aus dem Tierreich: „Die Breslauer gefallen mir sehr, meine Herren Kollegen weniger. Berends ist ein Fuchs und ein Hemmschuh für alle wissenschaftliche Bildung hier. Er soll Einfluß haben. Mir ist er in den Tod zuwider, besonders

Auch Schuckmann gehörte, wie bemerkt, zu dem Kreise der Gelehrten und Beamten, die in jener altbegründeten und vornehmen Gesellschaft an den Montagsabenden bei gut besetzter Tafel gesellig zusammenkamen, und auch er mag hier sein galliges Temperament und seine politischen Schroffheiten zu Hause gelassen und seinen alten Sinn für Laune und Humor wiedergefunden haben; zu Rudolphi und Link hat er immer ein gutes Verhältnis behalten. Überhaupt aber mußten die Neuberufenen, auch Berends, nach der ganzen Richtung ihrer Studien und ihrer Bildung ihm willkommen sein. Die medizinische Fakultät war jetzt der „Philosophie der gesunden Vernunft", für die der alte Kantianer immer gestritten hatte, und zu der sich Link noch am Ende seines Lebens in einer Schrift, die gleichsam sein wissenschaftliches Testament wurde, bekannt hat, zurückgegeben worden; sie war weit homogener als zu Reils Zeiten, der dem Minister mit seinen naturphilosophischen Meditationen so vielen Ärger bereitet hatte. Nun aber mußte er einen Einbruch phantastischer Spekulation in die Fakultät erleben, hinter der alles, was Schelling und Reil gelehrt und gewollt hatten, weit zurückblieb, und zu der, wie ich wenigstens glaube, Reil selbst sich niemals als Adept bekannt haben würde: von höchster Stelle her wurden zwei Propheten der neu erstandenen Sekte der Mesmerianer der Universität als Ordinarien oktroyiert, allem Widerstand der Fakultät und des Ministers, die darin einig waren, zum Trotz.

Adepten des Magnetismus.

Kluge.

Schon vor dem Kriege hatte die Lehre von der wunderbaren Heilkraft, welche im Magnetismus ruhen sollte, in Berlin Boden gefunden. Ihr erster Prophet war Kluge gewesen, damals Professor an der medizinisch-chirurgischen Militärakademie, in späteren Jahren, nachdem er von dem Glauben daran abgekommen, auch in unserer medizinischen Fakultät. In einer eigenen Schrift trat er 1811 für die neue Kur ein. Neben ihm werden besonders zwei jüngere

ärgert er mich jetzt." Er erzählt dann als den Grund seines Ärgers, daß Berends einen jungen Chemiker, den er als „den besten Experimentator in Breslau", auch Link nicht ausgenommen, bezeichnet, bei der Gründung der Universität, als jener sich der Aufforderung des Departements entsprechend meldete, nicht habe zulassen wollen, weil derselbe nicht pro loco lateinisch disputieren könne. „Ein Chemiker! Dieser Erklärung ungeachtet ließ ihn das Departement als Dozenten in dem Lektionskatalog aufstellen. Also ist er ja stillschweigend suspendiert. Nun quält man ihn — Berends allein — auf die ärgerlichste Weise. Wahrlich, gegen die lateinische Dummheit hier muß einmal ein Donnerwort erschallen. Wolltest Du wohl, wenn Du die Sache selbst mit treiben magst, mit Süvern sprechen? Der Mann heißt Dr. Fischer und ist ein Jude, also etwas feige, und quält und ängstigt sich schrecklich. Da er einmal in dem Lektionskatalog steht, ist er von seinem ehrlichen Willen offenbar kompromittiert und auch als praktischer Arzt geschadet [so]. Wenn er jetzt nicht hineinkommt, kann das Departement glauben, daß man kenntnisreiche Männer lockt, um ihnen zu schaden." In Schleiermachers Nachlaß. — Offenbar war Berends formell im Recht, und als „klassisch" gebildeter Arzt hielt er, wie wir noch später sehen werden, sehr genau auf die von seiten des Humanismus gestellten Forderungen. Übrigens ist Fischer an der Universität geblieben und Professor geworden.

Ärzte genannt, Dr. Schweitzer und Dr. Schmidt, letzterer vielleicht identisch mit einem Assistenten des alten Heim dieses Namens, der selbst bald ein Opfer seines Glaubens werden sollte: zur Erkenntnis seiner Irrtümer, die mehreren seiner Patienten verderblich geworden waren, gelangt, ist er aus Gram und Gewissensqual gestorben.[1] Vor allem aber fand Wolfart hier ein Feld, auf dem Wolfart. seine auf das Außergewöhnliche und Phantastische gerichtete Natur sich auswirken konnte. Schon für den Sommer 1812 hatte er Vorlesungen angekündigt über den Mesmerismus oder das „System der Wechselwirkung". Eine Reise in die Schweiz brachte ihn dann mit dem Urheber der ganzen Lehre, dem alten Mesmer, zusammen, der dort in Frauenfeld seit Jahren lebte und so noch am Ende seiner Tage (er starb 1815) den Triumph seiner halb vergessenen Theorien erlebte. Heimgekehrt ward Wolfart bald der Führer der Bewegung. Während er der Universität fern blieb — er kündigte nicht einmal seine Vorlesungen an — stürzte er sich mit aller Kraft in die Agitation für seine Theorien und hatte bald Scharen von Patienten und Anhängern um sich versammelt. Daß er es ehrlich meinte, braucht man nicht in Abrede zu stellen; auch seine Gegner gaben es zu. Aber mit Recht warfen sie ihm vor, daß er sich von seiner Phantasie verführen lasse, daß er unzuverlässig in seinen Krankheitsberichten, kritiklos in der Beobachtung sei und Tatsachen behaupte, wo sich keine fänden. Als er während des Krieges an einem Berliner Hospital, erst als Oberarzt, dann als Mitdirektor wirkte, scheute er sich nicht, Kranke und Verwundete nach seiner Theorie zu behandeln, den Typhus und den Starrkrampf ihr zu unterwerfen. Und in den beiden Schriften, die er nach dem Kriege veröffentlichte, machte er angebliche Erfahrungen bekannt, die, wie Schuckmann in seinem Bericht an den König sagte, als offenbare Wunder und schlechterdings unglaublich erscheinen würden, wenn man nicht den Somnambulen die Gabe der Weissagung und übernatürliche Inspiration zugestehen wolle. Für den Minister waren das alles Greuel; er konnte darin nichts anderes sehen als Exzesse der Schwarmgeisterei, die er auf allen Gebieten bekämpfte. Und sicherlich hing die Bewegung mit der allgemeinen Erregung zusammen, die sich im politischen und geistigen Leben der Gemüter bemächtigt hatte, und die seit dem Kriege immer weitere Kreise ergriff. Hier wie dort sehen wir die Richtung auf das Geheimnisvolle, Undefinierbare, aus den Tiefen des Lebens Emporquellende und jenseits des Erkennbaren Waltende: der religiösen Mystik, der naturphilosophischen Spekulation und den auf Vertiefung des politischen und nationalen Bewußtseins gerichteten Bestrebungen entsprach diese dem rationalen Erkennen feindliche mystische Heilkunst.

1) So berichtet Schuckmann in dem bald zu nennenden Immediatbericht an den König vom 6. September 1816 bei Köpke, 235, aus dem Munde Lichtensteins, der mit Schmidt nahe bekannt war. Vgl. damit Solgers Schreiben an Raumer und die Frau von B. vom Juli 1812, I, S. 230f. Solger war auch ein Gläubiger und voll Interesse für magnetische Kuren.

Hätte nun Schuckmann allein zu bestimmen gehabt, so würde Wolfart bei allem Beifall, den er im Publikum fand, wenig erreicht haben. Mochten auch Solger, Savigny, Schleiermacher und andere Kollegen, in deren Häusern er Arzt war, auf seine Methode schwören, die medizinische Fakultät hielt fest zum Minister, und mit ihr das ganze Medizinalkollegium, Männer wie Görcke, Langermann und andere. Schon aber erhielt Wolfart Sukkurs von einer Stelle her, gegen welche die ganze Phalanx seiner Gegner nicht mehr aufkommen konnte.

oreff; Herkom- n und Jugend.

Als der Staatskanzler im November 1815 nach Berlin zurückkehrte, brachte er einen jungen jüdischen Arzt mit, David Ferdinand Koreff, der zwar von Geburt ein Preuße war (er stammte aus Breslau und war selbst Sohn eines Arztes), aber schon eine Reihe von Jahren draußen in der Welt und zwar in der großen europäischen Welt gelebt hatte. Übrigens war ihm der Berliner Boden bereits vertraut, und er dort wohl bekannt; denn dafür, daß man ihn kannte, pflegte er zu sorgen, wo er auch weilte. Er war im Jahre 1803 dorthin gekommen, wohl in der Absicht, zu kursieren, nachdem er bis dahin in Halle bei Reil und dem älteren Meckel studiert hatte. Auch hatte er das Collegium medico-chirurgicum besucht und in den Kliniken gearbeitet, wo der begabte, damals erst zwanzigjährige Mann die Aufmerksamkeit der Professoren auf sich lenkte; mehr aber war doch in diesen Jahren sein Dasein ausgefüllt durch den Verkehr in dem angeregten Kreise, den uns Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten als die goldigste Erinnerung seines Lebens geschildert hat. Es war eine überaus bunte Gesellschaft, Studenten, Kaufleute und junge Offiziere. Chamisso und sein Freund Lafoye, gleich ihm ein französischer Emigrant und nun preußischer Gardeleutnant und ein ebenso schwärmerischer Verehrer des deutschen Geistes, noch ein anderer Kamerad von der Garde, Graf Lippe, ferner Julius Eduard Hitzig, damals Referendar am Kammergericht, Chamissos späterer Biograph, und Ludwig Robert, der später Varnhagens Schwager ward, Heymann Ephraim, Wilhelm Neumann und Varnhagen, Klaproth der Jüngere, der Sinologe, ebenso kenntnisreich wie unzuverlässig, in allem das Gegenteil seines Vaters, gehörten unter anderen dazu. Schellingsche Philosophie, Schlegelsche Ästhetik, das Griechentum Wolfs und Tiecks Romantik bildeten nach Varnhagens Ausdruck die Leitsterne des Bundes; Haupt und Meister aber war Koreff gewesen, der, wie jener von ihm rühmt, an Kenntnissen und Geistesregsamkeit, durch sein tief ergriffenes Gemüt und seine verschwenderische Phantasie sie alle hingerissen und gefesselt habe.[1] Er gab dem Kreise den Namen, „Nordstern“, oder, wie die jungen Herren schrieben, *„τὸ τοῦ πόλου ἄστρον“*. In dem Musenalmanach, dem „grünen Buch“, wie er nach der Farbe des Umschlages sich nannte (womit aber

1) In den Denkwürdigkeiten. Aber auch Chamisso sagt schon in einem Briefe an Hitzig vom 6. Juli 1804, sämtliche Werke V, 7: „Koreff war in unserer Mitte der Seher und Lehrer, der Mittelpunkt unseres Kreises.“

auch der Inhalt zum guten Teil sich deckte, schufen sie sich das Organ, durch welches sie sich der Öffentlichkeit darstellten. Auch Georg Reimer hatte bei ihnen verkehrt, und ebenso Wolfart, der auch zu dem Almanach beisteuerte. Denn auch ihm waren, wie Koreff, Heilkunst und Poesie die Pole des Daseins; nur daß er mehr der vaterländischen Muse im dramatischen Gewande huldigte, während Koreff der Göttin Sonette und klassische Versmasse abrang. Später, 1806, ist auch Neander in den Bund eingetreten, dessen schwärmerischer, nun schon etwas anders gefärbter Ton auf seine innere Entwickelung tief eingewirkt hat. Zu seiner Zeit war jedoch der Kreis längst getrennt; die meisten hatten Berlin 1804 verlassen, auch Koreff, der zunächst nach Halle zurückging, um zu promovieren, und sich dann nach Paris wandte, um sich in der Schule der französischen Ärzte noch weiter zu vervollkommnen. Seine Freunde erwarteten ihn von dort schon im nächsten Jahre zurück. Aber der Tod des Vaters und der Zusammenbruch seines Vermögens, der ihm folgte, brachten ihn dazu, in der Metropole des kaiserlichen Frankreich sein Glück zu suchen. Und das gelang ihm nun über Erwarten. Dem jungen deutschen Arzte strömten die Kranken zu. In den ersten Familien des Kaiserreichs, ja im Kaiserlichen Palaste selbst fand er die Patienten, also daß er wohl gar einem Corvisart Konkurrenz machte; er hatte ein Jahreseinkommen von 30000 Francs.

Koreff in Paris.

Freilich sind das seine eigenen Angaben, und es gibt überhaupt wenig andere Quellen über sein Leben als seine eigenen Zeugnisse. Denn auch der Nachruf, den Varnhagen ihm gewidmet und der die Überlieferung bis heute bestimmt hat,[1] geht offenbar vielfach auf Koreffs eigene Aussagen zurück. Wenn man ihn selbst hörte, so war in ihm nichts als Uneigennützigkeit, Edelmut, Hingabe an seinen Beruf, an die Wissenschaft, an die Menschheit; seine Absicht ursprünglich, wie der Dichtkunst so der Erforschung der physischen und geistigen Natur des Menschen zu leben und die Heilkunst als eine große, freie, uneigennützige Kunst für arme Leidende unentgeltlich zu üben, sie in ihre uralte, wahrhaft göttliche Bestimmung wiedereinzusetzen.[2] So stellt er es in dem Lebensabriß dar, den er für den Staatskanzler in Paris im Sommer 1815 aufsetzte, als dieser ihn in seine Nähe zog. Aber derselbe Mann hat in späteren Jahren, als er längst wieder in Paris war, einen Prozeß gegen einen seiner vornehmen Klienten, einen englischen Lord, der sich von ihm überteuert glaubte, verloren; statt 400000 Francs, die er gefordert, sind ihm damals von den Richtern nur 40000 bewilligt worden — ein Unglück, das ihm später noch einmal widerfuhr; Reputation und Praxis waren ihm seitdem unheilbar geschädigt. In beschäftigter Einsamkeit, so schreibt er dem Fürsten, der Wissenschaft, der Musen-

Seine Schwindeleien.

1) Auch er erst aus dem Nachlaß Varnhagens herausgegeben.

2) An Hardenberg, Paris, o. D. Geh. Staatsarchiv, Hardenbergs Nachlaß. K. 50.

kunst und dem Wohltun zu leben, sei das Ziel seines Lebens gewesen: in Wahrheit hatte er schon vorher sich in den Wirbeln des Lebens unablässig umhertreiben lassen und sollte es in Zukunft bis ans Ende seiner Tage tun. Von allen seinen poetischen Entwürfen — 60 Dramen wälzte er, wie er einmal schreibt, zugleich im Kopfe — ist nichts auf die Nachwelt gekommen als eine Übersetzung der Elegien des Tibull, zwei Opern-Librettos und ein schmaler Band breitgedruckter Gedichte, leidlich in der Form, aber dürftig im Inhalt, rhetorisch, aber phantasielos, Imitationen etwa der Poesien eines August Wilhelm von Schlegel. Was hat er alles für die Wissenschaft tun wollen! Schon 1810 arbeitete er an einem bahnbrechenden Werk über die Physiologie, das er, wenn wir ihm wieder glauben dürfen, beinahe zum Druck gebracht hatte. Aber zurückgelassen hat er so gut wie nichts. Ein Schriftchen über die Malaria in Italien, nicht sowohl eine Untersuchung als eine Reisebeschreibung, zu der ihm überdies ein französischer Archäologe auf seine Bitte das Material gegeben hatte, ist seine literarische Tat. Wer konnte, nach seinen Worten, das Vaterland heißer lieben als er! Nahezu alle Potentaten Europas hatten ihn in ihre Dienste ziehen wollen; vor allem der Zar hatte ihn, durch Vermittlung der Baronin von Krüdener und der Gräfin Sturdza, bewegen wollen, in seinem weiten Reiche klinische Schulen anzulegen, wozu einst der berühmte Frank berufen war: er aber, so schreibt er dem Staatskanzler, habe es gemacht wie einst Hippokrates dem Perserkönig gegenüber, er habe den Antrag abgelehnt, um dem Vaterlande treu zu bleiben. Leider ist diese Gesinnung nicht von Dauer gewesen. Denn schon nach 8 Jahren verließ Koreff das Vaterland abermals, ungezwungen, um sich dem Strudel des Pariser Lebens, und nun auf immer, anzuvertrauen. Das Unglück, das ihn traf, die Katastrophen, die er erlebte, jede Enttäuschung, die ihm widerfuhr, legte er seinen Gegnern zur Last; er war, wenn wir auf ihn hören, überall der unschuldig Verfolgte und stets ein Opfer des Neides und der Dummheit: in Wahrheit aber hat er, wo er Widerstand fand, kein Mittel der Denunziation und der Verleumdung gescheut. Niemals hat er größere Worte gebraucht, als wenn er den Ernst seiner Forschung, die Notwendigkeit der Beobachtung, des Experiments, die Strenge seiner Kritik schilderte. Und doch mußte er sich von einem Manne wie Hufeland, dem einzigen, der in der Fakultät für ihn eintrat, sagen lassen, daß er in Karlsbad als ein anderer Cagliostro den Magnetismus benutzt habe, um aus dem Munde einer Somnambule die Verordnungen für den Gebrauch des Brunnens, und zwar für die wichtigsten Personen, zu erhalten und zu bestimmen. Keiner verstand es so wie er, in Gefühlen zu schwelgen, die religiöse Ader anzuschlagen, Treuversicherungen zu geben — und niemand liebte (nach dem Zeugnis eines, der ihn kannte) mehr als er „die Junggesellendiners, wo man mit aufgestemmten Ellenbogen sitzt, wo die Reden frei und die Geschichten saftig sind". Er war ein Causeur ohnegleichen, ein Anekdotenerzähler, der aus

der großen und der kleinen Welt tausend Geschichten praesent hatte und sie stets mit Witz und Laune vorzubringen wußte, freilich aber dabei sein eminentes Gedächtnis durch eine Phantasie ergänzte, die um die Ausfüllung etwaiger Lücken nie verlegen war. Daß er es mit der Wahrheit nicht so genau nahm, haben auch seine besten Freunde, hat auch Varnhagen nicht in Abrede stellen können. Er log, um es gerade heraus zu sagen, daß sich die Balken bogen, und es ist vollkommen vergeblich, dies etwa als Anlage einer hypertrophen Phantasie deuten zu wollen. Denn ihn verließ niemals das Bewußtsein, daß er log, und es lag in allem, was er vorbrachte, Absicht, sei es auch nur die, sich ein Air zu geben und zu prahlen. Er konnte gutmütig sein, hülfsbereit, liebenswürdig, und war glücklich, wenn er jemand zu protegieren hatte — aber das alles mußte dem Triebe dienen, der sein Innerstes erfüllte: sich mit allen Mitteln durchzusetzen.

Daß ein solcher Charakter schließlich durchschaut werden mußte, wird man verstehen. Rätselhaft aber ist es für uns, deren Unterscheidungsgabe für solche Leute schärfer geworden ist, daß er überhaupt einen so faszinierenden Eindruck, nicht bloß auf die Reichen und die Großen dieser Welt, sondern auch auf die wirklich erlauchten Geister machen konnte. Äußere Vorzüge waren es gewiß nicht, die ihm dabei halfen. „Klein, dicklippig, mit dem Auge zwinkernd, mit einer kindlichen, halb flachsigen, halb pudelhaarigen Perücke“, so porträtierte den Ältergewordenen ein Pariser Bekannter — eine Schilderung, die darauf schließen läßt, daß er auch in jüngeren Jahren kein Adonis war. Aber das hinderte nicht, daß er damals gleich dem Rattenfänger von Hameln alles bezauberte, was in seine Nähe kam: Alt und Jung, Hoch und Niedrig, Männer und Frauen, und besonders die letzteren, gingen in seine Netze. Die Weiber mag er wohl ab und zu nach dem Rezept des Mephisto kuriert haben. Mehr Eindruck machten aber doch auf sie die Schmeicheleien, die er spendete, die Bravaden, die er von seinen Kuren oder auch von seinen literarischen Hoffnungen und Plänen gelegentlich einflocht, der Schimmer des Geheimnisvollen, mit dem er sich umgab, und vor allem die unerschütterliche Zuversichtlichkeit, die er in jedem Moment ihres wirklichen oder eingebildeten Leidens gegen sie an den Tag legte. Zu seinen Bekannten gehörte schon in der ersten Pariser Zeit die Marquise von Custine. Mit ihr und ihrem Sohne Astolphe machte er im Jahre 1811 eine Reise durch Italien, die er dem Staatskanzler, dem er von der Reisegefährtin selbst nichts sagte, wieder als ein Opfer, das er der Wissenschaft dargebracht, schilderte: dem jungen Anacharsis ähnlich, als ein Pilgrim der Naturforschung und der Geschichte, habe er diese Länder durchwandert, und bereue nicht die großen Opfer, die er damit gebracht habe. Der Rückweg hatte ihn über Genf geführt, wo man ihn, so berichtet er, zwingen wollte, in dem Kriege gegen Rußland als Médecin en chef einen Teil der großen Armee zu übernehmen: nur die Freundschaft der Ärzte habe es ihm möglich gemacht, nach Bern zu ent-

kommen, wo er monatelang an Nervenfieber und Ruhr bettlägerig zurückgehalten sei. Er erzählt dann weiter, wie er den Enkel des großen Haller dort vom Wahnsinn geheilt und das dankbare Bern ihm für die guten Dienste in den Hospitälern eine freundliche Existenz angeboten habe. Er aber schlägt alles aus und bietet dem preußischen Heere nach der Schlacht bei Leipzig seine Dienste an. Leider erhält er keine Antwort. Sobald die Bayern sich erklärt und er seinen Paß bekommen, eilt er nach Wien, schreibt abermals um Anstellung, lehnt die Dienste der Bayern und des Grafen Wallmoden ab — und harrt vergebens. „Der Minister von Humboldt", so fügt er dem Berichte hinzu, „ist von allen diesen Details durch seine Gemahlin unterrichtet, die meine Ungeduld und meinen Kummer über diese Untätigkeit mit Teilnahme sah." In der Tat schreibt Caroline von Humboldt ihrer Freundin Rahel von diesen Plänen, von denen sie aber kaum etwas weiß, und was sie davon erfahren hat, widerspricht geradezu jenem Berichte: „Ob Du Koreff sehen wirst, kann ich nicht herausbringen, er will Ende dieses Monats auch fort, nach Breslau: man kann ihn weniger wie irgendeinen Menschen ausfragen. Das liegt an diesem Geisterhauch, der ihn umweht." Das war am 5. Mai 1814, zu einer Zeit, wo es jedenfalls im Kriege für den jungen Patrioten nichts mehr zu tun gab.[1] Niemand ist von diesem weltkundigen Enthusiasten mehr kaptiviert worden als die stets elegisch gestimmte Gemahlin Wilhelms von Humboldt. Sie hatte ihn vorübergehend in Paris kennen gelernt: jetzt machte er auf sie den tiefsten Eindruck. „Er ist mir," so schreibt sie an Rahel, „unendlich teuer geworden. Er ist ein Mensch in dem vollen Sinne des Wortes. Er sagt, Du seiest die Erste, die ihm von mir gesprochen, und ich denke und fühle, daß ich ihm auch lieb bin." Genug, Koreff blieb in Wien, wo er nun, als der Kongreß die Fürsten und Staatsmänner Europas an der Donau zusammenführte, ein Feld für eine Wirksamkeit fand, der zuliebe er wohl nicht ungern auf die Arbeit in den Lazaretten verzichtet hat. Bei Humboldts war er täglicher Gast, und Humboldt selbst wollte ihm nicht weniger wohl als seine Gemahlin. Er war es, der ihn mit Hardenberg zusammenbrachte, und der noch in der Zeit, als Koreff längst in der Gunst des Staatskanzlers stand, ihn zu einer Professur in Berlin oder zur Organisierung des Medizinalwesens in den Rheinlanden empfohlen hat.[2] Als der neue Krieg gegen Napoleon ausbrach, bot Koreff abermals seine Dienste an. Es kam zu langwierigen Ver-

kommt im Frühjahr 1814 nach Wien, wird Freund Humboldts und seiner Frau.

1) Am 20. April berichtet sie, gerade entgegengesetzt wie es Koreff an Hardenberg schreibt: er habe einen Ruf erwartet und ihn nun auch erhalten. „Allein die Ereignisse haben eine so schnelle und entscheidende Wendung genommen, daß es nicht glaublich ist, daß er noch zu den Armeen geht, nur um mit ihnen umzukehren. Daher, vermute ich, geht er nach Schlesien, und wenn Du dort in ein Bad gingest, würdest Du ihn gewiß sehen."

2) Siehe Urkb. Bei dem unblutig verlaufenen Duell, das Humboldt mit Boyen auf dem Kahlenberg hatte, soll Koreff als Arzt zugegen gewesen sein.

handlungen über die Stellung, welche er einnehmen sollte. Wieder waren es natürlich die Feinde und Neider, die ihm jede seiner würdige Position mißgönnten, alle Versprechungen, welche Humboldt ihm gemacht, hintertrieben und es so zuwege brachten, daß, als er endlich bei den Armeen anlangte, diese bereits in Paris waren. Hier mag er denn wirklich das eiserne Kreuz, das ihm nicht entging, sich durch seine Arbeit verdient haben. Ob er aber diese in den Lazaretten ausgeübt hat, bleibt mir zweifelhaft; wenigstens lautet seine Vokation auf eine Anstellung im Bureau Hardenbergs, „mit dem Gehalte eines Feldjägers", wie er später bitterlich klagend bemerkte.

Tritt in den Dienst des Staatskanzlers.

Wenn ein Humboldt sich mit diesem Manne befreundete und ihn protegierte, so erstaunt man nicht mehr, daß der Staatskanzler sich von ihm fangen ließ. Man weiß ja, wie dicht in Hardenberg Aufklärung und Gefühlswallung beieinander wohnten, wie sehr auch diesem Weltkinde die schwärmerischen Regungen der Zeit imponierten, und wie tolerant er im Umgang mit allerhand fragwürdigen Existenzen war. Jedenfalls konnte er so geschickte Leute wie Koreff gebrauchen, und es ist, wie wir noch mehrfach sehen werden, keine Frage, daß dieser seine Gaben im Dienste seines Protektors auch auf bedeutende und segensreiche Unternehmungen gerichtet hat. Der Fürst war zu klug, um nicht doch bald die Schwächen Koreffs und die Taktlosigkeiten, die er sich herausnahm, zu übersehen; aber in seiner Gutmütigkeit, und wohl auch in dem Bewußtsein, daß dieser Mann ihm nicht schaden könne, hat er ihn noch lange, nachdem er ihm zuwider geworden, geduldet. Das Ende war natürlich, wie immer in Koreffs Laufbahn, der Bruch. Wir werden noch sehen, wie sich der geschickte Mann schließlich doch selbst die Grube gegraben hat.

Seine Wünsche.

Zunächst aber sah der Vielgewandte eine Zeit der Ernte vor sich. Schon in Wien hatte er das Versprechen einer ordentlichen Professur der Physiologie mit dem Charakter als Medizinalrat von Hardenberg erhalten. In Paris gestattete ihm dieser, seine weiteren Wünsche vorzutragen, und dies tat Koreff in jenem Bericht, den er zu einer Skizze seines Lebens zu gestalten wußte und aus dem wir bereits allerhand mitteilen konnten. Das war jedoch nur Folie gewesen für die Forderungen, die er stellte. Zu diesen leiteten über bewegliche Klagen über Erfahrungen und Schmerzen, die, in der Tiefe des Gemüts und der edelsten Gefühle wurzelnd, Trauer über sein Dasein ausgebreitet hätten, und ein frommer Aufblick zu dem höheren Leben, das allein die Wunden heilen könne, welche dieses Leben geschlagen habe. Heilige Schwüre der Treue gegen den großen Staatsmann, dem sein Herz angehört habe, seitdem er ihn das erste Mal gesehen, schlossen sich an, sowie die Bitte, die er als die Bedingung seines Diensteintrittes, als den einzigen Reiz, welchen Berlin ihm biete, darstellte, über dem Leben des großen Staatsmannes wachen zu dürfen. „Es gibt heilige Gegenden im Herzen, worauf der Eigenutz seinen giftigen Nachtschatten nie werfen darf.

Rein und sonnenhell müssen sie bleiben, sonst gedeiht darauf die zarte Pflanze heiligen Gefühles nicht. Dies ist ein solcher Fleck. Sie müssen mir dies versprechen, sonst lähmen Sie mich in meiner frommen Anhänglichkeit und entadeln meine schönste Freude. Denn nicht dem ruhmgekrönten Staatskanzler, nicht dem mächtigen Fürsten will ich dies sein — der findet Diener genug — nur dem Manne, dessen hohe, edle Natur mich mit Bewunderung und Liebe erfüllte, nur diesem kann und will ich dies sein. So fühle ich es, und das ursprüngliche Gefühl hat immer recht. Gern will ich von dem Amte leben, das mir der Staat anvertraut, doch das Verhältnis zu Ihnen muß von aller irdischen Nebenrücksicht rein und frei bleiben.“ Und endlich, als letzter Trumpf, der Hinweis auf die Dienste, welche der Staatskanzler von einem Manne haben könnte, dessen redliche und geprüfte Gesinnung sich mit literarischem Talente verbinde, der des Wortes mächtig genug sei, um „denen das Gleichgewicht zu halten, die unter der Maske und dem Medusenschilde eines bisher noch sehr mittelmäßigen Talents eine nimmer zu sättigende Ehrsucht, wütenden, feilen Parteigeist und eine Gesinnung, die nichts mehr für heilig achtet, wenn die Losung heißt: Emporkommen — kaum zu verbergen sich die Mühe geben und dennoch auf eine überraschende Art mit Flügelschnelle von Stufe zu Stufe emporgetragen werden, als hätte die Zeit mit ihnen Eile“. „Verzeihen Ew. Durchlaucht mir diese Bemerkung. Es wäre verratende Falschheit an Ihnen, wenn ich, wie die Klugheit ratet, sie unterdrückte und nicht den Mut hätte, Ihnen zu mißfallen, wiewohl ich Ihre weise Absicht hierin vielleicht erraten habe und verehre. Dieser Klasse von Schriftstellern einer höchst gefährlichen Opposition, die wie in Frankreich über Brand und Leichname zu Macht und Ansehen emporzuklimmen wünscht, dieser sich mit Kraft, Verstand, Tugend und Talent entgegenzusetzen, halte ich für ein höchst verdienstliches Werk, und deswegen wage ich es, mein schwaches Talent Ihnen zu Ihrer Disposition anzubieten.“ Wie hätte Hardenberg solche Aussichten verachten, soviel Tugend, Hingabe und Verheißungen eines Mannes unbelohnt lassen sollen, der rechts schreiben konnte und links schreiben und Brillantes hineinsetzen, so viel man verlangte, der nicht einmal an seinen Geldschrank klopfte, sondern nur an die Amtstüren, zu denen er den Schlüssel besaß! Freilich gingen diese Wünsche etwas weit. Koreff selbst meinte, daß nach dem, was er verlassen müßte und was ihm von so vielen anderen Seiten geboten wäre, es höchst schwer, ja unmöglich sei, einen Ersatz zu schaffen. Das einzige würde sein, ihn ungefähr in die Lage des Geheimrats Kohlrausch zu versetzen, das heißt, ihm die erste medizinische Stelle im Hospital, die für Vorlesungen frei werde, zu erteilen. Dazu wäre aber nötig, dem Kriegsminister den Auftrag zu geben, mit der Besetzung der Generalchirurgenstellen, deren noch zwei frei waren, einzuhalten, damit diese für ihn und Dr. Rust, mit dem er damals zusammenging, freigehalten würden. Ferner würde man ihnen beiden den Rang

eines Generalchirurgus verleihen müssen, damit sie bei einem neuen Kriege sofort in Dienst treten könnten, ohne es erst nötig zu haben, die Protektion eines Goercke oder Wiebel anzurufen. Bis dahin aber möge man ihn in Regierungsangelegenheiten beschäftigen, zum Beispiel ihm die Kommission für die Organisation der medizinischen Studien und Anlagen in den Rheinprovinzen zugleich mit Rust anvertrauen. Damit werde er auch die Liebe dieser Provinz für Preußen erwerben und so für das Vaterland dasjenige tun, wofür der russische Kaiser ihn habe gebrauchen wollen. Das alles natürlich unter der bereits bestätigten Voraussetzung, daß er das Ordinariat der Physiologie an der Universität erhalten sollte.

Wird Hardenbergs Leibarzt und Ordinarius an der Berliner Universität.

Hardenberg war ein mächtiger Mann: aber so weit reichte seine Macht und wohl auch sein Wille doch nicht, um alle diese Wünsche, die den neuen Hippokrates mit einem Schlage über jede wissenschaftliche und amtliche Instanz seines Faches hinweggehoben hätten, zu erfüllen. Zunächst bewilligte er ihm die bescheidenste seiner Bitten, ihm die Gesundheit seiner Tage anzuvertrauen: er nahm ihn in sein Haus auf; auf jeder Reise mußte Koreff ihn begleiten; keinen Tag wich er von ihm. Im Juni 1816 kam dann die Kabinettsordre heraus, welche dem Minister des Innern die Bestallung Koreffs als Ordinarius an der Berliner Universität und zwar für das Fach der Physiologie ankündigte, mit einem Gehalt von 1500 Talern und einem eigenen Klinikum, sobald sich hierfür die Gelegenheit böte. Aber auf die Militärchirurgenstelle mußte Koreff verzichten, während Rust die eine der beiden erhielt; und, was ihn nicht weniger schmerzte, auch die Hoffnung, ein Klinikum, das dem Genossen seines Glücks bald darauf anvertraut wurde, dirigieren zu können, schlug dem Glücksritter fehl. Er mußte sich zunächst mit dem Einfluß begnügen, den ihm das intime Verhältnis zum Staatskanzler in Aussicht stellte. Dabei kam ihm nun der allgemeine Hang zur magischen Heilkunde, der nirgends verbreiteter war als in der vornehmen Welt, zu statten. Auch Hardenberg gehörte bereits zu den Gläubigen, und in der mecklenburgischen Bäckerstochter, der hellseherischen Mademoiselle Hähnel, die Koreff selbst der Fürstin als Gesellschafterin zuführte, gewann dieser ein Objekt, an dem er alle Beziehungen zwischen der sinnlichen und der übersinnlichen Welt seinem erlauchten Jünger vordemonstrieren konnte.

Wolfart zum Ordinarius befördert.

Ich zweifle nicht daran, daß Koreff es gewesen ist, der auch Wolfart die Tore zu der Fakultät geöffnet hat, vor denen dieser seit der Gründung der Universität vergebens geharrt hatte, und daß er der Urheber, vielleicht sogar der Verfasser zweier Kabinettsordres war, vom 5. Mai und 9. August 1816, durch welche Schuckmann den Auftrag erhielt, wegen Anstellung Wolfarts als Ordinarius und Einführung des Magnetismus als Lehrfach an der Universität dem Staatskanzler gutachtlich zu berichten. Wolfart selbst hatte, sicherlich im Einverständnis mit dem gleichen Zielen zustrebenden Kollegen, einen Immediat-

bericht an den König eingereicht, worin er diese Wünsche vortrug und durch die Darstellung seiner Heilerfolge motivierte; er hatte darin ferner auf die Begründung einer magnetischen Heilanstalt in der Hauptstadt angetragen, deren Direktion er erhalten sollte. Schuckmann hatte von sich aus bereits 1812 eine aus Ärzten und Naturforschern zusammengesetzte Kommission zur Prüfung des Magnetismus eingesetzt, in welche er Hufeland als Vorsitzenden, und neben ihm Hermbstädt, Klaproth, v. Koenen, Merzdorff und Klug berufen hatte. Der Krieg hatte die Untersuchungen, wenn sie überhaupt in Gang gekommen waren (wozu zunächst weder die Herren von der Kommission noch der Minister besondere Lust gehabt haben mögen), unterbrochen. Jetzt aber suchte der Minister sich dieses Rückhaltes gegen das Andrängen der ihm widerwärtigen beiden Propheten zu versichern. Um seinem Bericht eine noch stärkere Unterlage zu verschaffen, legte er Wolfarts Immediatgesuch zugleich der Abteilung für das Medizinalwesen vor, während die Fakultät ihrerseits, ohne eine Aufforderung abzuwarten, die Bitte aussprach, sie mit der Errichtung einer Lehrstelle für den Magnetismus zu verschonen. Alle drei Gutachten, zumal das der Abteilung für das Medizinalwesen, lauteten für den Bittsteller vernichtend. In dieser saßen neben Hufeland, der auch hier den Vorsitz hatte, Langermann, Welper, Goercke und Kohlrausch, alles Männer von höchstem Ansehen und besonnenstem Urteil. Sie erklärten, daß der Bericht Wolfarts weder sorgfältig sei noch wahrhaft: er habe sich nicht als ein wissenschaftlicher Naturforscher erwiesen, indem er seinen Glauben statt der Beweise gesetzt habe. Sie warfen ihm vor, daß er eine Menge von Fällen übergangen habe, wo die Krankheiten wegen der magnetischen Behandlung und der darum versäumten Anwendung methodischer, erprobter Heilmittel nur schlimmer, ja unheilbar geworden seien. Sie verwarfen die Idee einer besonderen magnetischen Heilanstalt durchaus und forderten, daß wenigstens Wolfart davon ferngehalten werde, da er sowohl durch seine Schriften als auch durch seine Anwendung dieser Kur bewiesen habe, daß er zum Naturforscher nicht geeignet sei. Darauf gab Schuckmann dem König unter dem 9. September 1816 zwar anheim, Wolfart zu seinen Studien die Summe von etwa 800 Talern zu bewilligen, beantragte aber, ihn damit unter die Aufsicht der Regierung und insbesondere des Regierungsmedizinalrats von Koenen zu stellen. Als Laie, so schreibt der Minister, dürfe er sich ein entscheidendes Urteil über die Gutachten der Sachverständigen nicht anmaßen, aber er halte sich für verpflichtet, zu befürworten, daß diese Angelegenheiten in solchen Grenzen gehalten würden, wo sie erstens die Vernunft nicht verletzten, und zweitens nicht als gemißbrauchtes Universalmittel durch Versäumung anderer Heilmittel gefährlich würden.

Die Entscheidung fiel dahin aus, daß in bezug auf den Antrag auf die magnetische Anstalt die mittlere Linie, die der Minister vorgeschlagen hatte, eingehalten wurde; Wolfart erhielt, jedoch zur selbständigen Verfügung

und ohne sich der Aufsicht des ihm gegnerisch gesinnten Koenen unterwerfen zu müssen, die beantragte Summe. Das Ordinariat aber erlangte er wirklich. Unter dem 7. Februar 1817 — so lange zögerte es sich noch hin — ward er als Professor ordinarius mit einem Gehalt von 1200 Talern, das um ein volles Jahr zurückdatiert wurde, angestellt. Ein besonderes Fach ward ihm nicht anvertraut, und ausdrücklich gesagt, daß er diese Anstellung, die er durch seine Tätigkeit seit dem Jahre 1810 bei der Universität und als praktischer Arzt wohl verdient habe, ganz unabhängig vom Magnetismus erhalten solle. Zur besonderen Motivierung wurden die Lobsprüche herangezogen, welche die Fakultät in unbedachter Gutmütigkeit ihrem abweisenden Gutachten vom 9. Februar 1811 hinzugefügt hatte. Unter diesen Umständen konnten Schuckmann und die Fakultät froh sein, daß sie nicht noch mit einem dritten Professor von Koreffs Gnaden beglückt wurden, dem Dr. Friedländer, für den sich, nachdem er von beiden Instanzen wiederholt schroff abgewiesen worden war, Hardenberg in diesen Wochen wirklich verwandt hat.[1]

Nur Friedländer von der Fakultät abgelehnt.

Die Fakultät war außer sich über diese doppelte Vergewaltigung ihrer Wünsche und ihrer wissenschaftlichen Überzeugung. Und sie hat es, unter Rudolphis Führung, besonders dem jüdischen Kollegen nicht leicht gemacht, seinen Sitz einzunehmen und zu behaupten. Der einzige, der diesem wohlwollend begegnete, war der allzeit milde und vermittelnde Hufeland, obschon er alle drei Gutachten mit unterzeichnet hatte. Er nahm auch der neuen Lehre gegenüber keine so schroff abweisende Stellung ein, wie die meisten seiner Kollegen. Wenn er in seinem Journal eine ganze Reihe von Heften ihr widmete, indem er dort Beobachtungen sammelte und besprechen ließ, so hielt er mit seinem eigenen Urteil, vorsichtig wie immer, zurück. Er trat der neuen Heilart nicht einmal lediglich vom Standpunkt der strengen Empirie, so sehr er diese in letzter Instanz als Erprobung der Wahrheit forderte, sondern, wie der Naturphilosophie überhaupt, von seiner religiösen Überzeugung her entgegen. Hatte er doch noch in demselben Jahrgang seiner Zeitschrift, welcher die ersten jener Berichte brachte, die Zuschrift eines ungenannten Kollegen veröffentlicht, worin über den irreligiösen Standpunkt des soeben von Reils Schwiegersohn Krukenberg aus dessen Nachlaß herausgegebenen Entwurfes einer allgemeinen Therapie Klage geführt war, und in einem Nachwort lebhaft in diese eingestimmt. Und als dann von verschiedenen Seiten dagegen protestiert war, hatte er nur seine Wehklage über „die Zerrüttung und Trostlosigkeit des seligen Reil“, der an dem Glauben an die persönliche Unsterblichkeit und eine allwaltende Vorsehung verzweifelt habe, wiederholt und aufs neue von dem Mißbrauch der Naturphilosophie ge-

Hufelands Zwischenstellung.

1) Vergl. die Anträge Friedländers vom 4. Dezember 1815 und 4. Januar 1816, zwei Eingaben von einer Zudringlichkeit, die seinem Kollegen Koreff abgelauscht zu sein scheint. K.-M. IV, 5, III. Ebd. die Befürwortung Hardenbergs und der Protest des Ministers, der sich auf das abweisende Gutachten der Fakultät und den ganz geringen Lehrerfolg des Petenten bezieht.

sprochen, die nach Fichtes Ausspruch nur ein verfeinerter Naturgötzendienst, ein neues Heidentum sei: „Folgt diesem großen Manne, diesem wirklich an Kraft und Kühnheit des Denkens bis jetzt unübertroffenen, der, nachdem er alle Höhen und Tiefen der Philosophie ergründet hatte, zuletzt zu der einzig wahren Quelle aller Weisheit zurückkehrte, zu der Quelle, die sich aus Gott selbst ergoß und die für uns mit immer neuer Gotteskraft fortströmt, zum Evangelium."

Nicht anders stellte Hufeland sich gegen die von Wolfart und Koreff vertretenen Ansichten. „Ist's Werk von Gott, so wird's bestehn, ist's Menschentand, wird's untergehn", so lautete das Motto, das er an die Spitze der Berichte darüber in seinem Journal setzte.[1] Er gab Koreff, der einst bei ihm gehört hatte und dem er mit der Wärme und Nachsicht des alten Lehrers begegnete, von vornherein zu, daß der Magnetismus unstreitig die Entwickelung einer höheren, der geistigen Welt näheren Kraft im Menschen sei und der höheren Sphäre, der höheren Ordnung der Dinge angehöre, als eine neue Offenbarung des inneren Lebens, das ja jeder äußeren Erscheinung zugrunde liege. Er wollte ihn für die gleiche Kraft halten, die auch bei der Magie, der Dämonomantie und selbst bei dem Exorzismus der Kirche wirksam gewesen sei, und zeigte sich von der Wahrheit seiner Wirkungen in vielen Fällen ganz durchdrungen. Aber um so mehr fürchtete er die Mißbräuche, denen die Sache, da sie eben noch lange nicht reif sei, unterworfen sei und die uns daher statt vorwärts ebenso leicht rückwärts in das Reich des Aberglaubens, des Mönchtums und des Exorzismus führen könnten; und darum forderte er, als den einzigen Weg, um diesen Verirrungen zu entgehen und dies schöne Werk dem Aberglauben und dem Betrug für immer zu entziehen, die strengste Kritik der Tatsachen: man müsse still und redlich beobachten, versuchen und prüfen. Er warnte Koreff als väterlicher Freund, indem er an jenen Karlsbader Vorfall erinnerte, sich vor Abwegen zu hüten, die zu Schwindeleien führen könnten. Damit kam er aber bei seinem alten Schüler schlecht an. Mit dem vollsten Pathos sittlicher Entrüstung wies Koreff einen solchen Vorwurf, ohne ihn übrigens zu entkräften, als Verleumdung und Kabale seiner Gegner, die er vor Gericht ziehen werde, als eine Kränkung nicht bloß für ihn, sondern auch für den Fürsten-Staatskanzler zurück und beteuerte die Gewissenhaftigkeit seiner Forschungen, die Exaktheit seiner Methode, die Fülle mathematischer und physikalischer Einsichten, welche er bei Lefèvre, Berthollet und anderen höchsten Autoritäten der Naturwissen-

1) Sie wurden veröffentlicht als Zusätze zu einer Schrift des hannoverschen Leibmedikus Dr. Stieglitz über den Magnetismus, 1814, auf dessen Autorität sich das Gutachten der Abteilung für das Medizinalwesen besonders gestützt hatte. Stieglitz war ein Oheim Neanders. Die Fakultät hatte den in der medizinischen Welt sehr angesehenen Mann, eine ganz andere Natur als Koreff, als Nachfolger Reils in Frage gezogen und nur, weil seine Gewinnung aussichtslos erschien, von ihm abgesehen.

schaften gesammelt habe; er verglich sich mit dem göttlichen Dulder Odysseus; er rief die Schatten der Märtyrer für die Wahrheit, eines Galilei und Hus, eines Luther und Savonarola an und zitierte Hannibals Wort: „Ingrata patria! ossa mea non habebis.“ Hufeland hatte ihm geraten, sich doch zunächst bei der Fakultät als Extraordinarius zu melden und sich, wie es Sitte sei, zu habilitieren; damit würde er alle Gegner besiegen, allen Widerstand niederschlagen. Das aber faßte Koreff wiederum als die ärgste Beleidigung auf, die man ihm antun könnte. Er, um den sich alle Fürsten und Großen Europas gerissen hatten, sollte als Extraordinarius unter wissenschaftlichen Handwerkern, einem Rudolphi und Link, die nichts konnten, als ihre Hefte ablesen, leben und lehren und der gehorsame Diener der Herren Institutsdirektoren sein, um jedes Praeparat, jeden Kranken bei ihnen submissest bitten! „Was sagen Sie zu solchem Vorschlag, Durchlauchtigster Fürst!“ schreibt er seinem hohen Protektor, „wahrlich, wenn es nicht zum Totärgern wäre, man könnte sich darüber tot lachen!“ Er wollte sich nicht einmal den Vorschriften unterwerfen, die das Reglement und ältere königliche Verordnungen zur Pflicht machten, und gegen die ihn daher auch Hardenberg nicht schützen konnte. Es handelte sich dabei einmal um den Nachweis seiner akademischen Würden, über die er sich nicht legitimieren wollte, vielleicht auch nicht so recht konnte; sodann um seinen Bekenntnisstand, mit dem, so möchte es scheinen, gleichfalls nicht alles im reinen war: einem Juden aber war der Eintritt in den Lehrkörper der Universität, wie überhaupt in jede Beamtenstellung des alten Staates, wenn nicht gesetzlich, so doch tatsächlich verwehrt. Es fehlt uns leider an Quellen über diesen nicht uninteressanten Punkt; ich vermag nur die kurzen Angaben der Senatsprotokolle darüber beizubringen. Daraus sieht man, daß die Fakultät noch im Dezember Schwierigkeiten machte und vom Senat, in dem die Sympathien für Koreff größer gewesen zu sein scheinen als bei seinen Fachgenossen, zum Bericht aufgefordert werden mußte, weil bei längerem Verzögern der Einführung des Herrn Koreff in den Senat derselbe berechtigt sein werde, Beschwerde beim Minister zu führen. Damals, am 11. Dezember, hatte Koreff dem Senat schon wiederholt erklärt, daß er sich zu Luthers Religion bekenne, und es stand nur noch die Legitimierung wegen der akademischen Würden in Frage. Die Fakultät erkannte darauf, daß die Einführung des Herrn Koreff in den Senat der Rezipierung bei ihr vorhergehen müsse, worauf am 21. Januar die Einführung erfolgte. Wie und wo er getauft ist, bleibt dabei doch noch eine Frage. Es wird behauptet, daß er noch 1817 sich gegen die Nachrede habe wehren müssen, daß er ein Jude sei, und daß er zu diesem Zweck mit den Taufpapieren eine chronologische Veränderung vorgenommen habe.[1] Mit dem Eintritt in die Fakultät war

Aufnahme Koreffs in den Lehrkörper.

1) Siehe den Aufsatz v. Oppeln-Bronikowskis in der Vossischen Zeitung vom 25. November 1906, Sonntagsbeilage, Seite 374. Damals hat er wohl auch, wie der Verfasser bemerkt, seinen Vornamen David in einen Johannes verwandelt.

natürlich noch nicht der Eintritt in die Dekanabilität und die damit verbundenen Vorteile verknüpft. Und da Koreff sich auch sonst auf allen Wegen gemieden und isoliert fand, so war ihm der Weg als Ordinarius nicht eben mit Rosen bestreut. Er hörte nicht auf, seine Klagen und Zornesausbrüche darüber in das mitfühlende Herz seines fürstlichen Freundes auszuschütten. Um ihn über den unfreiwilligen Verzicht auf ein Klinikum zu trösten, bewilligte ihm Hardenberg zur Anschaffung eines physikalischen Apparates 2000 Taler und für die Fortsetzung seiner physiologischen Versuche jährlich noch 500 Taler. Das war an sich schon eine ganz ungewöhnliche Summe und die Bevorzugung um so greller, als die Regierung für den Fachvertreter der Physik an der Universität trotz des Antrages des Senats und dessen wohlwollender Aufnahme durch den Minister noch immer nichts übrig hatte und Erman nicht einmal von seinen zeitraubenden Nebenämtern zu befreien Miene machte. Daß Schuckmann, an den Hardenberg Koreff zunächst gewiesen, die Hand nicht dazu bieten wollte, können wir ihm nicht verdenken. Er wird seine Antwort an den Petenten nicht gerade in eine wohlwollende Form gekleidet haben. Eine undatierte Bittschrift Koreffs, die in diese Wochen fällt und sich darauf beziehen muß, bezeugt es. „Wie weh es mir getan hat", so liest man darin unter vielen Klagen und Prahlereien, „zum Minister von Schuckmann wie ein Supplikant zu gehen und die schnöde Antwort zu hören, es sei für mich nichts da, mit der man wohl einen überlästigen Bettler abspeist, das möge Ihr Gefühl einzig und allein beurteilen."

B. Juristische Fakultät.

Wenn Schuckmann hier so mannhaft gegen seine hochgestellten Gegner, unter denen wir leider auch einen Wilhelm von Humboldt erblickten, für das Recht der gesunden Vernunft und für die Ehre von Wissenschaft und Universität eintrat, so verdarb er es wieder in den Fällen, wo er selbst sich die ihm von Natur eigene klare Einsicht durch die politische Tendenz oder persönliche Leidenschaft trüben ließ, oder wo er sich die Gelegenheit zum Gewinn durch übel angebrachte Sparsamkeit, vielleicht auch nur durch die eingerissene Lässigkeit in der Behandlung der Geschäfte entgehen ließ.

Verhandlungen mit Anselm Feuerbach.

Die Wünsche, die ihm die juristische Fakultät im Oktober 1814 vorgetragen hatte, schienen ihm alles Maß zu überschreiten, und nur die Idee, dem Kriminalrecht durch einen mehr philosophisch oder, wie er wohl wünschte, praktisch geschulten Vertreter gegenüber der historischen Richtung Bieners aufzuhelfen, fand seinen Beifall. Hier aber dachte er an keinen Geringeren als an Anselm Feuerbach. Schon in den ersten Wochen nach der Eingabe der Fakultät hörte Niebuhr von dem Plan. Doch nahm Schuckmann ernstlich erst im nächsten Sommer die Idee auf, als er in Karlsbad mit dem Gesuchten zu-

sammentraf, der sich übrigens bereits selbst von München aus durch Vermittlung der preußischen Gesandtschaft angeboten hatte. Die Absicht des Ministers, der hierbei jedenfalls auch im Namen des Justizministers, vielleicht im Auftrage des Staatskanzlers selbst handelte, war dabei weniger auf die Professur als auf die Gewinnung des großen Kriminalisten für die Redaktion der neuen preußischen Strafgesetzgebung gerichtet. Eben hierfür hatte sich, wie anzunehmen ist, Feuerbach dem Gesandten zur Verfügung gestellt. Das Anerbieten der Professur erregte ihm eher Bedenken, und unter den Bedingungen, die er dem Minister nannte, fehlte sie sogar; er forderte nur die Stelle eines Geheimen Staatsrates mit einem Gehalte von 5000 Talern, wozu noch Witwenpension und Umzugsgelder kommen sollten. In der Tat scheint dann Schuckmann davon abgesehen und in dem Antrage, den er nach seiner Heimkehr aus Karlsbad zusammen mit Kircheisen an Hardenberg richtete, nur von der Beteiligung Feuerbachs an der Gesetzgebung und seiner eventuellen Mitarbeit in den Ministerien der Justiz und des Inneren gesprochen zu haben. Feuerbach, der in der gleichen Zeit einen Ruf nach Bremen erhalten hatte, war über die Hoffnung, nach Preußen zu kommen, ganz beglückt. „Ich merke", so schreibt er an seinen Freund Tiedge und die Gräfin von der Recke, mit denen er an der Tepl zusammen geweilt und die seine Bekanntschaft mit dem Minister vermittelt hatten, „in Preußen versteht man sich auf Geister und weiß, wozu sie gut sind. In Bayern weiß man es nicht mehr, wenn man es je gewußt hat: Geister bedeuten hier mehr nicht als Gespenster, vor welchen sich die armen Sünder fürchten." Plötzlich aber trübten sich diese Hoffnungen, die der alte „Vulcanus" mit gewohntem Feuer ergriffen hatte, wahrscheinlich wie er sogleich vermutete, unter dem politischen Wettersturz, der gerade in diesen Tagen in Berlin einsetzte und für Männer wie Schuckmann und Kircheisen in ihm einen Freund turbulenter Ideen befürchten ließ.[1]

Abgang Eichhorns.

Für die Universität schwand damit jede Hoffnung auf Verstärkung der juristischen Fakultät, und das Kriminalfach blieb Biener und neben ihm Schmalz überlassen, der sich soeben als der Herold des Geistes aufgetan hatte, welcher den großen Kriminalisten von Berlin fernhielt. Statt eine neue Professur zu erhalten, mußte die Fakultät vielmehr den schwersten Verlust erleiden: zu Ostern 1817 vertauschte Karl Friedrich Eichhorn seine Berliner Lehrkanzel mit derjenigen, die ihm die hannoversche Regierung in Göttingen angeboten hatte. Es war das erstemal, daß ein Professor aus eigenem Entschluß unsere Universität verließ. Fast noch herber war es, daß es gerade Göttingen sein mußte, an das man ihn verlor, die Universität, welche noch keinen der Ihrigen nach Berlin entlassen hatte, und deren juristische Fakultät schon an sich bedeutend stärker besetzt war

1) Vgl. die Tagebücher Feuerbachs und seine Briefe an die Genannten in seinem „Leben und Wirken", veröffentlicht von Ludwig Feuerbach, Band I und II. Die Akten sind mir hierüber nicht zugänglich geworden.

als die Berliner. Das mußte, wie Savigny an Schuckmann schrieb, „zu Urteilen und Vergleichungen Veranlassung geben, die nicht mehr bloß unsere Universität, sondern den preußischen Staat betreffen werden. Man wird fragen, warum denn der hannoversche Staat eine glänzendere und reichhaltigere Universität besitze als der preußische. Dieser Eindruck auf die öffentliche Meinung wird stets nachteilig sein.“ Die Regierung war über das Abschiedsgesuch, das Eichhorn erst am Schluß des Sommersemesters 1816, am 26. August, einreichte, selbst tief betroffen, und sie hat, wie man nicht anders sagen kann, alles getan, um den Verlust abzuwehren. Schuckmann sprach es ihm sofort schriftlich und persönlich aus: die Regierung habe ihn, der sich das für Preußen gestiftete Eiserne Kreuz erworben, ganz für den Ihrigen gehalten; das Ministerium könne daher die Hoffnung nicht aufgeben, ihn dem preußischen Staat und der Universität zu erhalten, und erwarte nur eine Anzeige, auf welche Weise er für die von Göttingen aus gemachten Anerbietungen entschädigt werden wolle. Nicht anders verfuhr Hardenberg, dem Stägemann es sogleich gemeldet hatte. Auch er unterließ nicht, den Gelehrten in einem eigenhändigen Brief um die Zurücknahme des Entlassungsgesuches zu bitten. Eichhorn hatte sich jedoch bereits gebunden und ließ sich nur dazu herbei, den Abgang bis zum Ende des Wintersemesters zu verschieben.[1] In seiner Antwort an den Staatskanzler deutet er an, daß eine frühere Gelegenheit, ihn zu halten, unbenutzt geblieben sei; da er im Jahre 1812 einen Ruf nach Göttingen erhalten, aber ausgeschlagen habe, ohne dadurch in eine günstigere Lage zu gelangen, so habe er glauben müssen, daß auf eine weitere Verbesserung für ihn nicht zu rechnen sei. Aber dies wird schwerlich der einzige Grund gewesen sein, der ihn zur Rückkehr in seine Heimat vermochte. Auch daß er seinen alten Vater und die alten Freunde dort wiederfand, wird nicht so sehr ins Gewicht gefallen sein. Mehr vielleicht die Hoffnung, neben Männern wie Heise und Hugo wirken zu können, und die Aussicht auf vollere Auditorien, da Göttingen Berlin noch immer an Frequenz übertraf. Dazu kam dann aber, und vielleicht hat dies die Entscheidung gebracht, der Mißmut, der den feurig empfindenden Mann angesichts der gedrückten und schwunglosen Stimmung ergriffen hatte, welche seit der Reaktion im vorigen Herbst das Berliner Leben beherrschte. So vermutete es wenigstens Solger, der ihm von Frankfurt her nahe stand und selbst unter diesem Drucke litt.[2] Wir begegnen diesen Klagen an mehr als einer Stelle, ohne daß man sie im einzelnen substantiieren oder auch nur für begründet erklären könnte. Niemand hat sie lebhafter ausgesprochen,

Allgemeine Mißstimmung. Klage Humboldts

1) Der Briefwechsel mit beiden Ministern ist abgedruckt bei Schulte 44ff. Dazu Savigny an Schuckmann 7. September 1816 im K.-M. a. a. O.

2) Möglich, daß zur Verstimmung Eichhorns auch seine Niederlage bei der Rektorwahl, am 26. Juni, beigetragen hat. Er war bei der Schlußabstimmung gegen Link (mit 6 gegen 14 Stimmen) in der Minorität geblieben, obschon der letztere erst seit Ostern in Berlin war.

als Wilhelm von Humboldt gegen seinen alten Kollegen Nicolovius, nachdem dieser ihm selbst sein Herz darüber ausgeschüttet hatte. „Ihre Klagen", schreibt er ihm von Frankfurt am 18. Juni 1816, „sind vollkommen gegründet, allein ich weiß ihnen nicht abzuhelfen. Ich sehe wie Sie, daß die Berlinische Universität mehr noch als untergeht. Allein wenn ich auch dem Staatskanzler davon rede, so kann das nicht helfen.[1] Das Übel kann nicht durch einen Schritt, durch eine einzelne Geldanweisung gehoben werden. Es muß ein Geist, eine Sorgfalt, wenigstens ein guter Wille da sein, die da hegen, schützen, heben. Von dem allen ist das Gegenteil. Ich mache Ihnen, der Sie mich immer mit so wahrhaftem, freundschaftlichem Vertrauen behandelt haben, kein Hehl daraus, daß ich den Mann, der dies Departement hat, zu wie vielen anderen Sachen er gut sein mag, zu dieser durchaus und auf immer untauglich halte. Ich habe es dem Staatskanzler nicht einmal, sondern viele Male gesagt. Mehr ist nicht zu tun. Allein es ist nicht das allein. Der Geist ist aus allem gewichen. Man sinkt in eine ungeheure Alltäglichkeit zurück, und das unter einem Manne, der gar nicht so ist, der die trefflichsten Seiten hat, mit dem man nicht bloß viel machen könnte, sondern der den Besten selbst noch anfeuern würde, der nun aber den einzigen Fehlgriff immer fortsetzt, daß er nicht seine wahre und eigentliche Stelle finden kann, der zu viel eingreift und nicht genug herrscht. Ein Staatskanzler konnte nur eine transitorische Sache bei uns sein und es ist keine Stellung, die der, welcher die Geschäfte in ihrem Wesen auffaßt, je annehmen würde. Wir müssen ein Ministerium haben, ein einiges, aber in dem einer dem König so nahe steht wie der andere. Nur so können die Sachen gehen. Ich gehöre gewiß nicht zu den Tadlern, ich bin gewiß streng gegen niemanden, ich suche nichts für mich und rede über diese Dinge nur, wenn man mir davon redet. Aber es ist mir nicht möglich, mich der Wahrheit zu verschließen, und dies ist die Wahrheit."[2] Es war das Mittel, welches Humboldt schon gegen Dohna vertreten hatte, der Weg, auf den er im Jahre 1819 im Kampfe gegen Hardenberg den Staat hat führen wollen und auf dem er dann gescheitert ist. Im einzelnen mochte er es, wie wir bei Koreff und Wolfart sahen, verfehlen und konnte Schuckmann wohl behaupten, daß vielmehr er das Rechte rate. Auch weiß ich nicht, ob gerade in der Ministerialverfassung, welche Humboldt der Allgewalt des Staatskanzlers entgegensetzen wollte, das Heilmittel auch nur für den Moment gelegen hätte. Die Dissonanzen waren doch sehr viel stärker; die

1) Also wird Nicolovius ihm diesen Wunsch nahegelegt haben.

2) Vier Jahre zuvor hatte Humboldt sich noch sehr viel zuversichtlicher über seine Schöpfung geäußert. „In Berlin", schreibt er in einem Brief an Goethe vom 7. September 1812 (Briefwechsel 242), „habe ich die Sachen zwar in mancher Hinsicht mangelhaft, allein i. G. doch höchst erfreulich gefunden. Ich habe mich da abermals überzeugt, daß man nur etwas stiften darf, um es dann mit Sicherheit seiner eigenen lebendigen Kraft zu überlassen": ein Urteil, das, wie es milder, so auch gerechter war und durch die Zukunft gerechtfertigt worden ist.

Ziele, denen die Epoche zustrebte, lagen weiter und verlangten umfassendere Formen als eine bloße Umbiegung und Verbreiterung der Spitze der Bureaukratie. Aber im ganzen ist in diesen Worten und in dem, was Humboldt daran fügte, dennoch das Problem bezeichnet, vor dem Preußens Politik stand. Es fehlte der Gleichklang des Wollens und Empfindens in der Beamtenschaft, welchen Humboldt, solange er die Geschäfte geführt, angestrebt und, soweit sein Einfluß reichte, hergestellt hatte, und das Gemeingefühl zwischen den Spitzen der Nation und der Schicht, in der die Ideale der Epoche lebten und welche nach Amt und Bildung die Führung der Nation und die Gestaltung ihres Lebens beanspruchte. In dem Werke der Reformen und in dem Kriege um die Befreiung des Vaterlandes war jener Geist lebendig geworden und hatten diejenigen, die ihm dienten, die Führung gehabt. Wie rasch aber war seitdem die Flut verlaufen, und wie bald waren die starren Elemente, welche schon das Feuer der Trübsal und die Glut des nationalen Enthusiasmus nicht hatten einschmelzen können, wieder hervorgetreten! Gewiß, in den Programmen der Patrioten und Liberalen war vieles unklar und unreif, und in den Institutionen, welche sie kritisieren und umformen wollten, sehr viel mehr Tüchtiges und der Zukunft Gewisses, als sie glaubten: aber die Leidenschaft und die Heftigkeit, mit der sie ihre Ziele verfolgten, wurden durch die Unvernunft und die Borniertheit ihrer Gegner selbst gestachelt, und wie unbändig der Most ihrer Begeisterung aufschäumen mochte, so lag die Zukunft der Nation doch auf ihren Wegen.

Anträge an Heise und Hasse.

Daß Eichhorns Verlust nicht mehr abzuwenden war, wußte Savigny schon anfangs September, und schon damals war er auf seine Ersetzung bedacht. Er hoffte in Göttingen selbst den Nachfolger zu finden; eine Ferienfahrt, die er mit Arnim in den Harz machte, benutzte er, um Heise, der erst seit ein paar Jahren in Göttingen war, dort persönlich anzuwerben. Es wäre ein Gewinn geworden, der, wie Savigny an Schuckmann schrieb, alle Nachteile, die von dem Weggange Eichhorns zu erwarten waren, aufgehoben hätte; denn Heise sei nicht nur in Göttingen, sondern überhaupt der beliebteste deutsche Rechtslehrer. Und wirklich schien der Gesuchte anfangs nicht ganz abgeneigt zu sein. Im November aber schwand die Aussicht, ihn zu erhalten, und nun richtete Savigny sein Auge auf Hasse in Königsberg, für den Schuckmann sogleich gesprochen hatte und von dem er nur zugunsten Heises — denn er wollte es an nichts fehlen lassen — zurückgekommen war. Aber auch Hasse hatte bereits eine andere Wahl getroffen; er zog, so gern er nach Berlin gekommen wäre, aus ökonomischen Gründen Jena vor, und so ward von Schuckmann, der darin Schmeddings Rate folgte, der Münsteraner Sprickmann gewählt, der seit 1814 in Breslau dozierte. Daß nun Geheimrat Schmedding, der das Land der roten Erde niemals vergessen konnte und in diesen Jahren mehr und mehr sein katholisches Herz entdeckte, für den Landsmann eintrat, ist erklärlich; seltsam aber,

Berufung Sprickmanns.

daß Savigny sich nicht nur nach einigem Bedenken darauf einließ, sondern ganz und gar mit der Wahl einverstanden zeigte. „Er muß", schreibt er an den Minister am 10. Dezember, „ein ganz vortrefflicher, geistreicher Mann sein. Er ist sehr alt, aber noch nicht stumpf und hinfällig, und wenn wir so glücklich sind, ihn auch nur noch einige Jahre zu besitzen, so kann er uns große Dienste geleistet haben." Sprickmanns Name ist in der Literaturgeschichte bekannter geworden als in der Jurisprudenz, denn er war in Göttingen, wo er von 1766 bis 1768 studierte und Ende der siebziger Jahre noch einmal weilte, den Genossen des Hains, den Stolberg, Voß und Boie nahegetreten; auch zu Bürger und Claudius, sowie zu La Roche, Jakobi und Herder hatte er Beziehungen unterhalten. Damals erfüllten ihn ganz Poesie und Musik; er hat sich in Dramen und Erzählungen und allen Versmaßen der Lyrik versucht, kein Musenalmanach war vor seinen poetischen Erzeugnissen sicher gewesen. Auch seine Lebensführung war vom Sturm und Drang der Epoche ergriffen worden. Lange Jahre war er, obschon verheiratet, aus Liebeständeleien nicht herausgekommen, wie auch seine Poesie sich gern auf erotischen Pfaden bewegt hatte. Aber nun war der Brausewein der Jugend längst verdampft. Schon seit 1779 hatte er auf die poetischen Lorbeeren verzichtet und sich der Jurisprudenz in die Arme geworfen. Auch war er immer ein getreuer Sohn seiner Kirche geblieben. Sein Bruder war Kanonikus in Münster, mit dem münsterländischen Adel stand er in enger Verbindung, und der allmächtige Minister des Bistums, Franz von Fürstenberg, war es, der ihm dort zu einer Professur verhalf. Die Säkularisation des Bistums hatte ihn zum Preußen gemacht; später war er Untertan des Königs Jérôme und nach den Befreiungskriegen abermals Preuße geworden und so, wie anzunehmen schon durch Schmeddings Einfluß, nach Breslau gekommen. Wenn aber Savigny glaubte, daß Berlin sich zu diesem Nachfolger Eichhorns Glück wünschen müsse, hat er sich getäuscht. Sprickmann, der in demselben Jahre wie Goethe das Licht der Welt erblickt hatte, war wirklich ein gichtischer alter Herr geworden. Kaum in die Fakultät eingetreten, ließ er sich von den Geschäften derselben entbinden. Er ist niemals Dekan gewesen, seine Vorlesungen waren kaum besucht, und wenn er, wie es heißt, die Jahre in Berlin dazu benutzt hat, ein achtbändiges Werk über die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte niederzuschreiben, so ist jedenfalls nichts davon auf die Nachwelt gekommen. Er hat aber unserer Universität noch zwölf Jahre angehört; erst im Jahre 1829 ließ er sich pensionieren, um den Rest seines Lebens in der Heimat zuzubringen, wo er erst 1833 gestorben ist, Goethe also noch um ein Jahr überlebt hat.

In seinen Briefen an Schuckmann hatte Savigny als besonders erfreulich hervorgehoben, daß gerade das fast verlorene und vergessene Staatsrecht Sprickmanns Hauptfach sei: er schmeichle sich mit der Hoffnung, daß selbst unsere Geschäftsmänner noch von ihm Nutzen ziehen könnten. Dennoch wollte er es

mit ihm allein nicht wagen, sondern hielt, zumal bei seinem Alter, noch einen zweiten Vertreter des Fachs für geboten. Er brachte dafür eine nach Bildung und Charakter ganz andere Persönlichkeit als Sprickmann, den Mitarbeiter Dahlmanns an den Kieler Blättern, Professor Falk, in Vorschlag, den er persönlich freilich nicht kannte, dessen soeben erschienene Schrift über die Verfassung von Schleswig ihm aber von Eichhorn warm empfohlen war. Schuckmann folgte ihm auch darin, und im Februar wurden Verhandlungen mit Falk begonnen, die sich aber zerschlugen, da dieser ausgezeichnete Mann seine holsteinische Heimat, der sein Herz und seine Wirksamkeit ganz angehörten, nicht verlassen wollte. Und so geschah es, daß die juristische Fakultät statt der vier neuen Ordinariate, die sie im Oktober 1814 zu erlangen gehofft hatte, sich mit dem Zutritt eines Privatdozenten begnügen mußte, des Dr. Barkow, der im Wintersemester 1816 auf 1817 promovierte und schon im Sommer zum Lesen zugelassen wurde.[1]

trag an Falk
Kiel

kow habilitiert
sich.

C. Philosophische Fakultät.

Nicht besser erging es der philosophischen Fakultät, in der seit dem Kriege eigentlich drei Stühle unbesetzt waren, nicht bloß der Fichtes, sondern auch der von Hoffmann, da dieser, seitdem er Hardenberg in den Krieg gefolgt, nicht mehr von seiner Seite gegangen war, und der von Klaproth, der, im Jahre 1814 vom Schlage getroffen, nach längerem Siechtum am 1. Januar 1817 starb.

aproth stirbt.
Anträge an
erzelius und
ere Chemiker.

Von diesen drei Stellen ließ Schuckmann sich die Besetzung der dritten sehr angelegen sein, denn hier handelte es sich nicht nur um eine Professur an der Universität, sondern um die Stelle des Chemikers an der Akademie. Er richtete sofort seine Blicke, bevor noch Leopold von Buch von London, wo er die Nachricht von Klaproths Tode erhielt, den gleichen Wunsch gegen ihn geäußert, auf den ersten Namen des Fachs, Berzelius in Stockholm. Rühs, den seine schwedischen Beziehungen dazu geeignet erscheinen ließen, erhielt den Auftrag, mit dem großen Forscher zu verhandeln, dem man, wie Buch von London her schrieb, goldene Brücken über das Baltische Meer bauen, und dem die Akademie in corpore dorthin entgegenziehen müsse. Als Berzelius den Ruf ablehnte, ist von Schuckmann sowie noch von seinem Nachfolger mit oder über eine ganze Reihe von Chemikern verhandelt worden, zuerst mit Strohmeyer in Göttingen, sodann mit Leopold Gmelin in Heidelberg; auch Karstens in Breslau, Wuttig, John und Vogel kamen in Frage, bis man endlich in der jugendlichen Kraft

1) Der Versuch des siebzehnjährigen Dr. Karl Witte, sich zu habilitieren, scheiterte an der Opposition, welche die Studenten während seiner Probevorlesung (26. Jan. 1817) tumultuarisch zur Geltung brachten; sie wollten nicht den Jüngling, der noch Knabe gewesen war, als sie die Waffen für das Vaterland getragen hatten, als Lehrer dulden. Der Senat sprach sich gegen die Wiederholung des Versuchs aus, und die Regierung folgte ihm; der König bewilligte auf Antrag des Ministers dem jungen Manne auf 2 Jahre je 600 Tlr. zu einer gelehrten Reise. Akten im Geh. St.-A., Rep. 76 V, Sekt. II; tit. XII, 1, vol. II. Vgl. Allg. Dt. Biogr., Bd. 43, S. 596.

Mitscherlichs einen Vertreter fand, der als Lehrer wie als Forscher keinem der Berufenen nachstehen und seiner Wissenschaft neue Bahnen eröffnen sollte.

Hoffmann scheidet aus.

Die Frage der nationalökonomischen Professur wurde akut, als Hoffmann mit dem Staatskanzler Ende 1815 nach Berlin zurückkehrte. Schleiermacher, in seiner Eigenschaft als Rektor, ersuchte ihn, falls er an der Universität bleiben wolle, die zweite Hälfte des Semesters noch zu Vorlesungen zu benutzen. Hoffmann, der den Wink verstand, wandte sich darauf an Hardenberg, der aber die Unvereinbarkeit beider Ämter betonte, worauf jener im Januar seine Professur niederlegte. Der Rektor aber ward sogleich bei dem Minister vorstellig, die wichtige Professur neu zu besetzen.

Beratungen und Kämpfe in den Fakultäten und im Senate über die Nachfolge Hoffmanns und Fichtes.

Wenn Schleiermacher hier so eifrig bedacht war, für die Vervollständigung des Lehrkörpers nach den Grundsätzen, die er in dem Reglement und in den Statuten aufgestellt hatte, zu sorgen, so ist es um so auffälliger, daß er diese Energie bei der Wiederbesetzung der Fichteschen Professur keineswegs betätigte. Wir erfahren sogar durch De Wette, der es an Fries meldete, daß er sich im Senat dagegen gewehrt hat, bei dem Departement auf die Wiederbesetzung anzutragen, und daß es erst Böckh gewesen ist, der bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Nachfolge Hoffmanns auf die Lücke in der philosophischen Fakultät aufmerksam gemacht und auf ihre Ergänzung angetragen hat. Wir sind hier einmal in der Lage, die offiziellen Berichte und Protokolle durch intime private Mitteilungen zu kontrollieren. Es war Fries in Heidelberg, dem De Wette, der hierbei noch ganz als Gegner Schleiermachers erscheint, einen genauen Bericht über die Verhandlungen gab, aus dem wir, was aus den offiziellen Aktenstücken kaum möglich wäre, einen sehr interessanten Einblick in die Stellung der Parteien und die ganze Aktion, die zu der ersten Berufung Hegels führte, gewinnen können.

Was nun Schleiermacher eigentlich gewollt hat, ob er vielleicht noch an Steffens gedacht oder bloß Fries' Kandidatur hat abwehren, ob er die Besetzung nur aufschieben oder sie am Ende ganz hat vereiteln wollen, läßt sich nicht sagen. Gewiß ist nur, daß er sich im Senat gegen die Wiederbesetzung ausgesprochen hat. Aber er wurde überstimmt und mußte selbst als Erster das Anschreiben an den Minister unterzeichnen, worin der Senat um Ergänzung der drei Lücken im Lehrkörper bat, und zwar, wie ausdrücklich beschlossen war, womöglich vor Anfang des neuen Semesters. Auch dann noch suchte Schleiermacher die Entscheidung aufzuhalten; er behielt, wie De Wette erzählt, — wer mag wissen, zu welchem Zweck? — das Schreiben über 14 Tage lang zurück. Schuckmann hatte an sich kaum größere Eile mit der Besetzung des philosophischen Lehrstuhls. Diesmal aber war er doch rascher zur Hand. Fast umgehend (22. Februar) kam die Verfügung an den Senat, Anträge zur Besetzung der philosophischen und der staatswissenschaftlichen Professur einzu-

reichen.[1] Die Absicht des Ministers konnte dabei kaum eine andere sein, als daß der Senat in seiner Gesamtheit deliberieren und beschließen sollte. Schleiermacher aber proponierte, als er am 6. März die Sache zum Vortrage brachte, alles zunächst an die Fakultäten zu bringen: ihre Vorschläge sollten gesammelt und dem Senat zur Sichtung und endgültigen Entscheidung vorgelegt werden. Offenbar hoffte er dadurch seine Freunde besser in der Hand zu behalten. Vergebens protestierten Böckh und De Wette; Böckh äußerte, das hieße Rotten stiften; sie drangen darauf, daß abgestimmt werde. Schleiermacher aber erklärte, ihm als Rektor komme die Einleitung des Verfahrens zu, und setzte, da der Senat die beiden im Stich ließ, seinen Willen durch.

Das Ergebnis war eine Liste von Kandidaten, die alle Richtungen der deutschen Philosophie in sich schloß. Die medizinische Fakultät praesentierte den Kantianer Reinhold in Kiel und seltsamerweise das Haupt der naturphilosophischen Schule, Schelling selbst, trotzdem Link und Rudolphi gegen diesen sich aufs schärfste ausgesprochen, und Hufeland, der für Reinhold stimmte, erklärt hatte, daß wohl niemand in der Fakultät wünschen werde, einen Naturphilosophen hierher zu ziehen.[2]

1) Der Antrag auf den Ersatz für Klaproth war darin übergangen. Übrigens werden auch im Senatsprotokoll vom 31. Januar nur die beiden anderen Stellen erwähnt.

2) Wie Schelling auf die Liste der Fakultät gekommen ist, ist mir rätselhaft; denn unter den Einzelvoten ihrer Mitglieder, die uns vorliegen (U.-A., Med. Fak. P. IV.), ist es nur das von Horkel, welches denselben nennt. Hufeland hatte Reinhold, Fries und Krug in Leipzig als die in Betracht Kommenden genannt: als diejenigen, welche die echte sokratische Philosophie lesen und auf Kopf und Herz der Jugend wirken, den jugendlichen Geist durch Ordnung und Denkübung für alle Wissenschaften vorbereiten und empfänglich machen könnten. Reinhold, den er von Jena her kannte, nannte er einen der liebenswürdigsten, humansten und durch sein ganzes Wesen und Beispiel heilsam auf die Jugend wirkenden Mann, der nie einer einseitigen Ansicht gehuldigt habe und dessen Vortrag höchst einnehmend und klar sei. Berends schloß sich diesem Votum an, indem er vorzüglich für Krug und Reinhold seine Stimme abgab. Horkel hatte außer Schelling noch Steffens genannt, als einen Mann, dessen Vortrag sehr zur Belebung des philosophischen Geistes in Halle beigetragen habe. Rudolphis Urteil lautete, wie immer kurz und bündig, folgendermaßen: „Reinhold hat durch seine öfteren Glaubensveränderungen seinen Wankelmut hinreichend dargetan, auch auf die Studierenden sehr nachteilig gewirkt. Von Steffens als Philosophen habe ich wenig Gutes gehört. Vor Schelling bewahre uns der Himmel. Der kommt auch nicht. Ich weiß nur für Krug zu sprechen.“ Link hatte gemeint, an Reinhold werde man einen wackeren Menschen, aber einen Philosophen bekommen, der nicht mehr wisse, was er lehren solle. Steffens sei ein Mann von großen Talenten, aber darum kein Philosoph, weil er der Phantasie den ersten Rang unter allen Kräften des Gemütes gebe und ihr unbedingt zu folgen sich rühme. Schelling habe sich in dem Streit mit Jakobi schlecht benommen. Er, Link, glaube auch nicht, daß Berlin von seiner abgeblühten Philosophie viel erwarten könne. Knape stimmte für Reinhold, da er sich nicht überzeugen könne, daß durch fortdauerndes Streben nach Wahrheit veranlaßte Abänderungen älterer Meinungen Tadel verdienten. Da außerdem nur noch Graefe, dessen Votum nicht bei den Akten ist (er war Dekan), Mitglied der Fakultät war, so kann man nicht anders annehmen, als daß Berends und andere umgefallen sind, so daß schließlich Schelling 4 Stimmen und damit die Majorität der Fakultät erhielt. De Wette gibt nur ganz kurz an, daß die Fakultät eine Menge Stimmen abgegeben habe, eine darunter für Fries.

Noch wunderbarer waren die Vorschläge der philosophischen Fakultät An die Spitze hatte diese Schelling gestellt. Unter allen in Deutschland lebenden Philosophen sei keiner, den die Fakultät mit so einstimmiger Überzeugung des zu besetzenden Lehrstuhls für würdig halten könne. Da aber nicht anzunehmen, daß er kommen werde, brachte sie die beiden Antipoden Hegel und Fries in Vorschlag. Jeder von ihnen, so erklärte sie, sei vor dem anderen durch eigentümliche Vorzüge ausgezeichnet, die bald nach der einen, bald nach der anderen Betrachtung mehr Gewinn für den Ruhm unserer Universität und die Bildung der studierenden Jugend erwarten ließen. Leitender Gesichtspunkt war also die Zelebrität, nicht die Richtung. Die Fakultät sprach dies direkt aus, indem sie deshalb von dem jungen Brandis absehen wollte, der sich erst in diesem Sommer habilitiert und außer seiner Dissertation noch gar nichts geschrieben hatte, dessen Verdienste sie aber trotzdem der Berücksichtigung des Herrn Ministers dringend empfahl.

Wenn es hier zu einem Kompromiß zwischen den Parteien kam, als deren Führer wir wohl Solger auf der einen und Böckh auf der anderen Seite anzusehen haben,[1] so kamen in der theologischen Fakultät die Gegensätze zu einem um so schärferen Ausbruch. De Wette, der als Dekan die Debatte einleitete, wies darauf hin, daß es ein Hauptbedürfnis der Universität sei, für die Logik und Metaphysik eine Konkurrenz mit Professor Solger eröffnet zu sehen, mithin ein Philosoph, der diese sicher und mit Klarheit und Gründlichkeit betreibe, bevorzugt werden müsse. Schleiermacher stimmte zu, bemerkte aber, was übrigens De Wette bejahte, daß auch für die praktischen Fächer gesorgt werden müsse; während Neander die Notwendigkeit betonte, die Geschichte der Philosophie besonders zu berücksichtigen. Hierauf kam Schleiermacher mit dem Vorschlage heraus, den er offenbar längst in petto hatte, daß man überhaupt nicht einen, sondern zwei Professoren nötig habe — ein eigentümliches Vorgehen, nachdem er sich eben noch gegen die Neubesetzung überhaupt gesträubt hatte. De Wette machte geltend, daß diese Idee sowohl dem Antrage des Senates, als dem Reskript des Ministers widerspreche. Schleiermacher aber erhielt von Marheineke und Neander Unterstützung, welche ihm auch gewährt wurde, als er für die spekulative Philosophie Hegel und für die praktische Suabedissen in Vorschlag brachte, der jetzt in Kassel die Erziehung des Erbprinzen von Hessen (beiläufig mit geringem Erfolge) leitete. De Wette blieb mit Fries, den er für beide Richtungen des Fachs genügend hielt, allein. Marheineke trat

1) Von Böckh bemerkt dies De Wette ausdrücklich, der jenen nicht genug zu rühmen weiß. „Er steht mit Ihren Feinden in naher Verbindung; er ist Platonist, und doch hat er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit für sie gesprochen. · Er scheint auch von dem unphilosophischen Historizismus zurückgekommen zu sein, wenigstens äußerte er sich letzthin, man wage bald gar nicht mehr, selbst zu denken, sondern nur alte Weisheit wiederzukäuen.“

Schleiermacher einfach bei, während Neander statt Suabedissen Twesten, der jetzt außerordentlicher Professor in Kiel war, herausbrachte, den er bei einer Ferienreise näher kennen gelernt hatte. Schleiermacher sprach dem Heidelberger Philosophen die „belebende Kraft“ ab, und Neanders religiöses Empfinden hatte an seinem „Julius und Evagoras“ Anstoß genommen, worin er eine Leugnung des Glaubens an die Vorsehung sehen wollte. Hiergegen nahm De Wette seinen Freund in Schutz, indem er bemerkte, daß derselbe in jenem Buch nur die Lehre von der Resignation geltend mache; worauf Neander, denn er hatte die Schrift nicht gelesen, schwieg. Auch Marheineke ließ sich sein Urteil durch Sachkenntnis nicht trüben. Als De Wette, der sich über das Nachtreten hinter Schleiermacher ärgerte, sich offen über diesen Mangel an Selbständigkeit erklärte, meinte er: „Ich weiß nichts von Hegel und muß wohl anderer Urteil folgen. Sie wissen dagegen nichts als von Ihrem Fries.“ Worauf De Wette schlagfertig erwiderte: „So weiß ich doch etwas. Sie wissen aber gar nichts.“

Auch die juristische Fakultät hielt die Teilung des Fachs für geboten: offenbar hatte Schleiermacher seine Freunde in ihr dafür bereits gewonnen. Und auch sie setzte Hegel an die erste Stelle, während sie an zweiter Schubert in Nürnberg und an dritter Ferdinand Delbrück, Göschens Schwager, in Vorschlag brachte, und zwar mit der Bestimmung, daß einer von diesen beiden für die praktische, Hegel allein aber für die spekulative Philosophie in Betracht kommen sollte. De Wette schreibt in dem Briefe an Fries, man sehe daraus, daß diese historische Schule eine ganz unphilosophische sei — ein Schluß, den wir angesichts solcher Vorschläge nicht wohl ablehnen können. Von Fries hatte die Fakultät ganz abgesehen, und als De Wette später gegen Savigny das Verdienst seines Freundes um die philosophische Rechtslehre pries, stellte es sich heraus, daß der große Romanist von dem Heidelberger Philosophen kaum etwas wußte; auch er wiederholte Schleiermachers Ausspruch, daß es ihm an belebender Kraft fehle. Worauf De Wette nicht umhin konnte, zu bemerken, es sei ein Vorurteil, daß ein Lehrer der Philosophie die jungen Leute besoffen machen müsse. „Und mit großer Artigkeit“, fügt er in dem Bericht an Fries hinzu, „gab er mir hierin sehr viel Recht und ging seiner Wege.“

In dem Anschreiben, in welchem Schleiermacher die Fakultäten um ihre Vorschläge ersuchte, hatte er den zweiten Teil der ministeriellen Verfügung, auch für die staatswissenschaftliche Professur Vorschläge zu machen, unerwähnt gelassen. Die philosophische und die juristische Fakultät unterließen dennoch nicht, in ihrem Bericht auch hierfür Namen zu nennen. Die philosophische nannte Lüder in Göttingen und Luden in Jena, ohne nähere Motive anzugeben, die sie der mündlichen Beratung im Senate vorbehielt. Die juristische stimmte, gleichfalls ohne nähere Erläuterung, für Dahlmann an erster und Lüder an zweiter Stelle.

„Nun kam", so berichtet De Wette weiter, „die Senatssitzung, in welcher die Sache ausgemacht werden sollte, worauf alle unsäglich gespannt waren." Böckh und er fürchteten bereits „irgendeine neue Hinterlist Schleiermachers". Dieser aber tat nichts weiter, als daß er mit seinem Antrage auf Verdoppelung der Professur herauskam. Die Minorität, bei der wir außer Böckh jedenfalls auch Rühs zu suchen haben, stritt dagegen, wie De Wette behauptet, mit den siegendsten Gründen; allein die Jaherren und Anhänger Schleiermachers hätten sie überstimmt und Schleiermacher seinen Triumph kaum verbergen können. Man ward darauf einig, für jede Professur drei Namen, und zwar jedesmal primo, secundo und tertio loco, zu nennen. Die erste Abstimmung ergab 3 Stimmen für Fries, 5 für Schelling, 8 für Hegel. Für die zweite Stelle erhielt Schelling die Majorität; Fries bekam nur 6 Stimmen.[1] „Die Verehrer Schellings", so unser Berichterstatter, „meinten zwar, es sei seiner unwürdig, secundo loco zu stehen, es wurde aber darüber gelacht, und es blieb dabei." An dritter Stelle hatte Fries Schubert zum Gegenkandidaten, der die gleiche Stimmenzahl, also wohl die der Juristen und Theologen, 8 gegen 8, erhielt. Schleiermacher aber gab als Rektor den Ausschlag, indem er dem Nürnberger Mystiker, der alles andere eher war als ein Philosoph, seine Stimme gab. „Ihre Freunde und besonders ich", schreibt De Wette dem Heidelberger Kollegen, „waren sehr betreten, aber unerschüttert." Als theologischer Dekan hatte er die Abstimmung eröffnet und, da er jedesmal Fries genannt, so habe es, erzählt er, fast lächerlich ausgesehen, als er ihn zum vierten Male proklamierte. Diesmal aber gewann er, allerdings nur mit einer Stimme, und diese gehörte gerade Schleiermachers gutem Freunde an, Savigny, welcher sie Fries statt dem Gegenkandidaten, dem Kantianer Tennemann, welcher gar nicht auf den Listen gestanden hatte, gab — ob aus Artigkeit gegen die beiden Opponenten oder weil er Tennemann nicht kannte, wollte De Wette nicht entscheiden. „Genug", so schreibt er an Fries, „Sie erhielten primum locum für die praktische Stelle. Schleiermacher war in die von ihm selbst gegrabene Grube gefallen. Sein zuerst erfochtener Sieg wurde seine gänzliche Niederlage, denn nun stehen Sie neben Hegel obenan." Wie betreten Schleiermacher über diese ihm unerwartete Wendung war, zeigte er durch den Versuch, Fries nun plötzlich an die vierte Stelle für das spekulative Fach zu bringen, vielleicht unter dem Hinweis darauf, daß der Heidelberger Gelehrte überhaupt nur hierfür in Betracht kommen könne. „Ich setzte mich aber", schreibt De Wette, „fest dagegen, und da der Senatsbeschluß da war, konnte er nichts machen." An zweiter Stelle brachten die Juristen ihren Ferdinand Delbrück, an dritter Schleiermacher seinen Suabedissen durch.

1) Hinter den drei neuen Stimmen werden wir Rudolphi, Link und Hufeland zu suchen haben.

Nun aber erhob sich die Frage, wer den Bericht an den Minister zu redigieren habe. Tat es der Rektor, so war zu befürchten, daß er eine Färbung erhalten würde, bei der Fries wieder ganz in den Schatten rücken werde. De Wette aber war auch hier auf dem Posten. Als Savigny, um sein Votum für Fries wieder gut zu machen, den Antrag darauf stellte, scheute sich jener nicht, Schleiermacher ins Gesicht zu sagen, er werde sich wohl hüten, als Dekan seine, des Rektors, Motive zu unterschreiben. Man kam überein, daß jedes Mitglied des Senates seine Motive einsenden und Lichtenstein, der sich als Dekan der philosophischen Fakultät dazu erboten, alles zusammenarbeiten solle. So durfte De Wette seinem Freunde ein glänzendes Zeugnis schreiben, das Lichtenstein wörtlich einrückte und an dem Schleiermacher kein Jota ändern durfte. „Sie werden also", schreibt er, „an der ersten Stelle mit einem schönen Elogium glänzen, und Schleiermacher muß dieses Lob seines Widersachers in der praktischen Philosophie, des scharfen Kritikers seiner Kritik der Sittenlehre, mit unterschreiben. Ist das nicht ein Werk der Nemesis?"

In dem Gesamtbericht, der unter dem 1. April dem Ministerium eingereicht wurde[1], können wir noch die Spuren aller dieser Kämpfe wahrnehmen. Die Einleitung, in der die Notwendigkeit, zwei Lehrstühle statt des einen zu errichten, betont wird, hat offenbar Schleiermacher selbst entworfen, in einer, wie man sagen muß, sehr unbestimmten und wenig überzeugenden Weise. Solger wird die Anträge für Hegel und Schelling formuliert haben. An jenem rühmt die Eingabe die dialektische Kraft, die ihn zum Erfinder, zum Bahnbrecher in seiner Wissenschaft gemacht habe; als besonderes Verdienst wird angemerkt, daß er die Naturphilosophie von Schelling auf den Begriff und das System zurückgeführt und den bestandlosen, vagen Gedanken der neueren Schule ebensosehr als dem leeren Formalismus der bisherigen Philosophie eine tief eindringende, strenge Wissenschaftlichkeit entgegengesetzt habe: während an Schelling wieder das Talent des Vortrages und der weitreichende Einfluß auf die Gestaltung der gesamten Philosophie rühmend hervorgehoben, auch der Beschluß, ihn an die zweite Stelle zu setzen, entschuldigt wird. Seltsam genug macht sich neben diesen Heroen der Spekulation die Einführung Schuberts als eines jungen Mannes in der Blüte der Kraft und des Wirkens, der im Besitze einer sehr lebhaften, aber auf das Wahre gerichteten Phantasie und einer Tiefe und Innigkeit des Charakters sei, welche seine Zuhörer unfehlbar zum Studium hinreißen werde: man merkt den Antragstellern die Verlegenheit an, in die sie durch den Verlauf der Abstimmung gebracht waren. Ähnlich war es mit den beiden Vertretern der praktischen Philosophie, die hinter Fries rangierten. Bei Delbrück mußte zugegeben werden,

1) Im Urkundenband nach der Ausfertigung im K.-M, a. a. O., Vol. VII. Das Konzept mit Originalunterschriften im Un.-A., L. 9.

daß seine philosophischen Verdienste mehr auf dem Gebiete der Ästhetik als der praktischen Philosophie lägen, und daß seine Vorzüge eigentlich nur in seiner vielseitigen Bildung und seiner Begabung für einen guten Vortrag zu suchen wären. Er werde, heißt es, der Universität auch außer den Grenzen des Lehrstuhls, für welchen er gegenwärtig in Vorschlag gebracht werde, die ersprießlichsten Dienste tun. Und noch dürftiger ist, was von Suabedissen gesagt wird, für den nichts als die unter allerhand Einflüssen von Schelling, Kant und Jakobi stehende „Betrachtung des Menschen“ (1813) in zwei Zeilen angeführt werden konnte. Nehmen wir hinzu, daß, wohl im Hinblick auf Brandis, bei alledem noch auf die in jedem Falle zu erwartende Lücke in der Geschichte der Philosophie hingewiesen wurde, so können wir nicht eben sagen, daß die Anträge für die Nachfolge Fichtes sich durch Bestimmtheit der Richtlinien, die dem Ministerium gegeben wurden, ausgezeichnet haben.

An und für sich standen mithin die Aussichten für De Wettes Freund gar nicht schlecht. Denn daran, daß etwa Delbrück, der gerade jetzt von Königsberg weg nach Koblenz als Regierungsrat versetzt wurde, der Erwählte des Ministers werden könnte, war kaum zu denken, und noch weniger, daß dieser sich für den hessischen Prinzenerzieher oder gar für den mystisch angehauchten Schubert interessieren werde. Da aber, wie auch in der Eingabe selbst schon bemerkt war, auf Schellings Kommen gar nicht zu rechnen war, so blieb nur noch die Wahl zwischen Hegel und Fries übrig. De Wette kannte den Haß, den Schuckmann gegen die Naturphilosophen hatte, und in dem Separatvotum, das er — denn er versäumte nichts, um seine Sache durchzusetzen — beigefügt, hatte er deshalb den Nachweis zu führen gesucht, daß Hegel, dessen Logik er übrigens als ganz verworren bezeichnete und dessen Vortrag er jede Klarheit absprach, im Grunde nichts anderes sei als ein Nachtreter Schellings, während er an Fries die Kantische Grundlage, auf der ja auch Schuckmann stand, sowie seine Freiheit von aller Mystik hervorhob. Trotzdem hatte er, wie er Fries sogleich gestand, wenig Hoffnung, ihn durchzubringen. Bei Süvern und Nicolovius den Einfluß Schleiermachers zu brechen, hielt er für unmöglich. Und wenn er früher Schuckmann zu gewinnen gehofft hatte, so war er davon durch die Abwandlung in der inneren Politik abgebracht worden, nachdem Fries sich bereits auf die entgegengesetzte Seite gewandt hatte. Er hatte den „Julius und Evagoras oder die neue Republik“, worin Fries ein Idealbild der deutschen Zukunft als eines Reiches der von den überlieferten Formen befreiten Wahrheit und Schönheit des Lebens entworfen hatte, dem Minister gegeben. Jetzt sah er ein, daß er damit einen Fehler gemacht und daß dies phantastische Gemälde, zumal in seiner liberalen Färbung, auf den nüchternen Sinn des konservativen Ministers einen ganz entgegengesetzten Eindruck machen mußte; er bereute bereits, ihm das Buch gegeben zu haben. „Mir scheint“, schreibt er an Fries, „Schuckmann ein arger Obskurant zu sein, und er fürchtet von Ihnen vielleicht revolutionäre Gesinnung.“

Merkwürdig aber, daß es gerade Schleiermacher sein mußte, der in diesem für die Zukunft unserer Universität, ja man kann sagen der deutschen Bildung, so schwerwiegenden Augenblick an der Spitze der Hegelianer kämpfte. Hätten er und Savigny und alle diejenigen, die von beiden abhingen, sich für Fries erklärt, der schon zu Fichtes Zeit auf Berlin gehofft und ohne Frage (denn nach Jena ist er ungern zurückgegangen) hergekommen wäre, so darf man wohl annehmen, daß der Minister seine Bedenken hätte fallen lassen und sich nach Heidelberg statt nach Nürnberg gewandt hätte. Welch ein anderer Gang wäre aber dann der Entwickelung unserer Universität beschieden gewesen! Oder läßt sich glauben, daß Hegel von Heidelberg aus die preußische Jugend und das preußische Ministerium so unterjocht haben würde, wie er es in Berlin getan hat? Und daß Fries dort die Rolle gespielt hätte, in die er in Jena hineingedrängt ward, die ihn im Oktober 1817 auf die Wartburg geführt und zum Opfer der Reaktion gemacht hat? Die Nemesis, an welche De Wette in seinem Berichte über diese denkwürdige Senatssitzung vom 13. März 1816 erinnerte, ist für Schleiermacher noch in einem ganz anderen Sinne wahr geworden. Wäre Fries nach Berlin gekommen, so hätten sich diese beiden Männer, die, wenn nicht in ihren philosophischen Grundansichten, so doch in der praktisch-politischen Richtung, in der Auffassung der nationalen Ideale viel verwandter waren, als sie selbst es wußten, sich finden müssen — so wie Schleiermacher und De Wette sich bereits nach wenigen Monaten gefunden haben; während unter dem vielen Schweren, was Schleiermacher in den drei letzten Lustren seines Wirkens bedrückt und diese wahrhaft tragisch gestaltet hat, der fast vom ersten Tage ab hervorbrechende Zwiespalt mit Hegel und seinem Anhang nicht das geringste Moment gewesen ist.[1] Vielleicht aber hat er sich für Hegels Berufung gar nicht so sehr interessiert, wie man nach seiner Haltung in Fakultät und Senat annehmen muß — wenn man nämlich glauben darf, was De Wette als eine Äußerung seines Freundes Süvern wiedergibt: daß er auch gegen ihn eingenommen gewesen sei. Dann hat er also wohl mit Schubert oder Suabedissen oder auch mit Brandis die Lücken der Berliner Philosophie ausfüllen wollen? Oder sollen wir glauben, daß es ihm überhaupt mit den Vorschlägen kein rechter Ernst gewesen und daß der Schlüssel seiner Diplomatie darin zu suchen sei, daß er gerade durch die Verdoppelung, ja fast Verdreifachung der philosophischen Professur den Minister habe irritieren und von einer festen Linie ganz hinwegführen wollen?

Was ihn auch bewogen haben mag, in jedem Falle hat er sich schwer getäuscht.

Der Antrag an Hegel zu spät.

Im Ministerium wußte man aber in der Tat nicht, was man mit dem Kunterbunt dieser Vorschläge anfangen sollte. Zunächst richtete der Minister unter dem

1) Verwandte Betrachtungen stellt bereits der vortreffliche Biograph Fries', Henke, S. 154f., an; doch möchte ich nicht alle Folgerungen desselben annehmen.

11. April wirklich an den Professor Hildebrand in Erlangen die Anfrage, wie es mit dem Vortrage Hegels beschaffen sei: ob, wie es in wörtlicher Anlehnung an De Wettes Separatvotum heißt, die Urteile aus früheren Jahren über dessen „wissenschaftlichen Methodenvortrag", nach welchen derselbe dunkel, verworren, ängstlich und verlegen sein solle, sich noch bestätigten oder etwa durch seine Nürnberger Vorträge widerlegt würden? Ferner aber auch, welches Gehalt und welche anderen Emolumente Herr Hegel in Nürnberg beziehe. Die Antwort des Gefragten liegt nicht vor, und Monate hindurch herrscht in den Akten tiefes Schweigen. Erst im August werden sie wieder gesprächig. Da finden wir zunächst ein Briefchen von Niebuhr an Nicolovius aus Nürnberg vom 4. d. M., wo er damals auf der Ausreise nach Rom Rast gemacht hatte.[1] Er hatte dort Hegel aufgesucht und zwar, wie aus dem Briefe hervorgeht, ohne einen Auftrag dazu zu haben und nur, um die Bekanntschaft des bedeutenden Mannes zu machen. Hegel selbst hatte, so scheint es, die Rede auf den Berliner Ruf gebracht, von dem er vernommen habe, ohne daß etwas Offizielles an ihn gekommen sei. Er hatte kein Hehl daraus gemacht, daß er gern kommen werde, dann aber angedeutet, daß noch andere Aussichten für ihn vorhanden wären und daß er sich in mindestens drei Wochen zu entscheiden hätte. Näher hatte er sich nicht ausgelassen; Niebuhr hatte aber von anderer Seite gehört, daß es sich um Erlangen handele. „Deswegen", so schließt er die Mitteilung, „schreibe ich Ihnen noch vor unserer Abreise, damit man ihn nicht fahren lasse, wenn es die Absicht ist, ihn zu rufen. Persönlich hat er mir recht sehr gefallen." Diese Worte zeigen uns, daß Niebuhr bei dem Besuch ohne Auftrag gehandelt hat, und dasselbe besagt das Marginal, mit dem Nicolovius den Brief an den Minister weitergab: „Da der Beschluß über die Besetzung der hiesigen Professur der Philosophie und über Herrn Hegels Berufung noch aufgeschoben ist, so halte ich für Pflicht, die obige Nachricht gehorsamst vorzulegen."

Wenige Tage vor Niebuhr hatte Hegel bereits den Besuch eines andern preußischen Kollegen erhalten und vielleicht aus dessen Munde die Aussicht, die sich ihm für Berlin eröffnete, gehört. Dies war Friedrich von Raumer, der gleichfalls auf einer Reise nach Italien begriffen war, zu der er gemeinsam mit seinem Freunde Friedrich von der Hagen Urlaub erhalten, und der dem berühmten Philosophen in Pirckheimers Stadt ebenfalls seine Aufwartung gemacht hatte. Raumer aber war, wenn auch nicht als offizieller Abgesandter, so doch sicherlich nicht ohne Vorwissen des Ministers gekommen, den er eben erst in Karlsbad getroffen hatte. Wie aus dem Bericht, den er bald darauf, am

1) Vgl. Lebensnachrichten II, 176ff. Niebuhr war etwa am 22. Juli von Berlin abgereist. Noch an demselben Tage, an dem er den Brief schrieb, am 4. August, einem Sonntage, fuhr er weiter nach München. Von hier aus schrieb er an Nicolovius abermals am 17. August und erwähnte dabei das Nürnberger „Zettelchen", das ein Freund übernommen habe zu besorgen. S. 226.

10. August, aus München an Schuckmann gesandt hatte, hervorgeht, war es diesem dabei in erster Linie wieder um die Vortragsweise und die Unterrichtsmethode des Philosophen zu tun gewesen. Darüber sollte Raumer Informationen einziehen. Der Eindruck, den er aus den Gesprächen gewann, die er an mehreren Abenden mit Hegel hatte (denn seine Vorträge anzuhören fand sich keine Gelegenheit) war ein sehr günstiger gewesen. Hegel hatte überdies auf den besonderen Wunsch seines Besuchers einen schriftlichen Bericht aufgesetzt, den er Raumer vor dessen Abreise zusandte.[1]

Auch Hegel hatte sich schon früher auf die Fichtesche Professur Hoffnungen gemacht, wie er ja überhaupt seit Jahren sich danach gesehnt hatte, aus der Leere seines Zeitungs- und Schuldienstes herauszukommen, und auf mehr als eine Universität seine Blicke gerichtet hatte.[2] Jetzt öffneten sich dem jahrelang Harrenden plötzlich drei Stellen. Zunächst die Heidelberger, die durch Fries' Abgang frei geworden war. Am 1. Mai hatte dieser seine definitive Zusage an die Weimarer Regierung gegeben, und schon am folgenden Tage — denn es war ihm aus Weimar Kunde von den Verhandlungen geworden — hatte Hegel sich

1) Vom 2. August; gedruckt in den Nachgelassenen Werken, Bd. 17 (Vermischte Schriften II, S. 348—356), offenbar aus dem Original im K.-M., a. a. O., Vol. IV. Überbringer des Briefes und seiner Beilage war Link, wie aus dem Marginal hervorgeht; präs. 21. August. Vergleiche auch das Schreiben Raumers an Hegel vom 7. August und an Solger aus Lachen am Züricher See vom 24. August (Erinnerungen II, 2): „Ich hielt's nämlich für Schuldigkeit, dem Minister durch L. einen Aufsatz über das Studium der Philosophie auf Universitäten vorzulegen. Über diesen Gegenstand hatten wir uns viel unterhalten und ich bat Hegel, mir seine Ansicht schriftlich mitzuteilen. Er tat's. Der Inhalt hatte meinen großen Beifall, und ich sandte ihn weiter, jedoch ohne irgendein Urteil über eine Anstellung. Schuckmann fürchtet die Philosophen, welche von allem Lernen und Tun abwenden und mit ihrem Hexenabrakadabra die ganze Welt zu beherrschen meinen, und diese Ansicht teilen wir ja beide. Ich glaube nicht, daß H. einen glänzenden Vortrag hat, wie ihn die Studenten gewöhnlich wollen; aber nach seinen Gesprächen zu urteilen kann ich ihn nicht für unklar halten. Überhaupt war mir seine Bekanntschaft sehr angenehm." Die voraufgehende Zusammenkunft mit Schuckmann teilt Raumer, offenbar absichtlich, nicht mit. Ähnlich an Schuckmann selbst, 10. August (Urkb.).

2) So am 30. Juli 1814 gegen Paulus, der sein Kollege in Nürnberg gewesen und jetzt in Heidelberg war: „Unüberwindlich bleibt mein Wunsch, wieder auf eine Universität zu kommen — in Berlin aber ist Fichtes Stelle noch nicht besetzt. Nach den öffentlichen Blättern soll diese Universität erhalten werden, was früher wegen der Wiederherstellung Halles als ungewiß angegeben war." Er bittet daher, sich dort zu erkundigen und seiner dabei Erwähnung zu tun. Merkwürdig, wie scharf er dann — man darf wohl sagen im Hinblick auf die in Berlin herrschende Stimmung — von der Naturphilosophie abrückt. „Sie wissen von mir, daß ich mich nicht nur mit alter Literatur, sondern auch mit Mathematik, neuerlich auch mit der höheren Analysis der Differentialrechnung, mit Physik, Naturgeschichte und Chemie zu sehr beschäftigt habe, um mich von dem Schwindel der Naturphilosophie, ohne Kenntnisse nur durch Einbildungskraft zu philosophieren und leere Einfälle, selbst des Aberwitzes, für Gedanken zu halten, ergreifen zu lassen. Dies könnte mir negativer Weise wenigstens zur Empfehlung dienen." Zuerst bei Reichlin-Meldegg, Paulus, II, 224; daraus wiederholt in den Briefen von und an Hegel, herausgegeben von Karl Hegel, I, 373.

bei Freund Paulus in Erinnerung gebracht.[1] Durch ihn und Daub, seinen bewundernden Anhänger, der seine Theologie bereits ganz auf die Begriffe der Hegelschen Philosophie stellte, wurde alles zum glücklichen Ende gebracht. Es traf sich besonders günstig, daß Daub als Rektor der Ruperto-Carola amtlich damit zu tun hatte; am 30. Juli richtete er im Auftrage der badischen Regierung den formellen Antrag an Hegel, die Stelle eines ordentlichen Professors in Heidelberg anzunehmen, nicht ohne ihm ein Wort höchster Verehrung auszusprechen: Heidelberg werde an ihm, da Spinoza bekanntlich vergebens hinberufen sei, zum ersten Male seit der Stiftung der Universität einen Philosophen haben.[2] Der Brief muß fast gleichzeitig mit Niebuhr oder kurz vorher in Nürnberg eingetroffen sein. Auf ihn bezog sich die Andeutung, welche Hegel jenem bei seinem Besuch machte. Auch er wäre für seine Person lieber nach Berlin gegangen, während seine Frau nichts davon hören wollte.[3] Und er beschloß darum, nicht jede Brücke dahin abzubrechen. Noch am 11. August gab er seinem Freunde Niethammer, der zur Zeit in Franzensbad war, von da aber nach Berlin reisen wollte, den Auftrag, in diesem Sinne mit den maßgebenden Berliner Herren zu sprechen. Aber er war klug genug, sich mit dem Sperling in der Hand zu begnügen. Er hatte deshalb schon am 6. August, gleich nach Niebuhrs Abreise, an Daub seine Bereitwilligkeit, die Stelle anzutreten, und zwar gleich im Herbst, geschrieben und seine definitive Zusage nur noch von kleinen ökonomischen Forderungen, inbezug auf Wohnung und Umzugskosten, abhängig gemacht.[4]

In denselben Tagen, wo Hegels Brief nach Karlsruhe gelangte, kam der Niebuhrs nach Berlin; am 12. August konnte ihn Nicolovius dem Minister, der jetzt aus Karlsbad zurückgekehrt war, vorlegen. Nun freilich hörte das Zögern auf, denn man sah, daß Gefahr im Verzuge war. Aber Schuckmann konnte es sich doch auch jetzt nicht versagen, der Besorgnis, die De Wettes Insinuation und andere Informationen in ihm erregt hatten, Ausdruck zu verleihen.[5] Er fragte also Hegel gerade heraus, ob er sich nach einer so langen Pause in seiner Lehrtätigkeit noch den lebendigen Vortrag zutraue, der gerade zu dieser Wissenschaft jetzt, wo das leidige Treiben in den Brotstudien überall bemerkbar sei,

1) Reichlin-Meldegg II, 228. Auch darin erwähnt Hegel des Vorurteils, das gegen ihn in Ansehung der Freiheit und Deutlichkeit des Vortrages von Jena her herrsche, wo er sich allerdings streng an den Buchstaben seines Heftes gebunden habe; die achtjährige Übung am Gymnasium habe ihm zur Freiheit verholfen.

2) Zuerst gedruckt bei Rosenkranz, „Leben Hegels“, S. 296; nach dem Original revidiert und ergänzt in den Briefen von und an Hegel, I, S. 406.

3) An Niethammer, 11. August. Briefe I, 415.

4) Gedruckt in „Vermischte Schriften“, II, 284; in den Briefen revidiert und ergänzt nach Abschrift. An beiden Stellen muß es in der ersten Zeile statt „vom 3. vorigen Monats“ heißen „vom 30. vorigen Monats“.

5) Vielleicht hat sich auch Hildebrand dahin ausgesprochen.

gefordert werden müsse. „Mit Vertrauen auf Ihre eigene Einsicht von den Pflichten eines Lehrers der Philosophie und von den Bedürfnissen der Wissenschaft", so schließt das für Schuckmann selbst charakteristische Schreiben, „überläßt Ihnen das Ministerium daher, sich zu prüfen, ob Sie den hier zu übernehmenden Verbindlichkeiten auch völlig zu genügen sich für tüchtig halten, und erwartet Ihre Erklärung, um darauf das Weitere zu beschließen."[1] Hegel war objektiv genug, die offenherzige Art, in der sich der preußische Minister geäußert hatte, anzuerkennen. Indem er auf die achtjährige Übung am Gymnasium hinwies, sprach er es in seiner Antwort vom 28. August aus, welchen tiefen Eindruck das gnädige Verfahren Sr. Exzellenz, die Prüfung und Beantwortung seiner Anfrage in Ansehung seines Vortrages ihm selbst zu überlassen, auf ihn gemacht habe, und mit welcher gefühlten und reinen Verehrung ihn dieselbe durchdringe. Aber die Würfel waren für ihn gefallen. In Karlsruhe hatte man seine Forderungen bereitwilligst erfüllt. Am 20. August hatte er seine entscheidende Erklärung dorthin geschickt und bereits die Vorlesungen für den Winter angekündigt; und so blieb ihm für die Berliner, wie übrigens auch für die Bayern, die den großen Denker, nachdem sie ihn volle zehn Jahre besessen, noch im letzten Moment nach Erlangen holen wollten, nichts übrig, als eine dankende Ablehnung.[2]

Das war das Ergebnis dieser mit so großem Aplomb in Szene gesetzten Aktion. Statt der beiden Philosophen, die überhaupt in Frage kommen durften, oder wenigstens eines von ihnen, hatte man schließlich keinen von beiden bekommen. Unter Humboldt, das können wir ruhig sagen, wäre es anders zugegangen. Er hätte mit dem einen oder dem andern der Herren von der Universität, vielleicht auch mit keinem, sich besprochen, jedenfalls aber bald und nach eigener Einsicht die Entscheidung getroffen. Aber es würde ungerecht sein, die Schuld allein auf Schuckmann zu werfen. Er hatte viel korrekter gehandelt, als Humboldt je getan haben würde. Nicht bloß den Senat, sondern das ganze Concilium hatte dieser Büreaukrat um die Meinung gefragt, um am Ende die Wahrheit des alten Spruches zu erfahren, daß, wer viel fragt, viel Antwort erhält. Er war durch die Professoren in den Wirrwarr ihrer Opinionen hineingezerrt worden, und man darf wohl die Frage aufwerfen, ob nicht, wenn die Sache noch durch den ganzen Sommer hin verschleppt wurde, auch darin nur neue Einwirkungen

1) 15. August, zur Post gegeben 19. August. Gedruckt bei Rosenkranz, 298; revidiert nach der Ausfertigung in den Briefen 415. K.-M., I, IV, 5, Vol. IV, Kanzleihand, mit kleinen Korrekturen Uhdens, aber sicherlich von Schuckmann selbst entworfen.

2) Hegel an Daub, 20. August; Antwort auf ein Schreiben vom 16., mit umgehender Post gesendet. Vermischte Schriften II, 484; revidiert nach Abschrift, Briefe 417. — Ebd. 488 bezw. 422 ein Brief Hegels an Daub, angeblich vom 29. August, ebenfalls nach einer Abschrift; in den Briefen verkürzt. Dies Datum aber ist falsch; der Brief gehört zum 25. August, was sich beweisen läßt aus einem dritten Brief Hegels an Daub, vom 8. September, ebd. 489 bezw. 423, und aus seiner Antwort an Schuckmann vom 28. August, K.-M., a. a. O., präs. 4. September.

Schleiermachers auf Nicolovius und Süvern zu erblicken sind, denen sich der Minister erst in Karlsbad unter Raumers Einfluß entzogen hat.

Neue Vorschläge der Universität lehnt der Minister ab.

Jedenfalls zeigt der weitere Verlauf der Angelegenheit von seiten der Universität eine wahrhaft erschreckende Unbestimmtheit und Zerfahrenheit der Meinungen. Unter dem 12. September wiederholte der Minister die Aufforderung an den Senat, Vorschläge zu machen, da nach der Absage Hegels und der Berufung von Fries nach Jena die sonst Vorgeschlagenen nicht genügten. Auch diesmal hielt es der Rektor — es war bereits Link — für geboten, den Umweg über die Fakultäten einzuschlagen. Als aber der Senat nach den Ferien am 9. Oktober zusammentrat, konnte er nur von der philosophischen Fakultät Vorschläge, und außerdem ein Schreiben Göschens, worin Twesten in Antrag gebracht war, vorlegen; die übrigen drei Fakultäten hatten darauf verzichtet, Kandidaten zu nennen. Die philosophische Fakultät hatte drei Kandidaten auf die Liste gebracht: an erster Stelle den Schulrat und Professor in Merseburg Herrn Weiß, einen Bruder des Mineralogen, an zweiter Dr. Brandis, an dritter den Professor Wendt in Leipzig. Von ihnen hatte sich Weiß schon gleich nach Fichtes Tode Hoffnungen auf die Berliner Professur gemacht; von seinem Bruder sehr lebhaft empfohlen, hatte er sich damals an den Minister gewandt, der ihn aber mit der Bemerkung abgewiesen hatte, daß man sich mit Privatdozenten begnügen werde. Weiß war bereits Universitätslehrer in Leipzig gewesen, wo er sich habilitiert und von 1801 bis 1805 als außerordentlicher Professor gewirkt hatte. Als dann aber ein älterer Kollege, Carus, ihm vorgezogen war, hatte er eine Stelle am Lyzeum in Fulda angenommen. Diese hatte er 1808, nach der Aufhebung der Anstalt durch die westfälische Regierung, mit dem Rektorat des Gymnasiums zu Naumburg vertauscht, von wo er seitdem nach Merseburg gekommen war. Äußerlich also eine Laufbahn, die der Hegels ungefähr gleich kam. Aber das war auch die einzige Ähnlichkeit zwischen beiden, denn im übrigen war der aus Kants Schule hervorgegangene Weiß ein Eklektiker, der sich wesentlich auf ethische und religionsphilosophische Stoffe geworfen hatte.[1] Von Brandis bemerkten wir, daß er, kaum gewonnen, der Universität schon wieder verloren gegangen war. In diesen Wochen war er mit Niebuhr vor den Toren Roms, nachdem er einen kurzen Sommer hindurch doziert hatte. Wendt endlich, geboren 1783 zu Leipzig, wo er seit acht Jahren lehrte, seit 1810 als Professor der Philosophie, hatte sich durch die „Grundzüge der philosophischen Rechtslehre“ einen gewissen Namen gemacht. Seitdem mehr ästhetischen Problemen zugewandt, hat er noch jahrelang, seit 1829 in Göttingen,

1) Ein Verzeichnis seiner Schriften hatte er seinem Bewerbungsbrief vom 28. Februar 1814 beigelegt. Beide im K.-M., a. a. O., Vol. V, nebst dem Empfehlungsschreiben des Bruders vom 16. März 1814.

eine nicht unbedeutende Wirksamkeit entfalten können. Zunächst aber galt auch sein Name kaum mehr als der der beiden andern.

Eine Umfrage im Senat ergab noch die Nennung anderer Kandidaten: Böckh schlug Herbart in Königsberg, Weiß Dr. Krause in Dresden vor. Auch letzteren hatte unsere Universität bereits besessen: er hatte sich noch zu Fichtes Lebzeiten zur Habilitation gemeldet und war nach dessen Tode als Privatdozent rezipiert worden. Aber von Michaelis 1814 ab hatte er nicht mehr gelesen; häuslicher Sorgen wegen, denn er war verheiratet und hatte, fast mittellos, durch Privatstunden und Schriftstellerhonorare eine zahlreiche Familie zu unterhalten; am 1. Oktober 1815 hatte er auf seine Venia legendi verzichtet und war nach Dresden zurückgegangen, nachdem der Minister ihm jede Hoffnung auf Anstellung an der Universität genommen und ihm nur für den Schuldienst Aussichten eröffnet hatte. Unter den Genannten war er neben Herbart gewiß der bedeutendste. In Jena hatte er neben Hegel und Schelling gelehrt. 1804 war er nach Dresden gekommen, dessen Museen und Bücherschätze er für seine ästhetischen Studien zu benutzen dachte, und hatte hier, zunächst privatisierend, dann ein paar Jahre als Lehrer der Geographie und Mappierkunst sowie der deutschen Sprache an der Ingenieurakademie gewirkt. Krause hat auf allen Gebieten der Philosophie gearbeitet und von einem an Mühen und Enttäuschungen reichen Leben wenigstens den Erfolg gehabt, daß er treue Schüler, die sein Andenken über den Tod hinaus erhalten haben, hinterlassen hat.[1] Aber er fand so wenig wie Herbart Gnade vor den Augen des Senats. An Wendts Stelle, der gestrichen wurde, kam der junge Twesten auf die Liste, der jetzt außerordentlicher Professor der Theologie in Kiel war und, wie philosophisch interessiert und dialektisch geübt er auch sein mochte, doch wohl kaum ein philosophisches Kolleg gelesen und jedenfalls nichts Philosophisches geschrieben hatte. Die beiden anderen Vorschläge der Philosophischen Fakultät wurden angenommen, aber umgestellt, so daß Brandis mit der akademischen Erfahrung eines Semesters zum Nachfolger eines Fichte vorgeschlagen wurde. Der Senat vermochte selbst nicht die Bedenken, die ihm diese Vorschläge machten, zu unterdrücken. Er wies in der Eingabe an das Ministerium vom 25. Oktober, welche Bekker als der neue Dekan entworfen hatte, auf die Unmöglichkeit hin, so berühmte Männer, wie das erste Mal, aufstellen zu können; aber

1) Im U.-A., H1, I, sind sein Habilitationsgesuch, der Lebenslauf, das Protokoll über die Senatssitzung vom 9. März 1814 und die Eingabe, in der er seine Venia aufgab, aufbewahrt. Sein Briefwechsel (herausgegeben von Paul Hohlfeld und August Wünsche, 2 Bände) enthält im ersten Band (S. 312 bis 428) eine ganze Reihe von Briefen, die über sein gequältes Dasein in Berlin Licht verbreiten. Seine besonderen Freunde waren Plamann und Zeune; mit letzterem gründete er die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache, der auch Arndt und Jahn angehörten, und die Krause leitete. Auch Weiß war er näher getreten. Die Studenten wünschten sehr, daß er lesen möchte, und forderten ihn im Winter 1814 durch einen eigenen Abgesandten dazu auf; Krause mußte aber ablehnen, weil er die Zeit zum Geldverdienen nötig hatte.

er entschuldigte sich mit den von Tag zu Tag fühlbarer werdenden Nachteilen, welche unzertrennbar seien von der Vakanz der auf den Geist und die Richtung der gesamten akademischen Studien am unmittelbarsten und entscheidendsten einwirkenden Stelle. Will man dies noch gelten lassen, so muß doch die Begründung in Erstaunen setzen, welche diesen Vorschlägen gegeben war. Als ein Vorzug derselben ward nämlich darin betont, daß die Neugenannten nicht bloß dem Geiste, sondern auch der Gesinnung nach zu einer recht wohltätigen Wirksamkeit an der Universität vollkommen geeignet seien. Von Brandis war gesagt, daß er nach dem Eindruck seiner Persönlichkeit wie seiner Schriften in seltenem Maße philosophische Tiefe mit gewandter Darstellung, gründlicher Gelehrsamkeit und großem Fleiße verbinde; zumal seine kritische und historische Richtung ward hervorgehoben; sie werde ihn vor Einseitigkeit und Befangenheit inbezug auf die übrigen Disziplinen bewahren. Von Weiß wurden besonders die „Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele“ und „von dem lebendigen Gotte“ gelobt. Wenn bei Brandis zugegeben war, daß er nur wenige Schriften (es waren höchstens zwei zu nennen) veröffentlicht habe, so ward bei Twesten hierauf ganz verzichtet und dafür der philosophische Geist und die ernste, von Scheinsucht entfernte Wahrheitsliebe hervorgehoben, besonders aber betont, daß er unter der studierenden Jugend in Kiel einen wissenschaftlichen und frommen Geist verbreite, der bisher dort mangele; seine gründliche philosophische Bildung und sein theologischer Sinn ließen in ihm einen tapferen Bekämpfer des philosophischen Zeitgeistes erhoffen. De Wette hatte sich schon in der Senatssitzung gegen die Nennung Twestens erklärt, mit ihm jedenfalls auch andere, zumal der Rektor und Marheineke, und diese beiden haben dann noch besonders in einem Separatvotum gegen die Vorschläge aufs allerschärfste protestiert.[1]

Ich weiß nicht, ob man an der Universität wirklich geglaubt hat, durch diesen erbaulichen Ton auf den Minister Eindruck zu machen. Jedenfalls ließ dieser sich nicht dadurch imponieren. Die Eingabe ward kurzweg ad Acta gelegt; und als der Senat nach einem halben Jahre abermals das dringende Bedürfnis vorbrachte, da schon von den Studierenden aller Fakultäten Beschwerde darüber geführt werde, daß sie höchstens alle Jahre einmal Gelegenheit hätten, die unentbehrlichen Vorlesungen der Logik und Metaphysik zu hören, die auf

1) „Die Vorschläge der philosophischen Fakultät sowie die daraus genommenen des Senates erscheinen uns ganz unzweckmäßig. Es sind Männer von anfangendem, von geringem und gar keinem Ruf in der Philosophie vorgeschlagen, welche wahrlich schon darum nicht imstande sind, Fichtes Platz einzunehmen. Der Regierungsrat Weiß hat ungeachtet vieler Schriften es kaum zu einem mittelmäßigen Ruf gebracht. Die Anstellung von Brandis ist wohl erwünscht, er wird aber seine Stelle bei Niebuhr kaum aufgeben können und wollen. Die übrigen sind als Philosophen gar nicht oder nicht rühmlich bekannt“. Die Votanten sind unter diesen Umständen für Aussetzung.

anderen Universitäten alle Semester von zwei oder drei Dozenten gelesen würden, eröffnete der Minister der Universität, daß es fürs erste bei der Vakanz bleiben müsse. Man habe an Herrn Dr. Tölken, der sich dazu erboten habe, einen Ersatzmann, und dem Vernehmen nach seien zwei Privatdozenten für derartige Vorlesungen in Aussicht.

Tölken übernimmt philosophische Vorlesungen.

An Tölken besaß die Universität nun in der Tat einen jungen, von ihr selbst sehr geschätzten Gelehrten, der seit 1814 für das philologische und kunsthistorische Fach habilitiert und bereits 1815 auf Antrag der Fakultät zum Extraordinarius ernannt war. Auch hatte er mehrfach Geschichte der Philosophie sowie religionshistorische Kollegia gelesen, aber darüber hinaus in das systematische Gebiet niemals gegriffen und konnte es auch seiner ganzen Anlage nach nicht wagen.

Bei den Privatdozenten, auf welche der Minister hinweist, werden wir an Schad und van Calker zu denken haben, die sich im Frühjahr 1817 auf dem Berliner Boden heimisch zu machen versuchten

J. B. Schad.

Johann Baptist Schad, ein fränkischer Bauernsohn, geboren am 30. November 1758 zu Mürsbach im Itzgrund, ist durch seine persönlichen Schicksale interessanter geworden als durch seine Philosophie, die ihn von dem Fichteschen Boden, den er eingenommen, kaum hinweggeführt hat. Von katholischen Eltern geboren, war er früh ins Kloster gesteckt worden, zu Banz, wo er bald mit seinen Oberen in schwere Konflikte geriet; nach harten Kämpfen, die er schon 1812 in einer Autobiographie beschrieben hat, hatte er sich schließlich 1798 dem Klosterleben durch die Flucht entzogen. In Thüringen, wo er bei einem Grafen Reuß Unterkunft fand, war er zum Luthertum übergetreten, hatte geheiratet und sich in Jena habilitiert, noch unter Fichte, dessen Lehre er nach der Amtsentsetzung des Meisters dort durch eine Reihe von Jahren vertrat. 1804 als Professor der theoretischen und praktischen Philosophie und der lateinischen Literatur nach Charkow berufen, hatte er auch hier, darin wieder seinem Meister gleich, Anstoß bei seiner Regierung erregt; 1816 wurde er mitten im Winter des Landes verwiesen, seine Schriften in Rußland verboten. So war er im Frühjahr 1817 nach Berlin gekommen. Seinem Gesuch, von den üblichen Leistungen befreit zu werden, willfahrte die Berliner Fakultät. Am 8. April habilitierte er sich, doch hat er nur zwei Semester bei uns gelesen, dann ist er von der Regierung, die darin vielleicht einem von Petersburg geäußerten Wunsch nachkam, dazu gezwungen, nach Jena zurückgegangen, wo er in Armut und wachsendem Elend noch bis 1834 gelebt hat.[1]

1) „Neuer Nekrolog der Deutschen", I, VII, 1, 1834. Im U.-A. (Phil. Fak. H, 1, I) sein Habilitationsgesuch, in dem er seiner russischen Erlebnisse gedenkt und seine wissenschaftlichen Werke aufzählt, insbesondere sechs in Charkow edierte, die er seinem Gesuche beigelegt hat, darunter an letzter Stelle eine „Oratio de libertate Europae vindicata", mit der vielleicht die

Ein besseres Los ist van Calker gefallen, in dem die Universität einen Schüler von Fries gewann. Geboren zu Neudietendorf im Gothaischen am 20. Juni 1790, Sohn eines Diakons der mährischen Brüder, war er auf den Schulen zu Barby und Niesky erzogen und an letzterem Ort schon drei Jahre lang Lehrer gewesen, als er 1815 nach Heidelberg zu Fries ging. Dort hatte er auf Grund einer Dissertation aus dem Gebiete der Logik im Dezember 1816 promoviert und war dann seinem Lehrer nach Jena gefolgt, von wo er im Frühjahr 1817 nach Berlin kam. Außer seiner nach Form und Inhalt recht dürftigen Dissertation hatte er bisher nichts geschrieben. Trotzdem ließ ihn die Fakultät mit Rücksicht auf das Lehrbedürfnis in seinem Fache zur Probevorlesung zu und gab ihm schon am 12. April die Venia legendi.[1] Er hat zwei Jahre bei uns gelesen. Ostern 1819 erhielt er ein Extraordinariat in Breslau; von da kam er bald nach Bonn, wo er noch Jahrzehnte hindurch — bis 1870 — der philosophischen Fakultät angehört hat und zuletzt der Vertreter der Universität im Herrenhause gewesen ist.[2] Calker.

Verjagung zusammenhängt. „Addo", schreibt er, „et alia quaedam scripta, quae auctoritate et mandato senatus academici Charcoviensis provocatus edidi. Ex omnibus hisce operibus, quae modo in Rossia prohibita sunt, inclytus ordo philosophicus perspiciet eximium meum veritatis, religionis, salutis publicae et causae sanctissimae diu oppugnatae et jam divina providentia ac singulari principum foederatorum et nationum illis subjectarum virtute evictae studium, quod quidem mihi in Rossia nocuit, hic autem mihi maxime profuturum spero." Daß sein Abgang auch von unserer Universität ein unfreiwilliger war, lehrt das Senatsprotokoll vom 25. März 1818. Der Senat, an den er sich gewandt, erklärte, falls er bleiben wolle, seine Bereitschaft, sich für ihn bei dem Minister zu verwenden. Weitere Akten darüber lagen mir nicht vor.

1) Akten im U.-A., a. a. O. Dort auch die Dissertation, „Figurarum linguae cum formis cogitandi comparandae". Sie umfaßt 28, mit den Anmerkungen 57 Seiten. Den Inhalt bezeichnet Solger als verworren, das Latein als mühsam. Tralles nennt sie inhaltsleer. Böckhs Urteil ist nicht besser, doch wies gerade er auf die Bedürfnisfrage hin.

2) Henke zitiert mehrere Briefe Calkers aus Berlin an Fries, die ihn als eifrigen Anhänger des alten Lehrers, und so auch der turnerischen und burschenschaftlichen Bewegung, erkennen lassen. Daß er auch unter der Berliner Studentenschaft als solcher bekannt war, zeigt das Schreiben eines Berliner Studio an Fries aus dem Jahre 1818, den jener in Jena gehört hatte: „Ich denke, ich schreibe künftig nicht mehr an den Hofrat Fries, sondern ich schreibe an Dich, meinen älteren Freund Fries, und Du schreibst an Deinen treuen Schüler D.; es ist zwar nicht Sitte, daß der Fuchs dem bemoosten Haupt ein Smollis anbietet, aber es wird doch bisweilen gut aufgenommen. Wir bleiben eins in unseren Ansichten, das merke ich. Das Herz hat das Herz gefunden und ich liebe euch drei Friesianer, Fries, De Wette und Calker, weil ihr nicht Geisteskrüppel seid." Und nach weiteren Ergüssen ähnlicher Art: „Calker hat schöne Pläne; durch das Besuchen des Turnplatzes ist er mit Handwerkern in Berührung gekommen, und so ist ihm der Gedanke aufgestiegen, für diese Logik zu lesen oder zu sprechen und zu lehren (das verteufelte Lesen sitzt einem noch so in den Knochen). Das wird viel helfen, und ich will Calker unterstützen, wo ich kann. Das ist eben das Unglück mit euch Philosophen, daß ihr nur Gelehrten predigt, daß ihr aber mit Ungelehrten nicht gut fertig werden könnt, daß ihr eure Philosophie mehr schreibend als redend durcharbeitet und durchdacht habt. Verleiht Gott der Herr mir, daß ich einst Prediger werde, will ich meiner Gemeinde schon ein Hirt werden, der die Schafe läßt rechts und links schweifen nach Gefallen, aber selbst immer auf dem rechten Wege bleibt und

So wenig wie die Anträge auf Besetzung der philosophischen Professur hatten die Wünsche, Hoffmann einen Nachfolger zu geben, Erfolg: mit Lüder und Luden scheinen gar keine Verhandlungen angeknüpft zu sein; wenigstens ergeben die Akten nichts darüber. Von den drei in Frage Kommenden hatte Dahlmann literarisch das wenigste geleistet, und gerade auf dem Gebiete der Staatswissenschaften lag nichts von ihm vor. Es war daher ganz richtig, wenn in der Begründung hierauf hingewiesen und nur aus seiner Anstellung als Sekretär bei der schleswig-holsteinischen Gesandtschaft geschlossen wurde, daß ihm finanzielle Gegenstände nicht fremd sein könnten. Hervorgehoben aber wurde, daß er mit dem Studium der Politik im allgemeinen angelegentlich sich beschäftigt habe und als ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit gerühmt werde.[1] An ihn ist denn auch der Antrag, an unsere Universität zu kommen, ergangen, es ist aber nicht deutlich, wann es geschah und ob er der erste gewesen ist, an den man sich gewandt hat. Denn im Oktober 1814 ward vom Senat noch ein vierter Kandidat für diese Stelle dem Minister in Vorschlag gebracht, Gustav Ewers in Dorpat. Um diesen hat Schuckmann sich ernstlich bemüht. Rühs, der mit ihm in Göttingen studiert hatte und ihm eng verbunden geblieben war, erhielt den Auftrag, ihn anzuwerben. Ewers war Norddeutscher, eines Landmanns Sohn aus Amelunxborn bei Corvey, ursprünglich Theologe, Schüler besonders von Planck, aber unter Heerens und Schlözers Leitung zu historisch-politischen Studien übergegangen. Seit 1810 war er Professor an der baltischen Universität für russische Geschichte, der schon seine Studien in Göttingen gegolten hatten. Er wäre für Berlin eine glänzende Akquisition geworden, wäre auch nicht ungern gekommen, denn es zog ihn nach Deutschland zurück, wenn er sich auch, wie

Anträge an Ewers und Dahlmann.

in der Mitte.“ S. Henke, 194. Man darf annehmen, daß im Ministerium diese Stellung Calkers unter den cives academici nicht bekannt war, sonst hätte man ihn wohl schwerlich nach Bonn gebracht. Auch zeigt ein Brief Calkers an Altenstein (20. Februar 1818), mit dem er dem Minister eine neue kleine Schrift überreichte, daß er sich mit demselben gut zu stellen suchte. Dennoch ist er später als politischer Schwarmgeist längere Zeit von der Regierung überwacht worden.

1) Über Lüder siehe Roscher, Geschichte der Nationalökonomie, 694, der sehr scharf über ihn urteilt. Ebenso Mohl, Geschichte der Staatswissenschaften, III, 667ff. Trotz einer Menge von Schriften war er unselbständig, und mit der Schwäche seiner Ideen kontrastierte die anmaßende Art seines wissenschaftlichen Vortrages und seiner politischen Urteile.

Luden hatte bisher sehr viel mehr historische Arbeiten veröffentlicht als staatswissenschaftliche. In Betracht für den Senat werden unter anderen gekommen sein das Handbuch der Staatswissenschaften und der Politik, 1811, und die ersten Jahrgänge der Nemesis. Das Allgemeine Staatsverfassungsarchiv war erst im Erscheinen begriffen.

Dahlmann hatte außer seiner Dissertation über die Ursprünge des griechischen Dramas, die unter Wolfs Einfluß entstanden war, und einer Studie über Oehlenschläger, die er als Dozent in Kopenhagen (dänisch geschrieben) veröffentlicht hatte, noch nichts ediert. Da er von der juristischen Fakultät vorgeschlagen war, wird man an Eichhorn und Göschen als diejenigen denken dürfen, die sich für ihn besonders interessierten, und an die Kieler Blätter, die seit dem Sommer 1815 erschienen, als das Substrat ihres Urteils.

er schreibt, eine Anstellung an der rheinischen Universität gewünscht hätte. Was ihn, er dachte zunächst nur an ein Jahr, in Rußland zurückhielt, war das Gefühl der Pietät gegen einen kürzlich in Smyrna verstorbenen Freund, Otto von Richter, den Reisenden, dessen Nachlaß herauszugeben ihm als erste Pflicht erschien, daneben aber der Wunsch, seine Arbeiten über die Verfassung und Verwaltung des russischen Reiches zu vollenden. Er ist schließlich in Dorpat geblieben, dessen Zierde als Lehrer und Forscher, sowie durch seine administrativen Talente (er ist dreizehnmal Rektor geworden) er bis an sein Lebensende gewesen ist.

Dahlmann aber ward, wie Falk, durch seine Beziehungen zu Holstein, das auch ihm zur Heimat geworden war, zurückgehalten. Er hatte deshalb — denn er fühlte sich der Ritterschaft, für deren Rechte gegen die dänische Krone er stritt, verpflichtet — schon Niebuhrs lockenden Ruf, als Gesandtschaftssekretär nach Rom mitzugehen, abgelehnt, und so versagte er sich jetzt auch Berlin, obwohl ihm eine Reise dorthin und die Aufnahme, die er in dem geistesverwandten Kreise eines Nicolovius und Schleiermacher, eines Savigny und Rühs fand, beweisen mußte, wie willkommen er dort sein werde und wie schöne Aussichten für seine Wirksamkeit sich dort bieten würden.[1] Auch mit ihm hat Rühs, wie ich annehmen möchte, nach der Reise, und nachdem die Hoffnung, Ewers zu erhalten, vereitelt war, Verhandlungen geführt, über die uns nur der Absagebrief Dahlmanns vom 30. März 1817 Auskunft gibt.[2] Er glaubte damals noch in dem Zwiespalt zwischen dem ständischen Prinzip und den monarchischen Ansprüchen, mit dem sich nur zu bald der Gegensatz zwichen deutsch und dänisch decken sollte, vermitteln und die Einigkeit im Lande herstellen zu können. Auch fesselte ihn seine Verlobung mit der Tochter seines Vorgängers, Julie Hegewisch, an deren Heimat. Ein Jahr später hatte er bereits den Glauben an eine friedliche Lösung verloren. Der Versuch der Ritterschaft, mit der Krone zu verhandeln, erschien dem Gewissenhaften, der nicht Diplomatie, sondern Wahrung des Rechts verlangte, als ein Verrat an den Landesinteressen und legte ihm den Gedanken nahe, sich von Geschäften loszusagen, die er sonst wider Gewissen und bessere Überzeugung hätte übernehmen müssen. Hätte die

1) Nach Anton Springer fällt die Berliner Reise Dahlmanns in den Herbst 1816 (I, 103). Twesten meldet aber Schleiermacher am 19. April (Heinrici 272), daß sein „Freund und Kollege“ Professor Dahlmann bald auf einige Tage nach Berlin kommen werde, wohin er die Doktorin Hensler begleiten werde. Er wünsche diese Reise besonders auch dazu zu benutzen, um Schleiermachers Bekanntschaft zu machen, da er ihn schon lange verehre. „Mehr als ich es kann, wird er sich Ihnen selber empfehlen.“ Die Hensler kam in der Tat, wie wir aus den Lebensnachrichten Niebuhrs wissen (II, 118), im April 1816 nach Berlin, wo sie bis in den Juni blieb.

2) Springer I, 104. Mit Rühs stand Dahlmann schon vorher in Korrespondenz; ein Brief an Rühs vom 27. Januar 1817 ebd. Auch Rühs mischte sich in den Streit der Herzogtümer. Er gab zu diesem eine Schrift heraus, für die Dahlmann ihn mit Materialien versah: „Das Verhältnis Schleswigs und Holsteins zu Deutschland und Dänemark“, 1817.

Berliner Regierung in diesem Augenblicke zugegriffen, so würde sie ihn wahrscheinlich bekommen haben. Nicolovius hat damals, am 12. Dezember 1817, seinen Chef, es war schon Altenstein, darauf aufmerksam gemacht. Wie dieser sich zu dem Vorschlag, zu dem Nicolovius von Kiel selbst die Anregung erhalten, gestellt hat, bleibt wieder unklar, denn in den Akten finde ich nichts weiteres. Ich möchte aber annehmen, daß die Stellung des Kieler Gelehrten auf Seiten der ständischen Opposition gegen die Monarchie auch bei dem neuen Minister ihm nicht zur Empfehlung gedient hat, was wenigstens bei Schuckmann sicherlich nicht der Fall gewesen wäre. Es waren die Wochen nach dem Wartburgfest, und wir werden noch sehen, wie dunkle Schatten von da auf die Amtsführung des neuen Ministers gefallen sind. Und so blieb der Stuhl Hoffmanns solange unbesetzt, bis er selbst ihn wieder einnahm. Denn wenn Raumer auch als Vertreter der staatswissenschaftlichen Fächer berufen worden ist, hat er doch von Anfang an in Forschung und Lehre wesentlich die historischen Studien gepflegt.

Die Historie aber war es, die schon jetzt den Staatswissenschaften vorgezogen wurde. Ihr ist das einzige neue Ordinariat gewidmet worden, welches die philosophische Fakultät unter Schuckmann nach dem Kriege erhielt. Friedrich Wilken folgte Ostern 1817 dem Ruf, den er im Sommer 1810 ausgeschlagen hatte.[1]

Berufung Wilkens.

Wie wir bemerkten, war in dem Bericht des Senats vom 18. Oktober 1814 das Bedürfnis einer vollständigeren Vertretung der Geschichte in erster Linie betont worden. Zugleich aber hatte der Senat in einem besonderen Bericht auf die Reformbedürftigkeit der Königlichen Bibliothek hingewiesen und dafür vor allem eine kräftigere Direktion gefordert, als sie unter dem alt gewordenen Biester, der seit fast einem Menschenalter der Sammlung vorstand, geübt wurde. Und eben hierfür hatte der Senat neben G. F. Beneke in Göttingen Wilken, als den Direktor der Heidelberger Bibliothek, in Vorschlag gebracht. Wenn Schuckmann nicht sogleich darauf einging, so mag ihn die Rücksicht auf den alten Biester bestimmt haben. Am 20. Februar 1816 aber starb dieser, und noch an demselben Tage wiederholte der Senat seinen Antrag. Wilken hatte seine erste Absage nach Berlin bald bereut und durch seine alten Heidelberger Freunde, De Wette und Böckh, bereits anfangs 1811 neue Verhandlungen angeknüpft, die aber, obgleich das Departement die Hand dazu bot, bei dem Staatskanzler auf Widerstand gestoßen waren.[2] Seitdem hatte Wilken sich eine bedeutende Position in Heidel-

1) Über Wilken hat Adolf Stoll ein auf gutem Quellenstudium, vor allem dem brieflichen Nachlaß Wilkens selbst, beruhendes, lehrreiches Buch geschrieben: „Der Geschichtsschreiber Friedrich Wilken“, Kassel 1896. Darin auch ein Porträt nach einer Zeichnung seiner Frau, einer Tochter Tischbeins.

2) So Stoll, S. 61. Das Departement hatte schon die Vokation für Wilken ausgefertigt und Hardenberg zur Ratifikation durch den König zugesandt. Wie Wilken geglaubt hat, steckte Friedrich von Raumer dahinter: dieser habe selbst auf die Berliner Stelle spekuliert und ihm dafür die Breslauer Professur angeboten, die er jedoch abgelehnt habe. Die Akten enthalten

berg und bei der badischen Regierung erworben, weniger freilich durch seine Lehrtätigkeit als durch die Rückerwerbung eines großen Teiles der palatinischen Bibliothek, die er auf zwei Reisen nach Paris und Rom durchsetzte. Er war noch am Tiber, als ihn ein Brief De Wettes vom 2. März 1816 erreichte, worin dieser, der wieder hinter allem stand, ihn mit den wärmsten Worten aufforderte, den Ruf, der ihm ganz sicher sei, anzunehmen, er werde nicht bloß das Ordinariat, sondern auch die Direktion der Königlichen Bibliothek, deren Neuschöpfer er werden solle, und die Mitgliedschaft in der Akademie erhalten. Wilken war gleich bereit; am 5. April, noch von Rom aus, gab er seine Zustimmung, und bereits im Sommer hatte er die Ernennung in Händen; Ostern 1817 ist er, denn früher wollte er aus Rücksicht auf die badische Regierung Heidelberg nicht verlassen, nach Berlin übergesiedelt.[1]

Schuckmann hatte in diesem Falle nichts versäumt, obschon es ihm nicht ganz leicht gemacht wurde, da er wieder Einflüsse von seiten Hardenbergs zugunsten des zweiten Bibliothekars Henry, der seiner Protektion durchaus unwürdig war, abzuwehren hatte.[2]

darüber, soweit sie mir vorlagen, nichts, und ich weiß nicht, ob dieser Verdacht gerechtfertigt war. Ich verweise auf die Eingabe Raumers an den Staatskanzler aus dem Anfang September 1811, worin er um die Professur der Staatswissenschaften und der Geschichte in Berlin bat (Erinnerungen I, 165). Danach hat er erst damals den Entschluß gefaßt, sein einflußreiches Amt bei Hardenberg niederzulegen; er selbst bezeichnet es als die erste Bitte, die er dem Staatskanzler vorgetragen habe. Am 9. November erfolgte seine Ernennung. Mit Wilken stand er damals, wie in späterer Zeit immer, freundschaftlich. Am 5. Oktober 1811 erhielt er, gewiß mit durch Wilkens Einfluß, die Heidelberger Doktorwürde. (Vergl. auch Solger an Raumer 18. August und 18. September 1811, Nachgelassene Schriften II, 217.)

1) Der Minister bewilligte ihm das halbe Jahr nur sehr ungern. Im Herbst 1816 kam übrigens Wilken schon zu einer Orientierung nach Berlin. Er ist damals mit dem alten Zelter gereist, der an der kräftigen und klaren Persönlichkeit des Mannes seine Freude hatte, und in Weimar von Goethe sehr freundlich aufgenommen worden Auch von Böckh, der ihm noch ausdrücklich die Stelle in der Akademie zusicherte, und abermals von De Wette hatte er im Sommer 1817 Briefe bekommen. Über alles dies ausführlich Stoll, S. 15ff. Von besonderem Interesse der Brief De Wettes vom 2. März, ebd., S. 95, Anmerk., worin er ihm die Vorzüge seiner neuen Stellung ins Licht setzt und ihn auch über die politischen Verhältnisse in Preußen, die damals schon im Süden sehr ungünstig besprochen wurden, zu beruhigen sucht. Im Jahre 1811 freilich sei alles in ahnender, banger Erwartung gewesen, und der Boden habe unter den Füßen geschwankt: „Sollten jetzt auch noch tyrannische Zeiten kommen, sind für uns diese gerade erwünscht. Ein vollkommener Friede ist uns noch nicht heilsam, und der gute Geist muß erst noch mächtiger werden und alle Feig- und Finsterlinge, die sich jetzt wieder erheben wollen, in ihr Nichts zurückgeschreckt werden. Für das Ganze aber ist nichts zu fürchten, Preußen ist durch seine innere Kraft unüberwindlich, und welche Aussichten eröffnen sich für die Künste und Wissenschaften! Der König hat von seinen Feldzügen große liberale Ideen mitgebracht, wohin die Errichtung eines Museums, der Bau einer großen Kirche gehört. Die Bibliothek muß noch weit größer werden, und Sie sollen der Baumeister sein.“ Mit Recht bemerkt Stoll, daß dieser Optimismus gerade im Munde De Wettes eigentümlich berühre.

2) Darüber siehe Stoll, S. 95. Henry erhielt die Entlassung. Mit Liaño hat Wilken sich noch bis 1822 quälen müssen. Von der Auffassung, welche dieser Musterbibliothekar von seinem

Für die Bibliothek hätte nicht besser gesorgt werden können. Wilken erfüllte die Hoffnungen, die man dafür auf ihn gesetzt hatte. Das neue Reglement, die Neuaufstellung der Bücher, die rasch und mit organisatorischem Geschick durchgeführte Herstellung eines Realkataloges waren Verdienste, welche die Königlichen Bücherschätze einer wissenschaftlichen Benutzung erst recht zugänglich machten und damit den Studien die willkommenste Grundlage schufen. Unter den Historikern, die für Berlin in Frage kamen, war Wilken damals — denn an Heeren war nicht zu denken — einer der bekanntesten; Raumer und Dahlmann hatten sich auf diesem Gebiet noch kaum hervorgewagt, und Luden gegenüber konnte Wilken damals wie später das größere Gewicht beanspruchen, mochte ihm auch der Jenenser Gelehrte in der Leichtflüssigkeit des Vortrages überlegen sein. Er war bereits 12 Jahre in der Professur zu Heidelberg gewesen und hatte dabei noch kaum das vierzigste Jahr erreicht, stand also auf der Höhe des Lebens, die er nach einer in Armut und Entbehrung verbrachten Jugend rasch erklommen hatte. Geboren am 23. Mai 1777 zu Ratzeburg, war er von der Knabenzeit an ganz auf sich gestellt gewesen. Als Kurrendenschüler hatte er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er eine Freistelle erhielt, wie einst Luther, das Brot vor den Türen ersingen müssen. Auch auf der Universität zu Göttingen, wo er von 1795 ab ausschließlich studierte, hatte er sich nur durch Stipendien, Preisaufgaben und Freitische über Wasser gehalten. Aber schon dort nahm sein Geschick eine günstige Wendung, als Heyne und Eichhorn auf den tüchtigen und unermüdlich tätigen Theologen, der sich schon auf der Schule von einer alten Jüdin in die Anfangsgründe des Hebräischen hatte einführen lassen, aufmerksam wurden und ihm ihre Teilnahme und Unterstützung gewährten. Eine Preisarbeit über einen orientalischen Chronisten der Kreuzzüge, Abulfeda, brachte ihm die erste Anerkennung und führte ihn in die Richtung, der er sein lebenlang treu geblieben ist. Sie erregte sogleich weiteres Aufsehen, zumal als De Sacy sie ausführlich und anerkennend besprach. Seitdem waren seine Pfade geebnet. Schon in Göttingen war er Privatdozent und dort auch in der Bibliothek beschäftigt. Ein Ruf, der ihm nach Jena an Illgens Stelle in Aussicht stand, scheiterte nur an seiner Jugend. 1803 kam er als Lehrer und Gesellschafter des Erbprinzen von Schaumburg-Lippe nach Leipzig, und hier fand er im Hause des Malers Johann Friedrich August Tischbein seine zukünftige Gattin. Es war die anmutige, liebenswürdige und kunstsinnige älteste Tochter des Meisters,

Berufe hatte, werden seltsame Geschichten erzählt. Vergleiche Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte, II, 237: „Herr Liagno ist mit Genuß seines Gehaltes auf mehrere Jahre nach Paris gegangen. Er hatte 1800 Bände von der Königlichen Bibliothek mit nach Hause genommen. Viele sind verschleppt, vielleicht verloren. Wilken hat ihn mehrmals bei der Behörde verklagt, aber niemand wollte ihm etwas anhaben, da man ihn sehr in der Gunst des Königs wußte; der Kronprinz soll fortwährend sein großer Gönner sein. Dabei ist Liagno ein heftiger Liebhaber der spanischen Revolution und spricht offen in diesem Sinne.“ Stoll, S. 100.

Karoline, deren Herz für den gutgewachsenen und lebensvollen jungen Mann (der „schöne Doktor“ hieß er in Göttingen) entbrannte. Dem Herrn Akademiedirektor freilich behagte der Ratzeburger Pedellensohn als Schwiegersohn gar nicht, er wollte von der Liebelei nichts hören und meinte, er werde wohl noch Maßregeln gegen diese „unbesonnene Neigung“ zu finden wissen. Das Töchterchen aber ließ sich nicht abschrecken. „Maßregeln gegen diese Neigung“, schreibt sie, „Das kommt mir vor wie ein Kraut gegen den Tod, beides kann und wird nie gefunden werden“. Und mit mütterlicher Hülfe setzte sie ihren Willen durch. Seitdem leuchteten dem jungen Gelehrten alle Sterne. 1805 erhielt er die Heidelberger Professur, zunächst noch ein Extraordinariat. Im folgenden Jahre führte er die Braut heim Schon 1807, in dem Jahre, da der erste Band der Kreuzzüge erschien, ward er Ordinarius, und noch im Herbst Direktor der Universitätsbibliothek. Die Akademien von Paris und Berlin wählten ihn zu ihrem Korrespondenten; den Ruf nach Berlin wie einen andern nach Leipzig lehnte er ab; im eigenen Hause, unter dem Schloßberg am Karlsplatz (auch der Schwiegervater war versöhnt und kam an den Neckar) lebte der Glückliche mit Frau und Kindern und im angeregtesten Verkehr mit seinen Kollegen, unter denen er großes Ansehen genoß. Schon 1815 ist er zum Prorektor gewählt worden. Auf dem Katheder freilich hat er, wie wir wissen, auch in Heidelberg keine Lorbeeren gepflückt und in Berlin kaum höhere Ziffern in der Zahl seiner Zuhörer gewonnen. Zum guten Teil kam es von der Gleichgültigkeit der Studierenden, deren Interessen nach anderen Richtungen als der historischen gingen. Wenn Luden große Auditorien hatte, so lag das an der politisch freieren und bewegteren Luft in Jena, welche in Berlin nicht geduldet wurde, wo der Boden noch auf Jahrzehnte nach dieser Richtung unbestellbar war. Dennoch ist die Wirksamkeit Wilkens bei uns auch als Lehrer nicht gering zu schätzen; von Barthold bis auf Roscher sind eine Reihe namhafter deutscher Historiker, ich nenne nur noch Leo, Droysen, Theodor Hirsch, Riedel, Duncker, Waitz, Köpke und Dönniges, seine Schüler gewesen. Wenn er durch seine Vorträge nicht wirkte, so lag das doch nur zum Teil an dem Mangel rhetorischen Talentes — denn im Verkehr zeigte er sich lebhaft und von weiter Bildung —, sondern auch an der in der Göttinger Schule erworbenen Ehrlichkeit seines Forschersinns, der vor allem an dem Grundsatz festhielt, durch feste Anhänglichkeit an historische Belege die Phantasie zu zügeln.[1] Dies war eine Eigenschaft, welche gerade den orientalischen Studien gegenüber notwendig war, zu denen sich bis dahin bloß Enthusiasten, wie Friedrich Schlegel oder Windischmann, hingezogen fühlten, die aber nur ein so nüchterner, kritisch gerichteter Sinn, wie der Wilkens, für die Wissen-

1) Vgl. das Vorwort zu seinem „Handbuch der deutschen Historie“, von dem nur die erste Abteilung, 1810, herausgekommen ist.

schaft verwerten konnte. Daß er es getan, daß er hier ein unbekanntes Land, eine neue Provinz für die abendländische Geschichtsschreibung erobert hat, wird ihm zu dauerndem Ruhme gereichen; und wenn spätere Historiker seine Forschungen weitergeführt haben, so haben doch gerade sie immer die grundlegende Bedeutung seines Werkes anerkannt, das auch heute noch nicht völlig ausgeschaltet werden darf. Für den Ernst und die Tapferkeit seines Forschersinns ist aber fast das beste Lob der Umstand, daß auch die Jahre des Siechtums, das ihn nur zu bald niederwarf, seine Kraft nicht völlig gebrochen haben: vier Bände, und nicht die schlechtesten, seines großen Werkes hat er in den Pausen geschrieben, die ihm zwischen den körperlichen und geistigen Leiden, welche ihn seit dem Jahre 1823 übermannten, vergönnt waren.

Erste Promotionen in der philosophischen Fakultät.

Wenn trotz seiner und Links Berufung die Zahl der Ordinariate in der philosophischen Fakultät sich nach dem Kriege verminderte statt vermehrte, so vergrößerte sich immerhin ihr Lehrkörper durch Habilitationen und Beförderung der Habilitierten. Denn die Bedingungen waren, wie wir wissen, leicht genug, da das Doktorat bereits unmittelbar den Zugang zum Lehramte gewährte und nur noch zwei Vorlesungen, eine vor der Fakultät und eine öffentliche, verlangt wurden. Dennoch hat es in den meisten Disziplinen der vielgliederigen Fakultät lange gedauert, ehe sie aus sich selbst die Lehrer herangebildet haben. Die Naturwissenschaften fallen in dem ersten Jahrzehnt ganz aus. Der erste aus ihren Gebieten, der als Sohn unserer Fakultät bezeichnet werden kann, war ein Schüler von Weiß, ein Berliner, Gustav Rose, der 1820 promovierte. Ihm folgten 1822 der Chemiker Runge und 1823 der Physiker Frankenheim. Aber auch bei den Geisteswissenschaften war es nicht viel anders. Von diesen hatte freilich die Fakultät noch nicht allzuviele Zweige okkupiert: außer den Altertumswissenschaften waren es nur noch Geschichte, Staatswissenschaften und die Philosophie selbst; und wenn diese drei Fächer so unfruchtbar waren, so kam das eben von der schwachen oder ganz fehlenden Besetzung. Der erste Philosoph, der sich meldete, ist Fichtes Sohn gewesen, der nach Schuckmanns Abgang, am 13. November 1817, sein Gesuch einreichte. Es hat dann aber nahezu ein Jahr gedauert, bis, am 31. Oktober 1818, die Promotion erfolgte, bei der kein Geringerer als der neue Ordinarius der Philosophie, Johann Gottlieb Hegel, dem Sohn seines Vorgängers opponiert hat.[1]

1) Und zwar weil die gesetzmäßige Zahl der drei Opponenten nicht erreicht werden konnte. Fichte hatte sich Monate lang vergebens um die Anwerbung derselben bemüht. Zeune, der es versprochen, blieb aus wegen der Ferienreise, Calker und Ritter hatten sich immer mit Zeitmangel wegen Vorlesungen entschuldigt, und jüngere Herren sich gescheut, in eine Disputation über philosophische Themata einzutreten. Übrigens hatte Fichte schon bei der Einreichung unerwartete Schwierigkeiten, da der Dekan — es war Weiß — den Verdacht geäußert hatte, daß die deutsch

Nur die klassische Altertumswissenschaft hat, entsprechend ihrem damaligen Rang unter den Geisteswissenschaften und ihrer Vertretung an der Universität, von Anfang an Doktoren hervorgebracht, und zwar fast alles Männer, die sich zu Leuchten in ihrer Wissenschaft herausgebildet und zum Teil in den Annalen unserer Universität selbst geglänzt haben. Unter ihnen war der Erste Eduard Gerhard (prom. am 29. April 1815) und ihm folgten Friedrich August Eduard Wernicke, Friedrich Osann, Karl Otfried Müller (oder, wie er in den Akten noch genannt wird, Karl Müller) und Moritz Meier.[1] Auch diese hatten ihre Studien auf anderen Universitäten begonnen: Gerhard, Müller, Meier und Wernicke kamen aus Schlesien, dem sie von Geburt oder nach dem jetzigen Wohnsitz ihrer Eltern angehörten, und als Schüler von Schneider und Heindorf, denen sie in ihren Viten großes Lob spendeten. Osann war Thüringer, in Weimar durch Johannes Schulze und dann in Jena weitergebildet. Sie alle haben dann aber den Abschluß ihrer Studien in Berlin gesucht, wo besonders Böckh Einfluß auf sie gewann, neben dem sie aber auch Wolfs Unterricht dankbar hervorheben. Außer ihnen dürfen wir an dieser Stelle noch zwei Männer nennen, die sich bereits eines Namens in

geschriebene Abhandlung, die jener einreichte, nicht von ihm, sondern von seinem Vater herstamme, eine Jugendschrift desselben oder gar zum Teil lediglich Vorlage für sein Kolleg gewesen sei. Ja er hatte auch das Gesuch des Kandidaten für ein Plagiat erklärt und sogar behauptet, das Manuskript sei nicht einmal die Handschrift des Sohnes, sondern die des Vaters aus dessen jüngeren Jahren. Böckh hatte sich die Mühe gegeben, diese ungeheuerlichen Anschuldigungen durch eine wahrhaft mustergültige Untersuchung über den Inhalt und die Form der Schrift, die sich bis auf Tinte und Papier erstreckte, zu widerlegen und es evident zu machen, daß dieser Ausflug des Kollegen von der naturwissenschaftlichen Sektion in das Gebiet der Philologie mißglückt sei. — Auch die Vorbildung des jüngeren Fichte war, soweit sie nicht persönliche Abhängigkeit von den Schriften des Vaters war, deren Geist er lediglich wiederholte, ebenfalls eine wesentlich philologische und besonders durch Böckh beeinflußt; wie ja auch seine Dissertation, über die Entwicklung des Neuplatonismus, literarhistorischen Charakters war. Übrigens wollen wir nicht verschweigen, daß auch der uns aus Fichtes Rektorat unangenehm bekannt gewordene Ernst Friedrich Melzer, und zwar als Erster von allen, es versucht hat, sich den philosophischen Lorbeer an unserer Universität zu verdienen. Denn er hatte die Medizin mit der Philosophie vertauscht, und zwar nach einem abermaligen Rencontre mit dem Officium academicum, diesmal wegen eines Exzesses im Verkehr mit dem schönen Geschlecht, der ihm das Consilium abeundi eingebracht hatte, das dann aber aus Gnade und Barmherzigkeit wieder zurückgenommen war. In dem Curriculum vitae, das er im Herbst 1816, schon in den Ferien, einreichte, hatte er unter schnellem Hinweggleiten über diese Affäre den Übertritt in die philosophische Fakultät damit motiviert, daß er für die medizinische Wissenschaft zu nervös gewesen sei. Seine Dissertation jedoch, eine Analyse der von Wolf und Kant gebrauchten Termini, wurde von Solger als so verworren bezeichnet, daß er zum Examen nicht zugelassen wurde.

1) Der Erste, der das Rigorosum in der philosophischen Fakultät bestand, war Franz Pettavel aus Neufchâtel, der, ursprünglich Theologe, am 15. Februar 1813 sich meldete und, da er zu seinem kranken Vater zurück mußte, zum Examen zugelassen wurde, ohne seine Abhandlung fertiggestellt zu haben. Promoviert ist er jedoch erst nach dem Kriege, im Herbst 1815. Über Johann Anton Grimm aus Lübeck, der um dieselbe Zeit, wie Gerhard, aus Gnade und Barmherzigkeit den Magistergrad zugebilligt erhielt, siehe oben.

der Gelehrtenwelt erfreuten, es aber dennoch nicht verschmähten, um den Berliner Doktorhut nachzusuchen: Karl Benedikt Hase und Franz Passow. Hase ist sogar der erste aller unserer philosophischen Doktoren gewesen. Er erhielt das Diplom 1812 in der Abwesenheit; denn er lebte in Paris als Beamter an der Manuskriptenabteilung der Königlichen Bibliothek, deren Direktor er später geworden ist. Akten darüber liegen mir leider nicht vor; daher kann ich Genaueres nicht angeben, und nur so viel, daß es eine Promotion war, die in dem vorläufigen Reglement noch vorgesehen war. Es kann also weder eine Promotion in absentia nach der alten, von der Fakultät verworfenen Form, noch auch eine Ehrenpromotion, sondern nur eine von der Fakultät rite, aber unter Dispensierung von den sonst verlangten Bedingungen vollzogene Übertragung der summi honores academici gewesen sein; Hase selbst muß die Fakultät darum angegangen haben. Passow hatte bereits eine ruhmvolle Laufbahn als Pädagoge hinter sich und war soeben als ordentlicher Professor der Philologie nach Breslau bestimmt, als er in Berlin, wo er seit einem halben Jahre weilte, sich die Doktorwürde erwarb. Auf dem Gymnasium zu Gotha unter Friedrich Jacobs gebildet, war er in Leipzig Schüler Gottfried Hermanns, später, 1806, am Gymnasium zu Weimar Professor gewesen, wo Osann sein Schüler war, und darauf Direktor des Gymnasiums zu Jenkau bei Danzig geworden, das er drei Jahre, bis zu seiner Aufhebung 1814, geleitet hatte. Es verstand sich bei ihm von selbst, daß ihm die Dispensation von allen Prüfungen und sonstigen Leistungen, also auch der Dissertation und den beiden Vorlesungen, bewilligt wurde.[1]

Habilitation Lachmanns.

Zunächst aber wandten diese trefflichen Männer sich fast alle anderen Zielen zu. Gerhard ist erst nach langer Lebenswanderung, im Jahre 1843, zu uns zurückgekommen. Karl Ottfried Müller ist Göttinger geworden und wir haben ihn später vergebens herbeigewünscht. Friedrich Osann ward Professor in Gießen, Meier in Greifswald und danach in Halle. Im Ministerium galten, wie wir wissen, die Altertumswissenschaften als fast schon zu reichlich besetzt. Und diese Ansicht, die, wie wir sahen, auch Wolf unterstützt hatte, ward sogar von Immanuel Bekker geteilt, als im April 1816 Karl Lachmann, der schon in Göttingen habilitiert gewesen war, um die Venia docendi bei unserer Fakultät einkam, nachdem er soeben vor der wissenschaftlichen Deputation die Prüfung für das höhere Schulfach mit Auszeichnung bestanden und am Friedrichswerderschen Gymnasium eine Anstellung als Collaborator erhalten hatte. „Mir scheint", so lautete Bekkers Votum — „auf das Gesuch ist fast noch wesentlicher daran zu erinnern, daß es der Universität dermalen an Lehrern der Philologie keineswegs fehlt, wohl aber den Lehrern an Zuhörern; sogar das Seminar kann nicht vollständig besetzt werden, wiewohl es Emolumente bietet. Dieses Mißverhältnis anzuerkennen und

1) Bei den Akten auch seine ausführliche und schön geschriebene Vita.

zu befestigen durch Zulassung neuer Dozenten, zumal solcher, die den größten Teil ihrer Zeit und Kraft einem Schulamte schuldig sind, halte ich nicht für sonderlich ratsam.“[1] Die Fakultät trat dieser Ansicht nicht bei. Lichtenstein erklärte als Dekan, der Einwurf Bekkers könne nur dazu dienen, um so strenger zu sein, und lud ihn noch besonders zur Prüfung ein, und Rühs fügte hinzu, es sei Sache der Privatdozenten, für die Zuhörer zu sorgen, und für den Unterricht könne es nur nützlich sein, mehrere Dozenten zu haben. So durfte denn Lachmann am 4. Mai colloquieren mit einer Abhandlung über die ursprüngliche Form des Nibelungenliedes. Weder Bekker noch Böckh waren erschienen; nur Solger und Rühs beteiligten sich am Colloquium, und zwar bloß über die Abhandlung und über die Kenntnisse des jungen Doktors im Fach der deutschen Literatur, wobei er nach Lichtensteins Protokoll Proben von seiner Gewandtheit und seinen Kenntnissen abgelegt hat. Die öffentliche Rede, mit der der Habilitationsakt am 11. Mai abschloß, war der elegischen Poesie der Griechen gewidmet. Zum Lesen selbst ist Lachmann nicht mehr gekommen. Noch im Mai erhielt er die Berufung an das Collegium Fridericianum zu Königsberg, wohin er im Sommer übersiedelte. Von den Berliner Doktoren aber war Wernicke der einzige, der sich bei uns habilitiert und gelesen hat; und er ist schon am 1. März 1819 gestorben.[2]

Wernickes Habilitation und Tod.

So war die Fakultät in ihren ersten Jahren für die Pflanzschule ihrer Privatdozenten fast ganz auf den Zuzug von außen angewiesen.[3]

Den ersten Anlauf auf ein Berliner Katheder machte Peter Feddersen Stuhr, der Jahrzehnte lang unserer Universität angehört hat: leider, können wir sagen, und nicht bloß in unserem, sondern auch in seinem Interesse, denn sein Leben ist eine Kette von Fehlschlägen und Enttäuschungen gewesen. Das erste Mal, im Mai 1811, mißlang es ihm, so gut gesinnt die Professoren, denen er persönlich bekannt war, und so bequem die Bedingungen auch sein mochten. Er konnte die Vorlesung in consessu facultatis nicht einmal zu Ende bringen, und auch eine Wiederholung, die ihm die Fakultät in ihrer Gutmütigkeit gestattete, hatte kein besseres Ergebnis, so daß ihm damals die Venia legendi versagt wurde.[4]

P. F. Stuhr.

1) Schon von Hertz in Lachmanns Biographie nach den Akten des U.-A. angeführt, S. 34.

2) Geb. in Breslau 28. März 1794. Wir lernten ihn oben als Amanuensis Wolfs kennen (S. 353). Gerhard und Meier waren seine Freunde; mit ihnen hat er Philolog. Blätter, 2 Hefte, Breslau 1817, herausgegeben, in denen G. Hermann, als der Feind der Berliner Schule, mit jugendlichem Übermut angegriffen und verhöhnt wurde. W. hat nur eine größere Arbeit, auf die er auch promoviert, hinterlassen, eine Ausgabe des Gedichts des Tryphiodoros mit reichem Kommentar, Leipzig 1819. Bursian, Gesch. der Philologie, II, S. 1047.

3) Man erlaube mir, hier um des sachlichen Zusammenhanges willen einige Habilitationen einzuschieben, die der Zeit nach weiter oben unter Abschnitt 6 gehören würden.

4) Akten im U.-A , a. a. O. Vergl. dazu Twesten 15. Mai, Heinrici, S. 186, und 25. Mai, S. 193. Wenn Twesten an letztgenannter Stelle schreibt: „Heute abend besuchte mich Stuhr,

Stuhr war ein Flensburger, geboren am 28. Mai 1787. Er hat in Kiel und Göttingen, Heidelberg und Halle studiert, anfangs Jurisprudenz, dann Philosophie, aber auch philologische und historische Studien hat er getrieben. In Heidelberg war sein von Natur schon nicht ganz klarer Kopf durch Creuzers Phantasien, und in Halle durch Steffens' enthusiastische Denkungsart noch mehr verwirrt worden. Damals schon muß er groß in gewagten Behauptungen gewesen sein, die er ebenso lebhaft wie mit einer durch nichts zu erschütternden Festigkeit der Überzeugung zu verteidigen pflegte. Er war nicht ohne Geist und voller Interesse für alle möglichen Fragen, die in Staat und Kirche, Recht und Philosophie die Welt bewegten; aber die Sprunghaftigkeit seines Wesens und der Trieb, überall einzuhaken und nirgends einzudringen, haben es verschuldet, daß er mit Allem, was er anfing, auf Widerspruch und Abweisung stieß. Der Krieg gegen Napoleon brachte ihn in eine Laufbahn, in der es ihm, wie es schien, besser glücken sollte: als Kornett in das hanseatische Reiterkorps eingetreten, in dem er beide Feldzüge mitmachte, kehrte er als Rittmeister heim und erhielt im Frieden eine Stellung bei der Militärstudienkommission. Aber das Ende war, daß man ihn auch hier nicht gebrauchen konnte und ihn, als er sich abermals und diesmal mit besserem Glück um die Venia docendi bewarb, dem Unterrichtsministerium zuschob, das ihm die paar hundert Taler, die ihm früher von der Militärbehörde gezahlt waren, weiter gewährte. 1826 ist er außerordentlicher Professor geworden.[1] Jahraus jahrein hat er gelesen und manche Schüler, ja Bewunderer gefunden. Jedermann kannte den wunderlichen, grundehrlichen und gutmütigen Junggesellen, dessen größte Leidenschaft[2] das Schnupfen war und der im Sprechzimmer der Universität und bei Stéhély, wohin er, stets im Frack, täglich seine Schritte lenkte, seine Thesen noch immer ganz so hitzig und unbelehrbar vortrug und verteidigte, wie in seinen jungen Jahren. Auch die Zahl seiner Werke hat er rastlos vermehrt. Sie umspannten alle Zeiten und Völker: Mythologie und Religion, Staatsrecht und Ethik, nordische und indische Altertümer, ja sogar eigene poetische Versuche und ganz besonders preußische Geschichte; denn er blieb allzeit ein wackerer Patriot und unerschütterlich überzeugt, daß seine Gedanken, für welche die Mitwelt kein Verständnis fand, in späteren Generationen um so reifere Frucht bringen würden. Aber auch die Nachwelt ist

nachdem ich vorher bei einer durch seine gänzliche Unfähigkeit des zusammenhängenden Vortrages sehr peinlichen Vorlesung eine Stunde ausgeharrt hatte", so kann das nicht mehr mit dem Versuch seiner Habilitation zusammenhängen, der schon vorher gescheitert war.

1) Darüber Böckh an Niebuhr 24. Oktober 1826, Hoffmann, S. 225. „Hier geht übrigens alles den alten Gang; das Neueste ist, daß Stuhr hier Professor extra ordinem geworden ist. Wenn noch zehn Jahre so fortgefahren ist, werden wir recht auf dem grünen Zweige sein."

2) Aber nicht seine einzige, denn er litt an einer platonischen Liebe für die Prinzessin Alexandrine, des Königs Tochter, der er als schmachtender Seladon, wo er sie auf der Straße fand, in respektvoller Entfernung nachfolgte.

taub geblieben, und seine Werke ruhen heute im Staube der Bibliotheken.[1] Zu den Freunden seiner späteren Jahre gehörte auch der Premierminister Otto von Manteuffel, der die Todesanzeige des Vereinsamten in die Berliner Zeitungen gesetzt hat.[2]

Was Stuhr zum erstenmal mißglückte, gelang Friedrich Heinrich Bothe, der sich im September 1811 der Fakultät als Privatdozent der klassischen Philologie anbot, sogleich. Er war bereits kein unbekannter Mann mehr. Geboren am 9. Juli 1771, hatte er in Halle studiert, 1798 promoviert und seitdem eine Reihe von Schriften, unter anderm Übersetzungen von Pindars Olympischen Oden, herausgegeben. Eine feste Stellung hatte er, wie es scheint, nicht; er ist in seinem Leben niemals zu einer solchen gekommen Die Fakultät war sofort bereit, ihm die Venia docendi zu geben, und wenn es doch noch zu Weiterungen kam, so lag dies an dem formlosen Vorgehen, das Bothe beliebte. Er ließ nämlich seinen Wunsch, ohne auch nur ein Gesuch einzureichen, durch einen Bekannten an Lichtenstein gelangen, der nicht einmal Dekan war, ihn aber dennoch an die Fakultät brachte. Für das Schwankende, das alle Verhältnisse an der Universität noch hatten, ist es charakteristisch, daß Lichtenstein vorschlug, in Rücksicht auf die Verdienste des Dr. Bothe über diese kleinen Formlosigkeiten hinwegzusehen und ihm, da er seine Fähigkeit zum Vortrage hinlänglich klargelegt, die Venia legendi zu erteilen, auch den Anschlag, den er bereits eingeschickt hatte, in den Katalog aufzunehmen. Die Kollegen waren fast durchweg einverstanden, obschon einige von ihnen das Bedenken nicht unterdrücken konnten, daß der Antragsteller doch wenigstens durch Übersendung seines Diploms und seiner Dissertation sich hätte legitimieren sollen. Als Bothe dies freiwillig nachholte, stellte es sich heraus, daß er in Halle in absentia promoviert worden war, was, wie einige Mitglieder der Fakultät bemerklich machten, wenigstens eine nachträgliche Sponsion erfordern müßte. Schließlich räumte Bothe noch ein, die beiden Vorlesungen, in der Fakultät und vor der Öffentlichkeit, zu absolvieren, worauf die Aufnahme in die Fakultät anstandslos

Fr. Heinr. Bothe.

1) Allgemeine Deutsche Biographie, XXXVI, 738—741. Der Artikel ist von einem Schüler und Bewunderer Stuhrs geschrieben, Meier von Waldeck. Dort auch eine Aufzählung der Schriften. Ferner Steffens, „Was ich erlebte“ VI, 188ff. Eine interessante Notiz aus der früheren Zeit in dem Tagebuch Ludwig Gerlachs, I, 91 und 94. Stuhr war damals Mitglied der Tafelrunde der „Maikäfer“, so genannt nach dem Wirt, bei dem sie sich versammelten, zu der außer den Gerlachs noch Plehwe, Thadden, Clemens Brentano und andere Mitglieder der Berliner Gesellschaft gehörten, meist Offiziere und junge Beamte, welche den Krieg mitgemacht hatten. Die Stelle ist interessant für die Abwandlung in diesem christlich-germanischen Kreise, der damals aus der Schleiermacherschen Richtung, in der die meisten früher gewesen waren, sich loszulösen begann.

2) Abgedruckt von Poschinger, Denkwürdigkeiten des Ministers von Manteuffel. I, 416.

erfolgte.[1] Bothe hat mehrere Semester hindurch Vorlesungen gehalten oder wenigstens angekündigt. Seit dem Herbst 1814 verschwindet aber sein Name aus dem Katalog. Er taucht in das Dunkel zurück, das seinen Lebenslauf umhüllt, so groß auch die Zahl der Schriften ist, die seinen Namen tragen. Die Not des Lebens hat ihn Jahrzehnte hindurch verfolgt und nirgends zur rechten Ruhe, auch nicht in seinen Arbeiten, kommen lassen, so daß seine Produktion, wie weit verzweigt sie ist, seinem Namen doch nicht die Folie verschafft hat, welche ihm seine ursprünglichen Gaben wohl gegönnt hätten. Am 9. Juli 1855 ist er zu Reudnitz bei Leipzig gestorben.[2]

Chr. Gottl. Zimmermann.

Der Dritte, der den Sprung wagte, ihn aber nicht ausführte, weil er einen zu weiten Anlauf nahm und auf der Mitte des Weges erlahmte, war ein Mathematiker, Christian Gottlieb Zimmermann, geboren am 26. April 1766 zu Königsberg, gestorben am 28. August 1841 zu Berlin. Gebildet auf dem Gymnasium und der Universität zu Königsberg, war er dort zu Kant in Beziehungen getreten und seit dem Jahre 1795 in Berlin an dem Friedrichswerderschen Gymnasium Lehrer, dessen Direktor er von 1820 bis 1831 gewesen ist. In den Jahren 1804 bis 1819 hat er auch an der Bauakademie und von 1816 bis 1832 an der Artillerieschule Unterricht gegeben. Er hatte sich bereits im Herbst, ohne das Diplom zu besitzen, um die Venia docendi beworben, damals aber die gebräuchliche Antwort erhalten, er möge zunächst promovieren. Jetzt ging er in vorschriftsmäßiger Weise vor, indem er eine Abhandlung einsandte und zugleich Themata für die Vorlesung angab, zeigte aber auch darin doch wieder in fast naiver Weise, wie harmlos die Vorstellungen waren, die man noch über die Habilitationen hatte. Die Abhandlung über die sphärische Trigonometrie war nämlich, wie Tralles

1) Als Dekan fungierte dabei noch Fichte, dessen Anschreiben an Bothe (U.-A. Philos. Fak. II, 1, 1, Abschrift) hier seinen Platz finden mag, da es für die liberale Auffassung, welche die Fakultät zu jener Zeit den Habilitanden gegenüber bewies, charakteristisch ist.

Ew. Wohlgeboren

haben durch den Professor Lichtenstein mir den für Sie [d. h. die Fakultät] höchst ehrenvollen Entschluß anzeigen lassen, daß Sie noch vor Eröffnung der Vorlesungen das bei den Fakultäten Übliche leisten wollen. Ich habe die Verabredung getroffen, auf nächsten Sonnabend, den 12. d., Abds. um 6 Uhr in meiner Wohnung eine Versammlung der philosophischen Fakultät ansagen zu lassen, zu Anhörung Ihrer über einen von Ihnen selbst zu wählenden Gegenstand zu haltenden Vorlesung und zu etwaiger Unterredung darüber. Ich gebe mir die Ehre, ergebenst anzufragen, ob Ihnen Tag und Stunde, die bisher gewöhnlichen der Fakultätsversammlungen, gelegen sind, und bitte um Ihre baldige Antwort.

In dieser Versammlung kann sodann weiter verabredet werden, welchen Tag der künftigen Woche Sie durch eine lateinische Rede oder Vorlesung sich dem studierenden Publikum öffentlich zeigen, und die Fakultät Sie als den ihrigen darstellen wird.

Berlin, den 7ten Oktober 1811. Mit vollkommenster Hochachtung

[Fichte.]

2) Vgl. über ihn den Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie von Halm III, 196, und ferner Bursian, Gesch. der philol. Wiss., S. 674, 709ff. 826.

in seinem Votum bemerkte, in einem Grade schülerhaft, daß sie den Verfasser höchstens zur Erlangung der Magisterwürde qualifiziert haben würde. Es fehlte ihr nicht nur jede Originalität, sondern sie zeigte eine Abhängigkeit von fremden Mustern, welche ihr jeden wissenschaftlichen Wert nahm. Zum mündlichen Vortrage hatte Zimmermann ein Thema aus der Geschichte der Philosophie gewählt, womit er die Interpretation eines römischen Dichters zu verbinden vorhatte. Da es sich außerdem herausstellte, daß er erst kürzlich sich sein Diplom aus Halle in absentia bestellt und erlangt hatte, so kann man es dem Mathematiker der Fakultät eigentlich nicht verdenken, daß er gegen diesen Habilitanden Opposition machte, zumal da, wie Fichte bemerkte, auch sein Ruf als Lehrer nicht eben günstig war. Der Vorschrift aber war auch durch das Diplom in absentia, wenn es von einer fremden Universität geholt war, genügt, und so ging man über dies Bedenken hinweg; man nötigte den Petenten nur dazu, das philosophische und das philologische Thema seiner Vorlesung zu ändern, gab ihm auch ein von Tralles formuliertes mathematisches Thema. Durch das Colloquium ist Zimmermann dann noch gekommen, aber die lateinische Probevorlesung schob er wiederholt so lange hinaus, bis er, im April 1814, selbst die Geduld verlor und damit unserer Universität glücklich fern geblieben ist.[1]

Dan. Chr. Lud. Lehmus.

Einer besseren Aufnahme in der Fakultät erfreute sich, und mit Recht, ein anderer Berliner Mathematiker, der, während die Angelegenheit seines Kollegen noch schwebte, am 25. März 1813 um die Habilitation einkam, obgleich auch er den Umweg über ein auswärts und in absentia erlangtes Doktorat nicht verschmäht hatte. Es war Daniel Christian Ludolf Lehmus, ein Westfale, geboren am 3. Juli 1780 in Soest, Sohn eines Gymnasialdirektors, der, selbst Astronom und Physiker, ihn schon als Knaben in die mathematischen Studien eingeführt hatte. Lehmus hatte in Jena und Erlangen studiert und ernährte sich seit zehn Jahren in Berlin durch Privatstunden, die er besonders den Studierenden der Bauakademie erteilte. Im Herbst 1810 hatte er, ebenfalls in absentia, das Diplom der Frankfurter Universität erworben. Die Abhandlung, die er damals eingesandt, eine Sammlung mathematischer Aufgaben, legte er im Druck durch Vermittelung von Rühs dem Gesuche bei und fügte noch eine andere, „Über die Grundbegriffe der höheren Mathematik“, hinzu. Letztere fand vor Tralles' scharfem Auge keine Gnade, aber die Aufgabensammlung lobte er, und dies Urteil hat

1) Solger schrieb ihm damals als Dekan: nach fast zweijährigem Stillschweigen habe die Fakultät glauben müssen, daß er sein Habilitationsgesuch zurückgezogen habe; sein Verhalten sei für sie sehr befremdend, um so mehr, „da sie nach ihrem billigen Verfahren in Ihrer Sache eine achtungsvollere Aufmerksamkeit verdienen könnte.“ Dennoch sei die Zulassung zu den weiteren Leistungen für die Habilitation, die übrigens nur noch für Elementarmathematik bewilligt war, beschlossen worden. Zimmermann schrieb hierauf zurück, er müsse teils wegen der Ferien, teils aus Gesundheitsrücksichten verreisen, und bat abermals um Aufschub. Damit schließen die Akten. Jedenfalls hat er sich nicht mehr habilitiert.

auch später gegolten; Lehmus hat eine Anzahl solcher Sammlungen und Lehrbücher herausgegeben, welche sorgfältig und nicht ohne Geist gearbeitet sind.[1] Auch seine Tätigkeit als Lehrer hatte bisher allgemeinen Anklang gefunden, wie er sie auch in seinen späteren Stellungen bewährt hat.[2] So sah die Fakultät über die Mängel der Abhandlung wie über die Umgehung der Berliner Fakultät bei der Promotion[3] schonend hinweg und widerstand nur (und auch das nicht ohne den Widerspruch milder gestimmter Mitglieder) dem Wunsch des Petenten, von der

1) So Günthers Urteil in der Allgemeinen Deutschen Biographie.

2) 1840 ward er Lehrer der Mathematik an dem Haupt-Bergeleveninstitut, 1826 Lehrer (1827 Professor) an der kombinierten Artillerie- und Ingenieurschule.

3) Seitdem aber nahm die Fakultät in diesem wichtigen Punkte doch eine schärfere Haltung an, wie dies im Dezember 1814 Dr. Brohm zu erfahren hatte, der sich mit einem gleichfalls aus Halle kurz vorher in absentia geholten Diplom als Privatdozent für Geschichte anbot. Auch er war übrigens schon ein älterer und erprobter Lehrer, auch literarisch nicht unbekannt: zwei Bände einer Polnischen Geschichte legte er bei. Er hatte seine Studien auf der Universität zu Halle vollendet, war dann in das Seminar für gelehrte Schulen in Berlin eingetreten und hatte zugleich in den oberen Klassen des Berlinischen Gymnasiums unter Gedicke unterrichtet. Bei der Einrichtung des südpreußischen Schulwesens war er als Professor an das Gymnasium zu Posen gekommen und dort bis 1810 geblieben, wo er seine Entlassung, die er, wie er in der Eingabe sagt, mehrmals vergeblich nachgesucht hatte, endlich erhielt und nach Berlin zurückkehrte. Hier hatte er anfangs am Berlinischen Gymnasium einen neuen Wirkungskreis gefunden, den er 1814 noch durch eine Lehrstelle an der Pepiniere erweiterte. Dekan war damals Böckh, und auf ihn werden wir wohl die abweisende Haltung zurückführen müssen, welche die Fakultät dem Petenten gegenüber beobachtete. Die Antwort, welche Böckh ihm bei der Rückgabe seines Buches zusandte, ist hierfür wie für Böckh selbst so charakteristisch, daß ich ihren Abdruck nicht umgehen möchte. Sie lautet:

Ew. Wohlgeboren

Zuschrift vom 11. Dezember d. J. habe ich der Ordnung gemäß der philosophischen Fakultät mitgeteilt, und bin von derselben beauftragt, Ihnen Ihre Arbeit zukommen zu lassen; wobei ich bedauern muß, daß ich genötigt bin, einiges einfließen zu lassen, was ich Ihnen ungern zu erkennen gebe.

Der Fakultät fiel wesentlich auf, daß Ew. Wohlgeboren früher sich bei dem Dekan derselben nach den Bedingungen erkundigt haben, unter welchen bei ihr der Doktorgrad könnte erlangt werden, und daß Sie späterhin das Diplom von der philosophischen Fakultät zu Halle sich haben zusenden lassen: da doch wahrscheinlich sei, daß Sie bereits die Absicht gehabt hätten, sich hierselbst zu habilitieren. Die Fakultät glaubt um so mehr, Ihnen ihr Befremden über diese Sache zu erkennen geben zu müssen, da derselbe Fall ihr zu wiederholten Malen vorgekommen ist, und sie daher glauben muß, daß diejenigen, welche sich auf hiesiger Universität in der philosophischen Fakultät habilitieren wollen, die Annahme der Doktorwürde auf dem hierselbst durch die Gesetze vorgeschriebenen Wege umgehen wollen: welches allerdings für unanständig und der Würde der hiesigen Fakultät unangemessen erklärt werden muß. Auch wurde bemerkt, daß auf dem von der Halleschen Fakultät erteilten Diplom weder das gewöhnliche Rite contulit, noch das dessen Stelle vertretende Honoris causa oder der Titel einer eingesandten Dissertation zu lesen sei. Endlich hätte die Fakultät gewünscht, daß Sie eine Schrift beigelegt hätten, welche mehr Eigentümliches und den Geist wissenschaftlicher Untersuchung Beurkundendes enthielte, als das eingesandte Buch.

Indessen will die Fakultät, wenngleich diese Umstände ihr anstößig gewesen sind, Ihnen ein Thema zu einer Probevorlesung bestimmen, und erwartet Ihre Erklärung, ob Sie, nach-

Probevorlesung ganz dispensiert zu werden. Sie schrieb vielmehr, wie es bereits bei Zimmermann geschehen war, das Thema, über das er sprechen sollte, vor. Lehmus schien darauf, nach Rücksprache mit Rühs, die Sache aufgeben zu wollen. Im November aber meldete er sich, indem er die Verzögerung durch die unruhigen Zeiten im Sommer entschuldigte, aufs neue. Wieder war es Tralles, der die übermäßig lange Vorbereitungszeit monierte und darauf hinwies, daß dies ein ungebührliches Praecedens werden könne. Fichte bemerkte, daß man doch den Antrag, da bisher über den Termin nichts bestimmt sei, nicht abschlagen dürfe, und daß um so mehr Wert auf das Colloquium zu legen sei. Die Fakultät aber beschloß, Lehmus anheimzustellen, ein neues Thema zu wählen. Da dieser sogleich dazu bereit war und sein Vortrag wie das Colloquium nun auch Tralles' Ansprüche befriedigten, so wurde die Habilitation am 18. Dezember 1813 vollzogen. Für die Folgezeit aber gab dies den Anlaß zu der Festsetzung einer bestimmten Frist für die Ausarbeitung der Vorlesungen, die in der Regel vier Wochen nicht überschreiten dürfe. Der Fall Zimmermann führte dann weiter dazu, daß auch zwischen den beiden Vorlesungen eine Frist von höchstens drei Monaten, Abänderungen durch die Fakultät vorbehalten, angeordnet wurde.

Lehmus hat noch lange gelesen;[1] bis 1837 erscheint sein Name im Katalog. Gelebt hat er viel länger; erst am 18. Januar 1863 ist er gestorben.

Das Siechtum und der Tod Willdenows trieb ferner zwei Botaniker an, der Fakultät ihre Dienste anzubieten. Schon vor Ostern 1812 kam Heinrich Gustav Flörke darum ein und erhielt als bekannter Fachmann ohne weiteres die Erlaubnis. Es geschah auf den speziellen Wunsch des Departements, welches wohl für den erkrankten Willdenow Ersatz schaffen wollte, daß seine Vorlesungen im Katalog angekündigt wurden, bevor noch die weiteren Leistungen abgelegt waren. Doch ist er schon zu Michaelis 1812 wieder ausgeschieden.[2] H. G. Flörke.

An seine Stelle trat, da für den Nachfolger Willdenows noch immer nicht gesorgt war, zu Neujahr 1813 F. G. Hayne,[3] Dr. med., seit mehreren Jahren F. G. Hayne.

---

dem die Fakultät ihre Anstände Ihnen offen dargelegt hat, mit derselben in Verhältnis zu treten noch geneigt sind.

Mit Hochachtung

Ew. Wohlgeboren ergebenster

Berlin, den 24. Dezember 1814. Böckh,

d. Z. Dekan der philos. Fakultät.

Da die Akten nichts weiter enthalten, auch Brohms Name im Katalog nicht erscheint, hat er es auf diesen Bescheid offenbar vorgezogen, auf die akademische Laufbahn zu verzichten.

1) D. h. angekündigt; in den ersten 4 Semestern brachte er gar kein Kolleg zustande.

2) Ursprünglich Pfarrer in Kittendorf, ist er später Professor der Naturgeschichte und der Botanik zu Rostock gewesen. Starb 1835. N. Nekrolog, Jg. 13 (1835), II, 1293 f. Allg. Dt. Biogr. VII, 132 (Lobe); dort die Schriften. Karl Wilhelm Jessen, Botanik der Gegenwart und Vorzeit (1864), S. 374.

3) Fehlt in der Allgem. Dt. Biogr.; auch in der Gesch. der Botanik von Sachs hat er keine Stelle; wohl aber im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jg. 10 (1832). Danach war er geboren am 18. März

Professor an der Tierarzneischule. Er hätte sich schon 1810 melden können, aber, wie er in dem Anschreiben an die Fakultät sagt, mit Rücksicht auf Willdenow hatte er es damals unterlassen. Er war bereits fünfzig Jahre alt und hatte eine lange Dienstzeit hinter sich. Bereits 1787 war er bei dem Fabrikdepartement angestellt worden, um Versuche über die Gewinnung des Zuckers aus einigen Ahornarten zu machen. 1801 war er von dem Minister Struensee an die chemische Fabrik zu Schönebeck bei Magdeburg berufen. Mit dem Frieden von Tilsit, der das Herzogtum Magdeburg von Preußen löste, war auch er unter die westfälische Regierung gekommen, hatte sich aber 1808, als diese die Fabrik verpachtete, durch einen Vergleich mit seinem Kollegen Hermann, der dieselbe übernahm, losgemacht und war mit einer Entschädigungssumme, die ihm bis 1816 die Existenz sicherte, nach Berlin zurückgegangen. Hier waren ihm die Vorlesungen über Botanik an der Tierarzneischule übertragen worden. Humboldt sowie bald darauf Sack hatten ihm Aussichten auf eine definitive Anstellung bei dem reorganisierten Institut gemacht. Einen Ruf nach Dorpat, den ihm Willdenow 1810 verschaffte, lehnte er ab, und ebenso eine Professur an dem Lyceum zu Braunsberg, die ihm Klewitz 1812 anbot. Er wollte in Berlin bleiben, vor allen Dingen um die Herausgabe seines großen Werkes über die Arzneigewächse vollenden zu können, ein bändereiches, in den Apotheken damals unentbehrliches Werk, an dem er bis an sein Ende gearbeitet hat. Daß ein so bekannter und tüchtiger Gelehrter Aufnahme fand, bedarf keiner Worte. Klaproth und Hermbstädt selbst hatten ihm geraten, sich zu melden, und Rudolphi empfahl ihn in einem besonderen Schreiben. Dennoch ging die Fakultät, die schon viel rigoroser geworden war als im Anfang, auf den Wunsch Haynes, von den weiteren Leistungen befreit zu werden, nicht ein, trotzdem Rudolphi bemerkte, daß dem ängstlichen und zum Stammeln geneigten Manne daran sehr gelegen sei; und so mußte Hayne vor den meist sehr viel jüngeren Kollegen sich noch der ihm so lästigen Pflicht unterziehen (5. Februar 1813). Schon nach einem halben Jahr ward ihm ein Extraordinariat übertragen. Die Berufung Links, die ihm den Zugang zu der ersten Stelle, wenn er sie gesucht hat, versperrte, war andererseits für ihn insofern günstig, als er durch dessen Zuwahl in die medizinische Fakultät der einzige Botaniker in der philosophischen blieb. So ist er noch bis zum Ordinarius aufgerückt (1828) und zwar auf Grund seiner Teilnahme an dem philosophischen Tentamen, welches für die Mediziner eingeführt war. Aber er hat nur noch vier Jahre Amt und Einnahme genießen können.

Außer ihm hat es nur noch einer von allen denen, die in diesen Jahren die Venia docendi an unserer Universität erworben haben, zum Ordinarius

1763 zu Jüterbog. Die Angaben im Text stammen aus seinen eigenen Eingaben. Im Neuen Nekr. eine Aufzählung seiner Schriften. Das Hauptwerk, „Getreue Darstellung der in der Arzeneikunde gebräuchlichen Gewächse", 11 Bände, 1802—1831, erwähnt bei Jessen, S. 382, 1.

gebracht: Ernst Heinrich Tölken, der ihr ebenfalls bis an sein Ende erhalten E. H. Tölken.
geblieben ist. Tölken war von Geburt Bremenser, Sohn eines Kaufmanns, und hatte seine Universitätsstudien von Ostern 1804 bis 1807 in Göttingen absolviert. Als Theologe beginnend, war er schon im ersten Semester zur Philosophie übergegangen, nachdem er den größten Teil des Semesters zu einer Reise verwandt hatte, die ihn in die Schweiz und nach Italien hinein geführt hatte. Das philosophische Interesse hatte ihn nach Absolvierung der Universität nach Berlin gebracht, wo er Fichte hörte und ihm persönlich nahe trat. Seine besondere Liebe aber waren ästhetische und kunsthistorische Studien geworden. Er war selbst malerisch begabt und versuchte 1817 in Dresden sich in der Kunst auszubilden, gab diese aber schon nach einem halben Jahre wieder auf und griff zum Wanderstabe, um lieber die Werke ihrer Meister zu studieren. Zu Fuß, so berichtet er in der Vita, die er der Fakultät im Oktober 1814 einreichte, habe er damals fast das ganze Deutschland durchzogen, sei dann nach Italien gereist und habe dort, zumeist in Rom und Florenz, zwei Jahre lang Altertümer und Kunstgeschichte studiert. Schon auf dem Rückwege ins Vaterland begriffen, sei er 1810 in der Schweiz wider seinen Willen (doch verschweigt er den Grund) zur Umkehr gezwungen worden und nach neuen Wanderungen erst im folgenden Sommer über Frankreich in die Heimatstadt zurückgekehrt, die er sieben Jahre zuvor verlassen habe. Es waren die Zeiten, in denen Napoleon sich des gesamten norddeutschen Küstensaumes bemächtigt hatte. Um die Last ihres Schicksals zu erleichtern, schickten damals die Herren von Bremen zwei Gesandte nach Paris und benutzten die Welterfahrenheit ihres jungen Mitbürgers, um ihn denselben als Sekretär mitzugeben. Erst danach kehrte Tölken zu seinen Studien zurück, die er nun wieder in Göttingen aufnahm. Noch 1811 promovierte er dort mit einer Abhandlung über Plato; 1812 folgte eine Schrift über den olympischen Zeus des Phidias, diese vielleicht seine Habilitationsschrift; denn er hatte, ehe er nach Berlin ging, bereits in Göttingen gelesen, über Kunstgeschichte und vergleichende Religionsgeschichte, eben die Stoffe, die er auch in Berlin, wie wir sahen, oft traktierte, sowie über Hesiod, Theognis und Dantes Göttliche Komödie; ein Beweis, wie vielseitig er in jenen jungen Jahren gewesen ist. Der Krieg unterbrach noch einmal seine Arbeiten; er ging nach Bremen, um einzutreten, scheint aber seinen Plan nicht zur Ausführung gebracht zu haben. Was ihn bewogen hat, Göttingen mit Berlin zu vertauschen, weiß ich nicht; vielleicht war es schon die Anstellung, die er im Jahre 1814 als Lehrer am Friedrichswerderschen Gymnasium fand, und ist er überhaupt nicht mehr nach Göttingen zurückgegangen. Unsere Fakultät nahm ihn gern auf und hat sich vielfach in den folgenden Jahren für ihn, der unter der Last seines Schulamts und sehr beengter finanzieller Verhältnisse seufzte, bemüht. Schon 1816 ist er Extraordinarius und 1823 Ordinarius für Kunstgeschichte und Mythologie geworden.

Auch der Regierung war er willkommen, da sie für die Aufstellung und Ordnung der Königlichen Kunstschätze, deren Sammlung in einem besonderen Museum in Angriff genommen wurde, den weit gereisten und philologisch geschulten jungen Gelehrten wohl gebrauchen konnte; man dachte anfangs sogar daran, ihn zum Aufseher zu machen. Beim Museum hat er später den Schwerpunkt seiner Tätigkeit gefunden, seit 1833 als Assistent und seit 1836 als Direktor des Antiquariums. Der Elastizität seiner jungen Jahre haben die späteren nicht entsprochen. Sein Bestes hat er bereits 1815 in der Abhandlung über „Das Basrelief und den Unterschied der plastischen und malerischen Komposition", sowie in dem ergänzenden Vortrage über das verschiedene Verhältnis der antiken und modernen Malerei zur Poesie (1822) gesagt. Beide Schriften haben sich, um das Urteil Kekules zu wiederholen, „lange Zeit eines großen und geradezu maßgebenden Ansehens erfreut; ohne ihre Themata zu erschöpfen, zeigen sie einen feinen, künstlerischen Sinn und sind voll treffender Beobachtungen."[1] Während die Wissenschaft, die Tölken an der Universität vertrat, an der Hand großer Meister immer neue Felder eroberte, war er selbst längst verstummt, als er 1864 neunundsiebzigjährig starb.

Gedenken wir ferner noch derjenigen Dozenten, die von auswärts kommend sich in Berlin habilitiert, dann aber an anderen Universitäten ihre definitive Stellung gefunden haben. Wir begegneten unter ihnen schon den beiden Philo-
Brandis. sophen Brandis und van Calker, von denen jener sicherlich in nicht langer Zeit in Berlin Ordinarius geworden wäre, hätte ihn nicht Niebuhr schon nach einem halben Jahre mit nach Rom genommen. Er war bereits in Kopenhagen habilitiert gewesen und der günstigsten Aufnahme in dem Kreise der Berliner Gelehrten als Freund Twestens und Sohn des dänischen Etatsrats Brandis, der eben erst einen Ruf an die Berliner Universität ausgeschlagen hatte, von vornherein gewiß. Unbedenklich ward ihm die Venia legendi erteilt.[2] Doch führte er ein kleines Rencontre mit der Fakultät dadurch herbei, daß er, unbekannt mit den Berliner Gewohnheiten, an Stelle eines Habilitationsgesuches mit seiner Dissertation „Commentationum Eleaticarum pars prima" (Kopenhagen 1813) und seiner Habilitationsschrift, einer Abhandlung „Von dem Begriff der Geschichte der Philosophie", sogleich die Ankündigung seiner Vorlesungen einsandte. In dem Gesuch um die Habilitation, das er dann von Berlin aus am 14. November 1814 stellte, bat er, um noch im Winter lesen zu können, ihn von der öffentlichen Vorlesung zu dispensieren und auf Grund der deutschen Schrift colloquieren zu dürfen. Die Fakultät stimmte zwar bei und erteilte ihm nach dem Colloquium unbedenklich die Venia legendi, scheint jedoch einer Anregung Böckhs darin

1) Akademische Rede vom 3. August 1902, S. 11.
2) Das Colloquium fand am 24. November 1815 statt, die Habilitation am 3. Januar 1816.

gefolgt zu sein, daß sie ihn auf den argen Verstoß gegen die Form aufmerksam machte, den er mit der im voraus erfolgten Ankündigung seiner Vorlesungen begangen habe.

Ein Jahr später kam Heinrich Julius Ritter aus Zerbst, geboren am 12. November 1791. Er hatte seine Studien, die er in Halle als Theologe begann und in Göttingen fortsetzte, in Berlin, wo er Schleiermachers Schüler wurde, vollendet; promoviert aber hat auch er, nachdem er als Freiwilliger den Krieg gegen Frankreich mitgemacht, noch auswärts, 1817 in Halle. Die Dissertation hatte noch ein spekulatives Thema behandelt, „De inscitia humana". Aber die Abhandlung, die er der Berliner Fakultät einreichte, „Über die Bildung der Philosophen durch die Geschichte der Philosophie", bezeichnete bereits die Richtung, die er später verfolgt hat und in der ihm Brandis vorangegangen war. Darin und in der Preisaufgabe der Akademie, die er löste, „Über das Verhältnis des Cartesius zu Spinoza", zeigt sich der Einfluß Schleiermachers, der für ihn wie für Brandis bestimmend war. Damit aber kam er Hegel in den Weg, der ein Jahr später auf dem Berliner Katheder erschien und der nur Gefolgsgenossen duldete. Ritters Laufbahn ist dadurch lange eingeengt worden; denn auch Altenstein und sein Geheimrat Johannes Schulze waren nur denjenigen gnädig, die wie ihr philosophischer Meister dachten. Und wenn Heinrich Ritter, durch mächtigere Freunde beschützt als der arme Beneke, noch ein günstigeres Los gezogen hat, so daß er schließlich als Extraordinarius in die Akademie gewählt wurde, welche Hegel ihre Pforten erst in dem Moment erschloß, als der Tod sie wieder zuschlug, so hat er doch auswandern müssen, um nur ein Ordinariat zu erlangen. Heinr. Jul. Ritter.

Zu dieser Gruppe gehört auch Johann Friedrich Eiselen,[1] der Nationalökonom, der bis 1821 an unserer Universität gewirkt hat. Habilitiert hat Eiselen sich als Historiker, obwohl seine Vorbildung ihn hierfür kaum mehr qualifizierte als für die Nationalökonomie, der er sein späteres Leben gewidmet und in der er sich einen gewissen Namen erworben hat. Geboren zu Rothenburg an der Saale im Jahr 1785 war er schon in seinem dritten Jahr nach Berlin gekommen, wohin sein Vater, der in Thüringen Hüttenbeamter gewesen war, als Bergrat versetzt wurde. Seine Gymnasialbildung hatte er unter Spillecke erhalten, dessen Eifer für das Griechische er in der Vita, die er am 13. März 1815 der Fakultät einreichte, rühmt: seine Meinung sei gewesen, daß alle wahre Bildung aus dem Griechischen und Lateinischen zu erlernen sei. 1805 war er nach Erlangen gegangen in der Absicht, Theologie zu studieren, obwohl ihm, wie er schreibt, seine Lehrer geraten hätten, Philosophie zu treiben; er aber habe gemeint, Philosophie stehe zu wenig mit dem Leben in Verbindung. In Erlangen erfuhr er vor allem Fichtes belebenden Einfluß, Joh. Frdr. Eiselen.

1) Nicht mit dem Turner, dem Freunde Jahns, zu verwechseln.

während er von den anderen Lehrern, ähnlich wie Fichte es in seinem Erlanger Plan ausgesprochen hat, einen nur sehr geringen Eindruck erhielt.[1] Der Krieg, der Preußen niederwarf, und die politischen Umwälzungen, die ihm folgten, griffen auch in sein Leben ein. Sie verhinderten, daß er nach Halle ging, wohin ihn Wolf zog, und so mußte er in Erlangen der Theologie und Philosophie ergeben bleiben. 1809 promovierte er dort nach einer kurzen Zwischenzeit, die er am Bayreuther Gymnasium zugebracht hatte, mit einer Dissertation über den Begriff des Naturrechts. Er hatte schon in Erlangen Vorlesungen, und zwar über die Mathematik, die er kaum gehört haben konnte, angekündigt, als Stadt und Universität nach den neuen Kriegsereignissen in diesen Jahren an Bayern fielen, was ihn zur Abwanderung nach Berlin bewog. Hier ist er vom Jahre 1810 ab Erzieher des jungen Grafen Arnim-Boitzenburg gewesen, des späteren Ministers. Der Ausbruch des Krieges gegen Napoleon führte ihn nach Breslau zu den Lützowern, bei denen er den Feldzug mitgemacht hat; er ist später ihr Historiker geworden. Mit dem Eisernen Kreuz geschmückt kehrte er zurück, um sich nun als Privatdozent für Geschichte bei der Fakultät zu melden.

Eiselen war eine sympathische Persönlichkeit. Sein aufrechter und kräftiger Charakter hat ihm in späteren Jahren das Vertrauen und die Achtung seiner Kollegen und Mitbürger gewonnen. In Halle ist er Stadtrat und seit 1852 bis an seinen Tod (1865) Vertreter der Universität im Herrenhause gewesen. Diese Eigenschaften waren es offenbar, die auch der Berliner Fakultät imponierten, denn seine wissenschaftlichen Leistungen konnten keinen großen Eindruck erwecken. Seine Latinität, so urteilte Böckh, sei außerordentlich schlecht, und Neues bringe die eingereichte Abhandlung nicht; von der deutschen bemerkte Solger, daß sie nichts Vorzügliches enthalte, sondern Deklamationen mit dem Scheine großer philosophischer Ansichten bringe; und das Urteil von Rühs war womöglich noch schärfer. Dennoch lautete der Entscheid dahin, daß der Petent zu den Probevorlesungen unbedenklich zugelassen werden könnte, und das Colloquium am 15. April 1815 verlief zu allgemeiner Zufriedenheit. Für die öffentliche Vorlesung wurde Aufschub gewährt, da Eiselen schon wieder im Begriff war, ins Feld zu ziehen. Doch kann er diesmal nicht mehr vor den Feind gekommen sein, da er sich schon am 3. Juni habilitierte. Gelesen hat er von Michaelis 1816 ab, historische Vorlesungen jedoch nur drei Semester. Schon im dritten kündigte er die erste national-ökonomische Vorlesung an. Der Abgang Hoffmanns war offenbar darauf von Einfluß gewesen. Auch die erste Schrift,

1) In der Theologie sei das Caput Ammon gewesen, in der Naturphilosophie Hildebrand; Geschichte und Mathematik seien fast gar nicht gehört und das Auditorium von Harlesz sei leer gewesen, so daß die Philologen, Mathematiker und Historiker ganz verlassen gewesen wären. Zustände, die sich erst sehr langsam gebessert haben. Humboldt schreibt 1808 seiner Gemahlin auf seiner Durchreise von dort ähnliches.

die er veröffentlicht hat — seine Dissertation war nicht gedruckt — behandelte bereits ein national-ökonomisches Thema, „Über die Grundzüge der Staatswissenschaften oder der freien Volkswirtschaft und der darauf sich beziehenden Regierungskunst“ (1818). Regierung und Fakultät wollten dem jungen Gelehrten sehr wohl. Nachdem er 1820 Extraordinarius geworden war, kam er schon im nächsten Jahre als Ordinarius nach Breslau.

G. A. H. Stenzel.

In Berlin, wie später in Breslau, ist Gustav A. Harald Stenzel Eiselens Kollege gewesen. Er aber ist immer geblieben, was er von Anfang an war: Historiker, derjenige, mit dem das auf philologischer Schulung aufgebaute Studium des deutschen Mittelalters recht eigentlich beginnt. Geboren am 21. März 1792 zu Zerbst, Sohn eines Philologen, des dortigen Gymnasialdirektors, hatte er in Leipzig unter Hermann studiert, neben dem ihn besonders der junge Dippel anzog. Schon 1810 faßte er den Plan, die deutsche Geschichte in ihrer Glanzzeit, von Karl dem Großen bis Rudolf von Habsburg, darzustellen. Gerade die Zeit der Unterdrückung war es, die ihn, wie andere, antrieb, das Bild der großen deutschen Vergangenheit zu entwerfen. Ausgearbeitet hat er davon nur ein Stück, die Geschichte der fränkischen Kaiser. Der Krieg gegen Frankreich führte auch ihn ins Feld. Als freiwilliger Jäger machte er ihn im Korps Wallmodens an der Niederelbe und in Holstein mit. Bei Göhrde kam er zuerst ins Feuer, bei Sehestedt traf ihn am 10. Dezember 1813 eine dänische Kugel. Im Sommer 1814 nach Leipzig zurückgekehrt, promovierte er dort im folgenden Jahre. Damals ist Ranke sein Kommilitone gewesen, und beide haben sich näher kennen gelernt. In Leipzig hat er sich auch habilitiert, auf Grund seiner Schrift über die deutschen Herzogtümer, in der bereits Eichhorns Einfluß sichtbar ist. Ostern 1817 aber siedelte er nach Berlin über, wo er Felix Mendelssohns Lehrer geworden ist. Es war wohl noch eine Nachwirkung der großen Zeit und der eigenen Erlebnisse, wenn er hier seine Studien der alten deutschen Kriegsverfassung zuwandte, über die er im Jahre 1820 seine zweite Schrift veröffentlicht hat. Gelesen hat er in diesen Berliner Jahren über die verschiedensten Epochen, allgemeine und deutsche Geschichte, auch über die neueste Zeit seit 1789. Schon ein Jahr vor Eiselen, im Mai 1820, ist er als außerordentlicher Professor an die Breslauer Universität versetzt worden, der er bis an seinen Tod (1854) treu geblieben ist und in deren Annalen er sich einen unvergeßlichen Platz erworben hat.

Siegwart, Bernhardi, Eytelwein und Himly scheiden aus.

Auch von den 1810 Gewonnenen blieben nicht alle treu. Siegwart, der nach Michaelis 1811 sich zur medizinischen Fakultät gewandt hatte, verließ im Sommer 1813 Berlin ganz und ging nach Schwaben zurück, an dessen Universität er Anstellung fand, und wo er bis an seinen Tod als Professor der Chemie volle fünfzig Jahre gewirkt hat. Auch Bernhardi beendigte seine fruchtlose Wirksamkeit bereits Ostern 1813. Eytelwein schied noch im Januar 1816 von der Universität, der seine Tätigkeit kaum gegolten hatte, und Himly hielt auch nur

Gruson Extraordinarius. L. Ideler.

bis Ostern 1817 aus. Von den 300 Talern, welche Eytelwein bezogen hatte, erhielt dann 200 Gruson, der 1815 zum Extraordinarius ernannt wurde. Für Eytelwein trat als Lehrer der Mathematik Ludwig Ideler ein, der, wie wir uns erinnern, im Sommer 1810 die Aufforderung, als Akademiker zu lesen, abgelehnt hatte. Seit dem Sommer 1813 entschloß er sich aber doch, ab und an Vorlesungen aus seinen Spezialgebieten, zum Teil auch über Elementarmathematik, anzukündigen, und die Fakultät verlieh ihm daraufhin im Oktober 1814 den Doktor. Der Abgang Eytelweins mag es gewesen sein, der ihn im Jahre 1817 bewog, den König, dessen Söhne, die Prinzen Wilhelm und Friedrich, er seit 1810 in der Mathematik unterrichtete, um ein Fürwort bei der Unterrichtsverwaltung zu bitten. Schuckmann konnte, da der Etat geschlossen war, den Wunsch, der aus dem Kabinett an ihn gelangte, nicht sogleich erfüllen. Es ist dann eine der ersten Maßregeln Altensteins gewesen, dem verdienten Gelehrten im November 1817 das Extraordinariat zu geben, womit im nächsten Sommer auch ein Gehalt von 400 Talern verbunden wurde. Drei Jahre darauf erfolgte sein Eintritt in die Fakultät als Ordinarius. Ideler war ein Polyhistor fast im Stil der alten Zeiten. Die Sprachen des Altertums und der Neuzeit, des Occidents und des Orients waren ihm gleich geläufig. Während er mit Nolte die Handbücher und Chrestomathien herausgab, deren wir gedachten, versenkte er sich zugleich in persische, arabische und koptische Studien. Den Mittelpunkt seiner Studien fand er in der Mathematik und Astronomie, aber nicht sowohl in der Erforschung ihrer Gesetze als in ihrer Geschichte und ihrer Bedeutung für die Chronologie. Hier hat er ganze Provinzen für die Wissenschaft erobert, und nur die Verbindung so disparater Studiengebiete und eine erstaunliche Sprachgewandtheit machten dies möglich. Er hat über die Zeitrechnung der Perser und Araber, der Römer und Chinesen, über das Alter der Runenkalender und über die Reduktion ägyptischer Daten aus der Zeit der Ptolemäer, um nur einiges zu erwähnen, gearbeitet, und sein Handbuch der Chronologie ist bis heute das grundlegende Werk für diese Wissenschaft geblieben.[1]

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen wurden auch in diesen Jahren noch ebenso stiefmütterlich behandelt, wie im Jahre 1810 von der Einrichtungskommission, und der Literaturgeschichte erging es kaum besser. Das germanistische Fach blieb Zeunes Obhut anvertraut, der über seine Nibelungen und ab und an auch über andere Stoffe las, so seit dem Sommer 1818 zweimal über den Wartburgkrieg, offenbar von naheliegenden Vorgängen bestimmt, sonst aber seine Liebe noch zwischen der altdeutschen Poesie und der Geographie teilte. Für das Italienische ließ sich Uhden, der (im Herbst 1814) gleichzeitig mit Ideler die philosophische Doktor-

1) Vergleiche über Ideler Bruns in der Allgemeinen Deutschen Biographie XIII, 743 und Harnack, 86, dazu Akten im Kultusministerium. Außerdem lag mir noch ein Brief Idelers an Beyme vom 17. Juli 1807 (in dessen Nachlaß) vor.

würde erhielt, seit dem Wintersemester 1813/14 gewinnen. Er hat mehrere Jahre hindurch Dantes Gedichte erklärt. Auch Tölken nahm sich ab und zu des großen Florentiners an, dessen Gestalt sich mit der Ausbreitung der mystisch-romantischen Stimmungen dieser Jahre neu belebte. Für das Französische gab es seit Liaños Rücktritt überhaupt keinen Lehrer mehr. Das englische Lektorat übernahm, nachdem Grashoff, der das Italienische mit bestritten hatte, Michaelis 1812 ausgeschieden, Dr. Seymour und neben ihm vom Sommer 1817 ab Dr. Beresford, der aber schon im Sommer 1819 starb.[1] Von beiden ward übrigens den Studierenden Gelegenheit gegeben, die Dichtungen Shakespeares und Miltons kennen zu lernen. Andere Anträge, die auf Errichtung eines Lektorats für das Holländische und das Polnische eingereicht wurden, stießen bei der Fakultät oder schon beim Ministerium auf Ablehnung.

D. Theologische Fakultät.

Gegensätze.

Von der größten Fakultät wenden wir uns zu der kleinsten, die zugleich die stabilste war. Ihren engeren Kreis füllte das Vierblatt Schleiermacher, Marheineke, De Wette und Neander bis zu dem Moment aus, wo De Wette ihm entrissen wurde. Neben ihnen haben in dieser Zeit nur noch an ihr gewirkt Bellermann, der 1816 zum Extraordinarius befördert wurde, und zwei Privatdozenten, Lücke und Sack, welche im Sommer 1816 und Winter 1817/18 hinzutraten, aber schon vor der Entsetzung De Wettes wieder ausschieden, so daß die Fakultät wieder auf ihre ursprüngliche Zahl reduziert war. Wie klein nun auch die Gruppe der Theologen war, fehlte es in ihr doch nicht an Gegensätzen; ja diese waren nirgends stärker als in der Fakultät, für welche doch der Gedanke des Friedens den Mittelpunkt ihrer Lehrtätigkeit bilden und die für den Aufbau der Kirche, als der Gemeinschaft des Friedens, in Preußen sorgen sollte. Dies muß um so mehr auffallen, als in der eben abgeschlossenen Epoche des deutschen Geisteslebens an allen Universitäten wirklich in keiner Fakultät größere Ruhe und Eintracht geherrscht hatte als in der der Gottesgelehrten. Die alten Kämpfe waren beseitigt gewesen, die dogmatischen Unterscheidungslehren gegenstandslos geworden. Verbindungslinien zu suchen zwischen den Kirchen und Konfessionen, darin hatte sich die Theologie der letzten Jahrzehnte recht eigentlich erschöpft. Und noch immer, oder vielmehr ganz besonders in dem Moment, wo die neue Jahrhundertfeier der Reformation begangen wurde, konnte man glauben, dem seit Leibniz ersehnten Ziele näher zu sein als je. Abermals schritt Preußen Deutschland voran, als am Säkulartage selbst der König und sein Volk in gemeinsamer Andacht das Abendmahl nahmen. Marheineke gab in der Vorrede zu seiner

1) Nolte, der ihn kannte, zeigte dem Ministerium am 30. April seinen Tod an. Er nennt ihn Professor Benjamin Beresford.

Reformationsgeschichte sogar der Hoffnung Ausdruck, daß nach einem weiteren Jahrhundert die jetzt getrennten Kirchen Roms und Luthers unter einer neuen Form vereinigt sein würden. In Kunst und Wissenschaft mochte Goethe sich aufs neue als Protestant bekennen; daß die religiösen Wirren dem Staub der Jahrhunderte angehörten, war auch dem größten Sohne der Zeit gewisseste Überzeugung. In der Zeit welterschütternder Kämpfe, in den Jahren, da das alte Reich in Trümmer sank, war diese Eintracht der Geister errungen worden. Wie hätte die Welt nicht hoffen sollen, daß nun, da der allgemeine Friede zurückgewonnen und die Nation in dem Kampf um die Freiheit zum Bewußtsein ihrer politischen Einheit erwacht war, auch der Streit der Konfessionen ein Ende nehmen würde! Aber das Entgegengesetzte geschah. Bei den ersten noch tastenden Versuchen erwachten bereits die Gegensätze aufs neue, die man erstorben wähnte. Gerade die nächst Verwandten gerieten aneinander, und Jahrzehnte hindurch, im Gleichschritt mit den Kämpfen, welche von innen her das Gefüge der politischen Welt Deutschlands erschütterten, in engster Verflechtung mit ihnen, sehen wir fortan die Parteien um die alten Banner und die alten Losungen gegeneinander geschart. Unter diesem Zeichen wird auch die Geschichte der Berliner theologischen Fakultät zwei Generationen hindurch stehen. Erst das Ende der politischen Kämpfe, die Begründung des nationalen Reiches, hat in ihr den Frieden hergestellt und sie einer Entwicklung entgegengeführt, die sie mit den die anderen Fakultäten erfüllenden Strömungen des wissenschaftlichen Lebens in Einklang gebracht hat.

Noch bei der Zusammensetzung der Fakultät, welche ganz in Schleiermachers Hand gelegt war, hatte der Grundsatz vorgewaltet, der Freiheit der Meinungen freien Ausdruck zu geben. Schleiermacher sprach es geradezu als das regulierende Prinzip aus, bei den verschiedenen Ansichten und Behandlungsarten, die in der Theologie herrschten, auch unter den Lehrenden durch Konkurrenz einen ermunternden Wetteifer zu unterhalten. Wenn er am Ende nicht die Männer erhielt, auf die er zunächst geblickt hatte, einen Schmidt und Planck, Schleusner und Ammon, so standen zwei von denen, die erwählt wurden, Marheineke und Neander, ihm näher als die meisten. Sie hatten einst beide zu ihm als ihrem geistlichen Vater und Erwecker emporgeschaut. So hatte ihn Marheineke selbst vor Jahren, ehe noch an die Berliner Universität zu denken war, angesprochen. In Göttingen gebildet und in Erlangen zur Professur gelangt, hatte er Schleiermacher nie gesehen; er kannte ihn nur durch seine Reden über die Religion. Diese aber waren es, welche die vorher kaum gefühlte Flamme des Glaubens in ihm neu erweckten. So hat er es selbst gegen Schleiermacher von Erlangen her bekannt: „Ich glaube fast“, schreibt er ihm am 9. August 1805, „daß ich erst da, als ich Sie über die Religion reden hörte, zum erstenmal in meinem Leben mit voller Besinnung religiös und fromm gewesen bin. Denn es war wahrhaftig

Ph. Marheineke.

etwas mehr als die Reflexion, die ich wahrnahm, in meinem Gemüte, als ich auf diese Weise Ihre Bekanntschaft machte. Und wen man in solchen Stunden als einen Propheten göttlicher Offenbarung kennen gelernt hat — wie sollte ich Ihnen nicht sagen dürfen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe?“ Nach Fach und Beruf nahm Marheineke zu Schleiermacher die nächste Stellung ein. Er las mit ihm die gleichen Kollegia, Ethik und Systematik, und seit 1819 predigte er vor derselben Gemeinde. Aber schon im Sommer 1810, bei der Berufung selbst, kam es zwischen ihnen zu einer Irrung, und später hat Schleiermacher mit keinem seiner Kollegen kühler gestanden als mit Philipp Marheineke. Freilich konnte man sich kaum größere Gegensätze denken, als sie der Gastwirtssohn aus Hildesheim und der Sohn des schlesischen Pfarrhauses darboten. In Marheineke war alles Gemessenheit und Würde, eine Geradlinigkeit, die wie mit dem Winkelmaß ausgemessen war, ohne daß doch alle Ecken ausgehobelt waren: „Don Philipp“ oder den „Kardinal“ nannten ihn seine Studenten. Er war fleißig und, wenn man dies nach der Zahl der Bücher berechnet, auch produktiv, ehrlich und im Grunde seines Herzens gutmütig. Die Unnahbarkeit, mit der er sich schmückte, das eintönige Pathos seiner Vorträge, das schon Uhden in Heidelberg, wie wir lasen, auf die Nerven fiel, und mit dem er auf der Kanzel wie auf dem Katheder seine Zuhörer langweilte[1], entsprang wohl eher dem Bestreben, höher zu erscheinen, als er sich im Inneren seines Herzens fühlen mochte. Aber gerade einem Schleiermacher, in dem alles Leben und Bewegung, Witz, Originalität, Laune und oft genug Schärfe war, konnte der Amtsgenosse damit am wenigsten imponieren. Marheineke ist niemals selbständig gewesen und hat daher immer der Anlehnung bedurft. Da er sie bei den Kollegen nicht fand, und wohl auch nicht finden wollte (denn sein nicht geringer Ehrgeiz, der Wunsch, etwas zu bedeuten, verbot es ihm), so suchte er seine Stützen außerhalb der Fakultät, bei den Philosophen oder auch wohl bei der Regierung. Als er sich in Erlangen von Schleiermachers feuriger Kraft ergreifen ließ, folgte er damit der allgemeinen Strömung, welche die junge Generation hinriß. Neben Schleiermacher wirkten damals auch Schellings Ideen auf ihn ein, in dessen Herrschaftsgebiet Erlangen lag; aber daneben hörte er Fichte, der die Gegnerschaft gegen den alten Rivalen von Jena auch auf das Erlanger Katheder trug.[2]

1) Noch im Frühling 1836 schreibt der junge Ernst Curtius davon: „Wenn Schleiermacher noch predigte, wie wollte ich dann meinen Nachbar rechts (den Turm der Dreifaltigkeitskirche) in Ehren halten und wie bedeutungsvoll würde dann sein Geläute in meine Fenster schallen, das mich jetzt nur zu Marheinekes gezierten, marklosen Predigten einladet“ (an seinen Vater, 11. April 1836. Ernst Curtius, Ein Lebensbild in Briefen, hersgg. v. Friedrich C., S. 70).

2) In dem genannten Brief an Schleiermacher: „Ich höre mit unseren Professoren die Wissenschaftslehre bei ihm in einer Privatvorlesung. Der Plato tritt in jeder Stunde unverkeunbar in ihm hervor. Schelling verkennt er durchaus; er polemisiert sehr heftig gegen ihn; unter dem Abstraktum der Blindheit ist immer der Würzburger Philosoph gemeint.“

Auch in Berlin scheint er ihm nahe getreten zu sein, wenigstens hat er an seinem Grabe gesprochen.[1] Als dann die pietistische Woge in der Verbindung mit konfessionellen und reaktionären Tendenzen plötzlich und gewaltig anstieg, ließ er sich wieder von dem Strome treiben, während Schleiermacher sich von der Entwickelung der Ideen, deren Vater er gewesen war, eher abwandte und von ihren Anhängern schon zum alten Eisen geworfen wurde. Damals schrieb Marheineke von der Sehnsucht der Kirche nach einem neuen Tempel und einem neuen, auf Religion gegründeten Aufbau des Reiches, einer neuen Welt, der Morgenröte eines neuen Tages; er war zum Lobredner der bischöflichen Verfassung geworden.[2] Aber die Orthodoxie stand dem durch den Rationalismus der Göttinger Schule Hindurchgegangenen schlecht genug zu Gesicht. Man glaubte ihr nicht recht; affektiert nannte sie Twesten; und Marheineke selbst hat bald genug den Übergang zu der neuen Philosophie gefunden, die Wissen und Glauben in der Welt des reinen Begriffes versöhnen zu können glaubte, um schließlich, als auch die Gloriole seines größten Heiligen zu verblassen begann, sich wieder auf seine rationalistische Herkunft zu besinnen und der Verbündete eines Bruno Bauer zu werden.

Ganz anders war von seinem Ursprunge an Schleiermachers Verhältnis zu Neander. Dieser hatte schon zu ihm gehört, als er noch David Mendel hieß. Denn die platonischen Studien, die den Sechzehnjährigen aus dem Judentum hinwegführten, hatte er schon mit Hülfe der Schleiermacherschen Übersetzung getrieben, und die „Reden über die Religion“ hatten ihn, der anfangs Jura studieren wollte, zum Theologen gemacht. So war er Ostern 1806 nach Halle gekommen, mit seinen Hamburger Freunden, die ihn erst vor wenigen Wochen zur Taufe geleitet und deren Vornamen er angenommen hatte, August Varnhagen und Wilhelm Neumann.[3] Sie beide hatten ihn auch in den Bund gebracht, dem sie in Berlin angehört und dessen Mitglieder seitdem zerstreut waren. Mit der Bundeslosung, die einst Koreff erfunden, *τὸ τοῦ πόλου ἄστρον*, unterzeichnete Neander fortan seine Briefe. Auch zu Chamisso ist er damals durch Varnhagens und Neumanns Vermittlung in Beziehung getreten. Ohne ihn gesehen zu haben,

1) „Worte an Fichtes Grabe“, gesprochen am 31. Januar 1814. Abgedruckt in Marheinekes „Predigten, 1814 vor verschiedenen Gemeinden Berlins gehalten“. Wie Marheineke bemerkt, nur wenige Stunden vor dem Begräbnis entworfen, und das wenigste davon gesprochen (S. 209/10). Für die Vereinsamung Fichtes seit dem Bruch mit dem Senat ein gewichtiges Zeugnis.

2) Vgl. die Aphorismen 1814, auch die Einleitung zur deutschen Reformationsgeschichte. Ferner Neander an Vogt, 25. Juni 1841: „Marheineke, der, vor Jahren der Busenfreund von Schmalz, der Verdächtiger Schleiermachers, die bischöfliche Kirchenverfassung präkonisierte . . . dieser ist jetzt der Vertreter der Freiheit.“ Zit. von Schneider, Neander 183. An seiner „Reformationsgeschichte“ erbauten sich Ludwig Gerlach und seine Freunde.

3) August Wilhelm Johann. Den dritten Namen erhielt er von seinem väterlichen Freunde, dem Direktor des Johanneums, Gurlitt.

bot er ihm seine Freundschaft, ja die Brüderschaft an, welche der liebenswürdige Poet mit der Offenheit und Herzlichkeit seiner Natur annahm; im Lichte eines Heiligen erschien ihm in seinen von überwallendem Gefühl belebten Briefen der Neugetaufte. Ganz übermächtig war der Eindruck, den in Halle Schleiermachers Vorlesungen auf Neander ausübten; was der große Theologe in diesem Sommer über die Methode und den Zweck des Studiums der Kirchengeschichte vortrug, hat ihn vielleicht zu der Aufgabe geführt, die ihm zum Inhalt seines Lebens ward, die Geschichte der Kirche, in deren Schoß er eben aufgenommen war, zu beschreiben. Die Auflösung der Hallischen Universität, die Ausweisung der Studentenschaft durch das Machtwort Napoleons zerstörten die ihn beglückende Gemeinschaft. Mit den Kommilitonen zog er über Leipzig und mitten durch das Kriegselend nach Göttingen. Er erkrankte unterwegs, und nur die aufopfernde Hülfe seines Freundes Neumann half ihm davon; von allen Mitteln entblößt erreichten die Ermatteten das Ziel. Es war die Stadt seiner Geburt. Ihm aber war sie völlig fremd geworden. Sie war ihm die Stadt der kalten Verständigkeit, der Gemütlosigkeit, der Gottentfremdung; aus „Philistropolis“ datiert er in diesem Winter seine Briefe. Mit heißer Sehnsucht gedenkt er darin des zersprengten Freundeskreises: „Es ist eine Umgebung, so kalt, daß man erfrieren möchte.“ Im Januar hörte er von Neumann, daß sein Exil bald beendigt, die Rückkehr an die Saale frei sein werde. Sofort schreibt er voll Jubel: „Ich sehe mich schon bei Euch Geliebten, und den herrlichen Schleiermacher schauend und hörend; und mit dem besseren geistigen Klima wird auch mein verdorrendes physisches Leben in dem freien Klima, aus dieser beengenden Bergluft heraus, erneuert werden.“ Er hoffte, noch andere mit sich zu ziehen: „Es sind schon mehrere gewonnen, die, ihres krankhaften Lebens recht ehrlich überdrüssig, nach dem besseren wahrhaft sich sehnend, mit uns zur erneuten Gottesstadt ziehen.“ Denn unermüdlich war er um die Propaganda der Idee, die ihn ergriffen hatte, bemüht. Auch Gesenius, damals Privatdozent in Göttingen, der sich seiner freundlich angenommen hatte, meinte das Studentlein zu seinem Glauben bringen zu können: „Gesenius hoffe ich, da er eine so vortreffliche Natur hat, wird auch zur Wiedergeburt gelangen. Er fängt an, das Kalte und mit sich Verfallene, wie Du wohl weißt, zu erfühlen und nach dem Besseren zu begehren. Er wird Schleiermachers Reden lesen. Ich hoffe, der wird den Henkeschen Kakodämon mit Haut und Haaren aus ihm vertreiben. Es wäre herrlich, wenn er noch ganz, zumal er von Vorurteilen leicht weicht, in die auferstandene Kirche einträte.“ Aber seine Erwartungen erfüllten sich nicht. Die Tore der Fridericiana blieben geschlossen; er mußte an der Georgia Augusta, die er dem bösen Feind verfallen wähnte, bleiben, unter den Häuptern der rationalistischen Theologie, einem Planck und Staeudlin, seine Studien beendigen und, was ihm das Allerschmerzlichste war, seinen Freundeskreis entbehren. Noch nach einem Jahre klagt er, wie schmerzlich es für ihn

gewesen sei, in dieses für den Geist eiskalte Land verstoßen zu werden, wo die volle Liebesluft an einer lieblosen toten Umgebung abprallte. „Aber", fährt er fort, „laßt uns nicht scheuen, auch den letzten bitteren Hefen des Todeskelchs zu trinken, wie ihn uns die verfallene Zeit von außen oder das Faule und Stolze, das sich von ihr innerlich angesetzt hat, darbieten möge." Schroffer als je empfand er den Gegensatz zu der Weltanschauung der Gegner. Aber gerade die Einsamkeit, bekennt er, sei nötig, um ihn an den Urquell des Lebens zu führen: „Von jedem Mittler unter den Menschen, von aller erfreulichen Umgebung muß der Mensch gegen seinen Willen losgerissen werden, damit er allein hange und festhalte an dem ewigen Mittler, der Mensch und Gott ist in einer Person und sich leidend und sterbend die Menschheit, und in ihr den Menschen, wenn er sich glaubend in dem eigensten Innersten seinem Leben und Sterben hingibt, erworben hat zum Eigentume und erwirbt. Was die Worte des Lehrers hören! Hat er die Wahrheit, so ist sie ihm von daher gekommen, von wo sie mir auch kommen und allein kommen kann, wenn es nicht bloß angebildetes Wesen [ist], ob gleich scheinbar, wenn auch wirklich verstanden und angeeignet, doch immer nur scheinbar eigen, und innerlich wahrhaft Heuchelei. Kann ich das Licht ja nur mit meinen Augen durch das Licht sehen und strahlt es mir, wie es mein Auge erfassen soll! Wollen sie aber etwas anderes denn den Einen Gott, was es auch sei, es sei Natur oder Universum oder Menschheit oder Kunst oder Teufel, was nicht ihm geopfert und durch ihn erst geheiligt wird: so mögen die laute Stimme und die innere zutätige Liebe aller Wesen sie Lügen strafen." Ich weiß nicht, ob man mit dem Biographen Neanders sagen darf, daß damals in ihm eine mächtige innere Umwandlung vor sich gegangen sei, daß er die pantheistische Form seiner Religiosität nun erst recht eigentlich überwunden und durch das Studium des Neuen Testamentes und des Augustinus den christlichen Gottesbegriff und den persönlichen Heiland gewonnen, daß er erst von hier aus zu der Lebensaufgabe, in der Kirchengeschichte die gebrochenen Strahlen des göttlichen Lichtes zu sehen, gefunden habe. Eine Abwandlung ist damals ohne Zweifel in ihm vorgegangen. Die Wortbekleidung, die er den ewigen Fragen gab, leitet er nicht mehr aus Plato her, und schmiegt sich enger den überlieferten Formen des christlichen Dogmas an; er spricht nicht mehr, wie noch im April 1806, von der allwaltenden *Ἀνάγκη*, in deren Saiten der Gläubige nur einstimmen, nicht sie umstimmen könne, von dem ewig heiligen Muttertal, das den nimmer verhallenden Ton seiner Melodie in der ewigen Symphonie der Zeiten zurücklasse, von der Freiheit, die nur ein Ausfluß der Notwendigkeit sei und sich mit dem absoluten Fatalismus paaren lasse: aber der Grund seiner geistigen Existenz, das Bewußtsein von dem Einssein der Seele mit ihrem Schöpfer und der Alleinheit Gottes und des Lebens und die Sehnsucht nach Vergottung blieben in ihm, wie sie der Ursprung und Beginn seines Christentums

gewesen waren,[1] und ebenso blieb der Trieb in ihm, die Macht dieses Gottes, das Ausströmen des ewigen Lichtes in der Geschichte, in den Individualitäten, die ihm ihre Herzen jemals öffneten, zu schildern. Beides hängt aufs engste zusammen, und das Zweite ist nur die Wirkung des Ersten. So hatte er schon den Bund vom Nordstern aufgefaßt: als eine Wohnung des göttlichen Geistes, als die Civitas dei, eine feste Burg, in der die Freunde, abgetrennt von der Welt, unter tiefer Verachtung der Profanen, des Pöbels, ihres Gottes und der Gemeinschaft mit ihm sich bewußt werden. Und wie die Glieder des Bundes sich umfangen und über Zeit und Raum hin sich die Hände reichen, so breitet sich ihm die Kirche durch die Zeiten aus als der Bund der von Gott erleuchteten Gestalten, welche sich durch die Jahrhunderte hin, wie lebendige Ketten, die Hände reichen.[2]

In diesem jungen Neophyten war eine Leidenschaft, ein Gluthauch der Empfindung, wogegen die religiösen Betrachtungen eines Schleiermacher uns fast kalt und nüchtern erscheinen könnten, und die uns sofort klar machen, warum der Jünger so bald von seinem Meister abwich; aber zugleich eine Einseitigkeit und Engigkeit, die es uns noch mehr erklärt, weshalb beide in Berlin nicht mehr zusammenkommen konnten. Es war nur ein Moment, ein Funke des Schleiermacherschen Geistes, der in Neanders Seele Feuer gefangen hatte und zur helllodernden Flamme geworden war. Wieviel tiefer reichten doch die Wurzeln der Theologie seines Lehrers! Sie zogen ihre Kraft nicht bloß aus den Schriften des hellenischen Weisen, die er seiner Nation zugänglich machte, sondern aus der deutschen Philosophie von Leibniz bis Schelling und aus der eigenen originalen Spekulation, aus den Werken unserer Dichter, aus dem Staat, dem er von Geburt angehörte und dessen Glorie schon dem Knaben aus den Erzählungen des Vaters, des Feldpredigers des großen Königs, entgegengeleuchtet hatte — aus der Fülle, mit einem Worte, des deutschen Lebens. Neander hingegen war ein von seinem Stamme abgerissener Zweig. Durch seine eigene Familie ging der Riß. Sein Vater war ein jüdischer Händler von unbekannter Her-

1) Vergleiche besonders die Abhandlung über das Wesen Gottes, von Schneider etwa ins Jahr 1810 gesetzt, Seite 270. Auch die Betrachtung über Wiclef, Seite 276.

2) So schildert ihn Sieveking, neben Neumann sein liebster und innigster Freund, in einem Briefe an Ludwig Gerlach, der durch ihn in Heidelberg mit Neander bekannt wurde: „Es ist ein Mensch von apostolischer Glut, dem Geschwätz der Zeit feind wie der beschränkten Armseligkeit derjenigen, die hinter ihr zurückgeblieben sind, aber vertraut mit dem Geiste und der Tiefe der Männer, die einzeln durch die Jahrhunderte hin sich die Hände zu reichen scheinen.“ Gerlach, der die Stelle in seinen Tagebüchern mitteilt, sagt dort, daß Neander zu denen gehört habe, welche Gottes Gnade ihm auf den Lebensweg geschickt habe. „Ich verdankte ihm“, schreibt er, „ein nie gekanntes christliches und kirchliches Interesse, Klarheit über die Notwendigkeit einer Opposition gegen den Rationalismus, welchen er damals mit mehr Entschiedenheit als später bis auf Schleiermacher ausdehnte. Wir nannten uns sofort Du, auf sein Verlangen, und lasen viele kirchengeschichtliche Sachen zusammen.“

kunft, ein dunkler Ehrenmann allzeit seines Lebens, der seine Geldgeschäfte mit Göttinger Studenten gemacht haben soll. Von Göttingen siedelte die Familie bald nach Hamburg über, aber der Vater trennte sich bald von ihr, wenn er überhaupt mitgegangen ist, jedenfalls lange vor der Christianisierung Neanders, und ging nach Göttingen zurück, um dann, wie es scheint, jeden Zusammenhang mit der Familie zu verlieren. Er blieb dem alten Glauben treu, während die Mutter und die Schwestern von dem Sohn zu seiner Kirche hinübergezogen wurden. Unter der Leitung der Mutter wuchs Neander heran. Sie war eine tapfere, kluge und gebildete Frau, eine Verwandte von Moses Mendelssohn, und dies mag der Anlaß für sie gewesen sein, nach Hamburg zu gehen, wie auch den Sohn der humanistischen Bildung zuzuführen.[1] Die Hamburger Schule, welcher die Mutter ihn übergab, das Johanneum, an dem die klassischen Studien unter Gurlitt emsige Pflege erhielten und dessen obere Klassen Neander noch besucht hat, wurde ihm die Heimat und der Weg, der ihn aus der trüben Sphäre seiner alten Existenz in die moderne Welt hinausführte. Noch als Jude hat er die öffentliche Abschiedsrede gehalten, zu der ihm sein Direktor selbst das Thema gestellt hatte: „De Judaeis optima conditione in civitatem recipiendis.“ Er wendet sich darin gegen die Ankläger seines Volkes, die ihm seine Unbildung, seine im Zeremoniendienst verkümmerte Religion, seine kriegerische Untüchtigkeit und Feigheit, seine Gleichgültigkeit gegen den Staat und vor allem die wucherische Geldgier vorwerfen. Neander leugnet keinen dieser sittlichen Schäden. Aber er fragt, ob die Folgerungen, welche die Gegner daran knüpfen, die richtigen seien, ob die Juden, wie jene wollen, um dieser Eigenschaften willen für alle Zeiten aus dem Staat und der Gesellschaft ausgestoßen werden müssen. Er vergleicht ihr Vorgehen mit dem der schlechten Ärzte, welche dem Kranken die Medizin entziehen. Die Unterdrückung, welche sein Volk erlitten, selbst macht er verantwortlich für seine Fehler. Die Kraft, den Sünden zu widerstehen, sei gerade dadurch gebrochen worden, also daß sie Sünden, die ihnen früher verhaßt gewesen wären, schließlich liebgewonnen hätten. Denn wer seine Kräfte nicht gebrauchen könne, mißtraue ihnen nur zu bald. Aus dem Vertrauen entstehe die Tapferkeit, aus dem Mißtrauen die Feigheit; die Knechtschaft unterdrücke, die Freiheit rufe alles, was tapfer und tüchtig sei, im Menschen hervor. „Und zu wessen Schutz ergreifen denn die Knechte die Waffen? Sie haben kein Vaterland, dessen Bürger sie sein können, sie haben keine Laren, welche sie verehren können, keine Gräber, von den Vorfahren ihnen anvertraut, deren Gebeine sie verteidigen können. Das Land selbst,

1) Sie hieß ursprünglich Esther Gottschalk und war aus Hannover. Ob der Arzt Dr. Stieglitz, der Oheim Neanders, ihr oder des Vaters Verwandter war, ist mir nicht bekannt; er hat sich später des Vaters angenommen. Vgl. den Auszug aus dem Taufbuch der Kirche zu St. Catharinen in Hamburg vom 25. Febr. 1806, bei Krabbe, Neander, S. 18, 1.

welches sie bewohnen, scheint sich mit den Menschen verschworen zu haben zu ihrem Verderben. Ein Gut allein hinterließ ihnen das Geschick, welches von allen Gütern das am wenigsten vornehme ist und eines Mannes, der auf Ehre hält, am wenigsten würdig: Reichtum. Mit seinen Riten, seinem Glauben selbst hat das Volk das Andenken an die glücklicheren Zeiten der Väter festgehalten, und an der Hülfe der Menschen verzweifelnd hat es seinen Gott, den Vater der Menschen, zu seinem besonderen Hort und Heiland gemacht. Die Freiheit aber, die Humanität, welche die Epoche beherrscht, die heute selbst bis zu Rußlands Thron emporgedrungen ist und in Hamburgs Mauern ihren Thron aufgeschlagen hat, wird die Erlösung dem Volke bringen. Indem sie ihm das Bürgerrecht verschafft, wird sie ihm die Heilung seiner Fehler bringen.“ Es sind Gedanken der Aufklärung, die der junge Abiturient in klassischem Latein und mit ergreifender Beredsamkeit seinen Hörern, unter denen wir seine Angehörigen und die Patrone der Schule zu suchen haben, vortrug, Ideen, wie sie in dem Kreise der Sieveking und Reimarus lebendig waren, dem der beste Freund Neanders wie auch der Direktor selbst angehörten, Ideen, denen gerade sein Verwandter, der Hamburger Jude Moses Mendelssohn, vor wenigen Jahrzehnten zum ersten Male Ausdruck gegeben hatte. Während aber Moses Mendelssohn von der Sehnsucht, an dem deutschen Leben teilzuhaben, sich in den Kreis der Lessing und Reimarus tragen ließ, ward Neander von der eben erwachten entgegengesetzten Bewegung ergriffen.

Es war nur natürlich, daß sie ihn um so stärker packte, je tiefer und breiter sie wurde, und daß er, der schon in Heidelberg nicht mehr auf Schleiermacher schwor, in Berlin sich gegen ihn von Anfang an abschloß. Mehr als einmal spricht Schleiermacher davon. „Unser Neander“, schreibt er an Twesten in dem Briefe vom 11. Mai 1817, mit dem er ihm seine Lukaskritik ankündigte, „will Sie in den Ferien besuchen, höre ich. Wenn es Ihnen doch gelänge, einige Rinden von ihm abzulösen und ihn etwas von seiner immer schroffer werdenden Einseitigkeit zu befreien. Aber ich fürchte, er reist mit ganz entgegengesetzten Assimilationsprojekten zu Ihnen.“ Es war eine leise Warnung, an die Adresse des Kieler Freundes gerichtet. War doch Twesten bei seinem zweiten Aufenthalte in Berlin zu Neander in Beziehungen getreten, die ihn bereits ein wenig von seinem alten Lehrer hinweggeführt hatten. „Neander hat mich davor bewahrt, zu früh in einer Richtung abzuschließen, da ich mir fast vollendet schien“, so schreibt er an Brandis in dieser Zeit: „Ich bin dadurch meiner selbst mehr sicher geworden und meines Rechts bewußt, auch den von mir am meisten geachteten Männern gegenüber meiner Ansicht, meinem eigenen Gefühl zu folgen.“

Dennoch trat Neander nicht zu den Heißspornen der Reaktion hinüber. Dem Baron von Kottwitz, der schon damals die Gläubigen um sich zu sammeln begann, schloß er sich innig an: von den Gerlachs hingegen und ihrem Kreise

scheint er sich zurückgehalten zu haben; während Marheineke ganz offen an der Seite von Schmalz erschien. Es war bereits die Linie, die Neander auch später innegehalten hat. Für innere Mission, für die Arbeiten und Leistungen christlicher Charitas, unter den Studenten wie in weiteren Kreisen, hatte er immer ein Herz. Für alles dasjenige aber, was zur Parteibildung im staatlichen wie im kirchlichen Leben führte, war er nicht zu haben. Es war das wohl noch ein Erbteil seines Stammes, der sich um so enger in seine Heiligtümer eingeschlossen hatte, je wilder der Strom der Zeiten gegen ihn tobte. So wehrte auch Neander alles, was sich von außen gegen seinen Glauben herandrängte, von sich ab. Er hatte, wie sein Biograph sagt, früh gelernt, sich schweigend in die Verhältnisse zu schicken. Ihm war es genug, in dem Bezirk, in dem er wirkte, unbehindert zu bleiben. Sein Studienkreis hatte ja von allen Disziplinen der Theologie am wenigsten mit den Fragen des Tages zu schaffen; und ebendies mag ihn, instinktiv fast, mit zu ihm geführt haben. Aber auch in seiner Wissenschaft vermied er es, in die Sphären des Staates, der Gesellschaft und des nationalen Lebens tiefer einzudringen, oder er verstand vielleicht nicht einmal recht die Bedeutung zu würdigen, welche jene Momente für die Entwickelung der christlichen Religion gehabt hatten. Er hat sie jedenfalls über Gebühr vernachlässigt und durchweg falsch aufgefaßt. Für ihn galt es immer nur, das in Christo erschienene Licht in seiner tausendfachen Brechung durch die Jahrhunderte hin zu verfolgen, die Wunderkraft des Evangeliums, den Erlösungsprozeß der Menschheit in der Geschichte planvoll nachzuweisen — und darum waren es gerade die ersten Jahrhunderte, denen seine ganze Liebe galt: nirgends schien ihm die göttliche Leitung greifbarer, unwiderleglicher zu sein. Es war ein Standpunkt, der bei aller Gelehrsamkeit, bei aller Vertiefung in die Quellen dennoch die Kritik ausschloß und das Urteil durchweg zwang, jedem Konflikt mit dem alles beherrschenden Gedanken auszuweichen. Vor allem der Quellenkreis, der die Ursprünge der Kirche umfaßt, wurde von Neander lediglich unter dem Gesichtspunkte einer der Kritik unnahbaren Gewißheit aufgefaßt. Nirgends sind daher sein Scharfsinn und sein Fleiß unfruchtbarer geblieben als in der Darstellung des Lebens Jesu und der ersten Zeiten der Kirche, die er bis in das dritte Jahrhundert hinein nicht anders denn als eine fortgesetzte Reihe wunderbarer Offenbarungen aufzufassen vermochte.

Erbauung waren Element und Ziel seiner Forschung, seiner historischen Gemälde, seiner Vorlesungen, seines ganzen Seins und Wirkens. Nicht der Historiker, sondern der Theologe war es, der sich in den Geist der Zeiten versenkte; und nicht der Aufklärung wollte er dienen, sondern dem Glauben, der Unterwerfung unter den einen Gott, den er sich, ohne daß er eigentlich darum hätte kämpfen müssen, zum Freunde gewonnen hatte. Dies war ihm die Erkenntnis, die er aus der Geschichte schöpfte, und der Schlüssel zu ihrem Ver-

ständnis; wie es sein Leitspruch ausdrückte: „Pectus est, quod facit Theologum". Der Lärm des Tages stieß ihn ab. Nur in der Abgeschlossenheit glaubte er das Wehen des Odems Gottes zu spüren. „Die Theologie", so schreibt er, „gedeiht nur in der Stille des sich an Gott hingebenden Gemütes. Was aus dem lärmenden Treiben der Welt und dem eitlen Zeitgeschmack hervorgeht, ist nicht Theologie zu nennen."

Aber diese Zeit wollte Kämpfe und Parteiung. Seine Kollegen in Berlin standen bereits im Kampf, im Vordertreffen selbst, mochten sie nun zum Angriff aufrufen oder die Geschosse der Gegner abwehren. Und je stärker die Streitenden aufeinander stießen, je größer ihre Scharen wurden, je enger sie den Harnisch des Bekenntnisses um sich zogen, um so mehr ward Neander von rechts und von links gedrängt, Farbe zu bekennen und sich mit in die Reihen zu stellen. Es ist wahr, auch er ist das eine oder das andere Mal auf die Schanze gestiegen, und man hat ihm das um so höher angerechnet, als er sich dann, von seinem wissenschaftlichen Gewissen getrieben, gegen die Männer wandte, welche vor der Welt sonst als seine Freunde galten; aber hundert Gelegenheiten haben sich geboten, wo er beiseite stand und, wie er wohl als armer Judenknabe schon getan hatte, die Angreifer und die Spötter mit einem leisen Lächeln oder einem Worte feiner Ironie abwies. Einer seiner intimen Schüler und Bewunderer, Jacobi, hat doch von ihm gesagt, er habe, vielleicht durchdrungen von der Bedeutung des persönlichen Christentums, nicht hinlänglich den Wert eines geltenden öffentlichen Bekenntnisses geschätzt, als Stütze für die Schwachen, noch die Anregungen der Frömmigkeit, welche daraus hervorgehen könnten. Wenn man diese Haltung auch nicht gerade als eine Scheu vor dem Bekennen anzusehen braucht, so bleibt es doch merkwürdig, daß Neander in einer Zeit, welche auf die Neubildung des Dogmas, sei es in der alten Form oder mit Anlehnung an die philosophischen Systeme des Zeitalters, hindrängte, sich an den dahinzielenden Bestrebungen nie recht von Herzen beteiligt hat. Schleiermacher und Marheineke schrieben ein jeder seine Dogmatik, De Wette bemühte sich, das Zentraldogma unserer Religion von dem Erlösungstode Christi in einer fast heterodoxen Weise zu deuten, und rang sein ganzes Leben hindurch, das System des christlichen Glaubens mit den aus dem spekulativen und historischen Bewußtsein der Epoche sich ergebenden Ideen und Tatsachen ins Gleichgewicht zu bringen: Neander hingegen hat allezeit sich der Systematik fernzuhalten gesucht. In der Vorlesung hat er sie behandelt, aber eine Dogmatik hat er, der in der Geschichte der Dogmen zu Hause war wie kein anderer, niemals geschrieben. Und er hielt sich nicht etwa deshalb zurück, weil er als Historiker an die Unvereinbarkeit des Entwickelungsprinzips mit der Idee des Absoluten geglaubt hätte; denn seine Geschichtsauffassung ruhte ja gerade darauf, das Wunder als das Agens der Kirchengeschichte zu erweisen, den Geist Gottes als das herrschende und fortentwickelnde Prinzip in jedem

Wellenschlage der Zeit darzustellen. Aus der subjektivsten Quelle, dem persönlichsten Gefühl, der eigensten Hingabe des Herzens an Gottes Allmacht und Güte entsprang ihm vielmehr die Auffassung der Geschichte und der Entschluß, darin die Aufgabe seines Lebens zu suchen. Und in der Empfindung, die sein Innerstes bewegte, die sein Leben gestaltet, die ihn aus dem Judentum hinweg in den Schoß der Kirche geführt hatte, wurzelte jene Abneigung, zu den dogmatischen Schlagwörtern die Stellung zu nehmen, welche die Zeit forderte, weil sie kämpfen wollte. Es ist eine Auffassung der Geschichte, für welche das Prinzip der Entwickelung, insofern es als ihr innewohnend gedacht wird, nicht existiert: ganz analog der Entwickelungslosigkeit, die wir in Neander selbst wahrnahmen. Hat er doch sein inneres Ziel fast noch eher erreicht als sein äußeres, so jung er war, als er auf das Katheder gelangte. Schon 1809, mit zwanzig Jahren, war er im Grunde fertig, wie tief er auch seitdem in die halb verschütteten Schächte der kirchlichen Überlieferung hinabgestiegen sein, wie viele Schätze des Wissens er aus ihnen zu Tage gefördert haben mag. Und wenn er im Julian noch einen Mann schildern, ja fast lieb gewinnen konnte, der durch seine Stellung zur Philosophie und zur Kirche seinen Biographen an die eigene Entwickelung in ihrer Verwandtschaft wie in ihrer Gegensätzlichkeit erinnern mochte, so führte gleich die nächste seiner Schöpfungen, die Biographie des heiligen Bernhard, der Idealgestalt seines Glaubens, ihn zu dem Mittelpunkte seiner von den Wallungen des religiösen Gefühls durchdrungenen Auffassung hin. Dieser protestantische Kirchenhistoriker ist niemals dazu gekommen, der Welt eine Geschichte Luthers oder irgendeines der Reformatoren zu schenken. Über das vierzehnte Jahrhundert führt seine Kirchengeschichte nicht hinaus, und nicht etwa deshalb, weil er den ungeheuren Stoff nicht hätte bewältigen können. Wo er einmal aus dem 16. und 17. Jahrhundert ein Thema für seine Geschichtsschreibung wählte, waren es Männer, wie Theobald Thamer oder Pascal, deren Religiosität an die Grundempfindung in ihm selbst erinnert, und in keiner Epoche bewegte er sich lieber und mit größerem Gefühl der Sicherheit und Zugehörigkeit als in den Jahrhunderten, da die Kirche noch in den Kämpfen gegen den Staat als die verfolgte und duldende Gemeinschaft der Gläubigen dastand: während ihm die neue Epoche, die Zeit, in welcher die kirchlichen Ideen sich in die sozialen und politischen, die sittlichen und wissenschaftlichen Anschauungen des modernen Lebens umsetzten, man darf sagen im Innersten verschlossen blieb.

Auf den gleichen Ideen beruhte die Wirkung, welche von Neander ausgegangen ist. Seine Fernwirkung erstreckt sich nicht weit; für uns bedeutet sein Werk kaum mehr als das Johannes Müllers, der gleich ihm, so viele Quellen er gelesen, dennoch niemals eine ediert oder kritisch gewürdigt, wohl aber die Mitwelt durch seine historischen Gemälde bezaubert hat. Die Verachtung, welche Neander der profanen, oder, wie er zu sagen liebte, der panthei-

stischen Auffassung der heiligen Geschichte entgegenbrachte, hat sich an ihm selber gerächt. Das Leben Jesu von David Friedrich Strauß, das er als das Produkt einer frivolen Gesinnung, als eine leichtfertige und frevelhafte Profanierung des Heiligen, als Beleidigung und Zerstörung des religiösen und sittlichen Gefühls bezeichnete, ist eins der stärksten Glieder geblieben in der seit Semler bis heute ununterbrochenen Kette von Forschungen, welche sich durch keine Schranke der Konfession und der Überlieferung hemmen lassen und keine anderen Gesetze anerkennen, als die dem Erkennen selbst gesetzt sind. Neanders Versuch hingegen, das Leben Jesu zu erzählen, möchte heute wohl auch bei denen kaum Anerkennung finden, welche noch immer die Hoffnung hegen, die Herrschaft des alten Glaubens und die Ergebnisse der Wissenschaft miteinander aufrecht halten zu können. Weder sein Julian noch sein Bernhard von Clairvaux finden heute Gnade vor den Augen der Fachgelehrten, und jede Seite seiner Kirchengeschichte müßte, so lautet das Urteil eines unserer Führer auf dem Gebiete der Kirchengeschichte, umgeschrieben werden. Die objektiven Mächte, die Neander ignorierte, haben sich auch in der Kirchenhistorie durchgesetzt. Niemand dürfte in ihr die soziale, die politische, die nationale Umwelt außer acht lassen und die Geschichte der dogmatischen Systeme und ihrer Verfassungen, die unter dem Namen der Kirche zusammengefaßt werden, anders auffassen denn als ein Stück der Geschichte des römisch-hellenischen Kulturkreises und der auf ihm erwachsenen romanisch-germanischen Völkerwelt.

Aber seinen Zuhörern, den zukünftigen Hirten der Kirche, in die er eingetreten war, brachte Neander, wonach sie verlangten. Kein Theologe des damaligen Deutschlands kann sich an Einfluß auf die theologische Jugend mit diesem stillen Gelehrten messen, der sich ängstlich gegen die kämpfende Welt abschloß und nur über seinen Büchern oder im Verkehr mit seinen jungen Freunden zu leben vermochte, auch Hengstenberg nicht, geschweige Schleiermacher, dessen Geschick es war, der Anreger von Strömungen zu sein, die, kaum erstarkt, sich gegen ihn wandten und ihn zur Seite drängten. Zu Schleiermacher sich bekennen war bereits zu seinen Lebzeiten eine Gefahr geworden und ward es immer mehr, je dichter die Kolonnen wurden, welche die Orthodoxie in die Sprengel der preußischen Landeskirche vorschob; es gehörten dazu der Mut und die Freiheit des Geistes, welche der große Theologe in einem Leben des Kampfes bewährte. Aber auch Hengstenberg, so straff er die Zügel in der Hand hielt und so nützlich es für einen jeden, der auf eine Kanzel hoffte, war, ihn zum Freunde zu haben, hat sich keines ähnlichen Anhanges erfreut. Er fand Gehorsam und Nacheiferung — Neander aber schlugen die Herzen in Liebe und Dankbarkeit entgegen. Gerade seine Abgeschlossenheit gegen die Welt, die doch nicht Parteilosigkeit war, die Freundlichkeit, mit der er einen jeden, der sich an ihn wandte, aufnahm, und dabei doch die Festigkeit seiner Überzeugung und die persönliche

Wärme seines Glaubens, dem seine breite Gelehrsamkeit und sein unermüdliches Forschen nur ein um so stärkeres Relief gaben, dazu das Jugendlich-Enthusiastische, das von ihm ausstrahlte, woben zwischen ihm und seinen jungen Anhängern ein Band, das über die Grenzen des Trienniums hinausführte und sie für das Leben zu seinen Jüngern machte. So hatte er bereits den Bund mit den Jugendfreunden aufgefaßt: als ein Ebenbild, ja als die Darstellung der Kirche selbst, welche, wie er an Chamisso schreibt, die Sinnvereinten unter dem Kreuze Christi und dem Anschauen seiner Herrlichkeit zusammenschließe. Die alten Freunde freilich hatte er verloren; der Nordstern war erloschen. Schwerlich hat Neander mit Koreff, dem Stifter des Bundes, der nun Jahre hindurch sein Kollege war, Beziehungen angeknüpft; sowie er auch mit Chamisso, den er erst in Berlin Aug' in Auge sah, kaum noch zusammenkam. Mit Varnhagen war er längst auseinander; wie groß die Kluft geworden war, welche beide in den Berliner Jahren trennte, zeigt das Charakterbild, welches der verbitterte und medisante Literat von dem Jugendfreund, der seinen eigenen Namen trug, entworfen und das dann die Indiskretion der Nichte aus seinem Nachlaß zutage gefördert hat. Sieveking und Wilhelm Neumann blieben wohl Neander erhalten; aber auch sie hat das Leben von ihm hinweggeführt, und auf die Probe ist die alte Freundschaft zwischen ihnen nicht mehr gestellt worden. Um so zahlreicher waren die Jungen, die sich um ihn sammelten. Mit jeder Studentengeneration fügte sich ein neues Glied an die Kette dankbarer Verehrer, die den „Gottesfreund" umschloß, darunter nicht bloß Hengstenbergs Gefolgsleute, wie die streitbaren späteren Führer der pommerschen Orthodoxie, ein Meinhold, Wangemann und Euen, sondern auch manche von denen, die von Schleiermacher herkamen und das „johanneische Element" an Neander lieben lernten, wie der mildgesinnte und in freier Frömmigkeit verharrende Traugott Vogt, Professor an der Universität und Prediger an St. Marien zu Greifswald. Diese Beziehungen zu unterhalten und zu pflegen, darin fand der Weltentfremdete, der kaum das Organ besaß für alles, was das Leben schmückt, ein Glück, das ihn über jedes Ungemach und die Not des Tages hinaushob. Die Schönheiten der Natur, welche dem romantischen Geschlecht so viele neue Zauber offenbarte, blieben ihm ebenso verschlossen wie künstlerische Genüsse. Landschaften wie die von Salzburg und Heidelberg ließen ihn kalt; er hat nie ein Konzert besucht, geschweige Oper oder Schauspiel. Zu seinen Reisen, deren Ziel gewöhnlich ein Badeort war, den der Schwächliche aufzusuchen genötigt war, mußte die Regierung ihn fast zwingen; Nicolovius gebrauchte wohl im Komplott mit dem Hausarzt — es war in den ersten Jahren der alte Geheimrat Berends — dazu die List, ihm die Unterhandlungen mit auswärtigen Kollegen oder eine Inspektion der Schul- und Kirchenverhältnisse in der Provinz aufzutragen, für die er ihm die Reisediäten verschaffte; und das Schönste für Neander war es dann, wenn er unterwegs eine Bibliothek fand mit Büchern, die er daheim nicht hatte, oder den

Heidelbergern für ein paar Monate den Kodex mit den Predigten Bertholds von Regensburg entführen konnte. Ein Spaziergang zur bestimmten Stunde vor dem Brandenburger Tor war die einzige Abwechslung, die er sich zwischen seinen Studien gönnte. Jedermann kannte da den kleinen jüdischen Herrn, der am Arme seiner Schwester mehr hing, als daß er sie führte, mit seinen hohen Stiefeln und seinem grünen Oberrock oder dem verschlissenen Mantel, den Hut ganz in den Nacken gedrückt und unter den schwarzen, buschigen, fast drohenden Augenbrauen in wunderlichem Gegensatz dazu ein Paar blöde, halbgeschlossene Augen und die gelben faltigen Züge mit ihrem freundlichen, weltverlorenen Lächeln.

Wie stark sind doch in alledem die Kontraste zu Schleiermacher, der, wie zart gebaut auch sein Körper sein mochte, dennoch mit beiden Füßen im Leben stand, und dem nichts, was menschlich war, fremd war. Ihm schenkten Natur und Kunst alle ihre Offenbarungen. Nichts Besseres gab es für ihn als das Reisen; Jahr um Jahr strebte er hinaus, sei es nun unter die Buchen und an den Strand von Rügen oder an den Rhein und in die Berge; bis in die Alpen hat er seine Ferienfahrten ausgedehnt. Das ganze deutsche Vaterland hätte er kennen lernen mögen, sowie er es tief im Herzen trug. Mit der gleichen Freiheit und Sicherheit, jedem überlegen, bewegte er sich in der Gesellschaft, wie unter seinen Studenten und Kollegen, und wenn er vor seiner Gemeinde auf der Kanzel stand. Wie leicht und anmutig floß ihm die Rede von den Lippen, wenn er bei seinen vornehmen Freunden, der Gräfin Voß oder dem Prinzen August, an der Tafel saß und das Mahl durch seine immer geistreich gewählten Worte oder einen fein zugespitzten Scherz würzte. Wie nachdrücklich und unbekümmert konnte er den hochgeborenen Gegnern entgegentreten, die ihm in Staat und Kirche die freie Entwickelung, der sein Streben galt, zu hemmen drohten, und die zu reizen ihm gerade dann Freude machte, wenn sie die Macht, die sie besaßen, gegen ihn persönlich kehrten.

Noch größer aber war der Gegensatz, in dem De Wette zu Neander stand. Seit der Väter Gedenken war das Geschlecht, dem er entstammte, mit der protestantischen Welt verwachsen. Um ihres Gottes willen hatten seine Ahnen ihre Heimat, die Niederlande, in der spanischen Zeit verlassen. Vater und Großvater waren Pastoren gewesen, und recht im Herzen des protestantischen Deutschlands, in Thüringen, mit dessen Höfen und Städten sich das Andenken an die Blütezeit des protestantischen Geistes verband, in der klassischen Luft von Weimar, war er aufgewachsen, in einer Umgebung, in der die konfessionellen Grenzen freilich unbestimmter geworden waren als irgendwo, die protestantische Weltanschauung aber dennoch unerschüttert geblieben war. Kant und Herder waren die Genien, die dem Geiste De Wettes das Gepräge verliehen. Dazu kam in Jena der Einfluß seiner Lehrer Griesbach und Paulus, um seiner Theologie eine Richtung zu geben, die den Tapferen geradeswegs hin zu den zentralen

Fragen führte, in denen das historische und das dogmatische Bewußtsein verknüpft waren und auf deren Lösung die wissenschaftliche Tendenz des Zeitalters unwiderstehlich hindrängte. Im Weiterschreiten hat auch er vor den Konsequenzen, die ins Bodenlose zu führen schienen, Halt gemacht und eine Verbindung zwischen der historischen Tradition und den Ewigkeitswerten der christlichen Religion gesucht, welche er in den Kräften des Gemütes und des ästhetischen Empfindens zu entdecken glaubte. Die Einwirkung seines Freundes Fries führte ihn in diese Richtung. Aber wie er, auch hierin dem Lehrer folgend, den Kantischen Boden darum nicht zu verlassen glaubte, so empfand er noch immer aufs stärkste den Gegensatz gegen die pietistische Strömung, auf die er in Berlin stieß und von der ihm auch Schleiermacher allzusehr ergriffen zu sein schien. Anfangs hatte er den Kampf mutig aufgenommen; er glaubte noch, die Studenten für sich gewinnen zu können. Aber seit dem Kriege mußte er wohl bemerken, daß jene Tendenzen stärker waren als er, und konnte sich nicht mehr verhehlen, daß Schleiermacher ein entschiedenes Übergewicht über ihn gewann, während er selbst bei der wachsenden Frömmelei immer mehr in Mißkredit kam. Seine Schrift „De morte Christi expiatoria", welche er der Breslauer Fakultät zum Dank für die ihm verliehene Doktorwürde im Kriegsjahre widmete und welche das Erlösungswerk Christi als die Tat eines Menschen hinstellte, der sich seiner Idee zum Opfer brachte, als Freiheitskämpfer gleichsam für das Reich Gottes, regte nicht bloß die kirchlichen, sondern auch die regierenden Kreise gegen ihn auf. Unter den Kollegen hielten Böckh und Rühs zu ihm; sie standen ihm wenigstens gegen das modische Kokettieren mit den Katholiken kräftig bei, während Savigny zu seinen Verketzerern gehörte, und Schleiermacher, wie es sich bei der Berufung Hegels zeigte, auch im Senat dominierte.

Friedrich Lücke und sein Göttinger Kreis.

Da führte der Eintritt Dr. Friedrich Lückes in die Fakultät im Sommer 1816 eine Wendung herbei. Lücke kam von Göttingen, aus dem Kreise junger Dozenten und Doktoren, von dem wir bereits Lachmann, Brandis und Heinrich Ritter kennen gelernt haben, die im Laufe desselben oder des nächsten Jahres nach Berlin übersiedelten. Auch Klenze und Mitscherlich gehörten zu ihnen, und eine Reihe sonst bekannt gewordener Namen, an der Spitze Josias Bunsen, der durch seine glänzende Erscheinung die Bewunderung seiner Kommilitonen erregte. In der Mehrzahl waren es Philologen; aber auch die Juristen unter ihnen, wie Klenze und Seuffert, und die Theologen, wie Wilhelm Hey, der Fabeldichter, der sich in allen deutschen Kinderherzen eine Stätte erobert hat, besaßen philologische Neigungen. Klenze zum Beispiel könnte ebensogut als Philologe angesprochen werden wie als Jurist, und nicht minder hat in Heinrich Ritter das philologisch-historische Element vor dem spekulativen immer den Vorrang gehabt; Lücke selbst hatte in Halle als Philologe promoviert. Außer Hey gehörte noch ein Dichter zu ihnen, Ernst Schulze, der Sänger der „Bezauberten

Rose". Er galt als der eigentliche Poet des Bundes; aber auch die andern, bekannt ist es ja vor allem von Lachmann, liebten es, sich bei den Musen zu Gast zu laden. Preuße war kaum einer, aber auf nord- oder mitteldeutschen und, wie sich versteht, protestantischen Schulen waren sie alle gebildet. So Hey und mit ihm der Jurist Agricola unter Jacobs' ausgezeichneter Leitung auf dem Gymnasium zu Gotha;[1] Bunsen war Waldecker, Schulze, Brandis und Klenze Hannoveraner oder Hildesheimer; Lachmann und sein Freund G. T. A. Krüger kamen aus Braunschweig von dem Katharineum, das eben erst unter Heusinger reformiert war. Lachmann freilich hatte altpreußisches Blut in seinen Adern; sein Vater war ein Altmärker, seine Mutter die Tochter eines preußischen Majors, eine von Loeben aus Magdeburg, und erst ein Jahr vor seiner Geburt, 1793, waren die Eltern von der Pfarre des Vaters in der Altmark nach Braunschweig berufen worden. Lücke war in dem Magdeburgischen daheim, Sohn eines Brauers in Egeln; in Magdeburg auf dem Dom war er erzogen. Aber als Preuße wuchs auch er nicht auf, sondern, wie die meisten seiner Freunde, als Untertan König Jérômes; und ebendies war der Grund, weshalb er in Halle studiert und darauf in Göttingen als Repetent und Dozent in der theologischen Fakultät seine Laufbahn begonnen hatte. Hier aber erreichte ihn und seine Freunde die von Königsberg und Berlin herkommende nationale Woge, welche das ephemere Reich, in dem ihre Heimatländer aufgegangen waren, überflutete und wieder auseinanderriß. Einzelne von ihnen, so Lachmann, Klenze und Ritter, ließen sich fortreißen und trugen noch die Waffen gegen Frankreich. Alle aber wandten ihre Blicke nach Preußen, das von neuem in Waffen und Wissenschaft der Nation voranschritt. Und so sind sie, während die Professoren, die Hofräte der Georgia Augusta, die Auswanderung nach Berlin verschmähten, zum guten Teil an unsere Universität gekommen oder doch, wie Bunsen, in den preußischen Staatsdienst getreten. Stürmer und Dränger waren sie nicht. Wie sehr sie auch für Vaterland und Freiheit glühten, hatten sie doch alle eine konservative Ader, die auch in ihrem späteren Leben mehr oder weniger hervorgetreten ist. Von der romantischen Strömung waren auch sie ergriffen, aber ihre angeborenen protestantischen Empfindungen wurden dadurch nicht erstickt, und gegen die reaktionäre Richtung der spezifisch preußischen Gruppe, der Gerlachs und ihrer Genossen, schlossen sie sich ab; die Kreise und die Interessen, welche jene vertraten, lagen ihnen von Haus aus fern: ihre Vorliebe für Preußen war niemals stärker als ihr gesamtdeutsches Empfinden. Schärfe der Kritik war nicht durchweg ihre Sache, wenigstens nicht bei denen, die, wie Bunsen, Brandis und Lücke, sich in Regionen bewegten, welchen die in Kirche und Staat vorwiegenden Ideen angehörten; selbst Lachmann, bei weitem der stärkste Kopf unter ihnen, der Meister der Philologie,

1) Auch ein Sohn von Jacobs, der aber Mediziner war, gehörte dem Kreise an.

zumal auf ihrem eigensten Felde, der Textkritik, hat sich, wie eng er sich an die Quellen anschloß und wie streng er die Audacia und Temeritas in der Kritik verurteilte, gelegentlich von Gedankengängen beherrschen lassen, die nicht ausschließlich auf dem Boden wissenschaftlicher Beobachtung gewachsen waren. Oder kann man es leugnen, daß an seiner Hypothese über die Entstehung des Nibelungenliedes der Wunsch des Patrioten, in dem nationalen Heldenliede das Zusammenwirken des ganzen Volkes wiederzufinden, ihren Anteil gehabt hat? Hat er sie doch schon bei seiner Habilitation, nachdem er kaum den Waffenrock ausgezogen, der Berliner Fakultät vorgelegt.

Lücke habilitiert sich; vermittelt zwischen Schleiermacher, De Wette und Neander.

Träger dieser Anschauungen mußten in den Kreisen der Savigny, Solger und Schleiermacher willkommen sein. Daher sind sie — auch von Lachmann darf das trotz des vereinzelten Widerspruchs von Bekkers Seite gelten — gern an unserer Universität aufgenommen worden. So auch Lücke, als er sich im Mai 1816 zur Habilitation in der theologischen Fakultät meldete; aufs rascheste wurde er auf dem neuen Boden heimisch. Vor allem zu Schleiermacher trat er sogleich in nahe Beziehung. Alles riß ihn an dem großen Theologen hin, sein Wissen, sein Geist, seine Predigt, das Leben in seiner Familie und mit den Freunden, bei denen er von ihm alsbald eingeführt ward. Aber auch mit den anderen Ordinarien suchte Lücke in Verbindung zu kommen, wie es ja für ihn, der sich erst eine Stellung in der Fakultät gewinnen wollte, natürlich genug war. Mit Marheineke freilich wollte es auch ihm nicht glücken. Neander dagegen, der ihm nur um ein paar Jahre voraus war und, wie schon bei Twesten, seinerseits das Bedürfnis fühlte, den jungen Dozenten für sich zu gewinnen, nahm ihn aufs beste auf, und bald entwickelte sich zwischen ihnen, ohne daß sich Lücke auf Neanders Boden hinüberziehen ließ, eine herzliche Freundschaft, welche niemals unterbrochen worden ist. Die Gegensätze zwischen Schleiermacher und Neander ließen sich allerdings nicht ausgleichen. Aber unter dem Einfluß des geschickten Vermittlers traten auch sie mit der Zeit zurück, und in bezug auf den jungen Kollegen wurden beide von dem gleichen Wohlwollen geleitet. Besser gelang es Lücke bei De Wette. Sein eigenes Verhältnis zu diesem war bis dahin recht unbestimmt und schwankend gewesen; anfänglicher Begeisterung über die freisinnige und idealistische Behandlung des Christentums, die jener in seinen Erstlingsschriften bewiesen, war schon in Göttingen die Ernüchterung gefolgt, und bei einem persönlichen Zusammentreffen auf der dortigen Bibliothek war er dem Berliner Kollegen sogar recht kühl begegnet. Jetzt änderte sich dies sehr rasch. Auch De Wette hatte, vereinsamt und verketzert wie er war, naturgemäß das Bedürfnis, Lücke an sich heranzuziehen und ließ ihn bald in vertrauten Stunden merken, ein wie warmes Herz ihm unter der Hülle eines scheinbar kalten und skeptischen Verstandes schlug. Auch ihm ergab Lücke sich nicht; auf ihren Spaziergängen, an denen Böckh oft teilnahm, waren sie

unaufhörlich im Streit; aber die Ehrlichkeit De Wettes und sein Unwille über alles frömmelnde Wesen imponierten dem jungen Theologen außerordentlich. Hierin aber fand er Schleiermacher ganz auf seiner Seite. Schon 1816 war dieser mit Lücke darin einig, daß man in De Wette einen Mann besitze, der dem Zeitstrom furchtlos und wahrhaft protestantisch entgegenarbeite.[1] Auch sonst gab es manches, was Schleiermacher zu De Wette hinziehen mußte. Schon daß er der Sieger in dem Streit um die philosophische Professur war, konnte ihn dem Frieden geneigt machen. Weder im Kolleg noch im Senat hatte er De Wette noch zu fürchten, und in der Fakultät konnte es ihm nur erwünscht sein, einen Bundesgenossen zu gewinnen. Aber auch in ihren wissenschaftlichen Interessen und in ihren Überzeugungen standen sie einander näher, als sie in den Zeiten des Kampfes selbst hatten annehmen mögen. Beide waren Übersetzer; das Werk, das Schleiermacher an Plato vollendete, hatte De Wette für die Heilige Schrift selbst unternommen; und die kritische Richtung, die in diesem überwog, ward doch auch in Schleiermacher durch seine dogmatische Richtung nicht ganz in den Hintergrund gedrängt. Selbst in ihrer Philosophie waren sie am Ende gar nicht so weit voneinander, wie es nach der Kritik, welche Fries an Schleiermacher geübt hatte, scheinen mochte. So völlig wie bei Neander waren bei Schleiermacher die Zusammenhänge mit der Aufklärung doch nicht zerrissen und der Anschluß von Fries an das Kantische System nicht so eng, daß er, dessen Erziehung ebenfalls in Herrnhut wurzelte, lediglich als Vertreter eines gefühlsarmen Rationalismus hätte gelten können. Viel stärker war jedenfalls der Gegensatz, in den alle drei sich gegen die wissenschaftsfeindliche Richtung der regierenden Kreise gedrängt sahen. Wir sahen schon, wie sehr der Kampf das Element war, in dem Schleiermacher sich wohl fühlte, welch einen Reiz gerade die Gefahr auf den Tapferen ausübte. Eben jetzt hatte er sich eines alten Berliner Kollegen, Heindorfs, gegen die Schmähungen Wolfs angenommen. Schon begann auch der liturgische Streit, in dem seine scharfe Feder ihm so viele neue und hochgestellte Gegner erwecken sollte, und in dem er das Wort ergriff, obschon er wußte, daß er damit gegen ein persönliches Werk des Königs vorging. Er war bei Hof bereits so übel angesehen, daß die Geschwister und die Kinder des Königs nicht mehr in seine Predigt kommen durften. So ward denn die Brücke von dem geschickten Vermittler rasch gebaut. Schleiermacher war es, der zuerst die Hand dem Rivalen entgegenstreckte. Im April 1817 widmete er De Wette seine Lukaskritik. Er selbst hat dies als eine Kriegserklärung gegen die gemeinsamen Feinde bezeichnet. „Was ich von De Wette halte“, schreibt er an Blanc, „das werden Sie wohl am besten aus meiner Zu-

Schleiermacher und De Wette werden Freunde.

1) So Lücke selbst in dem Brief an Bunsen vom 3. November 1816, auf den hier überhaupt verwiesen sein mag.

eignung vor dem Lukas sehen. Er ist freilich sehr neologisch, aber er ist ein ernster, gründlicher, wahrheitsliebender Mann, dessen Untersuchungen zu wirklichen Resultaten führen werden und der vielleicht auch für sich selbst noch einmal zu einer anderen Ansicht kommt. Da er so mannigfaltig verlästert und verklatscht wird, so habe ich es für meinen Beruf gehalten, auch hier den Handschuh aufzunehmen. Sie werden, denke ich, auch daraus sehen, daß das Herz noch frisch ist. Deshalb aber tut es immer wohl, von den Freunden Liebe und Treue zu verlangen; denn das erhält eben Freunde.“ Auch in der Widmung verschwieg er die dogmatische Differenz nicht; aber gerade dadurch bewies er, daß es der Wille, gegen den Geist der Gegner zu protestieren, war, der ihn auf die Seite des verfolgten Kollegen brachte. De Wette selbst war anfangs, im Hinblick auf Fries, nicht ganz wohl dabei; er meinte, sich bei dem Freunde fast darüber entschuldigen zu müssen, und bekannte ihm ganz offen, daß er es mit Rücksicht auf seine Stellung nicht habe umgehen können: sein Wirkungskreis habe sich dadurch offenbar erweitert, und er habe jetzt sogar Schleiermacherianer unter seinen Zuhörern in der Dogmatik. Aber schon im Dezember schreibt er von dem Neugewonnenen in einem viel wärmeren Ton: „Dieser Mann wird mir überhaupt alle Tage liebenswerter, und ich halte ihn gar nicht für so weit entfernt von uns, als es nach seiner Methode scheint.“ Und wieder sehen wir, daß es doch vor allem die Gemeinsamkeit der politischen Überzeugung war, was sie so eng aneinander schloß, wenn er in demselben Brief von Schleiermacher und Lücke sagt, sie seien die einzigen, welche die Handlung auf der Wartburg und zumal auch das Auftreten von Fries selbst vollkommen billigten, während er sonst in Berlin nichts als mißbilligende Urteile darüber höre.

Es verstand sich, daß nun auch De Wette die neue Freundschaft durch eine Widmung öffentlich bestätigte. Er brachte als Gegengeschenk im Jahre 1818 seine biblische Dogmatik in der zweiten Auflage, und die herzlich gehaltene Zuschrift zeigte, wie nahe er dem früheren Gegner bereits gerückt war. Niemand war darüber glücklicher als der junge Dozent, dem das Friedenswerk gelungen war. Auch er suchte seine Stellung vor der Welt durch die Widmung von Schriften zu bezeichnen. Nachdem er im November 1816 Neander seine Homiletik dediziert hatte, überreichte er ein Jahr darauf an dem Tage des Reformationsfestes Schleiermacher seine Ausgabe der Apologie Melanchthons, deren Vorrede übrigens eine scharfe Absage gegen die rationalistische Theologie enthielt. Schleiermacher war tief gerührt, als er die Aufschrift las: „Friedrich Schleiermacher *τῷ θεολόγῳ*“; die Tränen traten ihm in die Augen: „Das ist zu viel, Lücke“, rief er aus, „das ist zu viel!“

Anträge der Majorität für Lückes Beförderung.

Unter solchen Umständen hätte es dem jungen Gelehrten an der Universität nicht fehlen können, wenn ihm das Ministerium mit dem gleichen Wohlwollen begegnet wäre wie die Mehrheit der Fakultät. Aber der Beifall Schleiermachers

und De Wettes war bei der in den oberen Regionen herrschenden Stimmung keine Empfehlung mehr; längst war der König argwöhnisch geworden, und hierauf hatte der Minister, auch abgesehen von seiner persönlichen Ranküne gegen Schleiermacher, Rücksicht zu nehmen.[1] Hinzukam, daß Marheineke sich offen zur Wehr setzte, als die Fakultät am 2. April 1817 einen Antrag auf Beförderung des jungen Kollegen zum Extraordinarius, zunächst ohne Gehalt, bei dem Minister einreichte. In einem Separatvotum erklärte er, daß er Lücke, dessen Lehrgabe er schätze, überall ein gutes Fortkommen wünsche, nur nicht in Berlin. Er leugnete gar nicht, daß es die in der Fakultät herrschende Verschiedenheit der Lehre sei, woran er Anstoß nehme. Wenn die Mehrheit unter anderm bemerkt hatte, man dürfe nicht zulassen, daß ein so tüchtiger Mann wie Lücke durch eine Beförderung nach auswärts der Universität und dem Lande entzogen werde, so machte Marheineke dagegen ein Argument geltend, durch das er gerade auf Schuckmann Eindruck machte. Er fragte, ob es wirklich Grundsatz des Ministers werden könne, allen Privatdozenten an der Fakultät, an der sie sich bildeten, eine Anstellung zu geben. Dann müsse man darin ja die Absicht erkennen, die bisherigen Mitglieder allmählich in eine höchst unerwünschte Untätigkeit zu setzen. Eben dies Argument machte sich der Minister zu eigen, als er am 10. April den Antrag der Fakultät zurückwies: das Ministerium wünsche nicht den Grundsatz aufzustellen, daß der Eintritt in eine Fakultät als Privatdozent den Anspruch auf eine außerordentliche Professur gewissermaßen begründe. Die Mehrheit der Fakultät glaubte, den Kampf darum nicht aufgeben zu müssen. Sie hatte, ohne bei dem Minister darum anzufragen, Lücke für das Sommersemester die Leitung der einen Unterabteilung des theologischen Seminars übertragen. Unter Hinweis hierauf wiederholte sie am 24. April die Bitte, ihm das Extraordinariat zu geben: „Die Fakultät hat bisher geglaubt, daß das hohe Ministerium sich nicht bloß von der Rücksicht auf das, was unumgänglich notwendig sei, leiten lasse, sondern auch durch das, was zur höheren Vollkommenheit der Universität führe. Nun aber gehört es zu dieser freilich nicht kärglich abzumessenden Vollkommenheit einer Fakultät, daß auch für Nebenfächer außerordentliche Professoren angestellt sind.“[2] Schuckmann aber ließ sich nicht vergewaltigen. Es gelang wohl Nicolovius, der sich dabei auf Neanders Zeugnis berief, für dessen Schützling eine Remuneration von 400 Talern herauszuschlagen; die Professur jedoch ward ihm verweigert, und zwar mit dem Ausdruck des Befremdens, daß die Fakultät einem Privatdozenten einen Teil des Unterrichts im Seminar, dem Reglement dieser Anstalt zuwider, übertragen habe. Der Minister befahl, die Einrichtung sofort abzustellen und das Geschäft einem

1) Daß dies Schuckmann wesentlich bestimmt hat, geht aus einem Schreiben von Nicolovius an ihn im Sommer 1817 hervor.

2) Auch diesmal hatte Marheineke sein Separatvotum beigelegt, in dem er den Wunsch, Lücke für eine andere Universität zu reservieren, lediglich wiederholte.

der dazu berechtigten ordentlichen Professoren zu übertragen. Trotz wiederholter Bittgesuche blieb Lücke die ersehnte Stelle verschlossen; erst im Sommer 1818 brachte ihm die Gründung der rheinischen Universität das Amt, und zwar nun sogleich das Ordinariat.

Lücke geht nach Bonn.

14. Abschluß der Statuten. Reformationsfest. Abgang Schuckmanns.

Wir bemerkten bereits, daß der Krieg die Publikation der Statuten unterbrochen hatte, nachdem sie im Januar 1813 nahe vor der Veröffentlichung gestanden hatten. Im Herbst 1813 wurde freilich, nachdem der Entwurf von Kircheisen mit einigen Änderungen zurückgekommen war, wieder daran gearbeitet und im Januar 1814 eine neue Abschrift gemacht, aber erst im Herbst dieses Jahres war Uhden abermals so weit, um den Entwurf in das Kabinett zu bringen. Am 8. November befahl er, eine neue Reinschrift zur Vorlage an den König anzufertigen, und am 24. Januar 1815 erhielt die Universität davon Mitteilung, mit dem Bemerken, daß dieselbe Seiner Majestät nach deren Rückkehr von dem Kongreß in Wien vorgelegt werden würde. Nun aber hatte man an der Universität so viele neue Erfahrungen gesammelt, daß Rektor und Senat darum den Entwurf noch einmal zur Prüfung zurückzuerhalten wünschten; der Aufschub, so versprachen sie, würde nur unbedeutend sein. Am 23. März gewährte ihnen dies der Minister. Wenige Tage darauf brach der Krieg von neuem aus und verursachte abermals eine Unterbrechung des großen Werkes. Auch die Universität kannte jetzt ihren früheren Eifer nicht mehr, so daß sie diesmal sogar vom Ministerium unter dem 6. Februar 1816 an ihr Versprechen, ihre Ausstellungen einzureichen, erinnert werden mußte. Der Senat ließ es hierauf nicht mehr an sich fehlen. In einer außerordentlichen Sitzung, am 21. Februar, ward der Entwurf verlesen und wurden die Mitglieder aufgefordert, ihre Ausstellungen in die nächste Senatssitzung mitzubringen; der Entwurf ward bis dahin zur Einsicht ausgelegt. Am 11. März 1816 wurden alle diese Gutachten dem Ministerium unterbreitet. Wir wollen nur einige Punkte herausheben. Der wichtigste betraf die Reduzierung des Senats, und dieser fand den stärksten Widerspruch. Nicht weniger als 15 Unterschriften hatte das Gutachten, das Solger dagegen aufsetzte. Die Opponenten sahen in der neuen Bestimmung eine Beeinträchtigung der Ansprüche, welche ein jeder Ordinarius kraft der in seinem Amte liegenden Verpflichtung auf die Teilnahme an den Angelegenheiten der Universität als Korporation habe, und leugneten die Nachteile, welche der alten Einrichtung nachgesagt wurden: Weitläufigkeit der Geschäftsführung, Mangel an Geschäftskenntnissen und reger Mitwirkung bei den Geschäften; gerade das Gegenteil habe der Verlauf der letzten Jahre bewiesen. Ein anderer Protest, ebenfalls von Solger aufgesetzt und mit zahlreichen Unterschriften versehen, richtete sich gegen das Ehrengericht,

Die Regierung zögert den Abschluß jahrelang hin.

das seinen Zweck völlig verfehlt habe; denn die Duelle seien dadurch nicht beseitigt, bei der Studentenschaft selbst finde es keinen Beifall, und die Stellung der Beisitzer in dem Gericht sei überhaupt falsch konstruiert. Dieser Widerspruch, den Rudolphi schon bei der Einreichung des Kommissionsentwurfs erhoben hatte, fand im Ministerium Beifall; das Ehrengericht wurde gestrichen, während die Bestimmung über den Senat in der von den Kommittierten angeratenen Form in die Verfassung der Universität aufgenommen ward.[1] In dem Begleitschreiben brachten Rektor und Senat noch einige besondere Anliegen zur Sprache. So die Bitte, den Vorgänger des Rektors nicht als Exrektor, sondern logisch berechtigter als Prorektor zu bezeichnen, da unter einem Exrektor jeder Vorgänger begriffen werden könne; und als den Wunsch eines Teiles ihrer Mitglieder, von dem Antrag der Kommittierten in ihrem Begleitbrief vom 12. Juli 1812, welcher den Ordinarien einen besonderen Rang und Abzeichen gegenüber den Extraordinarien hatte beilegen wollen, abzusehen, dagegen eine Amtskleidung einzuführen; nur dürfe diese keine Ähnlichkeit mit einer Uniform haben und bloß bei feierlichen Gelegenheiten getragen werden. Auch die Einführung eines zweiten öffentlichen Universitätsaktes in das Grundgesetz der Universität trugen sie im Namen einzelner Kollegen vor. Die Amtskleidung war, wie wir uns erinnern, schon von der Einrichtungskommission vorgeschlagen, damals noch als Uniform mit dem Galanteriedegen; es ist bezeichnend für die allgemeine Abwandlung in den Anschauungen, daß man jetzt die der bureaukratischen Ordnung des alten Staates entsprechende Kleidung perhorreszierte und ein dem korporativen Charakter der Universität analoges Festkleid haben wollte, ähnlich wie in der Studentenschaft in diesen Jahren der altdeutsche Rock als das dem Burschen geziemende Gewand aufkam. Im Ministerium fand dieser Wunsch kein Gehör. Nur die Theologen hatten, schon 1814, auf ihre Bitten die Tracht ihrer geistlichen Amtsbrüder, den sogenannten Lutherrock nebst Barett, für die Festakte annehmen dürfen. Aber erst Friedrich Wilhelm IV. hat, seiner Vorliebe für germanisch-genossenschaftliche Traditionen entsprechend, den Talar allgemein eingeführt. Auch der Dies academicus ward nicht statutenmäßig festgesetzt; es blieb bei dem einen in II, § 12 festgesetzten Akte des Rektorwechsels. Aber wie bereits seit 1811 der Geburtstag des Königs jährlich gefeiert worden war, so ist es in Zukunft geblieben; und als diese Feier sich mit dem Antritt des neuen Regenten verschob, ward der 3. August als der Tag des Stifters festgehalten.

Nachdem die Regierung sich in den Besitz der Revision des Senates gesetzt hatte, schlug sie wieder ihr gewöhnliches Tempo ein. Am 1. April 1816 ließ Uhden den durch die neuen Anträge der Universität abermals veränderten Entwurf den Direktoren Süvern und Nicolovius vorlegen, die ihn in wenigen Tagen,

1) Für alles Nähere verweise ich auf den Urkundenband, wo die Vota abgedruckt sind.

ohne Weiteres hinzuzufügen, passieren ließen. Am 2. Mai befahl er eine neue Abschrift des revidierten Statutes und unterbreitete sie gegen Ende des Monats dem Minister, in dessen Kabinett dieselbe von neuem, vielleicht weil der Sommerurlaub dazwischen kam, für Wochen und Monate ihre Ruhe fand. So ging der Geburtstag des Stifters, der schon vor 6 Jahren als Tag der Inauguration ausgewählt worden war, und auf den diesmal die Universität wirklich fest gerechnet hatte, noch einmal vorüber, ohne daß sie die ihre rechtliche Existenz sichernde Grundlage erhielt. Ein Vorgang, der um so unfaßbarer ist, als die Breslauer Universität, welche ein volles Jahr nach unserer Hochschule gegründet war, und deren Statuten, abgesehen von den durch lokale Verhältnisse bedingten Unterschieden, wie ihre katholische Fakultät und anderes, Wort für Wort von den unsrigen abgeschrieben waren[1], jenen Tag mit der feierlichen Verkündigung ihrer Gesetze begehen durfte. Welche Stimmung diese offenbare Zurücksetzung in den Kreisen unserer Universität hervorrief, bemerken wir an dem Anschreiben, das der Senat hierauf an den Herrn Minister richtete und das Schleiermachers, des Rektors, spitze Feder verrät. Mit teilnehmender Freude, so heißt es darin, hätten Rektor und Senat aus den öffentlichen Blättern von der Feier in Breslau vernommen. Aber es sei doch schmerzlich, daß sie selbst der seit dem 11. März fest gehegten Hoffnung, in den Besitz ihrer Statuten zu kommen, abermals beraubt seien. Aufs dringendste wiederholen sie ihre alte Bitte: damit endlich alle noch schwebenden Verhältnisse festgesetzt und überall in der literarischen Welt der Glaube an das feste Bestehen dieser Anstalt begründet werden möge. Vom 24. August ist diese Eingabe datiert; als Praesentationstermin ist von Schuckmann der 3. September angegeben, und darunter von Uhden am 5. September das gebräuchliche „ad Acta“ geschrieben! Dennoch hatte diesmal der Brandbrief des Senates gezündet. Noch an demselben Tage befahl Uhden die abermalige Reinschrift, „auf demselben Papier wie das für die Universität in Breslau gebrauchte“; am 9. Oktober verfaßte er eigenhändig den Bericht an den König, dessen Weitschweifigkeit jedoch die Hand des Ministers stark verkürzte; und am 1. November hatte man im Ministerium endlich die am Tage vorher vollzogene Unterschrift des Königs in Händen. Damit aber war auch die Energie bereits wieder erschöpft, und die Universität hat noch ein volles Halbjahr auf die Übergabe an sie selbst warten müssen. Um Neujahr erhielt der Rektor, es war Link, mündlich von dem Minister die Kunde, daß die königliche Gegenzeichnung erfolgt sei. Daraufhin trug der Senat die Bitte vor, für die Übergabe der Statuten einen öffentlichen Akt zu veranstalten, um die Wichtigkeit der Handlung dadurch zu ehren: über das Programm der Feierlichkeit wolle er keine Vorschriften machen;

1) So daß also Schleiermacher, Savigny und Böckh auch die Väter der Breslauer Statuten geworden sind.

nur die Öffentlichkeit bitte er dringend festzusetzen, damit sowohl die Studenten als das übrige Publikum, welches sich für die Universität interessiere, daran teilnehmen könnten. Aber gerade die Öffentlichkeit ward im Ministerium nicht gewünscht. Das gäbe, so lautete die Antwort, der Sache ein zu feierliches Gepräge. Der Minister wünschte vielmehr, daß die Universität, Lehrer und Studenten, ganz unter sich, in einer geschlossenen Versammlung die Statuten erhalte. Indem er sein persönliches Erscheinen zusagte, forderte er den Senat auf, einen Tag auszuwählen. Der Senat äußerte sich am 22. Februar — man wird geneigt, an Ironie zu glauben — „tief gerührt“ durch diesen erneuten schmeichelhaften Beweis des Wohlwollens Seiner Exzellenz für die Universität und schlug, um eine möglichst große Zahl von Studenten dabei zu haben, einen Termin zu Anfang des Sommersemesters vor: Sonnabend, den 26. April, und zwar vormittags, da dieses dem Herrn Minister wohl am liebsten sein werde. Unverhältnismäßig rasch, schon am 6. März, erfolgte die zustimmende Antwort: um 11 Uhr an dem genannten Tage werde der Minister sich mit den Räten der zweiten Abteilung nach dem großen Auditorium begeben.[1]

Die Feier der Übergabe am 26. April 1817.

So ging der Akt, der von der Einrichtungskommission unter Nicolovius', Uhdens und Süverns Mitwirkung als eine große, der Bedeutung des Moments entsprechende Inaugurationsfeier gedacht war, unter Ausschluß der Öffentlichkeit, als ob er in aller Welt niemand etwas angehe, in Szene. Fürwahr, wenn irgendetwas die Ansicht Steins und Humboldts über diesen Chef der Unterrichtsverwaltung, daß er ein Erzphilister sei, rechtfertigte, so war es diese Anordnung.

Dem internen Charakter entsprach die Form der Feier. Musik wurde dabei nicht gemacht, und es wurde nur lateinisch gesprochen. Uhden, der die Statuten dem Rektor überreichte, fand Gelegenheit, seine Übung in dem klassischen Idiom zu beweisen. Dann feierte Böckh mit fein geschliffener Eloquenz die Bedeutung des Tages, an dem sich vollende, was der König in den Tagen tiefsten Unglücks ausgesprochen und angestrebt habe.[2] Er wies auf das Ziel aller Bildung hin,

1) Indem der Senat seine „unbegrenzte Dankbarkeit“ über dieses Wohlwollen am 10. April wiederholte, äußerte er nur noch den einen Wunsch, daß der Sekretär aus dem Original die allerwichtigsten Abschnitte öffentlich verlesen dürfe, und erbat sich zur Auswahl derselben das Konzept. Daß dieser Vorschlag im Ministerium keinen Beifall fand, ist nicht weiter zu verwundern. Uhden hatte recht, wenn er in seinem Votum meinte, ein solches Herlesen werde die Feier, bei der die Rede allein schon eine Stunde ausfülle, nicht gerade erhöhen, zumal in dem durchkälteten Saal und bei dieser Witterung, welche den Rheumatismus nur zu fördern geeignet sei. Er schlug vor, daß Professoren und Studenten die Statuten in ihrem Zusammenhang für sich läsen; was dann die Billigung des Ministers fand und demgemäß dem Senat mitgeteilt wurde.

2) Noch einmal begegnen uns hier in lateinischer Form die Worte von Memel: „Sed regem sapientissimum, cum artium sedem, quae hodie dedicatur, conderet munifice et supellectile sat ampla instrueret, accepimus nihil aliud propositum habuisse, quam ut viribus armorum fractis et comminutis, imperii finibus dimidio angustioribus, re publica hosti atrocissimo obnoxia malisque innumeris vexata et afflicta, animi vires, quibus omnia vincuntur, excitaret, confirmaret, corroboraret.“

den himmlischen Funken in der Seele des Menschen, der in der Nebelwelt des materiellen Seins verdunkelt sei, zu seiner ursprünglichen Schönheit wieder zu erwecken: „Haec vis divina potest mortales in summo sapientiae gradu collocare: haec dux virtutis, haec vitae gubernatrix: huc est quidquid agimus dirigendum.“ Nur in sich selbst sieht die Wissenschaft ihr Ziel, die Freiheit ist ihr Element. Hier ist die Quelle, die Werkstatt alles Schönen, hier werden Schätze erworben, welche weder durch Diebe geraubt, noch durch Brand vernichtet, noch durch irgendeine Wendung des Geschickes uns entrissen werden können. Von hier aus nehmen Treue, Gerechtigkeit, Besonnenheit ihren Anfang. Hier werden die starken Charaktere gebildet, welche sich durch das Unglück nicht niederschlagen lassen, weil sie das Wechselspiel des Zufalls zu verachten gelernt haben, welche sich nicht schrecken lassen durch die Herrschaft der Tyrannen, welche durch keine Gewalt und nicht einmal durch die Schrecken des Todes sich dahin bringen lassen, von dem Pfade der Pflicht abzuweichen. Der Freiheit dient die Wissenschaft, die Freiheit ist der Odem ihres Lebens! Nimm ihr diese, binde sie an feste Vorschriften, und du wirst den Menschen das Licht ihrer Augen rauben! Dann fällt der Blick des Redners auf den Tyrannen, der vor wenigen Jahren Europa geknechtet hatte, „den Feind des Menschengeschlechts, der, um die Wissenschaft, um die Freiheit der Geister, die ihm gefährlich war, zu unterdrücken, nicht nur die Lehrer in die Bande harter Disziplin schlug, sondern, damit er durch Teilung herrschen könne, die Philosophie, die Theologie, die Rechtslehre, die Heilkunde auseinanderriß, sowie das Handwerk des Webers von dem des Schusters oder Zimmermanns getrennt ist; deshalb zerlegte er die Universitäten in einzelne Schulen und an getrennte Orte, und verbannte die freien Künste gleichsam auf einsame Inseln, er, der jetzt selbst auf dem Felsen im Ozean altern muß.“[1] Und weiter führte ihn die Erinnerung zurück zu den großen Jahren der Kämpfe und Siege, deren Zeugen und deren Mitkämpfer selbst er zu seinen Füßen sah, zu den Opfern des großen Krieges, den 42 Söhnen der Alma Mater, welche diese Güter mit ihrem Blute erkauft hatten, und zu den Kollegen, welche diesen Tag der Weihe nicht mehr erlebten, Willdenow und Fichte, Reil und Klaproth: „haec lumina litterarum, quorum nomen per ora hominum volat, memoria pectoribus nostris consignata est, invidet nobis fortuna vel ipsis hunc diem.“ Auch der gewissen Erwartung gab er Ausdruck, daß, solange der König, solange der Minister, solange sie, die Lehrer und die Schüler

1) Ich kann es nicht unterlassen, die großartigen Sätze, gegenüber deren lateinischer Form jede Übersetzung versagt, hier zu wiederholen: „Igitur hostis generis humani, ut litteras, ut libertatem animorum sibi periculosam opprimeret, non solum doctores disciplina rigida cohibuit, verum etiam, ut dividendo imperaret, philosophiam, theologiam, juris doctrinam, artem medicam voluit sejunctas esse, sicuti opificium textorium a sutorio et fabrili divisum est; hinc universitatem litterariam in scholas singulas locis separatas dispertivit, artesque quasi in insulas seposuit: qui nunc ipse in saxo Oceani consenescit.“

selbst leben würden, die Freiheit in unserer Universität ihre Stätte haben werde. Daß sie bedroht sei, erkennt er an. Aber er mag nicht an diesem Tage von Dingen sprechen, welche Schmerz und Trauer erwecken könnten. Preußens Geist, den freien Geist Friedrichs des Großen ruft er, wie einst in den Tagen der Unterdrückung, an als die Schutzgewalt der hohen Schulen.

Wenn etwas über den Mangel an äußerem Schmuck und über die Dürftigkeit der Anordnung dieses Festes hinwegheben und diese Stunde zu einer wirklichen Weihestunde machen, ihr Würde und Charakter geben konnte, so war es diese Rede, in der noch einmal alle die großen und reinen Gedanken, die Schmerzen und die Triumphe jener unvergeßlichen Jahre widerhallten. Dennoch können wir es dem Redner nicht verargen, wenn er zum Schluß der Feierlichkeiten gedachte, mit denen einst Halle, die letzte Universitätsgründung des Hohenzollerschen Herrscherhauses vor der Gründung Berlins, ins Leben getreten war. An der Hand der Darstellung, welche der alte Christoph Cellarius auf Befehl Kurfürst Friedrichs entworfen hatte, gab er eine Schilderung jener glänzenden Inaugurationsfeier, bei der der Kurfürst, umgeben von seinen Ministern und Ständen und einer glänzenden Schar von Kavalieren, persönlich die Einweihung vollzogen hatte, unter dem Geläut der Glocken, dem Donner der Kanonen, mit Gottesdienst in der Kirche und einem glänzenden Festakt in der Aula; der Kurfürst selbst hatte damals den Prorektor auf das Katheder hinaufgeleitet und ihm die Insignien seines Amtes, Purpurmantel und Zepter, Schlüssel, Album und Siegel ausgedeutet. Es war eine Kritik, welche dadurch nichts an Schärfe verlor, daß der Redner sich dagegen verwahrte, als wolle er durch den Vergleich die eigene Feier hervorheben oder auch umgekehrt in ihrer Dürftigkeit eine Verachtung der Wissenschaften erblicken, und daß er die Einfachheit des Aktes in der wissenschaftlichen Würde wie in der außerordentlichen Bescheidenheit des Königlichen Herrn wie des Ministers selbst zu erkennen vorgab. Schuckmann wird wohl von der Ritterakademie zu Brandenburg her genug Latein behalten haben, um die Worte des Redners zu verstehen und ihren Sinn herauszuhören.

Um dem Tage einen Abschluß zu geben, vereinigten sich am Nachmittage sämtliche Professoren und Dozenten zu einem Diner in der Börse, zu dem auch die Minister und die lehrenden Mitglieder der Akademie Einladungen erhalten hatten. Auch diese Feier hielt sich in den Grenzen, die der Feier am Vormittag sowie der Bescheidenheit damaliger Lebensverhältnisse entsprachen — das Kuvert kostete einen Taler.[1]

Zwei Tage darauf wurde in einer außerordentlichen Versammlung des Senates, zu der auch die außerordentlichen Professoren und die Privatdozenten berufen waren, von dem Sekretär, einer Verfügung des Departements entsprechend, die

1) Siehe Senatsprotokoll vom 23. April 1817.

Statuten verlesen.[1] In derselben Sitzung ward der Antrag an das Ministerium beschlossen, den Gesamtsenat bis zum 1. August, als dem durch die Statuten festgesetzten Wahltermin für die Mitglieder des Senates, noch in seiner Wirksamkeit zu lassen, was ohne weiteres genehmigt wurde (8. Mai). Auch die Anfrage, wie es mit dem Druck der Statuten gehalten werden sollte, ob sie lediglich in der Gesetzsammlung Aufnahme finden oder im Abdruck zur Verteilung an sämtliche Lehrer gelangen sollten, ward entgegenkommend beantwortet; 500 Exemplare der Statuten und 200 Abdrucke der in Abschnitt VI enthaltenen Studentengesetze wurden dem Senate überliefert.[2] Hieran hat sich dann noch eine höchst unerfreuliche Erörterung zwischen Universität und Departement geknüpft. Bei der näheren Durchsicht des Abdruckes stieß man nämlich im Senat auf eine ganze Anzahl teils formaler, teils sachlicher Irrtümer, die oft sehr erheblich waren. Die Bitte, diese nachträglich zu korrigieren, war allerdings reichlich spät, und den Herren im Ministerium kann man es kaum verdenken, wenn sie höchst unwirsch zur Antwort gaben, daß man darauf wohl früher hätte aufmerksam werden sollen. Die Entschuldigung des Senates, daß man ja leider das Ganze nur einmal im Zusammenhang habe vorlesen hören, war kaum stichhaltig, da man doch bei der ersten Prüfung im Februar Zeit genug gehabt hatte, um auch auf kleinere Irrtümer zu achten. So ist es also gekommen, daß jene Errata, deren wir gedachten, z. B. die sinnentstellende Verwechselung der ordentlichen mit den außerordentlichen Professoren in Paragraph 8 des 2. Abschnittes, geblieben und von einer noch unaufmerksameren Nachwelt Generation für Generation übernommen worden sind.

Solche Vorfälle konnten das Verhältnis zwischen Departement und Universität nicht verbessern, zumal da jenes auch in anderen Fragen, die dem Senat am Herzen lagen, aus seinem Schneckengang nicht herauszubringen war. Vergebens hatte der Senat am 23. April darum ersucht, die längst versprochene goldene Kette mit dem königlichen Medaillon und ebenso die Zepter einer der aufgehobenen Universitäten, Wittenberg oder Erfurt, um die ebenfalls vorlängst gebeten war, für die Feier auszuhändigen. Die Kette ist erst am 20. Oktober für das Reformationsfest verliehen worden, und die Zepter sind gar erst ein Jahr später, lange nach dem Abgange Schuckmanns, an die Universität gelangt; es waren die von Erfurt, prächtige Gebilde der altdeutschen Goldschmiedekunst,

1) Siehe das Senatsprotokoll vom 29. April; die Verfügung vom 22. April, K. M. I, 6, I.

2) Von Jena her war die Bitte ausgesprochen worden, dorthin ein Exemplar der Statuten mitteilen zu wollen, da man die eigenen danach umzuarbeiten wünsche. Auch dies geschah mit Bewilligung des Ministeriums, doch lehrt ein Vergleich der beiden Statuten, daß jene Absicht nicht zur Ausführung gekommen ist. Dagegen sind die Berliner Gesetze auch in diejenigen von Bonn hineingearbeitet worden, jedoch im Gegensatz zu den Breslauer Statuten mit vielen Abweichungen und Zusätzen, welche für den Umschwung in der inneren Politik seit 1817 und für Altenstein selbst ungemein charakteristisch sind.

auf denen Böckhs lateinische Inschrift pietätvoll ihres Ursprunges und der Widmung an die Berliner Universität gedenkt.

Krisis in der Regierung.

Schon aber waren die Tage des Ministers gezählt. Während er in Karlsbad Erholung suchte, ward seine Stellung erschüttert. Sein Abgang hing zusammen mit einer neuen, weitverzweigten Krisis des gesamten Staatslebens, in der die mannigfachsten Strömungen zusammentrafen. Den Hauptstoß führte kein Geringerer als Humboldt, der am 17. Juli seinen Einfluß bei dem Staatskanzler dafür einsetzte. Er forderte die Entlassung der drei Minister, welche sich dem Fortgang der Reformen widersetzten, des Justizministers von Kircheisen, des Grafen Bülow, der als Finanzminister durch seine Opposition gegen die Militärreorganisation Boyens die Großmachtstellung Preußens gefährde, und seines Nachfolgers im Unterrichtswesen, Schuckmanns. Schädige der eine, so führte er in bezug auf die zwei letztgenannten aus, die materiellen, so der andere die moralischen Kräfte des Staates; in ihren Ministerien sei ein bloßer Mechanismus und Ertötung alles Geistes an der Tagesordnung.[1]

Es war noch einmal ein Sieg der Richtung, welche in den großen Jahren die Führung gehabt hatte, aber Humboldt erreichte nur halb sein Ziel. Hardenberg suchte sich, wie er es gewohnt war, in der Mitte der entgegengesetzten Kräfte zu halten; er meinte, die Gegensätze dann am besten beherrschen zu können, wenn er sie in der Schwebe ließ; er beschränkte die Ressorts der angegriffenen Minister oder gab ihnen andere Zweige der Verwaltung, aber er ließ sie im Amt. Erst im Oktober, von Pyrmont aus, wo er das Bad gebrauchte, brachte er seine Anträge an den König. Wenn die Krisis sich dann noch einige Wochen hinzögerte, so mag dies des Reformationsfestes wegen geschehen sein, wozu der König und sein Volk sich in diesen Tagen rüsteten. Vom 3. November, dem Tage, an dem die Universität selbst das Andenken an das größte Erlebnis der Nation beging, datiert die Kabinettsordre, welche Schuckmann die Leitung der geistigen Interessen des Staates aus den Händen nahm. So ward die Saekularfeier selbst die letzte Gelegenheit, die den Minister mit der Universität zusammenführte.

Die Gedächtnisfeier der Universität an die Reformation, 3. November 1817.

War für die Übergabe der Statuten eine Winkelfeier beliebt worden, so ward das Gedächtnisfest an die Reformation um so würdevoller gestaltet. Eine glänzendere Versammlung hatte die Aula seit dem Bestehen der Universität in ihren Mauern noch nicht gesehen. Man sah neben dem Chef der Unterrichtsverwaltung mit allen seinen Räten die Minister Graf Bülow, Kircheisen, Klewitz und Boyen, neben dem Oberpraesidenten von Heydebreck die Praesidenten des Kammergerichts und des Obertribunals, sowie den Oberbürgermeister; vor allem

1) Meinecke, Boyen II, 324.

aber füllten in ihren Talaren die Geistlichen Berlins beider Bekenntnisse die Reihen vor dem Katheder. Die lateinische Form ward auch für diese Feierlichkeit, strengster akademischer Tradition gemäß, innegehalten: es ward kein deutsches Wort zu Ehren des deutschen Reformators gesprochen; Reden und Gesänge waren lateinisch; selbst der Schlachtgesang Martin Luthers, der am Saekulartage selbst in allen Kirchen, und so auch vor 14 Tagen auf der Wartburg erklungen war, mußte sich die lateinische Verkleidung, welche Buttmann ihm gab, gefallen lassen[1]; und lateinisch war der Festbericht, der aus Böckhs Feder später erschien. Umgekehrt war es bei der studentischen Feier, welche am Nachmittage dem Festakte des Lehrkörpers folgte. Auch der Studentenschaft war die Aula eingeräumt worden, und die Professoren waren hier ihre Gäste; Reden und Gesänge waren deutsch, und aus den jugendlichen Kehlen scholl das deutsche „Ein feste Burg ist unser Gott". Ein Theologe, Schleiermachers Lieblingsschüler Ludwig Jonas aus Kottbus, hielt die Festrede, über den Zustand der deutschen Literatur vor und nach Martin Luther, ein anderer, Ferdinand August aus Prenzlau, hatte die Ode gedichtet, welche von der ganzen Versammlung gesungen wurde.[2] Aber der kirchliche Charakter war, wie für sämtliche Feierlichkeiten

1) Allerdings in einer Form, die sowohl die Kunst des Übersetzers als die unverwüstliche Kraft des gewaltigen Liedes offenbart, für dessen Inhalt wie Rhythmus die lateinische Form fast so gut geschaffen erscheint wie die deutsche. Auch bei der Säkularfeier der Augsburger Konfession ward das Lied in Buttmanns Übersetzung gesungen. Es möge hier nach dem Abdruck in Böckhs Festbericht folgen:

Chorus.

Arx firma Deus noster est,
Is telum, quo nitamur.
Is explicat ex omnibus
Queis malis implicamur.
Nam cui semper mos,
Iam ter terret [so] nos:
Per astum, per vim
Saevam levat sitim; .
Nil par in terris illi.

Populus.

In nobis nihil situm est,
Quo minus pereamus:
Quem Deus ducem posuit,
Is facit, ut vivamus.
Scin' quis hoc potest?
Jesus Christus est,
Qui dux caelitum
Non habet aemulum;
Is vicerit profecto.

Chorus.

Sit mundus plenus daemonum,
Nos cupiant vorare;
Non timor est: victoria
Nil potest nos frustrare.
Hem dux saeculi!
Invitus abi!
In nos nil potes,
Nam judicatus es,
Vel vocula te sternat.

Populus.

Hoc verbum non pessumdabunt,
Nec gratiam merebunt:
In nobis Christi spiritus
Et munera vigebunt.
Tollant corpus, rem
Mundique omnem spem:
Tollant! Jubilent!
Non lucrum hinc ferent;
Manebit regnum nobis.

2) Jonas, der Erbe des literarischen Nachlasses Schleiermachers, später Pfarrer zu St. Nicolai in Berlin; August bekannter Berliner Paedagog, seit 1827 Direktor am Köllnischen Realgymnasium.

dieser Tage, so auch jetzt auf das strengste festgehalten; ausdrücklich war es so vom König befohlen worden. Jede Beziehung auf die politische oder auch nur die nationale Bedeutung des Tages war unterdrückt. Die Bitte der Studierenden, einen Fackelzug am Abend des 31. Oktober veranstalten und eine Rede dabei halten zu dürfen, war, obschon der Senat sich dafür verwandt hatte, abgelehnt worden. Wie die Studentenschaft, so hatte auch der Senat für den Festakt am Vormittag zwei Theologen als Redner bestellt. Der eine war der Rektor selbst, Marheineke; offenbar war er schon mit Rücksicht auf das Fest an die Spitze der Universität gestellt worden.[1] Im Namen der Fakultät, wenn auch im Auftrage des Senats, hatte er die Gäste eingeladen, und er eröffnete die Feier mit dem geschwellten Pathos, das die Kollegen an ihm kannten. Dann bestieg Schleiermacher als Dekan seiner Fakultät das Katheder der Universität. An der Form seiner Rede hatte Böckh mit gefeilt; er hatte, wie Schleiermacher schreibt, „den Putz hineingebracht". Aber der Inhalt war durchaus das Eigentum und, wie wir hinzufügen dürfen, das Bekenntnis des neuen Reformators der deutschen Theologie. Vor wenigen Wochen hatte ihn die Berliner Geistlichkeit, zur Synode versammelt, ihm selbst zur Überraschung, zu ihrem Praesidenten gewählt. Von ihm stammte ihr Anschreiben an die Gemeinden Berlins mit der Bitte, das Reformationsfest durch eine gemeinsame Abendmahlsfeier zu begehen; am 31. Oktober war es geschehen, in Gegenwart des Königs hatten die Geistlichen und Beamten im Dom miteinander Brot und Wein genossen. Niemals vor- und nachher hat Schleiermacher mehr im Vordergrunde seiner Kirche und seines Volkes gestanden als in diesen Tagen der Gedächtnisfeier an die Reformation, deren Geist er mit dem Lebensinhalt seiner Zeit zu versöhnen bestrebt war. Es war die Höhe und zugleich die Peripetie seiner Wirksamkeit. Vor den Vertretern des Staates und der Kirche, im Namen seiner Fakultät sprach er den Sinn seines Lebens, den Grundgedanken seines Glaubens aus. Er erinnerte an die Wandlung, die in der Stellung der Mitwelt zu den höchsten Fragen des Daseins seit einem Jahrzehnt eingetreten war, und zu der er selbst den Anstoß gegeben hatte: wie das gegenwärtige Zeitalter aus der Skepsis und Irreligiosität, aus der Stumpfheit des religiösen Sinnes wieder erwacht sei, und wo die Gewähr sei eines lebendigen Fortschreitens für die göttlichen Gedanken — in der Freiheit des Wortes, des Lehrens und des Lernens liege die Bürgschaft; die Freiheit des Lesens und Schreibens werde mit Recht gefordert, weil erst sie dem Gedanken die allgemeine Wirksamkeit sichere. Aus dieser Freiheit, so führte er aus, erwuchs die Reformation der Kirche: für sie hat Luther gegen den Papst und, wenn es sein mußte, gegen

Schleiermachers Festrede.

1) Da Schleiermacher das Rektorat erst vor einem Jahre geführt hatte, mußte von ihm abgesehen werden. An De Wette war bei seiner Stellung zur Regierung nicht zu denken, und Neander trat nicht bloß wegen seiner Jugend hinter Marheineke zurück, sondern fiel überhaupt als Rectorabilis aus; er hat diese Würde niemals bekleidet.

seinen Fürsten und dessen Räte, gegen seinen Freund Spalatinus selbst gestritten; in der Verfassung, die Preußens König unserer Kirche jetzt gegeben habe, ist dieser Freiheit eine Stätte bereitet. Er beschwor die Hörer, es den Reformatoren gleichzutun in dem Eifer für den Aufbau der Kirche, und die Freiheit, die ihnen geschenkt sei, so zu gebrauchen, daß die rechte Einsicht in die göttlichen und menschlichen Dinge, die freie Lehre des Evangeliums für alle Zeiten gesichert und fortgepflanzt werde. Zum Schluß verkündigte er die Promotionen, welche die Fakultät vollzogen hatte. Es waren ihre ersten Ehrenpromotionen; nach langem Hader hatte sie sich auf drei Diener der Kirche geeinigt: Karl Immanuel Nitzsch, Professor und Prediger an St. Marien in Wittenberg, Justus Gottfried Hermes, den Pfarrer an St. Gertrauden in Berlin, und Geibel, den Vater des Dichters, in Lübeck.[1] Auch ein Preisausschreiben, eine Würdigung des Charakters Melanchthons auf Grund seiner Briefe, hatte die Fakultät zu Ehren des Tages erlassen: der Holsteiner Hermann Olshausen hatte sie gelöst; er erhielt die goldene Medaille, die dafür gestiftet war, und eine Ehrengabe von 10 Louisdors.

Als die Klänge des Ambrosianischen Lobgesanges, der Schleiermachers Rede folgte, verhallt waren, trat Schuckmann auf seinen Antagonisten zu und gab ihm auf seine Weise zu verstehen, wie er die Freiheit der Gedanken und des Wortes auffasse. Er brachte die Rede auf die Wartburgfeier, über die der Lärm in den öffentlichen Blättern soeben anging, und auf ein übles Nachspiel des Festes selbst, das am Abend des Haupttages, am 31. Oktober, im Berliner Opernhause bei der Aufführung einiger Szenen aus der „Weihe der Kraft“ von Zacharias Werner stattgefunden hatte. Schon hatte man im Kabinett sich mit diesen Vorgängen beschäftigt, und es sollten kaum 24 Stunden vorübergehen, bis der Senat erfuhr, was darüber in den hohen Regionen zusammengebraut wurde. Damit entfielen diese Angelegenheiten aber bereits der Hand Schuckmanns, und so müssen sie auch für uns jenseits der Grenzen dieses Kapitels bleiben, um in einem größeren Zusammenhange wieder aufgenommen zu werden.

1) Die Akten der theologischen Fakultät lassen uns einen Blick in die Kämpfe tun, welche die Nennung der drei verursachte. Für Nitzsch hatte sich, wie es scheint, besonders Schleiermacher eingelegt. Neben Nitzsch war zuerst Heubner genannt, und Hermes und Geibel, die, wie es scheint, von De Wette in Vorschlag gebracht wurden. Die Schwierigkeiten gingen besonders von Neander aus, der den Vorgeschlagenen nur dann seine Stimme geben wollte, falls die Fakultät sich mit ihm dahin vereinigen würde, auch den Senator in Frankfurt a. M. Herrn von Meyer aufzunehmen. Marheineke erklärte diesem Vorschlag gern beitreten zu wollen, was er damit begründete, daß er weniger auf den Geist und die Lehre des Herrn von Meyer als auf die theologischen Kenntnisse und Gelehrsamkeit desselben sehe; man unterschreibe doch nicht gerade alles, was er in seinen Bibeldeutungen vorgetragen habe, wenn man ihn zum Doktor mache. De Wette aber, dem Schleiermacher beitrat, erklärte, daß er diesem Mystiker, der unter anderem die Erschaffung der Schlangen nicht Gott, sondern dem Teufel zuschreibe, unmöglich seine Stimme geben könne. Und so hatte sich Neander schließlich gefügt, unter dem Vorbehalt freilich, daß die Promotion von Nitzsch, gegen den er sich besonders gesträubt hatte, auch bei ihm nicht die Gutheißung aller seiner Lehren in sich schließe.

Schuckmann selbst war noch ohne Ahnung seines Schicksals: erst am andern Tage und durch die Kabinettsordre selbst erfuhr er, daß er von der Leitung des Unterrichts und des Kultus entfernt und mit dem Departement des Berg- und Hüttenwesens beauftragt war. Wir haben dafür sein eigenes Zeugnis. „Sie werden", so schreibt er an Friedrich von Raumer in Beantwortung eines Briefes, den dieser ihm nach der Rückkehr von seiner italienischen Reise gesandt hatte, „nicht geahndet haben, daß Ihr Brief an mich vom 3. d. Mts. ein Valetbrief sei, an dem Tage geschrieben, an welchem meine Entfernung von dem Departement des Kultus und öffentlichen Unterrichts beschlossen ward. Damit Sie nicht glauben, daß ich das Unterirdische dem Überirdischen und den Dienst des Pluto dem des Apoll vorziehe, muß ich Ihnen sagen, daß ich an dieser Veränderung absichtlich nicht den mindesten Anteil habe, sondern so wie das Publikum am 4. damit überrascht worden bin." Der Minister verbarg es nicht, daß er auf das tiefste indigniert sei. In einem zweiten Briefe an Raumer, in dem er ihm für ein Wort der Teilnahme dankte, sprach er es aus: „Eben weil ich mir bewußt bin, nicht eitel zu sein, mache ich die Grimasse nicht, als sei der Beifall verständiger Männer mir gleichgültig; so wenig als ich je mein Tun als eine um den Beifall aller buhlende Allmannshure prostituieren werde. Jedes Übel hat auch sein Gutes. Die Indignation schafft nicht bloß Verse, sondern auch Veranlassungen zu freimütigen Äußerungen." An den König selbst hatte er sich mit der Anfrage gewandt, ob Mißfallen über seine Amtsführung die Ursache sei, und ihm in diesem Falle sein Amt zur Verfügung gestellt. Aufklärung erhielt er von dort nicht, aber in sehr gnädigen Worten, wie er schreibt, ward ihm das Gegenteil versichert. Er selbst war nicht im Zweifel, wem er seine „Relegation von den Schulen und Universitäten" verdankte: dem Manne, der ihm an dem letzten Tage seiner Amtstätigkeit auf dem Katheder der Universität gegenübergestanden hatte, und seinen Freunden, den „Bündlern", welche den Staatskanzler nach ihrem Willen gelenkt hätten. So hat er es noch nach Jahren gegen seinen Parteigenossen, den Fürsten von Wittgenstein, ausgesprochen.[1] „Der gute Staatskanzler" schreibt er, „wurde immer dahin getrieben, den Ministern den

Schuckmann muß sein Amt mit dem Berg- u. Hütten-Departement vertauschen

1) An Wittgenstein Berlin 20. April 1823. Königl. Hausarchiv. Rep. XLIX. Acta des Fürsten Wittgenstein, betr. die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens. Eigenhändig; mit der Rückgabe eines reaktionären Aufsatzes über die Schulgesetzgebung, zu dessen Grundsätzen er sich, wie er schreibt, schon als Minister bekannt habe. „Ich würde die dargelegten Ansichten und Erinnerungen sehr loben, wenn dies nicht zugleich auch auf Selbstlob hinausliefe; denn da schon vor mehr als zehn Jahren ein allgemeines Schulgesetz von einer Seite aus den hier gerügten Gesichtspunkten eifrig betrieben ward, so habe ich gerade aus denselben in der Anlage angeführten Gründen als damaliger Chef ein solches Produkt nicht aufkommen lassen, und wenn man derartige Grundsätze in einige Schulgesetze einschwärzen wollte, sie mit dicker Feder weggestrichen. Daher wurde auch zu gleicher Zeit, als ich zum Jubel der Schleiermacher und Konsorten so freundlich von den Schulen und Universitäten relegiert wurde, eine Immediatkommission zur Einführung eines allgemeinen Schulreglements bestellt." Danach die im Text zitierten Worte.

Kappzaum anzulegen, unterdessen die Bündler ihn daran führten, ihm die Zügel eines Steckenpferdes in die Hand gaben und ihn glauben machten, daß er sie daran in seiner Gewalt habe.“ Er glaubte, wie er an Raumer schreibt, mit dem Bewußtsein scheiden zu dürfen, das Gute ohne Einseitigkeit und Befangenheit mit ganzer Seele gewollt zu haben. „Und werden alle, die mit regem Eifer an der Veredlung der Menschen und den Rechten der Wissenschaft arbeiten, wie Sie, von meiner innigsten Teilnahme, solange ich lebe, begleitet sein.“ Seine akademischen Gegner hofften, daß sein neues Amt ihn fortan von ihnen fernhalten werde, und im Hinblick auf dasselbe wandten sie den Vergilischen Vers auf ihn an: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.“[1] Sie sollten bald erfahren, daß der „halsstarrige relegierte Schulmeister“ noch immer, zumal nachdem er das Departement der politischen Polizei zu seinem neuen Ressort hinzubekommen hatte, Gelegenheit genug finden würde, um ihnen Steine in den Weg zu werfen und mit seiner schweren Faust in die Kämpfe einzugreifen, welche die Geister der oberen Welt, denen die Universität diente, gegen die andringenden finsteren Gewalten zu bestehen hatten.

1) Schleiermacher an Arndt, 9. Dezember.

378.43 U-B515 L575G v.1
c.1 Lenz # Geschichte
der Koniglichen Friedrich
OISE
3 0005 02004501 2

378.43
U-B515
L575G
v.1
Lenz
Geschichte der Koniglichen
Friedrich-Wilhelms-Universitat

378.43
U-B515
L575G
v.1
Lenz
Geschichte der Koniglichen Friedrich-
Wilhelms-Universität zu Berlin -
Gründung und Ausbau